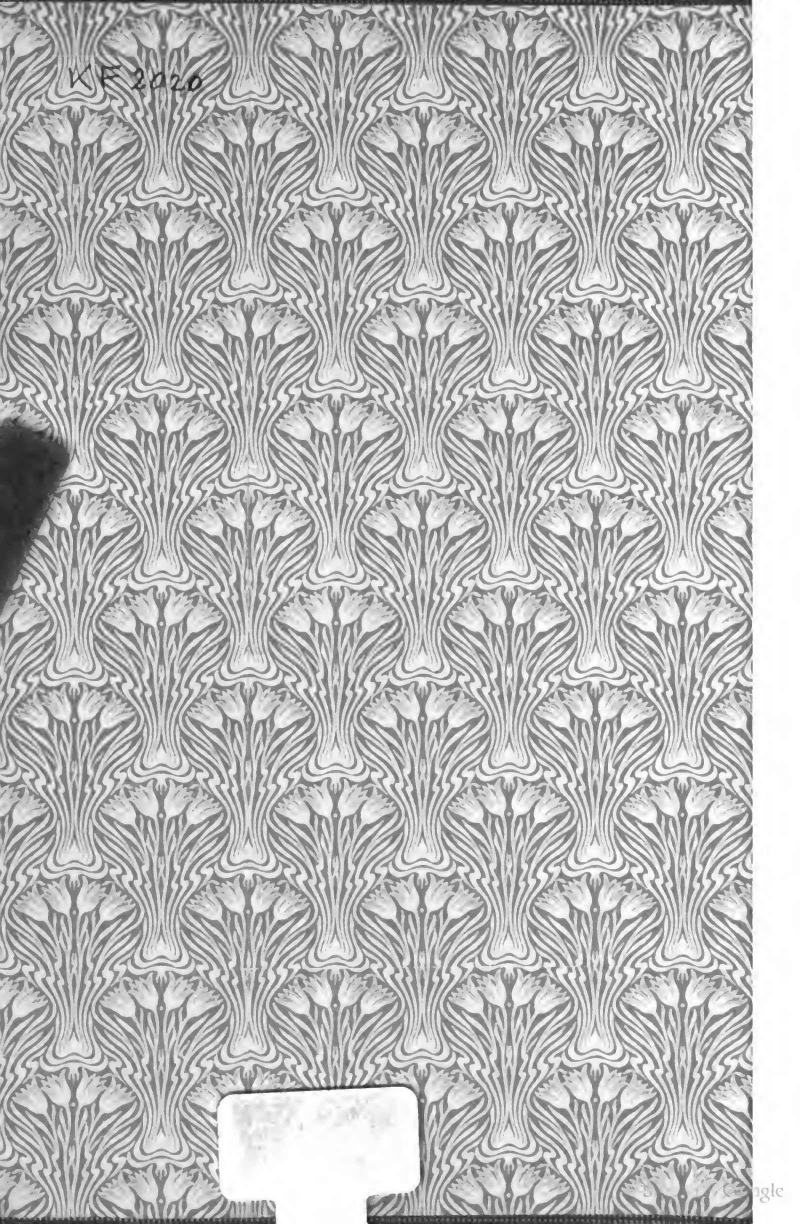
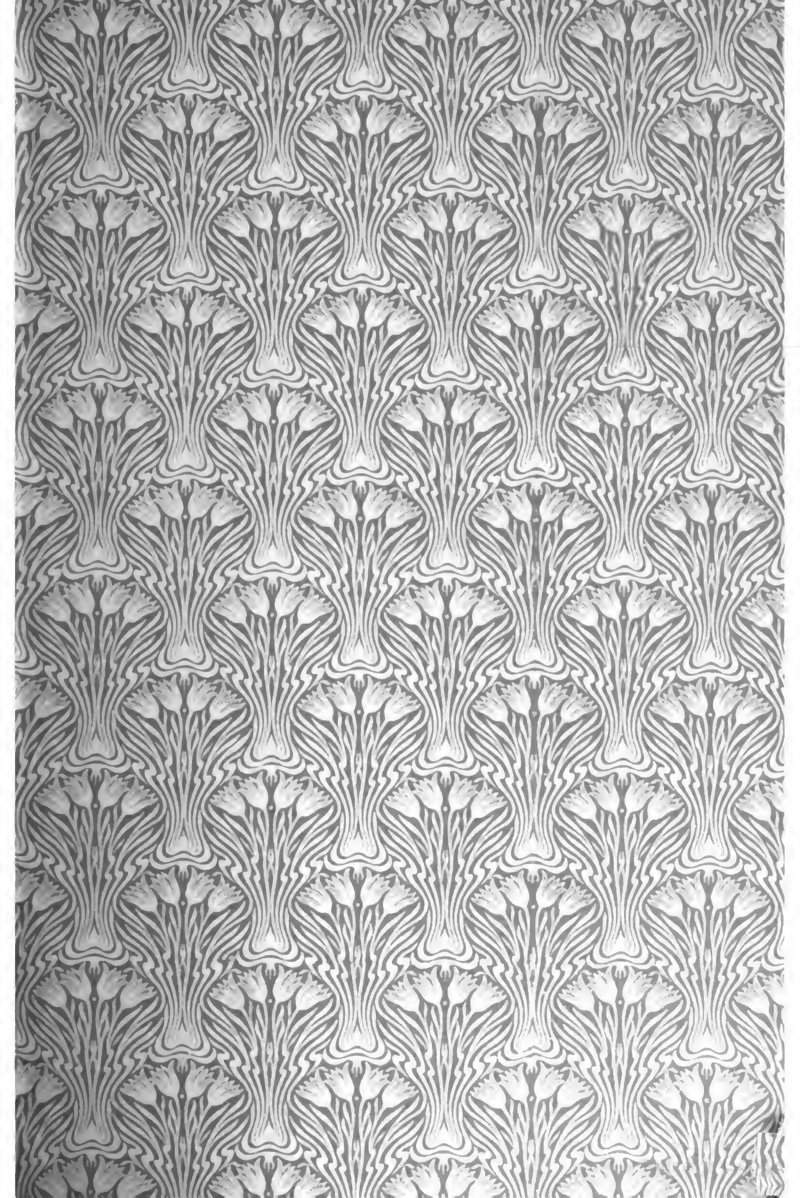


Im äussersten osten

Charles Henry Hawes





Im äußersten Osten.



Ein Orotschonenweib.

c

Im äußersten Osten.

Von Korea über Wladiwostok nach der Insel Sachalin.

Reisen und Forschungen unter den Eingeborenen und russischen Verbrechern

von

Charles H. Hawes.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen.

Mit 87 Illustrationen und 5 Karten.



Berlin 1905

Verlag der Kgl. Hofbuchhandlung Karl Siegismund.


HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Den großen und allmächtigen Geistern

Pal ni vookh und Tol ni vookh

bringe ich mein Opfer
mit diesen Zeilen dar.



Vorrede.

In den letzten zwei Jahrzehnten sind viele Bücher über Sibirien erschienen, von welchen man die meisten einer von zwei Kategorien zuweisen kann; die früher erschienenen Werke kann man der etwa mit „Verbannten-Literatur" zu bezeichnenden Klasse überweisen, die späteren den „Skizzen von der sibirischen Eisenbahn."

Das vorliegende Werk gehört teilweise zu beiden dieser Klassen, beschäftigt sich aber hauptsächlich mit einem Teile Sibiriens, welcher weit von dem Endpunkte der transsibirischen Eisenbahn entfernt ist — nämlich mit der wenig bekannten Insel Sachalin. Sachalin ist in der Forschungsgeschichte eine solche terra incognita gewesen, daß es sogar von den Russen bis zum Jahre 1849 für eine Halbinsel gehalten wurde; noch sechs Jahre später, 1855, wurde ein englischer Marineoffizier infolge der herrschenden Unkenntnis von der insularischen Beschaffenheit Sachalins*) überlistet.

Es ist deshalb nicht überraschend, daß ich selbst bis in unser Jahrhundert herein der erste englische Reisende bin, welcher das nördliche Innere erforscht hat. Die Quellen unserer Kenntnis Sachalins, selbst im Russischen, sind spärlich und wenn man im Englischen ein Weniges über die dortigen Verbrecher gehört hat, so ist nichts über die Eingebornen,

*) S. S. 124.

die Giljaken und Orotschonen, geschrieben worden. Der Ausdehnung der Strafniederlassungen und der zukünftigen, wenn nicht nahe bevorstehenden Entwicklung der Hilfsquellen der Insel muß der Verfall des Eingebornen bei Anwesenheit des weißen Mannes folgen. Schon ändert der Eingeborne seine religiösen Gebräuche und Zeremonien oder er gibt sie auf. Es erschien mir deshalb geboten, sie aufzuzeichnen, bevor sie dem Forscher verloren gehen oder in der Ueberlieferung vergraben werden.

Im Laufe der Erzählung sind Tier- und Pflanzenarten genannt worden, was wohl jeder Reisende den Fachleuten und der stets wachsenden Zahl der Gelehrten gegenüber zu tun schuldig ist. Es kann niemand mehr bedauern wie ich, daß ich für meine Aufgabe unter fast unbekannten Völkern und inmitten eigentümlicher physikalischer Verhältnisse so unzulänglich ausgerüstet war.

Es ist dringend zu hoffen, daß von dem auf diesen Blättern beschriebenen tadelnswerten Zustande der Strafverwaltung und von der unglücklichen Lage der „Ansiedler-Verbannten" keine Spur mehr gefunden werde. Zugleich muß ein Wort der Warnung dagegen gesagt werden, daß der Leser die Verhältnisse auf dieser besonderen Niederlassung auf Sibirien verallgemeinert. Sachalin ist diejenige Kolonie, nach welcher die schlimmsten Verbrecher Rußlands verschickt werden und selbst der Name dieser Insel ist in St. Petersburg verpönt. Lange Zeit brauchte es dazu, bis ein Ruf die Hauptstadt erreicht — der Entfernungszeiger vor dem Postamt in Alexandrowsk gibt 10172 Werst (6752 engl. Meilen) an — und die Zügel der Kontrolle können nicht straff angezogen werden. Seit dem Erscheinen der beiden Bände von George Kennan (Siberia and the Exile System) ist die Lage der Gefangenen in Sibirien, Sachalin nicht ausgenommen, sehr gebessert worden; aber diese Insel steht noch wie immer viele Jahre hinter der durchschnittlichen Strafniederlassung auf dem Festlande zurück.

Im sechsten Kapitel findet man einen kurzen Ueberblick über die Geschichte und die allgemeinen Hauptzüge Sacha-

lins. Der Rest des Buches einschließlich der Bemerkungen über Korea und über die Mandschurei besteht hauptsächlich aus persönlichen Erlebnissen. Das Buch erhebt keinen Anspruch darauf, einen erschöpfenden Bericht von Sachalin oder von den benachbarten Gebieten zu geben, denn die Absicht des Verfassers war nur, Bilder vor den Leser hinzustellen. Zufällige, an sich gewöhnliche Umstände erläutern und stellen das tägliche Leben des Eingebornen und des weißen Mannes in dieser fernen östlichen Welt weit einleuchtender, weit wirksamer dar, als es eine ausführliche Beschreibung der Sitten und Gebräuche vermöchte.

Das Inkognito von fünf oder sechs in der Erzählung auftretenden Personen ist gewahrt worden. Höflichkeit, wenn nicht Billigkeit, gegen gewisse Verbannte und Beamte erforderte dies; es zu unterlassen, wäre nicht dienlich gewesen, denn es hätte die Betreffenden in Unannehmlichkeiten gebracht oder sie geschädigt. Sollte dieses Buch seinen Weg nach Sachalin oder Ostsibirien finden, so wird man diese Personen dort erkennen; zwei oder drei von ihnen sind im europäischen Rußland wohl bekannt.

Mein Dank gebührt vor allem Herrn X., meinem Dolmetscher auf der Insel Sachalin, einem Mann von Rang und Bildung und gleichwohl Verschicktem, ohne welchen diese Forschungen niemals zustande gekommen wären. Einige Tage, bevor diese Worte niedergeschrieben wurden, empfing ich einen Brief, in welchem mir der Absender mitteilte, daß er nach vielen aufregenden Erfahrungen „in einen Schrank verpackt nach Japan entkommen war."

Auch Herrn Ellinsky bin ich zu vielem Dank verpflichtet, nicht nur für die meteorologischen Nachrichten über Alexandrowsk, sondern auch für viele Mitteilungen, welche er mir über die Eingebornen gemacht hatte.

Zur Bestätigung meiner eigenen Beobachtungen über die Fauna und Flora der Insel habe ich mich der Beihilfe der beiden Petersburger Professoren, Herren A. M. Nikolsky und Fr. Schmidt, zu erfreuen gehabt.

Hinsichtlich der Illustrationen habe ich eine gleiche an-

genehme Pflicht zu erfüllen. Die im Text stehenden Abbildungen sind nach Gegenständen gezeichnet, welche sich in meinem Besitz befinden, die Tafeln sind jedoch sämtlich nach Photographien. Für die nicht von mir selbst aufgenommenen Photographien bin ich Herrn A. v. Fricken, Agrikulturinspektor auf der Insel Sachalin, Herrn Kuznetsow und Herrn Ellinsky zu Dank verpflichtet. Für sieben von den acht Photographien (die erste ist vom Verfasser), welche die bemerkenswerte und einzige Serie des Bärenfestes darstellen, kann ich hier nur meinen Dank einem Herrn aussprechen, welchen ich auf der Insel traf, welcher aber ungenannt zu bleiben wünscht.

Cambridge, Oktober 1903.

Inhalt.

18. Kapitel.

Geschichten von Gefangenen.

19. Kapitel.

Geschichten von Verbrechen in Alexandrowsk.

20. Kapitel.

Von Sachalin nach Wladiwostok.

21. Kapitel.

Durch die Mandschurei.

22. Kapitel.

Aus der Mandschurei nach Tschita.

23. Kapitel.

Von Transbaikalien nach Moskau.



Verzeichnis der Illustrationen.

Karten und Pläne.

Glossar

Russische Wörter

Alen. Mehrz. Aleni . .	Hirsch, auf Sachalin zur Bezeichnung des Renntiers gebraucht
Arestant, Mehrz. i . .	Gefangener
Artel	Zunft, Handwerkergenossenschaft
Äto	Dieser
Baljschoi	Groß
Barün	Herr
Blinn, i	Pfannkuchen
Bog	Gott, Dativ Bogu
Boyka	Pidgin-Russisch, im Osten für Boy, Diener, Kellner, usw., gebraucht
Bratsski	Brüderlich (Original Seite 455)
Brodjaga	Vagabund, ein paßloser Landstreicher, in Ostsibirien gewöhnlich ein ausgebrochener Verbrecher
Burjan	Schneesturm
Bütet	Wird sein
Chljäbez	Laib Brot
Dekabrr	Dezember
Desjatina	Dessätine, russisches Feldmaß = 109,25 Ar
Do. Do sswidanija . .	Bis. Auf Wiedersehen!
Dokha	Ein in Ostsibirien gebräuchlicher Ausdruck für einen langen, weiten, inwendig und auswendig mit Pelz gefütterten Rock
Duga	Bogen für Pfeile
Etappe	Etappe, Halteort der Gefangenen, wo sie zwei aufeinanderfolgende Nächte schlafen. Eine polu Etappe, halbe Etappe, nur eine Nachtruhe
Familija	Familie, Familienname
Gatowü	Fertig
Giljakskü	Giljakisch, den Giljaken gehörig
Gorbuscha	Die in Ostsibirien, Kamtschatka und Nordamerika gebräuchliche Bezeichnung für den Salmo proteus, Lachs
Gorod	Stadt

Grecha	Buchweizen, gewöhnlich wie Reis gekocht oder gedämpft
Gubernski	Orts-Gefängnis
Gussinoj Osero	Gänsesee. Gussj, Gans
I	Und
Jamschtschik	Postillon, hier Kutscher einer Teljäga
Ikona	Bild, Heiligenbild
Ikra	Kaviar, Rogen des Störs
Intelligenti	Die gebildeten Stände
Issprawljajuschtschikschija Rasrŭad	Abteilung oder Kategorie der gebesserten Gefangenen, Besserungsgefängnis. Issprawljatsia, verbessern
Issprawnik	Distriktspolizeivorsteher
Isspütujemikh, Rasrŭad isspütujemikh	Die Abteilung oder Klasse der geprüften Gefangenen, Prüfungsgefängnis, isspütüwat, erproben.
Iswoschtschikk	Droschkenkutscher, Kutscher
Jukola	In Kamtschatka Bezeichnung für getrockneten oder geräucherten Fisch, allgemein in Sibirien gebraucht
Jurta	Jurte, Nomadenzelt
Kabarga	Moschustier
Kabüla	Eigentlich Stute, hier eine Bank, auf welche der Gefangene geschnallt wird, um ausgepeitscht zu werden
Kafkass	Kaukasus
Kaja	Kutscher oder Lenker einer Narta, eines Hundeschlittens, in Ostsibirien gebräuchlich
Kakk	Wie, auf welche Weise
Kamera	Kammer, Zelle, Gefängniswache
Kandalnoj	Angekettet. Kandalnaja tjurma, Kettengefängnis, das Gefängnis der Angeketteten
Kanzeljarija	Kanzlei
Kapeika	Kopeke, russische Münze (100 = 1 Rubel 2 M. 16 Pf.)
Khalat, Mehrz. Khalati	Eigentlich Morgenkleid, Schlafrock; hier von dem langen Rock gebraucht, den die Gefangenen im Sommer tragen
Kibitka	Ein kleiner, vierrädiger, roher Wagen mit einem Sitz für zwei Mann hinter dem Kutscher
Kita	Eine in Ostsibirien, Kamtschatka und Nordamerika gebräuchliche Bezeichnung für den Salmo lagocephalus, einen Lachsfisch
Kitai, Kitajez	China, Chinese
Knutt	Knute, Peitsche
Kto	Wer?
Liman	Flußmündung
Loschadj	Pferd
Luna	Mond
Lyodokol	Eisbrecher
Malenki	Klein.
Matuschka	Mütterchen
Medwjädi	Bär, buchstäblich Honigesser
Mischka	Bär, in der Umgangssprache
Mai, maja, majo	Mein, meine, mein
Muschik, Mehrz. i	Bauer
Narta	Ostsibirischer Hundeschlitten
Natschalnik	Oberaufseher, Chef, Vorsteher eines Bezirksgefängnisses usw.

Ne	nicht
Nitschewo	Nichts, es tut nichts
Njätt	Nein
Oblasstj	Provinz, Gebiet
Okruk	Bezirk
Okrushnoi	Bezirks=
Osero	See
Oestrof	Insel
Palach	Strafvollstrecker, Auspeitscher
Parascha	Bedürfniskübel in Gefängnissen
Paschal'sta, Paschaluista	Bitte, ist es gefällig
Perisilni	Etappengefängnis, in welchem die Gefangenen längere Zeit verbleiben
Piraschok, Mehrzahl Piraschki	Teigpastete mit gehacktem Fleisch
Plet	Knute oder Peitsche mit Blei oder Knoten an den Riemenenden
Polu	Halb
Posselenez	Verbrecher=Ansiedler, Strafkolonist
Posselenijä	Verbrecher=Ansiedlung
Prasdnikk	Feiertag, Festtag
Pristan	Landungsstelle, Kai, Werft
Prolyotka	Kleiner Viktoriawagen
Pud	Gewicht = 40 russ. Pfund = 16,379 kg
Rasga	Rute, Birkenruten
Rasijesd	Ausweichestelle. Kitajesky Rasijesd, chinesische Verbindung
Rasrüad	Abteilung, Kategorie
Rüba	Fisch
Rubaschka	Hemd
Rublj	Rubel (= 100 Kopeken, 2 M. 16 Pf.)
Sakusska	Imbiß, Vorgericht, Hors d'œuvre
Sascheu	Längenmaß = 2,133 m
Schto	Was?
Schtschi	Kohlsuppe
Schuba	Pelzrock, allgemein für die Schaffellkleider der Bauern gebraucht
Sdrasstowatt	Gesund sein
Sdrasstwuitje	Guten Morgen!
Snaja	Ich weiß
Solotnik	Ein russisches Gewicht (1 Pud = 40 Pfd. à 32 Lot à 3 Solotnik)
Ssabaka	Hund
Ssamowarr	Teekessel, Teemaschine
Ssarija	Dämmerung
Ssei, ssija, ssijä . . .	Dieser, diese, dieses
Sserditjssia	Aergerlich, ärgerlich sein
Sskoljko	Wieviel?
Skorü	Rasch
Slawa, Slawa Bogu . .	Ruhm, Gott sei Dank
Ssmatritelj	Inspektor, Oberaufseher
Ssolnze	Sonne
Sstakann	Trinkglas, Becher
Sstanzija	Station, Poststation
Sstarossta	Dorfältester, Gemeindevorsteher

Sstoitj	Kostet, ist wert
Sstrijäljai! Strijäljatj . .	Schieß! Schießen
Sswidanijä. Do sswidanija	Wiedersehen, Begegnung. Bis wir uns wiedertreffen! Auf Wiedersehen!
Sstupai! Stupat . . .	Fort! Geh weg! Gehen
Taiga	Der sibirische Urwald oder Dschungel
Tamm	Dort
Teljäga	Karren, Wagen
Teterew	Auerhahn
Tjotka, Tjotuschka . .	Tante, Tantchen
Tischi	Ruhig! Langsam!
Tjulen, Tjulenij Osstrof	Seehund, Seehundsinsel
Tjurma	Gefängnis
Troika	Dreigespann, Gefährt, vor das drei Pferde nebeneinander gespannt sind
Tschai	Tee
Tschass; sei tschass . .	Stunde, diese Stunde, sofort
Tundra	Der nördliche Rand Sibiriens, eine baumlose Wüste von Sümpfen
Ukas	Erlaß, kaiserliche Verfügung
Wersta	Russisches Längenmaß, Werst = 1,067 km
Wü	Ihr, Sie (als Anrede)

Giljakische Wörter

(Hauptsächlich Ausdrücke der Tymi- und Tro-Giljaken, jedoch auch verschiedene von dem Stamm an der Westküste gebrauchte einschließend.)

Caur (kaur)	Mit eiserner Spitze versehene Stöcke zum Lenken und Anhalten der Hundeschlitten
Cha oder chai	Eine Bai, Bucht
Chak vi hünch . . .	Siehe Tol vi hünch
Cham	Medizinmann der Giljaken
Cham-gash	Seehundsharpune von großer Länge
Cham-long (Kham-long)	Adlermonat, auf Sachalin Februar
Ch'khnai	Hölzerne Götzenbilder, welche von dem Cham beim Beschwören gebraucht werden
Chookh	Du, Gott!
Ch'uff	Bär
Dzhakho	Messer, bei der Jagd und zu sonstigen Zwecken von den Männern gebraucht.
Gazhu	Ein Heilmittel: Stück von einem Wespennest
Genich	Kaufen. Umgu genich, ein Weib kaufen, das heißt heiraten.
Hakh pisakh	Ein wattierter Frauenhut mit Zipfeln, aus der Mandschurei
I	Fluß
Jigind	Eine Hütte verlassen
Kakh	Bärenspeer
Kau-hi	Schellfisch (Gadus aeglefinus oder Wachnja, russisch)
Karr long	Krähenmonat, auf Sachalin März
Kashk	Die Saranahlilie (Fritillaria kamtschatcensis Don.)

Kau . . . . rechts, zur rechten Hand
Kaukray . . . . . . Nein, nichts
Khal, Mehrz. Khala . . Stamm, Sippschaft
Kh'm . . . . Köcher
Kikkik . . . . Singschwan (Cygnus musicus Fab.)
Kiskh . . . . Gott, der Schöpfer oder Richter über gut und böse, aber auch in unbestimmtem und allgemeinem Sinne für alle Götter gebraucht
Kiskh ni much . . . Gott gebe es
Kleuu . . . . Der Rat der Dorfältesten
Koiba . . . . Ringe (Finger-)
Koscha . . . . Ein mit Fischhaut überzogenes Tamburin
Ku . . . . Pfeile
Kuni . . . . Der „Fluß der vielen Fische und Bären", ein Nebenfluß des Tymi
Kusind . . . . In eine Hütte gehen
Kuvi . . . . „Fluß der vielen Zobel", ein Nebenfluß des Tymi
Langerr . . . . . . Seehund (Phoca vitulina)
Locha . . . . Die Russen
Marikh . . . . Fischspeer
Meskh . . . . Ohrringe
Mligh-vo . . . . . . Die „andere Welt", Dorf, wohin die Geister derjenigen wandern, welche eines natürlichen Todes gestorben sind
Moshun-tomash . . . Feldkamille
Nakh . . . . Die Bank, welche an drei Seiten der Giljakenhütte angebracht ist
Ni vookh . . . . . . Ein Gott oder Herr; siehe Pal, Tol ni vookh usw.
Nookh-tses . . . . . Geschnitzte beinerne Nadelbüchsen
Olf-rega . . . . . . Ein Heilmittel. Eichhörnchenschwanz
Or'nish . . . . Der Name, welchen die Giljaken den Orotschonen geben
Paff . . . . Büchse, in welche die Asche der Verstorbenen gelegt wird
Pal . . . . Berg, Wald
Pal ni vookh . . . . Herr oder Gott des (Berges oder) Waldes
Pal ni vookh chi-sonch Das Gebet zum Herrn des Waldes (Zobelfesttag)
Pal rush . . . . . . Walddämonen
Pilencho . . . . . . Heilbutt, ein Schollenfisch (Pleuronectes hyppoglossus)
Pis . . . . Heracleum barbatum, Bärenklau
Pore . . . . Halt!
Puchi . . . . Flügeltang (Laminaria esculenta)
Punch . . . . Bogen
Raff . . . . Die winzige Hütte für den zeitweiligen Aufenthalt der Seele des Gestorbenen
Rik . . . . Kuckuck (Cuculus canorus)
Ru-er . . . . Vettern
Takh! Ti! . . . . . Weiter! Vorwärts!
Tim . . . . Preißelbeere. Der Name eines der beiden großen Flüsse Sachalins (Tymi)
Tin kirn . . . . . . Eine sehr primitive Geige mit einer Saite
Tlo . . . . Himmel, in welchen die Geister der Ermordeten und Selbstmörder sofort eingehen
Tol . . . . Wasser

Tolf an . . . . Sommerjahr, das Frühling und Sommer umfaßt und durch die erste Seehundjagd und den Tol vi hünch feierlich eingeleitet wird
Tolf tuf . . . . Sommerhütte der Giljaken
Tol ni vookh . . . . Herr oder Gott des Wassers (des Meeres und der Flüsse)
Tol vi hünch . . . . Wasser- oder Seefesttag
Torif . . . . Winterhütte der Giljaken
Tulf an . . . . Winterjahr, Herbst und Winter umfassend und durch den Zobelfesttag eingeleitet, Pal ni vookh chi-sonch
Tul-noss . . . . Ein Heilmittel. Ein Stück vom Ohr des Eichhörnchens
Tur . . . . Feuer
Tur ni vookh . . . . Herr oder Gott des Feuers
Tu-tut . . . . Turteltaube des Ostens (Turtur orientalis)
Tzakh . . . . Zweig, Ast mit den abgeschnitzten Spänen am Ende
Uich . . . . Unheilbringend, von schlimmer Vorbedeutung
Uichka rush . . . . Wasserdämonen
Ungu oder Ungu dzhakho Fisch- und Küchenmesser der Frau
Vibuis . . . . Gürtel mit Pulverbeutel, Felltasche, Schrothorn, Feuerstein und Zunder usw.
Vo . . . . Ein Dorf
Yu-ru . . . . Schlinge mit automatischem Pfeil und Bogen

Ainu-Wörter

Chi . . . . Gebrannt (Ton, Ziegel), getrocknet
Inao . . . . Zweig mit den abgeschnitzten Spänen welche vom Ende desselben herabhängen
Kotan . . . . Ein Dorf
Nai . . . . Fluß
Poro. Poronai . . . Groß. Großer Fluß
Toi . . . . Ton; Toichi, Verfertiger von Gefäßen aus Ton.

Erstes Kapitel.

Von Nagasaki nach Gensan.

Unterwegs nach dem russischen Reiche. — Eine gefährliche Küste. — Korea, ein geheimnisvolles Land. — Wo sind die elf Millionen Einwohner? — Fusan. — Vornehme Stadtherren in Lehmhütten. — Der Einfallspunkt des feindlichen Heeres. — Gensan. — Eine schwere Rechenaufgabe. — Achthundert Mung für ein Paar Scharniere.

Nach vielen Wanderungen im Osten befand ich mich endlich in Nagasaki an Bord eines japanischen Dampfers, der nach Wladiwostok bestimmt war.

Im Hafen entstand einige Aufregung, als ein russisches Schiff, mit heimkehrenden Truppen gefüllt, von Port Arthur langsam hereindampfte und seinen Anker auswarf. Ein Gerücht hatte sich verbreitet, daß dies der Yaroslaw von der russischen „Freiwilligen Flotte“ wäre, welcher mit seiner traurigen Ladung Sträflinge nach der Insel Sachalin bestimmt wäre. Dies war jedoch nicht der Fall, denn damals hatte dieser Dampfer Odessa noch nicht verlassen, und mehr als zwei Monate sollten vergehen, bevor ich ihn und seine Ladung sehen sollte. Alle Zweifel verschwanden, als die russischen Soldaten sich mit ihren großen Schaftstiefeln in den engen Straßen der japanischen Stadt sehen ließen, in Erstaunen versunken über die netten, kleinen, leichtherzigen Leute und über ihre zahllosen, mit tausend und einer merkwürdigen Neuheit geschmückten Läden.

Der letzte Sampan hatte unser Schiff verlassen, der Dampf stieg empor und unser Bug war gen Westen gekehrt, ehe die sinkende Sonne am Horizont verschwand. Gerade als wir den Anker lichteten, bot sich unserem Auge ein reizender Anblick dar. In weiter Entfernung, sich scharf gegen den Himmel

abzeichnend, kehrten malerische Dschunken mit ausgespannten Segeln durch das goldene Tor des Hafens zurück.

Wir passierten ein großes Panzerschiff nach dem anderen, denn die Großmächte schickten sich nur langsam an, Peking zu räumen, und hier sowohl als vor Taku und auf dem Yang-tse-kiang zeigten die großen Kriegsschiffe Europas ihre Flaggen. Nachdem wir die blühenden, reichbewaldeten Abhänge von Nagasaki hinter uns zurückgelassen hatten, umfuhren wir in angemessener Entfernung die Insel Pappenberg (japanisch Takoboko), die eine irrtümliche Tradition als den Schauplatz des Märtyrertums eingeborener Christen im 17. Jahrhundert bezeichnet hat.

Unser Kurs lag nach Nord-Nord-Westen und als die Dunkelheit hereinbrach, erwartete eine angenehme Ueberraschung diejenigen, welche, wohlbekannt mit den Küsten von China, Korea und dem Orient im allgemeinen, zum erstenmal die Küstenlinie von Japan bei Nacht betrachten. Hunderte, nein tausende von funkelnden Lichtern, wie Myriaden Glühwürmchen beleuchteten das Ufer, zeugten von geschäftigen Dörfern und erinnerten an die dichte Bevölkerung Japans. Der Reisende, der von den Philippinen, von Australien oder Korea kommt und bei Nacht durch dies Binnenmeer mit seinen glänzend erleuchteten Ufern fährt, ist ebenso überrascht wie jener Farmer aus Suffolk, welcher, als er nach London fuhr, bei seiner Ankunft in Shoreditch, von dem Anblick so vieler Menschen verwundert fragte: „Ist denn hier heute Jahrmarkt?“ Der Durchschnittsleser, der sich Neuseeland als nur durch einen Kanal von Australien getrennt, vorstellt, statt durch eine Dampferfahrt von 1200 Knoten, wird wahrscheinlich auch den umgekehrten Irrtum in bezug auf die Lage Koreas zu Japan machen. Nagasaki, von wo aus ich abfuhr, und Fusan, mein Bestimmungsort, sind, obwohl keineswegs die sich zunächst liegenden Punkte, nur 100 Knoten voneinander entfernt, und selbst diese Strecke wird durch die dazwischen liegenden Inseln Susima unterbrochen. „Die Zwillinge“, wie diese Inseln auch genannt werden, haben die Eigentümlichkeit, daß sie zur Zeit der Ebbe eine Insel bilden. Susima ist schön

bewaldet und gebirgig, hat einen prachtvollen, natürlichen Hafen und verspricht ein großartiger Badeort zu werden.

Früh am folgenden Morgen kam die gebirgige Ostküste Koreas mit ihrem auffallenden Kontrast zu den niedrigen Sandflächen der Westküste in Sicht; aber als wir uns ihr, der südöstlichen Ecke der Halbinsel näherten, vermißte ich das reizende Bild einer mit grünen Inselchen besäten See, einen Anblick, welchen man auf der Südwestküste genießt.

Wenige Wochen früher, als ich von Tschifu nach Nagasaki fuhr, hatte sich unser Schiff stundenlang einen Weg gesucht durch ein Labyrinth von Inselchen, bunt von grünen Gerste- und Reisfeldern, sowie kleinen Gruppen Strohhütten, welche die Abhänge der Hügel bedeckten. Plötzlich überfiel uns ein Nebel, die Dunkelheit brach herein und wir waren gezwungen zu stoppen. Als wir am nächsten Morgen erwachten, befanden wir uns noch in dem Gewirr blühender Inseln und kahler Felsen, von denen einige nur einen Steinwurf von dem Bug unseres Steuerbords entfernt waren. Es war eine gefährliche Küste, nur zum Teil gepeilt und der Schauplatz mancher Schiffbrüche, eine Küste, die noch gefährlicher wird durch die vollständige Abwesenheit von Leuchttürmen, Bauten moderner Zivilisation, die Korea gänzlich entbehrt.

Voll gespannter Erwartungen sehnte ich mich darnach, Korea wirklich selbst zu betreten, dieses Land der Mysterien, welches den Wanderer mit seinen Versprechungen geheimnisvoller Ueberraschungen verlockt, und ihn mit all dem Zauber eines unbekannten Landes anzieht. Mit solchen Gefühlen blickte ich auf das Land vor mir, als wir in den Hafen von Pusan, oder besser Fusan, einliefen. Fusan ist der japanische Name, unter dem diese Stadt im allgemeinen besser bekannt ist.

Der Hafen, von großen, steilen Felsen umgeben, bietet einen geschützten Ankerplatz. Die geringste Tiefe der Einfahrt beträgt bei niedrigem Wasserstand 28 Fuß. Hier herrscht ein merkwürdiger Mangel an Bäumen, eine Unfruchtbarkeit, die nur noch gesteigert wird durch einige Gruppen Cryptomerien (japanischer Zedern), welche von den japanischen Ansiedlern,

die sich freiwillig aus ihrem Vaterland verbannt haben, herübergebracht worden sind. Jedoch dieses Fehlen von Laub wirkte keineswegs unangenehm auf den Besucher, der von Japan kam, denn die luftigen Hügel mit ihrem kurzen Gras, die zum Laufen und Klettern einladen, bildeten einen angenehmen Kontrast zu der Feuchtigkeit und dem Geruch der Reisfelder und der erstickenden Schwüle der Gebüsche, die man gerade verlassen hatte.

Aber groß war mein Erstaunen, als ich eine so unbedeutende Niederlassung erblickte. Auf Karten und in Statistiken über Korea erscheinen die Häfen Fusan, Gensan und Chemulpo groß und wichtig und was jetzt in der Bucht vor uns lag, war nur eine Ansammlung von Lehmhütten mit Strohdächern. Dies war die koreanische „Stadt" Fusan! Uns gegenüber lag eine lebhaftere Ansiedlung von mehreren hundert japanischen Wohnungen, das japanische Fusan oder Sorio. Aber wenn dies alles der größte Hafen Koreas war, wo waren dann die elf Millionen Einwohner und was trieben sie, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben? Es ist wahr, man hörte viel über den Export von Reis, denn Japan und Korea standen sozusagen am Beginne eines Streites, weil eine schlechte Ernte letzteres veranlaßt hatte, die Frage zu erwägen, ob es nicht den Export von Reis verbieten sollte, ein Verfahren, welches Japan mit Hungersnot bedroht haben würde. Man erwähnte auch: Gold, Bohnen, Hirse und die Zahlen ließen auf wachsenden Handel schließen. Die Einfuhr von ausländischer Baumwolle war so schnell gestiegen, daß es immerhin menschlich möglich schien, diese Einfuhr könne die uralt hergebrachte Ruhe des koreanischen Charakters stören. War nicht ein bäuerlicher Aufstand möglich, wenn der Landmann, der zum großen Teil von dem Ertrage seiner Hanfernte abhängt, die er einheimischen Webern verkauft und von seinen Rizinusbohnen, die für einheimische Oelhändler bestimmt waren, die Mittel seines Lebensunterhaltes schnell verschwinden sah? Aber wo waren die Zeichen eines großen Handels?

Noch ein anderes Rätsel beschäftigte uns sehr. Wie konnte man die Anomalie begreifen, daß dieses Land behauptete,

von ihm habe am Ende des 16. Jahrhunderts Japan seine Kunst übernommen und daß von dieser Zeit an für japanische Malerei, Porzellan- und Metallarbeiten ein neues Leben begonnen habe. Und doch hat letztere Nation die erstere in einem kurzen Feldzug von 1592—1598 so total unterdrückt, daß sie noch heute den beklagenswertesten Anblick darbietet.

Die japanische Niederlassung liegt am Fuße steil abfallender Hügel von beträchtlicher Höhe, und hat in ihrer Lage keine geringe Aehnlichkeit mit Hobart in Tasmanien, obgleich letzteres am Fuße einer weit tieferen Bucht liegt. Durch die freundliche Vermittelung des japanischen Exkonsuls von Hankau, der nach seinem neuen Posten in Gensan reiste, wurden uns, einem Reisegefährten und mir, Kagos oder Tragsessel zur Verfügung gestellt, in welchen wir die Reise von drei Meilen entlang der Küste nach der koreanischen Stadt Fusan, die wir bereits vom Schiff aus erspäht hatten, machen sollten. Unser Weg war ein angenehmer, hügeliger Pfad, mit dem prächtigen Hafen zur Rechten und den großartigen, blühenden Hügeln zur Linken. Die Kagos warteten auf uns in der chinesischen Niederlassung von Sinsorio. Sie waren lange nicht so bequem als diejenigen, die in Süd-China benutzt werden und sie glichen kleinen Fleischschränken mit grünen Gazegardinen. Der Reisende mußte darin eingezwängt wie ein Schneider sitzen und die drei starken Träger bestanden darauf, sich ungefähr nach jeder halben Meile auszuruhen, was die chinesischen und japanischen Träger nicht tun.

Der Weg war augenscheinlich ein stark benutzter, denn wir begegneten vielen Fußgängern und auch einer vornehmen Persönlichkeit zu Pferde. Es war ein Koreaner, der zwischen Pappschachteln auf einem sehr kleinen Pony saß, mit einer Brille auf der Nase, nicht auf der des Ponys, sondern des Reiters, einer enormen Hornbrille, mit Gläsern so groß wie Untertassen, so wie man sie wohl in Sammlungen findet. Jedoch setzten mich seine Begleiter, die zu Fuß waren, noch viel mehr in Erstaunen. Ich fühlte, daß ich nur ein Mann im Nachthemd war, im Vergleich zu diesen an uns vorbeiziehenden, prächtig gekleideten schönen großen Männern, mit

buschigen Bärten und sonnverbrannten Gesichtern, blendend weiß gekleidet, mit schwarzen Hüten, von waliser Form, die auf einer Wulst glänzenden Haares befestigt und unter dem Kinn festgebunden waren. Die meisten rauchten aus langen Pfeifen. Ich bemerkte zu meinem Reisegefährten, daß dies wohl die „zehn Großstädter mit Gehröcken und seidenen Hüten" von Fusan sein müßten. Aber als wir uns ihren Wohnstätten in der koreanischen Stadt näherten, vermehrte sich unser Erstaunen. Da gab es keine Villen mit zweierlei Eingängen für Herrschaften an der Vorderseite und für das Gesinde an der Rückseite, sondern nur eine Anzahl strohgedeckter Lehmhütten. Kein Schornstein unterbrach die Einförmigkeit, oder brachte Abwechslung in die völlige Gleichmäßigkeit der anscheinenden Ameisenhaufen, denn die Schornsteine stiegen aus dem Ende kleiner Tunnels auf, oder bestanden aus Röhren, welche unten aus den Mauern der Hütten hervorsahen. Neben dem einzigen Wohnzimmer befand sich dann etwas tiefer liegend eine winzige Küche, so daß das Feuer von hier aus unter dem Boden des Wohnzimmers angezündet werden konnte, wie bei einem chinesischen Bett, eine höchst ökonomische Methode, ein Zimmer zu heizen, obgleich vielleicht ein Ausländer, der zum erstenmal im Winter über einem solchen Schürloch schläft, sich im Traum einbilden könnte, er sei in eine andere, aber keine bessere Welt versetzt worden. Aber, wenn wir schon über die Armseligkeit ihrer Wohnungen erstaunt waren, so zerbrachen wir uns noch mehr den Kopf darüber, zu erfahren, wie aus den Zimmern solcher niedrigen Hütten von acht mal acht mal sechs Fuß diese weiß gekleideten Herren so rein heraus kommen konnten. Zwei Tage später wurde mir das Rätsel teilweise gelöst, als ich bei einer Wanderung durch das koreanische Dorf oder vielmehr durch die „Stadt" Gensan sah, wie ein koreanischer Herr sein Mittagsschläfchen hielt: seine Beine befanden sich in der Hütte, während der Rest seines Körpers in der Straße lag, seine Frisur und sein Zylinderhut blieben dabei ungestört, da sein Kopf auf einem hölzernen Kissen ruhte. Die Ehemänner der niederen Klassen werden häufig von ihren Frauen unterhalten, was vielleicht die große

Anzahl Bummler, die wir auf dem Wege der Küste entlang und in der Dorfstraße trafen, erklärt. So verrichtet die arme Frau nicht allein die Küchen-, Näh- und Wascharbeit und erfüllt mannigfaltige Hauspflichten, sondern sie besorgt noch, besonders in den entfernteren Gegenden, das Gäten, die Ernte und Feldarbeit im allgemeinen. Handarbeit nimmt keinen unbedeutenden Teil ihrer Zeit in Anspruch, denn die Anzüge ihres Herrn und Gemahls müssen alle zu Hause verfertigt werden und dies ist eine große Last für die „Hausfrau", denn wenn er nicht tadellos erscheint, wird sie als schlotterig verrufen sein. Die Menge Arbeit, die dies an Auftrennen, Waschen und Nähen erfordert, ist erstaunlich, alle seine Kleidungsstücke sind waschbar, und seine Gewänder sind so weit, daß ein Schriftsteller, der jahrelang in Korea zugebracht hatte, sagte, seine Hose würde hinreichend Stoff zu einem losen Untergewand für die Freiheitsstatue im Hafen von New-York liefern. Hiernach ist es kaum nötig, zu sagen, daß die Eigenschaften, welche in einer koreanischen Frau gesucht werden, nicht Schönheit oder reizende Manieren sind, sondern diejenigen einer guten Hausfrau. Der Lebenszweck der Koreaner, wenigstens des männlichen Teils, ist, nicht irgend ein großes Werk zu vollbringen, sondern vorwärts zu kommen ohne überhaupt irgend etwas zu arbeiten. Dies heißt ein Herr der wahrhaft aristokratischen Schule zu sein.

Als wir durch die koreanische „Stadt" Fusan schritten, kamen wir durch enge Gassen zu dem entferntesten Stadtteil und begannen den großen Berg hinaufzuklettern, der die Stadt gegen den Nordwind schützt. Wir stiegen die roten, mergeligen Anhöhen hinan, die mit dem saftigsten Grase bewachsen und mit winzigen Bruchstücken Quarz besät sind. Bald erreichten wir den Gipfel. Welch ein Anblick muß sich von hier aus dem Auge an jenem denkwürdigen Tage, dem 13. des 4. Monats des Jahres 1592 dargeboten haben! Eine eindringende große feindliche Armee von wenigstens 130000 Mann, möglicherweise die doppelte Anzahl, war von den Ufern Japans abgesegelt, wahrscheinlich an der Stelle gelandet, wo die jetzige japanische Niederlassung liegt und hatte

die koreanische Stadt Pusan sowie das benachbarte Schloß Tong-nai eingenommen. Und obgleich der Krieg lange unentschieden blieb und ein Jahr den Japanern und ein anderes den Koreanern und Chinesen günstig war, so war doch dieser Tag ganz sicherlich der Anfang des Endes — des Untergangs Koreas gewesen. Es kann kein mannhafter, in sich kräftiger Staat gewesen sein, der so plötzlich von seiner Höhe herabstürzte, sein Untergang muß vielmehr, wie beim römischen Reich, schon von innen begonnen haben, ehe er von außen angegriffen wurde.

Von unserem Standpunkte aus konnten wir das einzig dastehende, malerische Tor erspähen, welches nach diesem denkwürdigen Einfall errichtet wurde, und das den Eingang zu der alten, von Mauern umgebenen Stadt bildet, die nun in dem nach Westen anstoßenden Teil verlassen wird. Gerade innerhalb dieses Stadtviertels befanden sich spätere, geschichtliche Anknüpfungspunkte in Gestalt von Gedenksteinen, die an keltische Kreuze erinnerten, und von denen erzählt wurde, daß sie errichtet worden wären „zum Andenken an diejenigen Mandarinen, welche die Einwohner weniger als gewöhnlich ausgepreßt hatten".

Zwischen den Lehm- und Strohhütten der neuen „Stadt" hob sich besonders hervor ein Bungalow (ostindisches Haus), das Heim der australischen, presbyterianischen Mission, wohin wir zum Mittagsmahl höflich eingeladen worden waren. Auf unserem Weg dahin gingen wir durch die Hauptstraße, in der sich jetzt keine Käufer aufhielten, und wo jetzt keine verführerischen Waren ausgestellt waren, nur einige steife Hanfmusseline, Messingschalen und chinesische Eßstäbchen waren zu sehen. Außer ihrer etwas konventionellen, wenn nicht unbequemen Tracht der Einwohner bemerkte ich wenig, was auf eine frühere Zivilisation schließen ließ. Die Illustration zeigt diese Straße an einem Markt- oder Kirmestage, denn, wie in England vor 700 Jahren, findet der Hauptein- und Verkauf hier noch auf den Kirmessen statt. Die Basars in den bevölkerten Städten Indiens sind die ganze Woche hindurch belebt, aber in Korea, sowie in den Schanstaaten östlich von



Der Bazar in Fusan.

Birma fand ich, daß die Messen an jedem fünften Tag abgehalten wurden, wie z. B. in einem Dorf des Distrikts am 1., 6., 11. usw. und in einem anderen am 2., 7., 12. usw.; an anderen Tagen waren die Basare sozusagen verlassen.

Der nächste Tag wurde dazu verwandt, die gebirgige Ostküste Koreas, die lange, schroffe, gezackte, spitzenförmige Gebirgskette mit ihren tiefen, engen und dunklen Tälern in Augenschein zu nehmen. Die rasiermesserscharfen Bergrücken und die tiefgefurchten Abhänge der Gebirge zeugten von der reißenden Natur der Ströme, während ihre Ausläufer, die in jähen Klippen endigten, dem Angriff der Fluten und Wellen trotzten. Es kann kaum einen größeren Kontrast zu den niederen, mit Inselchen besäten Ufern der Westküste geben, wo Ebbe und Flut mit dem großen Unterschied von mehr als 30 Fuß steigt und fällt und große Flächen Sand abwechselnd verbirgt und bloßlegt. Dichte Wälder, die Heimat des Tigers, „des alten Herrn der Berge", wie die Koreaner ihn nennen, bedecken die jähen Abhänge, und damit wir nichts von dem wilden Eindruck dieser Gegend verlieren sollten, wurde uns erzählt, daß Piraten hier vor drei oder vier Wochen gefangen genommen worden wären.

Ein Zug Walfische kam in Sicht, dann passierten wir einige schöne Basaltsäulen an unserer Backbordseite, dann richteten wir unsern Kurs der Küste zu und fuhren in den schönen, natürlichen Hafen von Wonsan (chinesisch Yuensan) oder wie er gewöhnlich genannt wird, Gensan ein. Verbindungen mit der Außenwelt waren unregelmäßig und nicht zu häufig, aber doch besser, wie während des Winters vor acht Jahren, als einer unserer Mitpassagiere, ein russischer Marinearzt, hier Schiffbruch litt und 52 Tage an Land zubringen mußte, bevor er wegkommen konnte. Es war Nachmittag, als wir langsam einfuhren. Vor uns ausgebreitet lag eine wunderschöne, geschützte Bucht, mit Inselchen bedeckt, ein Traumland zum Fischen, Segeln und Baden. Ein ganz entlegener Ort mit angenehmem Klima, da gab es noch Wälder zu durchforschen, großes Wild zu jagen, da war noch merkwürdiges Volk zu studieren und hier zeigten sich die herr-

lichsten Lichteffekte auf Land und See: so scheint wenigstens ein englischer Herr gedacht zu haben, dessen großes Haus auf einer Insel ungefähr drei oder vier Meilen vom Ufer entfernt steht; hier konnte er sich in der Tat seiner Liebe zur Ruhe hingeben und frei von den Ansprüchen der Gesellschaft leben. Auf dem Festlande wohnten, in der Umgegend zerstreut, drei Missionare, ein Zollbeamter und zwei oder drei Engländer, außerdem ein Russe und noch ein anderer Europäer.

Nach einem kurzen Aufenthalt an der Küste machten wir uns bei Sonnenuntergang auf, um unser Schiff wieder zu erreichen. Eine ungemein herrliche Gegend umgab uns. Unser Sampan schien auf einem Meer von geschmolzenem Silber zu fahren, umgeben von hohen, purpurschwarzen Bergen, überwölbt von einem hellrosa schimmernden Himmel.

Die japanische Niederlassung in Gensan, vor welcher Schiffe ankern, vergrößert sich schnell. Die Bevölkerung konnte nicht geringer sein als 2000, während die der Koreaner auf etwa 15000 geschätzt wird, jedoch umfaßt letztere Zahl Einwohner, die über einen beträchtlichen Flächenraum zerstreut sind.

Am nächsten Morgen landeten wir an dem Steindamm, an welchem Petroleum und baumwollene Stoffe aus Shanghai ausgeladen wurden und von wo aus Bohnen und Reis am Ende der Ernte verschifft werden sollten.

Da ich irgendwelche Ueberbleibsel koreanischer Kunst und Industrie ausfindig machen wollte, wenn solche überhaupt noch existierten, nahm ich mir, um eine kleine Sammlung zusammen zu bringen, als Dolmetscher den Sekretär des japanischen Konsuls mit und letzterer war so höflich, eine der Konsulatswachen mitzugeben.

Unser erster Besuch galt dem koreanischen Postamt. Wir, mein amerikanischer Gefährte, ein Herr, den ich an Bord kennen gelernt hatte, der Dolmetscher und ich, gingen durch die „Magistrature", eine Reihe von Hallen mit weitgeschweiften Dächern, welche ein Europäer für Ställe halten würde; in der entlegensten wurden wir von zwei Beamten in weißen Gewändern und schwarzen Hüten höflich empfangen.

Unsere Wünsche wurden gebührend erklärt. Wir beabsichtigten eine ziemlich große Anzahl Freimarken zu kaufen, von denen noch mehrere Ausgaben vorhanden waren, denn die jugendlichen Freimarkensammler in der Heimat erwarteten, daß wir heute unser Versprechen ihnen gegenüber erfüllen würden. Unsere ganze Aufmerksamkeit war auf eine sorgfältige Auswahl in Anspruch genommen und wir hatten keine Ahnung von der schwierigen Berechnung, die jetzt folgen sollte. Der Oberbeamte nahm seine Zuflucht wie gewöhnlich zur Rechenmaschine, jedoch ein so außerordentlicher Einkauf bot ungewöhnliche Schwierigkeiten. Ich hatte die Berechnung im Kopf gemacht, aber unsere Resultate stimmten nicht überein. Der Oberbeamte versuchte noch einmal, und sein Gehilfe auch, indes mit verschiedenen Resultaten. Endlich nahm er statt des Rechenbretts eine Tafel und fing eine lange Additionsaufgabe an, denn fünfzehn mal zwei, ein Teil der Rechenaufgabe, macht in Korea offenbar nicht dreißig durch Multiplikation, sondern nur durch Addition. Zu unserer großen, gegenseitigen Befriedigung bestätigte die Tafel mein Resultat dieses ungeheuren Problems. Nachdem wir unser Geschäft abgeschlossen hatten, wurde mir bereitwillig die Erlaubnis erteilt, die Beamten und das Postgebäude zu photographieren. Zwei der Beamten setzten sich feierlich hin, der Oberbeamte stand und das Resultat ist auf der Illustration zu sehen. Von hier aus gingen wir die Küste entlang in südlicher Richtung zu dem wichtigsten Teil des koreanischen Dorfes oder vielmehr der koreanischen „Stadt".

Eine wackelige Brücke mit hier und da einer zerbrochenen Planke führte über den Fluß, jedoch fanden Saumtiere einen festen Weg, indem sie durch die Furt wateten; sie ersparten ihren Herren dadurch zu gleicher Zeit das Brückengeld.

Während wir durch die lange, sich weit hinziehende Dorfstraße wanderten, blickte ich in die Hütten hinein und bemerkte hier und da grell gelb angestrichene Kommoden mit Klammern oder Scharnieren aus durchbrochenem Schwarzblech von beträchtlicher Größe. Diese Möbelstücke entsprechen unseren altmodischen Kasten oder Aussteuer-Truhen, da sie



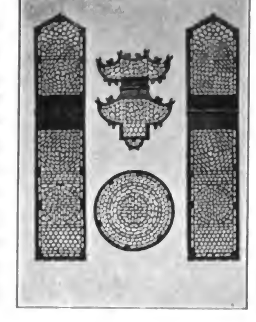
Das koreanische Postamt in Gensan.

zum Aufbewahren der Aussteuer der koreanischen Bräute dienen. Meine Begierde war erweckt. Eine solche Truhe konnte ich nicht transportieren, wohl aber einige Scharniere mitnehmen. Ich wandte mich an einen japanischen Beamten um Auskunft und ein junger Führer und Dolmetscher wurde unserem „Stab" beigefügt. Der Koreaner trug einen außerordentlich großen Binsen- oder Bambushut, der drei Jahre lang einen Teil des Trauerkostüms bildet und der einem umgestülpten Blumentopf mit fünf Zacken um den Rand herum glich. Der Hut war so ungeheuer groß, daß ich mich bei der Berechnung ertappte, wie viele Liter Wasser er wohl halten könne, wenn er wasserdicht wäre; ich mußte der Versuchung mannhaft widerstehen, an der Außenseite anzuklopfen, um zu fragen, ob der Eigentümer zu Hause sei.

Wir hatten jetzt eine kleine Kavalkade von „freiwilligem Gefolge". Anderthalb Meilen weit setzten wir so unseren Weg durch die „Hochstraße" fort, die sich zwischen den Hütten hindurchschlängelt. Von den benachbarten Höhen müssen diese wie eine Sammlung von Ameisenhaufen ausgesehen haben. Koreanische Herren stolzierten die Straße entlang. Andere hatten sich wegen der Mittagssonne zurückgezogen, um auf den Fußböden ihrer kleinen Zimmer oder teilweise auch auf der Straße der Ruhe zu pflegen. Vor einer dieser Hütten haltend, zog ich die vor der Türe hängende Matte zurück und fand zu meiner Befriedigung einen Mann am Boden sitzen, welcher Scharniere machte.

Man bedurfte jedoch einer guten Portion Geduld. Was konnte dem Engländer daran gelegen sein, wenn der Dampfer ohne ihn abfuhr? Das Leben hatte keinen Wert, wenn man es so durchraste wie diese Ausländer! Zuerst mußten die Schwierigkeiten der Sprache überwunden werden. Der Sekretär des Konsuls verstand Englisch und Japanisch und zwei aus unserem Gefolge behaupteten Japanisch zu können; wenn ich auch glaube, daß sie mehr als die Zahlen in dieser Sprache nicht kannten. Es bedurfte einer ziemlich geraumen Zeit, bis wir dem koreanischen Arbeiter verständlich gemacht hatten, daß ich einige Scharniere kaufen wollte. Dann war die Frage

des Preises augenscheinlich eine sehr schwierige. Warum, weiß ich nicht. Ob er daran gewöhnt war, Tauschhandel zu treiben, oder ob er die Scharniere nie allein, sondern nur an den Truhen befestigt verkaufte, oder ob er durch die Aussicht, von dem „ausländischen Teufel“ einen bisher unerhörten Preis zu erschwingen, ganz verwirrt war, kann ich nicht sagen. Der Führer meinte, er habe keine festen Preise, es wäre offenbar ein ernstes Geschäft, einen Preis so im Augenblick zu erfinden und festzusetzen und wir müßten dem armen Mann Zeit zum Nachdenken lassen. Endlich war die Sache entschieden. 800 Mung für ein Paar Scharniere, so wenigstens wurde es mir übersetzt. Es klang sehr viel, aber da 600 dieser Münzsorte damals den Wert eines japanischen Yen, 2 Mark 10 Pfennige galten, so betrug der Preis ungefähr 2 Mark 75 Pfennige, wahrscheinlich doppelt so viel, wie ein Einheimischer bezahlt haben würde. In meinen Augen jedoch erschien er nicht übermäßig hoch.



Koreanische Truhenscharniere.

Als ich mich anschickte, für zwei oder drei Paar zu bezahlen, fiel mir ein, daß ich nur russisches Geld bei mir hatte, und daher entstand eine lange Auseinandersetzung über den eigentlichen Wert eines Rubels und eines Yen. Letzterer war zurzeit im Osten einen Bruchteil mehr wert und eine Autorität in Gestalt eines Geschäftsmannes wurde zugezogen, um den Streit zu entscheiden. Mittlerweile hatte sich eine große Menge koreanischer Herren, welche eifrig beschäftigt waren, ihre Pfeifen in Brand zu halten, um uns versammelt. Schließlich behauptete mit entzückender Parteilosigkeit ein Kaufmann, daß das russische Geld billig sei und daß er mir 80 Sen (100 Sen=1 Yen) für einen Rubel geben wolle. Am

Ende der Streitigkeiten wurden wir dahin einig, Rubel und Yen gleichwertig zu betrachten und ich stolzierte mit meinen Scharnieren davon, deren Einkauf beinahe den ganzen Morgen in Anspruch genommen hatte.

Auf meinem Rückweg begegneten wir einem Lastträger, welcher koreanisches Geld auf seinem Rücken trug. Die koreanischen Münzen sind ähnlich wie die chinesischen und sind an Größe zwischen einem Viertelpenny und Halbpenny, sind jedoch dünner wie diese. In der Mitte der Geldstücke befinden sich viereckige Löcher, vermittelst welcher man sie auf Strohseilen aufzieht, um sie bequem tragen zu können. Wenn man im Lande umherreist, muß man sich einen Mann mieten, der auf diese Weise das Geld trägt. Will man jedoch länger als eine Woche unterwegs bleiben, hat man einen Maulesel dazu nötig. Ein Missionar, den ich traf, machte eine 14tägige Reise von Fusan aus und nahm 10000 dieser Münzen mit, und doch konnte man ihn kaum der Verschwendung zeihen, da er knapp 35 Mark für seine Ausgaben bei sich hatte.

Silber- und Nickelmünzen sind neuerdings in Umlauf gesetzt worden, aber auf dem Lande würde es schwieriger sein, sie wechseln zu lassen, als eine Fünf Pfund-Note in einem kleinen englischen Dorf.

Einige Beweise oder Ueberbleibsel einer vergangenen Zivilisation kamen in der Garderobe der Koreaner zum Vorschein. Ich erstand einige schön gewebte Pferdehaar-Manschetten, Unterjacken und Hüte. Der Zweck der beiden ersteren war, ihre weiße Leinwand in der Sommershitze vor der Berührung mit dem schwitzenden Körper zu schützen. Weniger kostspielige Ersatzgegenstände wurden aus Bambus hergestellt. Wieviel Geld und Aerger könnten wir uns zu Hause ersparen, wenn wir ohne Waschfrauen fertig werden und Bambusunterkleider tragen könnten. Die übliche Kopfbedeckung eines koreanischen Herrn ist ein teurer Gegenstand, denn er bezahlt an 40–60 Mark für einen Pferdehaarhut, um seine kostbare Frisur damit zu bedecken. Eine andere Verfeinerung zeigt sich in einem Futteral aus zusammengefaltetem Oelpapier, das im Regen über dem Hut getragen wird, und das Ganze in

einen malerischen, kegelförmigen Kopfputz verwandelt. Letzteres und eine große Hutschachtel aus geöltem gelben Papier über einem Bambusrahmen, schön mit koreanischen Zeichen bemalt, waren dagegen um so billiger, da sie nur so viel wie 10 bezw. 50 Pfennige kosteten.

Auf unserem Rückweg zum Schiff gingen wir an den Hirsefeldern des Dorfes vorbei, welche sich bis zum Fuße des Gebirges hinzogen. Aus ihrer Mitte ragten die kleinen,



Koreanische Unterkleider aus Bambus und Manschetten aus Roßhaar.



Koreanische Hutschachtel.

überall in China und in Indien so bekannten Gerüste hervor. Dieser storchnestartige Bau ist der Aussichtspunkt der Familie, von wo aus sie die Korndiebe der zweibeinigen Gattung, sowohl der befiederten als der unbefiederten, wegscheuchen. Hat ein Bauer mehrere entfernt voneinander liegende Stücke, so ist es eine überaus schwierige, jedoch unbedingt notwendige Arbeit, Tag und Nacht über die weite Fläche zu wachen. Er ist nicht sicher, selbst nicht vor seinen Verwandten, denn die Armut soll so groß sein, daß es nötig ist, den ganzen Tag zu arbeiten und die ganze Nacht zu stehlen, um sein Brot „ehrlich" zu erwerben. Die Ernte war jedoch

noch nicht reif und weder die Wächter waren bis jetzt auf dem Schauplatz erschienen, noch die ärmeren Frauen, die sich infolge des ernsten Kampfes ums Dasein über die Beschränkungen und Abgeschlossenheiten ihrer reicheren Schwestern hinwegsetzen mußten.

Wenn der koreanische Lastträger in seiner Heimat nicht für fleißig und energisch gilt, so ist dies ganz anders in Wladiwostok. Wahrscheinlich sind es die energischen und unternehmungslustigen, die ausgewandert sind, und die nun mit einer ähnlichen Klasse aus China und der Mandschurei zu konkurrieren haben. Eine einleuchtende Erklärung für ihre Tüchtigkeit in Wladiwostok ist die, daß ihr Verdienst unter der russischen Regierung ihr Eigentum ist, während sie in der Heimat der Erpressung ausgesetzt sind, und sie durch anhaltenden Fleiß und Sparsamkeit nichts erwerben können, ein höherer Verdienst würde nur eine Aufforderung zu amtlicher Plünderung sein.

Zweites Kapitel.

In Wladiwostok.

Rußland, Japan und Korea. — Wladiwostok. — Sibirische Hotels. — Rußland sucht einen eisfreien Hafen. — Einführung des Zolltarifes und deren Folgen. — Reiseschwierigkeiten.

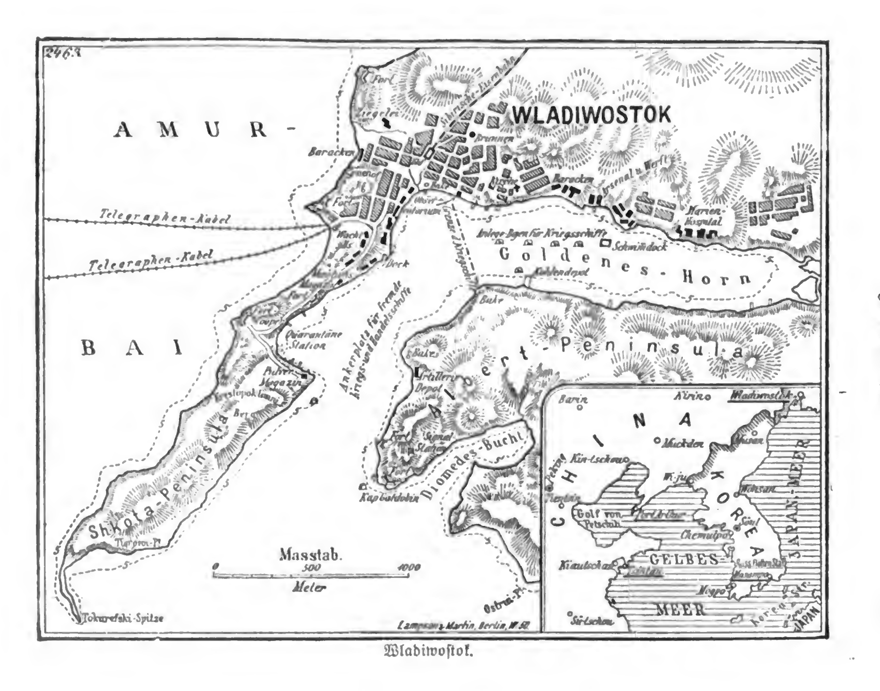
Von Gensan nach Wladiwostok ist eine 24stündige Dampferfahrt. Die Grenze zwischen Korea und dem russischen Reich passiert man an der Mündung des Flusses Tumen, ungefähr neunzig Meilen bevor man die eben genannte Stadt erreicht. Die russische Küstenprovinz und Korea grenzen aneinander; nur einige Meilen landeinwärts, am Flusse Tumen, schiebt sich die Mandschurei als ein keilförmiges Stück, welches die Küste nicht erreicht, ein. Hier machen die zerklüfteten, steilen Felsklippen abfallenden Hügeln Platz, die sich allmählich bis zum Meer hinziehen.

Dieses Angrenzen Rußlands hat auf die Haltung Japans Korea gegenüber einen großen Einfluß ausgeübt. Nach den Unterhandlungen, in welchen Japan am Ende des chinesisch-japanischen Krieges durch Rußland, Deutschland und Frankreich daran verhindert wurde, sich auf dem chinesischen Festland Gebiet anzueignen, waren die Gemüter in dem Inselreich sehr erregt, während der Eindruck, daß der Krieg zwischen Japan und Rußland wegen Korea bald ausbrechen müßte, in Europa zurückblieb. Die schnellen und außerordentlichen Vergrößerungen der japanischen Flotte und deren vermeint-

liche Notwendigkeit, um Rußland angreifen zu können, bevor seine transkontinentale Eisenbahn fertig war, ließ in europäischen Augen einen Bruch drohend nahe bevorstehen. Als die Zeit verging und Japan sich den Großmächten bei der Peking-Expedition anschloß, zerstreuten sich diese Befürchtungen einigermaßen, jedoch wurden sie nicht ganz beseitigt, was sich bemerkbar machte, als der abendländische Geldmarkt sich weigerte, Japan eine Anleihe zur Verhinderung seiner finanziellen Krisis 1901 zu gewähren. Und doch waren die Politiker im Westen im Irrtum. Trotz aller gepriesenen Schnelligkeit unserer Verkehrsmittel, trotz des Telegraph und der Presse bleibt die weite Entfernung ein Hauptfaktor unserer Unkenntnis der japanischen Zustände. Die Jugend Japans wurde von patriotischer Begeisterung angefeuert, — wir hörten das Echo ihrer Erregung durch die Presse, — aber zu gleicher Zeit kannten die am Staatssteuer Japans Stehenden vollkommen die wahre Lage der Situation.

So äußerte eine hochgestellte Persönlichkeit mir gegenüber: „Weshalb sollen wir uns in einen Krieg mit Rußland verwickeln lassen? Wegen Korea? Wir haben in Korea festen Fuß gefaßt — betrachten Sie unsere Kaufleute und unsere eigenen Niederlassungen in Fusan, Gensan ꝛc., gerade wie die Rußlands in der Mandschurei. Es wäre ebenso nutzlos für Rußland, zu versuchen, uns aus Korea zu vertreiben, als für uns, Rußland den Besitz der Mandschurei streitig zu machen. Außerdem sehen wir älteren Leute ein, daß wir, wenn wir mit Rußland Krieg anfangen, unsere ganze nationale Existenz auf eine Karte setzen würden."

Dies ist im Hinblick auf die späteren Ereignisse interessant. Statistiken bestätigen die Stärke des kaufmännischen Einflusses Japans in Korea. Während dort 16 142 Japaner sind, beläuft sich die Zahl der Russen nur auf 97. Ich gebe die Nachweise aus der Statistik des Jahres 1901 an. Fünfundsechzig Prozent des Schiffsverkehrs gehören den Japanern und sie sind es, die die Eisenbahn von Söul nach Fusan bauen. Die auswärtige Korrespondenz wird hauptsächlich durch die japanischen Postämter besorgt, und die koreanischen Münzen



Wladiwostok.

werden, wie ich erfuhr, in großem Umfange durch japanisches Papiergeld ergänzt. Sicher aber ist, daß bei einem Kriege Rußlands Position, sowohl in kommerzieller als militärischer Beziehung durch die Einverleibung der Mandschurei und durch beschleunigte Herstellung einer Verbindung vermittelst der transsibirischen und der chinesischen Ostbahn, außerordentlich gestärkt wird. Rußland wendet aber noch eine andere Waffe an: es bedroht die Unabhängigkeit Koreas, genau so wie es zweckmäßig findet, einen Scheinkrieg gegen Afghanistan zu führen.

Wir hatten Nagasaki am 14 August verlassen und erreichten Wladiwostok am 5. August. Ich will damit nicht behaupten, daß wir die Reise in minus 9 Tagen gemacht hatten, sondern sagen, daß Rußland noch 13 Tage hinter dem europäischen Kalender zurück ist, wenn uns auch einige seiner Schriftsteller gern davon überzeugen möchten, daß es in bezug auf seine Zivilisation hinter dem Westen nicht so weit nachhinkt. Wladiwostok ist an dem Südende einer schmalen Bucht in der Muravieo-Amursky-Halbinsel malerisch gelegen. Diese Bucht wurde zuerst im Jahre 1856 von einem englischen Seekapitän entdeckt und Port-May genannt; sie ist jedoch von den Russen „Solotoi-Rog“ oder „Goldenes Horn“ umgetauft worden. Im Süden wird die Halbinsel von der „Russischen Insel“ durch die östliche Bosporusstraße getrennt, im Westen und Osten vom Golf von Amur und Ussuri umspült.

Unser Schiff lief in das Goldene Horn ein, nachdem es die Bosporusstraße durchfahren hatte, und bald darauf kam bei einer Biegung der Küste die Stadt in Sicht. Ihre Lage auf den hügeligen Abhängen eines viel verzweigten Hafens ist wirklich malerisch, und die ganze Gegend würde wahrhaft wunderschön genannt werden müssen, wenn nicht jeder Baumwuchs gänzlich zerstört worden wäre. Die Häuser sahen in der glänzenden Nachmittagssonne ziemlich neu aus und standen dicht und bunt durcheinander; die Kathedrale mit ihren weißen Steinen hob sich glänzend gegen die aus roten Ziegelsteinen gebauten Lagerhäuser der Kaufleute ab; aber am

allerauffallendsten waren bei der Einfahrt in den Hafen die Festungswerke und Kasernen. Sie waren nach allen Richtungen sichtbar, und an sie schlossen sich die militärischen Lager mit ihren weißen Zelten an. Auf hervorragenden Gebirgsvorsprüngen waren große Batterien angelegt, und am folgenden Morgen zählte ich acht vor Anker liegende russische Panzerschiffe.

Wladiwostok hat zwischen vierzig- und fünfzigtausend Einwohner, von denen die Hälfte Russen sind. Die andere Hälfte ist aus Chinesen, Koreanern, Japanern, wenigen Europäern und Amerikanern zusammengesetzt. Soweit es die Gebäude anlangt, ist es jetzt noch die schönste Stadt in Sibirien, denn während Irkutsk, das sibirische Paris, wie es genannt worden ist, sich nur weniger öffentlicher Gebäude aus Ziegelsteinen rühmen kann, — die übrigen sind aus Holz —, so besitzt Wladiwostok mehrere ganze Straßen von Häusern aus Ziegelsteinen und mit Stuckarbeit verziert. Eine sibirische Stadt ist jedoch immer voller Kontraste. Imposante Bauten liegen an einer Straße, die in schlechterem Zustande ist, als die Wege bei einem kleinen Bauerngute. Die Trottoirs bestehen aus hölzernen Planken. Großartige Bauten stoßen unmittelbar an hölzerne Hütten. Hotels, die mit elektrischem Licht erleuchtet sind, bieten dem Reisenden schmutzige Fußböden und Betten ohne Bettwäsche, und den Gebrauch eines Handtuchs lassen die Hotelbesitzer sich besonders bezahlen. Telegramme waren außerordentlich billig, aber man konnte auch nie berechnen, wann sie ihren Bestimmungsort erreichen würden. Die Wladiwostoker Banken brachten bei der Zinsberechnung für Gelder, welche durch Telegramm nach St. Petersburg übermittelt wurden, 25 Tage in Ansatz; und der Bankdirektor, ein Franzose, in Nikolajewsk an der Mündung des Amur, erzählte mir, daß es einmal 40 Tage gedauert habe, um ein Telegramm bis in die Hauptstadt zu befördern. Er hatte auf eine sehr weite Entfernung nur einen Draht zur Verfügung und dieser wurde nicht selten durch Ueberschwemmung oder Stürme zerstört. Sind endlich die Beschädigungen entdeckt und ausgebessert worden, haben

sich viele amtliche Depeschen angesammelt, die allen anderen vorangehen müssen. Ein dringendes Telegramm von mir lag einmal auf dem Tische im Telegraphenbureau in Wladiwostok zehn Tage unbefördert — ein dreifacher Preis war dafür bezahlt worden, außer den Gebühren für die Antwort.

Ein ausländischer Resident, der russisch sprach und ein Freund des Gouverneurs von Wladiwostok war, berichtete mir, daß es oft zwei Stunden gedauert, bevor er beim Telegraphenbureau ein dringendes Telegramm hätte aufgeben können und dann habe er noch die Genugtuung gehabt zu wissen, daß es möglicherweise doch liegen bleiben müsse, ehe es befördert werden würde, bis sich eine genügende Anzahl Depeschen angesammelt hätten. Man muß sich glücklich schätzen, wenn man auf dem Telegraphenamt nicht am Ende einer langen Reihe von Menschen zu stehen kommt, die alle warten. Hatte man dann endlich die Aufmerksamkeit des Beamten erlangt, so händigte man ihm sein Telegramm ein. Er sah es an, rief „Boyka"*) und bestellte „stakan chai" (ein Glas Tee). Dies wurde gebracht; er entdeckte, daß der Zucker fehlte, rief den Diener zurück und schalt ihn. Dann blickte er wieder mit Muße auf das Telegramm, schlägt sein Buch auf und machte seine Vorbereitungen, es mehrere Male abzuschreiben. Zwischendurch machte er einige Pausen, um seinen Tee zu trinken, und endlich rief er den Diener wieder herbei, diesmal zur Besorgung von Zigaretten und Streichhölzer. So verging die Zeit und mit ihr unsere Geduld, denn die Zeit hat keinen Wert für die Russen und sie würden das Sprichwort „Zeit ist Geld" entweder als Verrücktheit oder als unmoralisch bezeichnen.

Verbesserungen aller Beförderungswege schreiten jedoch rasch vorwärts, sogar in Sibirien, besonders, seitdem die mandschurische Eisenbahn vollendet ist, und es würde ungerecht sein, wenn man das eben beschriebene Bild noch für die Jetztzeit anwenden wollte. Ich habe kürzlich in England ein Telegramm von Wladiwostok in 24 Stunden erhalten.

*) Pidgin, russisch für „boy", Diener.

Wie ich schon soeben erwähnt habe, kosten die Depeschen sehr wenig, und man bemüht sich jetzt auch, besonders Telegramme von und nach Europa schnell zu befördern, ohne daß die Beamten die englische oder deutsche Rechtschreibung weniger verhunzen als ihnen möglich ist.

Das Hotelwesen lag gänzlich im argen und der Mangel eines anständigen Hotels war so fühlbar, daß man beabsichtigte, ein großes Gebäude, welches ursprünglich für Bureauräume bestimmt gewesen war, in ein Hotel nach europäischer Art umzuwandeln, damit auch von Wladiwostoks besten Hotels nicht mehr die oben gemachte Beschreibung gemacht werden konnte, obgleich sie noch jetzt für die Gasthäuser der meisten sibirischen Städte zutrifft.

Das Bankwesen war nicht viel besser, als Post- und Telegraphenwesen. Im Osten, in Hongkong, Shanghai oder Yokohama, meint man, daß eine halbe Stunde erforderlich ist, um einen Kreditbrief zu versilbern, aber ich war vorher benachrichtigt worden, daß es in Sibirien sogar ratsam sei, seinen Kreditbrief morgens abzugeben und nachmittags wiederzukommen. Ebenso hörte ich mit einigem Erstaunen folgenden Vorfall: Ein ausländischer Kaufmann ging zur Russisch-Chinesischen Bank in Wladiwostok, um einige tausend Rubel in dieser zu deponieren. Es war gerade 9 Uhr morgens. Es scheint kaum denkbar, aber um 12 Uhr war die Sache erst erledigt! Ein Londoner Kassierer würde die Angelegenheit in zwei Minuten abgemacht haben. Erst erfolgte ein Hin- und Herlaufen zu den verschiedenen Abteilungen. In einigen entstand eine Verzögerung, weil der Beamte beschäftigt war; endlich, nachdem eine Menge Papier verbraucht und viel Tinte verschrieben worden war, bedurfte es der Unterschrift zweier Direktoren, und nur einer war zugegen. Der zweite hatte sein eigenes Bureau irgend wo anders und mußte erst aufgesucht werden.

Es wäre natürlich ganz lächerlich, in Wladiwostok westliche Schnelligkeit zu erwarten, und wenn wir gerecht sein wollen, müßten wir es mit anderen Städten des Ostens, in

welchen das Leben leichter genommen wird, vergleichen. Aber bei jedem derartigen Vergleich leidet es.

Im Grunde genommen entwickelt sich bei den Russen ja erst jetzt langsam eine handeltreibende Klasse. Bis zum Jahre 1861 gab es in Rußland keinen Mittelstand; die Nation setzte sich zusammen aus der Aristokratie und den Leibeigenen, die die Landwirtschaft betrieben, die wenigen Geschäfte und den kleinen Handel besorgten die Juden.

Ich fragte einmal einen russischen Beamten: „Wie kommt es, daß Sie den Amerikanern oder Engländern nicht gestatten, nach Charbin zu gehen, um dort Handel zu treiben?“ „Ja!“ antwortete er mit der größten Offenherzigkeit, „die sind so hurtig, daß sie allen Handel an sich reißen würden, bevor wir Russen noch einen Blick ins Land werfen könnten.“

Diese patriotischen Ansichten haben merkwürdige Folgen. Während ich schreibe, ist Herr Witte, der russische Finanzminister, ebenso ängstlich bemüht, Fabriken und industrielle Entwicklung zu fördern wie Lord Curzon, der eine in Rußland, der andere in Indien. Als Finanzminister sieht Herr Witte in blühenden Fabriken die Voraussetzung für wachsende Einnahmen, aber wir müssen ihm ebenso wie dem indischen Vizekönig den Wunsch ausdrücken, die große Menschenmenge doch mehr an den Ackerbau zu fesseln und sie dadurch der Hungersnot weniger auszusetzen.

Der russische Minister hat nicht gezögert, englisches Kapital anzulocken: ob seine Agenten ihm auch mitgeteilt haben, daß seine Untergebenen in Ostsibirien, erfüllt von dem natürlichen Wunsch, „Rußland und Sibirien für die Russen“, ihr möglichstes tun, um die Ausländer zu vertreiben!

Die Einführung des Zolltarifs in Wladiwostok ist ein bequemes Mittel geworden, das angewandt wird, um große Geldstrafen wegen Nichtbeachtung verwickelter Vorschriften aufzuerlegen. Der Zoll, welcher für einen Gegenstand, der in den Tarif noch nicht aufgenommen ist, bei einer vorläufigen Anfrage festgesetzt wurde, kann noch vor Ankunft der Sendungen um das fünffache erhöht und die vorhergegangene Angabe widerrufen werden.

Engherzige Ausführung der Zollbestimmungen hemmen jedes Unternehmen; sie sind auf leere Staatskassen zurückzuführen und sie drücken den Ausländer kaum schwerer, als den Eingeborenen. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß unter verständiger Beobachtung der vorgeschriebenen Verordnungen von Ausländern einträgliche Unternehmungen in Sibirien ins Leben gerufen werden könnten. Jetzt ist große Vorsicht im Verkehr mit den Ortsbehörden notwendig und ich hege mit Recht den Verdacht, daß die meisten Unannehmlichkeiten, die den Ausländern zustoßen, nicht der Politik der Regierung, vielmehr hauptsächlich engherzigen bureaukratischen Anschauungen und Veruntreuungen der Beamten zuzuschreiben sind.

Aber ich muß auf meine Geschichte zurückkommen. Nachdem wir von der Veterinär- und der Polizei-Behörde an Bord untersucht worden und gegen unsere Pässe nichts einzuwenden war, brachte uns ein Sampan, von einem Koreaner gerudert, ans Land und setzte uns am Markt oder am Basar aus. Hier tauchten wir unter in einem Gemisch von Nationalitäten: Chinesen, Mandschuren, Koreaner, Japaner, Golden, einem Stamm am Amur, Russen und einem Trupp nirgends verkennbarer Zigeuner.

Ein russischer Seeoffizier hatte uns gegenüber sich schon geäußert, daß die Hotels im ganzen russischen Reich „schauderhaft und teuer" seien, eine allgemeine Behauptung, die ebenso richtig war, wie die meisten derartigen Bemerkungen. Es gäbe ja gewiß Ausnahmen in St. Petersburg und Moskau, und auch eine in Sibirien, in Blagowjestchensk, ein von einem Franzosen geleitetes Hotel. Aber in Wladiwostok sei das größte, der „Tikiy Okean", das Stille-Ozean-Hotel, mit seinen schmutzigen Fußböden und seinem Café chantant von Mitternacht bis morgens halb fünf Uhr zu vermeiden. Glücklicherweise fand ich durch Bekannte ein ziemlich reinliches Gasthaus in der Moskovsky-Padvarey, ein Familienhotel, das aber auf sein Restaurant nicht stolz zu sein brauchte, denn meine Freunde mußten, wenn sie dort wohnten, in eine Konditorei gehen, um ihr Frühstück einzunehmen. Meine letzte Hoffnung, im

Gasthause etwas Genießbares zu erhalten, hatte ich auf Eier gesetzt und mutig nahm ich diese in Angriff. Die Eier waren zwar nicht „made in Germany", aber, so vermute ich wenigstens, in China „gemacht" worden.

Die Erlangung von Mahlzeiten verursacht im russischen Reich, besonders in entfernt gelegenen Orten, immer große Schwierigkeiten. Der Russe schwärmt für herbe und saure Speisen und er liebt eine derbe Nahrung. Saurer Rahm, kleine oder große Gurken bilden einen großen Teil des sibirischen Speisezettels. Gurken erscheinen regelmäßig beim Mittag und Abendessen, während die Suppe ein großes, dickes würfelförmig geschnittenes Stück Rindfleisch enthielt. Man muß es den Russen lassen, daß sie gute Suppen herstellen können, denn stets sind diese gut zubereitet, kräftig dick und schmackhaft, Gemüse jeder Art sind reichlich in ihnen enthalten und sie machen für den Westländer diesen ersten Gang fast zu einer ganzen Mahlzeit. Vielleicht würde die Nationalsuppe, das erste Gericht, was mir im russischen Reiche vorgesetzt wurde, kaum einem Europäer zusagen. Gehacktes Gemüse aller Art, rote, gelbe, weiße Rüben, Kohl mit einbegriffen, schwamm in der Schüssel herum, die außerdem noch, wie gewöhnlich, ein derbes Stück Rindfleisch enthielt und obenauf eine Portion Rahm, auf welchem, um das Ganze zu krönen, ein Stück Eis lag.

Nicht ohne Abenteuer sollten wir das Moskauer Gasthaus erreichen. Unser Iswoschtschik bestand darauf, uns zum Moskauer Restaurant zu fahren, das im schlechtesten Teile der Stadt gelegen war. Auf unserem Weg begegneten wir einigen betrunkenen russischen Matrosen, welche an ihrem freien Sonntag an Land gekommen waren, und die nun in der Straße eine Schlägerei verursacht hatten. Seit ich Port Said verließ, erinnere ich mich nicht, mit Ausnahme von Peshawar, in einer solchen Spelunke, wie die hiesige war, gewesen zu sein. Aus den Schwierigkeiten, in die unser Kutscher uns gestürzt hatte, wurden wir jedoch durch einen Amerikaner befreit, der uns in diesem Loch, in dem wir uns nun befanden, antraf, und der den Irrtum aufklärte.

Dann fragte er mich: „Sie tragen doch Ihren Revolver bei sich?“ „Ich habe ihn in meiner Reisetasche. Die Gerüchte sind wohl, wie ich vermute, sehr übertrieben, nicht wahr?“ „Nun,“ antwortete er, „ich war noch keine Woche hier, als ich bei hellem Tag, um zwei Uhr nachmittags, Schüsse hörte. Ich lief nach dem Hof, in dem die Schüsse gefallen waren und sah da eine Frau erschossen am Boden liegen, den Täter aber beschäftigt, seine Pistole wieder zu laden. Ich ergriff ihn mit einem vorbeigehenden Russen, den ich zu Hilfe rief, und wir lieferten den Verbrecher der Polizei aus.“

„Man braucht seinen Revolver nicht oft, aber wenn man ihn braucht, dann gebraucht man ihn ausgiebig,“ setzte der Amerikaner ziemlich energisch seiner Erzählung hinzu.

Nach der Sommerhitze in Japan bildet die Temperatur in Wladiwostok eine angenehme Abwechslung, denn obwohl dieses auf dem 43° 6′ Breitegrad und sogar südlicher als Florenz und Nizza liegt, hat es einen kalten Winter und keinen übermäßig heißen Sommer. Der Winter ist schön und trocken, und der Sommer frei von den lästigen und störenden Staubstürmen Pekings. Südostwinde voll Feuchtigkeit herrschen im Sommer vor, Nebel treten im Mai, Juni und Juli auf, aber die Monate von Oktober bis März sind ganz frei von Nebel, und europäische Einwohner von Japan, Shanghai usw. kommen hierhin, um der dortigen August- und Septemberhitze zu entgehen. Die monatliche Durchschnittstemperatur steigt und fällt von 15° Celsius Kälte im Januar bis 20° Celsius Wärme im August.

Im Winter ist der Hafen von der ersten Woche im Dezember bis zur letzten Woche im März zugefroren, und die japanischen Postdampfer stellen zwei bis drei Monate ihre Fahrten ein, obgleich es Eisbrecher im Hafen gibt. Im übrigen ist es ein schöner, beinahe ganz von Land eingeschlossener Hafen, der jeder Flotte des „Entfernten Ostens“ zum Ankerplatz dienen könnte, obwohl er infolge seiner natürlichen Lage kaum zu verteidigen sein wird.

Die Stadt hat sich nicht allein am Goldenen Horn entlang, sondern auch über die Ufer des Amurgolfs hinaus

ausgebreitet. Das Land ist schnell im Wert gestiegen: und ein Herr, den ich besuchte, erzählte mir, er bezahle 3600 Mark jährlich für seine Wohnung von sechs Zimmern im ersten Stock eines zweistöckigen, hölzernen Hauses.

Der Hafen hat sich sehr schnell vergrößert. Wie es auch immer sein mag, die kürzlich erfolgte Einführung eines Zolltarifs und der Beschluß der kaiserlichen Regierung, Dalny, welches weniger als dreißig Meilen mit der Eisenbahn von Port Arthur entfernt ist, zum großen Hafen des Ostens und zur direkten Verbindungsstation nach Japan zu machen, wird in der alten Stadt schon fühlbar. Es ist die alte Geschichte von dem langen Suchen nach dem eisfreien Hafen, der endlich gefunden ist.

Petropawlowsk in Kamtschatka, einst ein Stützpunkt der Flotte und während des Krimkrieges Schauplatz der Niederlage der verbündeten Truppen, ist heute ein Dorf, weil es im Jahre 1858, nach der Abtretung des Amurs, Nikolajewsk weichen mußte, das von da an der Kriegshafen Rußlands im Osten wurde. Im Jahre 1872 wurde wieder eine Veränderung zugunsten Wladiwostoks getroffen, einer Gegend, in welcher, wie man uns erzählte, vor nicht weit zurückliegender Zeit die Tiger herumschweiften. Heutzutage macht Nikolajewsk einen halb verödeten Eindruck, obgleich sein Rückgang durch die Entdeckung von Gold am Fluß Amgun aufgehalten worden ist. Jetzt endlich muß Wladiwostok Dalny Platz machen, welches nach russischer Ansicht der größte Seehafen des Ostens werden und Honkong Konkurrenz bereiten soll.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Wladiwostok bis zu dem Zeitpunkt der Einführung des Zolltarifs große Fortschritte gemacht hatte; aber bald war dessen verderblicher Einfluß bemerkbar, und seitdem sind die Zustände immer schlimmer und schlimmer geworden. Herr Witte ist mit Petitionen von der Wladiwostoker Handelskammer überschüttet worden. Außer den Schäden, die der Zolltarif verursachte, haben die Geschäfte auch unter der Konkurrenz des Handels der Mandschurei zwischen Dalny und Port Arthur, die damals

Freihäfen waren, gelitten. So ungeheuer groß waren die Verzögerungen und die Unannehmlichkeiten der Zollhaus-Formalitäten, daß die für die Mandschurei bestimmten Güter an diese Häfen, und solche, die nach Sachalin und Nordostsibirien gehen sollten, nach japanischen Häfen versandt wurden. Einheimische Gewerbe, die von eingeführtem Rohmaterial abhingen, sind vollständig vernichtet worden, und die Wirkungen haben sich durch das ganze Küstengebiet fühlbar gemacht, obgleich die Hauptursache der Depression in jener Gegend die Ablenkung des Verkehrs auf die Oestlich-Chinesische (mandschurische) Eisenbahn war.

Ich befürchte, daß das gesellschaftliche Leben weniger Hafenstädte des Ostens eine Beleuchtung vertragen kann, am wenigsten das von Wladiwostok. In den meisten Orten ist die Zerrüttung der Gesellschaft anständig verborgen, hier jedoch drängt sie sich einem ordentlich auf. Noch mehr als wo anders ist hier ein Platz, an dem Männer aus den verschiedenen Teilen der Welt sich ansammeln, um ihren Geschäften nachzugehen oder Unternehmungen zu beginnen und wohin ihnen ihre Frauen gewöhnlich nicht folgen. Nach der letzten Volkszählung hatte Wladiwostok von allen Städten Sibiriens das geringste Verhältnis weiblicher Einwohner im Vergleich zu dem männlichen, nämlich 15,6 Prozent. An einem so entlegenen Ort, inmitten einer außergewöhnlichen Umgebung, unter einer Mischung verschiedener Glaubensbekenntnisse und Sitten, wo es leichter ist, alles von sich abzuschütteln, als den gemeinsamen Boden zu finden, werden Traditionen und herkömmliche Gesellschaftsformen leicht über Bord geworfen. Und dies beschränkt sich nicht auf unbekannte Leute. Oft erfährt man später, daß die Beamten und vornehmen Personen, mit denen man zu Mittag gegessen hat, tonangebend für ein solches Leben sind.

Um meinen Plan, die Insel Sachalin zu besuchen, ausführen zu können, wandte ich mich an den amerikanischen Konsul Mr. Greener, der reisenden Engländern Beistand freundlich gewährt. Ganz vor kurzem ist ein britischer Handelsagent angestellt worden; aber zu der damaligen

Zeit waren bedeutend mehr Amerikaner als Engländer in Wladiwostok ansässig, wie auch heute noch, soviel mir bekannt ist. Im Hause eines der ersteren traf ich einen interessanten amerikanischen Geistlichen der Episkopalen Kirche. Er gehörte sicherlich nicht zu dem gewöhnlichen Typus, und da er Liebe zum Sport mit seinem ernsten Beruf vereinigte, hatten ihn seine Reisen in verschiedene Teile der Welt geführt, so unter anderem nach Japan und Südafrika. Die Erwähnung des letzteren gab Veranlassung zu einer interessanten Mitteilung über Cecil Rhodes, die wiedererzählt zu werden verdient. Dr. Z. gab an, daß ihm Rhodes als Staatsmann nicht sehr imponiert habe, daß aber eine persönliche Berührung seine Meinung über ihn ganz geändert habe; hierauf erzählte er uns folgende Geschichte:

„Das erste Mal, als ich bei ihm logierte," sagte Dr. Z., „war zur Zeit des Matabele-Krieges. Es war Carringtons Truppen nicht möglich gewesen, anhaltende Erfolge zu erzielen, außergewöhnliche Schwierigkeiten hatten dies verhindert. Rhodes, der unbewaffnet hinausgezogen war, um mit dem großen Häuptling zu unterhandeln, hatte einen Frieden zustande gebracht, welchem sich aber die kleineren Häuptlinge noch nicht angeschlossen hatten. Jeden Tag ritten wir zusammen aufs Land, nach dem ersten Tag bat ich ihn, mir ein Gewehr zu leihen. Er fragte: „Weshalb?" „Ach," sagte ich, „ich habe einige Leoparden gesehen und möchte gern einen schießen; außerdem geben Sie selbst zu, daß man diesen kleineren Häuptlingen nicht trauen kann." „Ja," antwortete er, „Sie wissen, daß unsere Truppen gegen diese Stämme ihrer natürlichen Behendigkeit wegen nichts auszurichten vermochten, und ich muß daher einzig und allein durch moralischen Einfluß auf sie wirken. Ich habe mit diesen großen Häuptlingen einen Frieden geschlossen und will ihnen zeigen, daß ich ihnen vertraue." „Aber," fragte ich ihn, „warum tragen Sie keinen Revolver in der Tasche, keiner würde etwas davon wissen, und ich muß gestehen, ich selbst würde mich sicherer dabei fühlen." „Mein lieber Freund," antwortete er, „meine Diener wissen alles, was ich in meiner

Tasche habe, und jeder andere würde es auch bald wissen. Außerdem," fügte er hinzu, „was könnten wir tun, wenn wir in einem dieser schmalen Gebirgswege angegriffen würden? Wir könnten höchstens einige dieser armen Kerle in die Ewigkeit befördern, aber sicherlich würden wir am Ende selbst getötet werden. Würden Sie sich im geringsten glücklicher dadurch fühlen, daß Sie Rechenschaft über den Tod von einem Dutzend Eingeborner ablegen müßten?'"

Ich beabsichtigte von Wladiwostok aus womöglich die Insel Sachalin zu besuchen und dann über Sibirien nach Europa zurückzukehren. Mein ursprünglicher Plan war darauf gegründet gewesen, einen Küstenfahrer anzutreffen, der auf seiner Reise nach Nikolajewsk in Sachalin anlegt; aber einer dieser Dampfer war gerade ein paar Stunden vor meiner Ankunft abgefahren. Dies war ärgerlich, indes glaubte ich, daß ich, wenn ich die Ussuribahn, jene isolierte Eisenbahnstrecke, welche Wladiwostok mit Chabarowsk am Amur verbindet, benutzte und dann mit einem Dampfer den Fluß bis zu seiner Mündung hinunterfahren könnte, ich in Nikolajewsk doch den Küstendampfer noch erreichen würde. Ich konnte dann hoffen, daß er auf seiner Rückfahrt in Alexandrowsk auf Sachalin anlegen würde. Natürlich mußte ich es darauf ankommen lassen, ob man mir gestatten würde, zu landen. Wie der Leser sehen wird, gelang der Plan nicht ganz, vielleicht war es auch besser so.

Aber selbst wenn mein Plan Erfolg hatte, gab es doch noch andere Schwierigkeiten, die ich dadurch möglichst zu verhindern suchte, daß ich meine Pläne vorher sorgfältig erwog. Erstens konnte man sich nicht auf die Daten der Abfahrt oder der Verbindung in so entlegenen Orten wie Sachalin und Nikolajewsk verlassen. Ging ich von der Insel, bevor der Tatarische Golf zugefroren war, konnte ich irgend ein Schiff treffen, welches mich nach Nikolajewsk bringen würde, von hier konnte ich dann per Dampfer, wenn der Frost es zuließ, 2025 Meilen nach Strjetensk fahren, dem Endpunkt der transsibirischen Eisenbahn. Die mandschurische Eisenbahn, die in Frage hätte kommen können, war noch nicht fertig.

Für den ersten Teil der Reise bis Chabarowsk hatte ich die Wahl zwischen zwei Routen. Ich konnte, wenn ich einen Dampfer, der für Wladiwostok bestimmt war, antraf, wieder die Ussuri-Eisenbahn bis Chabarowsk benutzen oder von da aus den Amur hinauf bis Strjetensk reisen, eine Entfernung von nur 1402 Meilen. Vielleicht klingt die Wahl dieser zwei Routen wie die Frage, ob man nach Paris über Calais oder Boulogne fahren will, aber es war kaum eine so leichte und zuverlässige Sache.

Vier Deutsche, welche vorhatten, durch Sibirien zu fahren, stiegen mit mir in Wladiwostok ans Land. Ich fragte sie, ob sie ihre Route kannten und sagte ihnen, daß es höchst wichtig sei, bevor man Wladiwostok verließ, sich einer Kabine auf dem Dampfer in Chabarowsk zu versichern. Sie fragten: „Wo ist Chabarowsk? Wir haben nie davon gehört!" Sie waren von Japan gekommen und hatten geglaubt, daß sie in Wladiwostok nur eine Karte zu lösen hätten, um dann nach Europa abzudampfen. Ich wies sie an ihre Landsleute, die Großkaufleute Kunst & Albers, deren Schutz und Eingreifen, wie ich glaubte, vollkommen hinreichend war.

Freunde von mir, die sehr gute Verbindungen besaßen, brachten zwölf Tage in Wladiwostok zu, um sichere Anwartschaft auf Kabinen für das Dampfschiff in Chabarowsk zu erlangen. Als sie dort zwei Tage später ankamen, waren diese in Beschlag genommen von Offizieren, die immer den Vorrang bei Beförderungsmitteln haben. Es gelang ihnen jedoch kurz darauf, auf einem kleinen Dampfer unterzukommen, doch brachten sie, um den Amur und den Schilka hinaufzufahren, neunundzwanzig Tage an Bord zu. Manchmal saßen sie auf Sandbänken fest, und manchmal fuhren sie zurück, um ein anderes Boot, welches geschleppt werden mußte, zu holen. Die Amurreise sollte unter günstigen Umständen ungefähr zwölf Tage in Anspruch nehmen, aber der Fluß ist sehr veränderlich, und, während der vorerwähnte Dr. Z. fast ohne Zwischenfall durchgekommen war, hatten andere ungeheure Schwierigkeiten angetroffen. Meine eigenen Landsleute berichteten von überfüllten Schiffen, vom

Biwakieren in den Gärten eines Hotels, um auf Anschluß zu warten, von Erste Klasse-Passagieren, sogar von Damen, die dicht gedrängt auf dem Deck schliefen, und von einem ihnen begegnenden Dampfer, der elf Tage auf einer Sandbank festgesessen hätte.

Wenn ich endlich Strjetensk erreicht hätte, würden mir noch vier Tage Eisenbahn- und Bootreise bevorstehen, um Irkutsk zu erreichen, von wo aus der Luxuszug bei wöchentlich dreimaliger Verbindung die Strecke von 3390 Meilen nach Moskau in acht Tagen zurücklegt. Aber überwunden wären alle Schwierigkeiten, könnte ich einer verhältnismäßig so leichten Reise sicher sein. Ich hatte zu befürchten, daß der Amur oder sein Nebenfluß, der Schilka, irgendwo auf der Route zugefroren sein könnte. Der Dampfer würde wie gewöhnlich da, wo er festsaß, sechs Monate liegen bleiben, und wenn der Fluß nicht mit hinlänglich starkem Eis zum Schlittenfahren bedeckt war, konnte es mir passieren, daß ich zwei Monate lang in einer einsamen sibirischen Auswandererniederlassung am Amur bleiben mußte, glücklich, wenn irgend eine armselige Poststation — eine Sstantsiya — mir Obdach, Schwarzbrot und shtchi geben würde. Die Ungewißheit, wann der Fluß zufrieren, der Zweifel, ob der letzte Dampfer Tage oder Wochen brauchen würde, und für den Fall, daß er einfröre, wann dies einträfe, waren unauflösliche Fragen selbst für die wenigen von mir aufgesuchten Leute, die am Amur gelebt hatten.

„War es möglich,“ so fragte ich, „die 1400 Meilen zwischen Chabarowsk und Strjetensk zurückzulegen im Fall ich einfrieren würde?“ Der einzige Ausweg, der vorgeschlagen wurde, war, auf der Stelle Pferde zu kaufen und einen Kasaken als Führer zu mieten. Dies war aber kaum ausführbar, denn ich würde zu vieler Lastpferde für mein Gepäck und meine Nahrung bedürfen, ganz abgesehen von der Wahrscheinlichkeit, das Gepäck beim Durchschwimmen eines halb zugefrorenen Nebenflusses des Amurs oder im Zusammenstoß mit entsprungenen Sträflingen — Brodjagi — zu verlieren.

Daher war es klar, wollte ich Weihnachten in Europa und nicht in Sibirien zubringen, mußte ich, schon bevor ich nach Sachalin überfuhr, eines Dampfers sicher sein, der hinreichend Zeit hatte, Strjetensk zu erreichen, bevor der Amur und der Schilka anfingen zuzufrieren.

Dies stellte einen sehr kurzen Aufenthalt in Sachalin in Aussicht — aber es sollte sich alles anders gestalten.

Drittes Kapitel.

Von Wladiwostok nach Chabarowsk.

Die Eisenbahnfahrt. — Das Ussurigebiet. — Das schreckliche Gemetzel in Blagowjestschensk. — Erzählungen von Augenzeugen. — Chabarowsk.

Die Ussuri-Eisenbahn, mit der ich den Amurstrom erreichen sollte, ist 475 Meilen lang und verbindet Wladiwostok und Chabarowsk.

Diese Linie, welche im Jahre 1897 fertig wurde, sollte die letzte Station des Reisenden auf der transsibirischen Eisenbahn sein. Nachdem er von Moskau abgefahren, den Baikalsee erreicht und passiert hatte, würde er dann die transbaikalische Linie bis Strjetensk benutzen, und von da aus die damals noch nicht fertig gestellte Fortsetzung dieser Linie an den Ufern der Flüsse Schilka und Amur über Blagowjestschensk nach Chabarowsk.

Zur Zeit meiner Reise war dies noch die Route der transsibirischen Reisenden mit dem Unterschied, daß die Strecke von 1402 Meilen zwischen Strjetensk und Chabarowsk per Dampfer und nicht per Eisenbahn zurückgelegt werden mußte.

Der Grund dieser plötzlichen Unterbrechung der Eisenbahnlinie in Strjetensk war den Verhandlungen mit China zuzuschreiben; im Herbst des Jahres 1896 hatte die Russisch-Chinesische Bank mit der chinesischen Regierung ein Abkommen getroffen, nach dem erstere eine Gesellschaft zur Erbauung einer Eisenbahn durch die Mandschurei bilden sollte,

welche die transbaikalische Strecke der transsibirischen Eisenbahn mit einer Abzweigung der südlichen Strecke der Ussuribahn in Pogranitchnya zu verbinden hatte.

Der Ausgangspunkt der transbaikalischen Linie ist in den offiziellen Plänen mehr als einmal verlegt worden, und die diesbezüglichen Angaben stimmen selbst in den offiziellen Veröffentlichungen nicht überein. Der Knotenpunkt für die Mandschurei ist weder Tschita noch Nertschinsk, noch Onon, noch Caidolowo, noch Carimskaya, sondern eine kleine Station, genannt „Citaesky Razyezd", 68 Meilen östlich von Tschita. Die neue Linie, welche jetzt, da ich schreibe, für den transkontinentalen Verkehr eröffnet ist, ist mehrere hundert Meilen kürzer, als die ursprünglich am Amur entlang geplante Route.

Die Ussuri-Eisenbahnstrecke zieht sich am Golf von Amur hin, läuft dann gegen Osten am Flusse Suifun entlang bis Nikolskoy, welches an der Grenze die Verbindungsstation für die Zweiglinie der Chinesischen Mandschurei-Ostbahn ist und wendet sich zum Hinka- oder Khankasee, den sie 15—30 Meilen zur Linken liegen läßt. Der Ussuri wird eine Werst hinter der Ussuristation und fast bei der Hälfte des Weges nach Chabarowsk auf einer 840 Fuß langen Brücke überschritten. Dann verfolgt die Bahn das rechte Ufer des Ussuri bis zu dessen Zusammenfluß mit dem Amur bei Chabarowsk, indem sie sich in ziemlich sicherer Entfernung von dem Ueberschwemmungsgebiet hält.

Es war am 24. August 1901, 9 Uhr morgens, als mein Zug von Wladiwostok mit acht Durchgangswagen, unter denen sich ein Speisewagen befand, abfuhr.

Die Steigung des Suifunflußtales mußte überwunden werden, und trotz unserer zwei großen amerikanischen Baldwin-Lokomotiven krochen wir dieses nur ungefähr drei englische Meilen in der Stunde hinauf. Als wir die Höhe erreicht hatten, fuhren wir mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 12 Meilen abwärts. Die Strecke ist vorsichtigerweise von technischen Meisterstücken freigehalten worden, umgeht die Hügel und vermeidet soviel wie möglich die Ueberbrückung

der Flüsse. Ebenso gibt es hier keine Tunnels. In der Tat sind zwischen Wladiwostok und St. Petersburg deren nur zwei vorhanden, und die sind sehr kurz; einer ist in der Nähe von Zlatoust und der andere in einer gebirgigen Gegend Transbaikaliens. Nach Verlauf eines Jahres wird der Reisende von Europa nach Wladiwostok, Dalny oder Peking auf der mandschurischen Eisenbahn vier weitere Ausnahmen von dieser Eigentümlichkeit, die heute noch durch Zickzackwege oder durch Kopfstationen vermieden werden, antreffen.

Da die Ussurilinie sich durch ein Tal hinzieht, zeigt die Gegend hauptsächlich Wiesenland, unbebaute Weiden, mäßig mit Wald bedeckte, sich wellenförmig erhebende Hügel, welche sich bald nähern und bald weiter zurücktreten. In der Entfernung sieht man von der Eisenbahn aus Gebirge, aber die große Kette des Sichota Alin, welche an die Küste stößt, liegt noch 60—150 Meilen nach Osten.

Die unmittelbare Gegend an der Eisenbahnlinie ist jedoch kaum typisch für das weite Gebiet mit seiner schroffen Landschaft, seinen wilden tungusischen Völkern und seinen Räubern. Jahrelang sind Kasakenposten in dem Tal dieses Flusses stationiert gewesen, um die Grenze zwischen der Mandschurei und der Amur- und Küsten-Provinz zu schützen. Den Kasaken sind andere Auswanderer gefolgt. So haben sich an der Strecke entlang Ansiedlungen gebildet, die sich wenigstens über ein Drittel des Weges bis nach Spaskaya hinziehen. Keineswegs sind jedoch diese Ansiedlungen dicht zusammenhängend. Hier und da sieht man an den Ufern des Flusses Streifen bebauten Landes, dann und wann auch einige Stück Rindvieh; selten erspäht man eine Hütte, noch seltener ein Dorf. Manchmal, wenn der Zug an einer Station hält, kann man in der Entfernung von zwei oder drei Meilen eine sogenannte Stadt entdecken und die hölzernen, weißgetünchten Hütten eine nach der anderen erspähen, dazu zwei oder drei Steinhäuser der Beamten und, über alles hinausragend, die Kuppel der Kirche.

Mit der Kolonisation des Ussurigebiets hat man im Jahre 1855 begonnen, aber sie ist wegen der großen Schwierigkeiten

der Reise und des Transports nur langsam vorwärts gegangen. Bis 1897 war die Zahl der Bevölkerung der Priamur- oder Küsten-Provinz, welche sich über einen Flächenraum von fast 716000 Quadratmeilen erstreckt, also ein Flächenraum, ungefähr siebenmal so groß wie Neuseeland, nicht bis zum dritten Teil der Einwohnerzahl dieses Landes gestiegen. Die Verbindungen haben sich in der letzten Zeit gebessert, und die Regierung hat beträchtliche Unterstützungen gegeben; aber die Zahl der im Jahre 1898 über Odessa ausgewanderten Familien belief sich auf nur 578 und von dieser Zahl muß sogar noch etwas abgerechnet werden, weil sich im Jahre 1900 und 1901 eine Rückströmung bemerkbar machte, die Einwanderer in Auswanderer, welche über Sibirien zurückkehrten, verwandelten. Es erscheint merkwürdig, daß diese nach ihrer Heimat Zurückgehenden die Aussicht auf ein freieres Leben, als sie es bei dem unwirtlichen Klima im europäischen Rußland erhoffen konnten, bereitwillig aufgaben. Aber es wird uns weniger merkwürdig erscheinen, wenn wir bedenken, wie der russische Bauer die Geselligkeit liebt und wenn wir uns das schrecklich einsame Leben in einer entfernt gelegenen Niederlassung vorstellen. Es ist wahr, daß in Rußland sein Dorf von anderen durch weite Strecken getrennt liegen mag, aber in seinem Dorfe selbst findet er eine Fülle gleichartiger Anschauungen. Durch Mangel an genügendem Kapital stets gehindert, beträchtlichen natürlichen Schwierigkeiten gegenübergestellt, versagt er, wo Angehörige einer anderen Rasse, die weniger stoisch im Leiden, sonst aber energischer sind, die Beschwerlichkeiten überwinden würden. Die Ausdauer der Angelsachsen hat der russische Bauer jedenfalls nicht.

Obgleich das Ussurigebiet eine reiche Flora besitzt und die Vegetation dort üppig ist, leidet die Landwirtschaft durch ein verspätetes Frühjahr und einen nassen Sommer. Im Juli und August kommen von Südosten her, regengetränkt vom Stillen Ozean, die Monsumwinde, wie man sie wohl nennen kann, und verzögern das Reifen der Ernte. Der Frühling, immer wieder vom Frost zurückgehalten, erscheint nur

langsam und verhindert so eine frühe Aussaat. Der große Khankasee, mit seinem Flächenraum von 250 Quadratmeilen, ist von der ersten Hälfte des Novembers an bis zur ersten Hälfte des Monats April zugefroren. Hafer, Weizen und Roggen werden gezogen, weniger häufig Buchweizen, Hirse und Gerste; aber armselig ist die Qualität der Ernte, und die Felder sind voll Unkraut. Bei einer Nachweisung der von Wladiwostok in dieses Gebiet und das des Amurs eingeführten Waren zeigt sich ein Verhältnis von 15 Prozent Korn und Mehl, was an und für sich schon genug sagt, wenn man die geringe Einwohnerzahl und die große Fläche Land, das zum Bebauen benutzt werden könnte, in Vergleich zieht. Mehr Erfolg wird durch die Heuernte erzielt, und jede Haushaltung soll im Durchschnitt acht oder neun Stück Rindvieh und zwei oder drei Schweine und Ziegen besitzen; doch scheint die Qualität des Viehstandes viel zu wünschen übrig zu lassen.

Als ich auf diese Gegend hinausblickte, mußte ich unwillkürlich an Neuseeland und die Entwicklung dieses Landes denken. Wie verschieden sind die Erfolge! Es ist wahr, letzteres hat viele Vorteile gehabt, ein angenehmeres Klima und in der Kolonisation einen Vorsprung von wenigstens fünfzehn Jahren; aber es hatte auch seine Nachteile in den großen Strecken dichter Waldungen, die selbst heute noch nur mit unendlicher Mühe gelichtet werden können. Diese russischen Ansiedler haben keine Idee von den ungeheuren Schwierigkeiten, die vorhanden sind, den neuseeländischen Busch auszuroden. Sie brauchten weder dichtes, unverwendbares Steppengras auszuroden noch das Land mehrere Jahre hindurch zu reinigen, bevor sie den aus der Heimat mitgebrachten Grassamen auswerfen konnten, um brauchbares Futter für ihre Schafe zu erzielen. Hier im Ussurigebiet erwarteten große Flächen reichen Wiesenlandes die Viehherden. Freilich wanderten nach Neuseeland starke, tatkräftige Mitglieder der angelsächsischen Rasse aus. Manch jüngerer Sohn einer vornehmen Familie zog mit einem nicht unbedeutenden Kapital hinaus, sein Glück zu suchen und es sich selbst zu gründen, während in der Küstenprovinz arme Auswanderer ohne

Kapital und frühere Sträflinge mit noch weniger Hoffnung geschickt wurden, um hier mit der Natur in ihren wilden Launen zu ringen.

Die Gegend bot wenig Abwechslung, als der Zug den nördlichen Teil der Ussuri-Eisenbahn erreichte. Das Tal hatte sich in eine weite Ebene geöffnet. Diese großen Flächen Wiesenland bedingten die amerikanischen Methoden der Landwirtschaft. Mancher Fluß, der weit im Osten auf dem Sichotagebirge seine Quellen hat, eilt durch die Ebene, um sich mit dem Ussuri zu vereinen, und wenn wir Flußläufe passierten, deren Ufer durch weiße Glockenblumen, Gentianen, Herbst-Margerithen und Spireen bunt waren, so wurde ich an die Norfolk Boards erinnert. Der Baumbestand enthielt zuerst meistens Eichen, Eschen, Weiden, Walnüsse, Weißbuchen und Zedern, dann Birken und Tannen und später Hollunder, Lärchen, Ulmen, Ahorn und Akazien. Im Norden gab es ausgedehnte Wälder und nur selten Niederlassungen.

Unser Zug, der die verlorene Zeit einholen wollte, fuhr schneller, so daß wir nach Ablauf von 24 Stunden eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 15 Meilen in der Stunde feststellen konnten, wobei einige ziemlich lange Aufenthaltspausen allerdings außer Berechnung blieben.

Die Stationsgebäude waren schöne Bauten aus Holz, manchmal auch aus Stein. Dann und wann standen sie von der Eisenbahnlinie, durch einen Garten getrennt, eine gute Strecke entfernt.

Merkwürdigerweise waren die Namen der Stationen in großen Anfangsbuchstaben gemalt, eine Schrift, die für einen gewöhnlichen Russen auf den ersten Blick schwerer zu lesen ist, als es Wörter, die in gothischen Anfangsbuchstaben geschrieben sind, für uns sein würden.

Der Aufenthalt an den verschiedenen Stationen wurde von den Passagieren dritter Klasse dazu benutzt, um Lebensmittel zu kaufen. Wenn der Zug einlief, sah man aus den Hütten der Bahnarbeiter einige barfüßige Frauen mit Kopftüchern herbeieilen, mit Töpfen voller Milch und ihre Schürzen gefüllt mit Lebensmitteln: Eiern, geröstetem Korn,



Der Häuptling des Golden-Stammes im Ussurigebiet.

Mais, Gurken, Bohnen, ja selbst gekochten Hühnern. Ein einsames Leben führen hier zwei oder drei Familien an einer abgelegenen Station! Nichts als Wälder und Ebenen, meilenweit ohne Gefährten, und dennoch ist dieses Leben nicht zu vergleichen mit dem derjenigen, denen keine vorüberfahrenden Züge die Eintönigkeit unterbrechen; aber selbst sie mögen oft genug von Neid erfaßt werden gegen die glücklichen Reisenden, die der Heimat zueilen.

In Bikin, welches wir am nächsten Morgen ungefähr um 7 Uhr erreichten, stieg ich aus, und bald befand ich mich unter einigen Eingeborenen, Angehörigen des Goldenstammes, die den erhabenen Rang von Eisenbahn-Gepäckträgern erlangt hatten. Es waren malerische Gestalten, besonders die Frauen, welche ihre beiden Zöpfe aufgebunden, mit Bändern befestigt und mit vielen bunten Glasperlen und Muscheln geschmückt hatten. Ihre Kleidung bestand aus Kitteln, die mit Streifen verschiedenfarbiger Baumwollstoffe eingefaßt und mit Stücken gangbarer Münze besetzt waren. Die Gamaschen waren mit ähnlichen Verzierungen versehen.

Ein russischer Oberst des Eisenbahnstabes, der bemerkte, daß ich mich für die Eingeborenen interessierte, bot sich höflich an, den Häuptling der Golden und seine Frau, die sich beide in dem Zuge befanden, zu bewegen, sich von mir photographieren zu lassen. Es hatte den Anschein, als ob der Häuptling halb europäisiert wäre, aber nach der außergewöhnlichen und bunten Kleidung der Frau zu urteilen, die in ihrem grellfarbenen Umschlagtuch wie eine indianische Squaw aussah, konnte die Familie kaum Anspruch darauf machen, zu den russischen „Intelligenti" gezählt zu werden.

Der Durchschnittsreisende kann sich kaum vorstellen, daß er, bis er Bikin erreicht, durch das Land der Fischhaut-Tartaren fährt. Diese wilden Stämme wohnen im Norden und Osten des Gebiets, jagen und fischen, halten aber fest an ihren merkwürdigen, althergebrachten Sitten und Zeremonien, von welchen ich später mehr zu sagen haben werde. Und obgleich bei den Orotschonen oder Oroktis, den Golden und Giljaken die Sitte, sich in Fischhaut zu kleiden, durch welche sie von

den Chinesen den Namen Yu-pi-ta-tse erhielten, schnell durch den Handel der Mandschu-Kaufleute mit ta-pu oder chinesischem Tuch, verschwindet, so habe ich doch selbst Giljaken und Orotschonen angetroffen, welche noch Kleider aus Fischhäuten trugen, und die mir die Ehre erwiesen, als Ruhelager für mich einen Teppich aus Fischhäuten auszubreiten.

Das dem meinigen gegenüberliegende Coupé hatte ein Mitreisender eingenommen, aus dessen genauer Bekanntschaft mit der Gegend ich gern Nutzen zog. Es war ein Kanadier russischer Abkunft, der sich in Wladiwostok niedergelassen hatte und jetzt eine Reise den Amur hinauf bis nach Blagowjestchensk machte. Im Laufe der Unterhaltung zeigte er mir ein neues Gewehr. „Ich habe nicht vor, mich noch einmal überrumpeln zu lassen," sagte er. Ich fragte ihn, was er meine, worauf sich herausstellte, daß er und noch ein anderer Amerikaner, den ich auch schon getroffen hatte, zur Zeit der Panik und des entsetzlichen Blutbades der Chinesen durch die Russen in Blagowjestchensk anwesend waren. Ich hatte so viele Gerüchte zweiter Hand über dieses schreckliche Vorkommnis erfahren, daß ich begierig die Gelegenheit ergriff, früher Gehörtes bestätigt zu finden. Wenn alles sich bewahrheitete, was mir bis jetzt mitgeteilt worden war, so mußte dies in der Geschichte einer zivilisierten Nation während des letzten Jahrhunderts als der größte Schandfleck verzeichnet werden, selbst das schreckliche Gemetzel bei Geok-Tepe vor zwanzig Jahren nicht ausgenommen.

Um auf die Ereignisse des Jahres 1900 zurückzukommen, scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß für die Russen in der Mandschurei der Ausbruch der Pekinger Wirren vollständig überraschend kam. Eisenbahnbeamte und Ansiedler flohen schleunigst vor dem Anmarsch der chinesischen Macht, schifften sich Hals über Kopf auf dem Sungari ein und eilten den Amur bis Chabarowsk und Blagowjestchensk hinauf. Die wenigen Truppen, die man in diesen Städten entbehren konnte, wurden in Eile den Sungari aufwärts nach Charbin geschickt.

Hierdurch wurde Blagowjestchensk von Soldaten teilweise

entblößt. Nun lag auf der entgegengesetzten oder südlichen Seite des Amur die chinesische oder mandschurische Stadt Sahalien oder Heh-lung-kiang, und 24 Meilen weiter herunter die Stadt Aigun. An einem Sonntagnachmittag, als Herr S., der andere Amerikaner, auf der „Parade“ den Fluß entlang spazieren ging, wurden vom entgegengesetzten Ufer aus von den Chinesen Schüsse abgefeuert. Einige russische Soldaten badeten zu dieser Zeit, und einer von ihnen wurde getroffen, aber nur leicht verwundet. Während des ganzen angeblichen Bombardements der Stadt wurde nach glaubwürdigen Berichten kein einziger Russe in Blagowjestschensk verwundet. Das Unerwartete des Angriffs und die Tatsache, daß fast das gesamte Militär aus der Stadt entfernt worden war, versetzte die Einwohner in eine Panik. Sie flehten sogleich die Behörden an und durchsuchten die Läden nach Waffen. Wenige nur wurden gefunden, es war großer Mangel an solchen, zumal die Stadt nur durch eine Polizei beschützt, die aus mit Aexten Bewaffneten bestand. Bei einer Einwohnerzahl von ungefähr 30000 Köpfen befanden sich 5000–6000 Chinesen, von denen viele Dienstboten waren. Unter diesen Umständen war es vielleicht nicht zu verwundern, daß die Bewohner von Blagowjestschensk ein Komplott zwischen den Chinesen auf der mandschurischen Seite und deren Landsleuten in der Stadt argwöhnten. Was sollte man tun? Sie beherbergten den Feind in ihren Toren, ja in ihren Häusern. Die Behörden telegraphierten an den Generalgouverneur in Chabarowsk nach Verhaltungsmaßregeln, und die Antwort soll aus den Worten bestanden haben: „Tötet wie im Krieg.“ Was diese Worte auch bedeutet haben mögen, nie hätte ein Offizier einer zivilisierten Nation sie als Befehl zur Ermordung verteidigungsloser Einwohner ausgelegt.

Außerhalb der Stadt, in benachbarten Dörfern, waren ungefähr 25000 Chinesen und man befürchtete, daß sie in jedem Augenblick die Stadt angreifen könnten. Kasaken der Reserve wurden herbeigerufen. Diejenigen Chinesen, die aus ihren Wohnorten noch nicht geflohen waren, wurden einfach



Freiwillige in den Verteidigungsgräben von Blagowjestschensk.

niedergemetzelt und ihre Häuser verbrannt; und Herr S. sah nachher mit Abscheu, wie die Kasaken die Leichen in den Fluß warfen.

Mittlerweile wurden in aller Geschwindigkeit Schanzen um die Stadt aufgeworfen und eine schwache Verteidigungstruppe von Freiwilligen gebildet, — aber die dringendste Frage war, was mit den 5000—6000 Chinesen in der Stadt selbst geschehen sollte. Sie mußten aus den Toren getrieben werden, und nicht das allein, es mußte zwischen die Vertriebenen und die Russen der Fluß kommen. Wenn man sie in Booten über den Fluß brachte, so gab man den unbekannten chinesischen Truppen auf der anderen Seite des Flusses die Mittel, überzusetzen und die Stadt in der Nähe anzugreifen. Endlich kam der Befehl, man ist sich nicht einig von wem, die Chinesen zusammenzubringen und sie an einen schmalen Teil des Amur oberhalb der Stadt zu treiben: dort sollten sie übergesetzt werden. Die Szenen, welche hierauf folgten, waren herzzerreißend. Der Eigentümer des Grand Hotels, ein Franzose, mußte seinen chinesischen Portier, einen treuen Diener, der siebzehn Jahre lang bei ihm gewesen war, aufgeben. Ein reicher, alter Chinese, der bedeutende Geschäfte mit den Russen gemacht hatte, von denen er vielen auffallende Freundlichkeiten erwiesen hatte, wurde mit der Menge Verurteilten dahingetrieben. Als sie an den Strom kamen, waren keine Fähren da, und eine Panik ergriff die kleine Truppe Kasaken, die die 5—6000 armen Menschen vor sich her gejagt hatten. Russische Beamte behaupteten, es seien Flöße hergestellt worden, oder: war der Befehl gegeben und in der Aufregung nicht ausgeführt worden? Mit aufgepflanztem Bajonett wurden die wehrlosen, unbewaffneten Opfer wie eine Herde Schafe in den Fluß gedrängt. Viele, erzählt ein städtischer Beamter, wurden zu vieren mit den Zöpfen zusammengebunden und ins Wasser gestoßen. Wie viele so ihr trauriges Ende gefunden haben, ist ungewiß. Einige sagen 3000, andere 10000, aber 5300 ist die Zahl, die der oben erwähnte Beamte nannte. Fünfzig oder sechzig, fügte er hinzu, haben vielleicht die andere Seite erreicht.

Der Strom trug die toten Körper hinunter an der Stadt vorbei, aber so viele wurden wieder an das Ufer gespült, daß aus sanitären Gründen Männer mit langen Stangen in der Nacht angestellt wurden, um die Leichen in die Mitte des Stromes zu stoßen. Die Ufer des Stromes waren wochenlang mit aufgedunsenen Menschenkörpern, von denen an einigen Stellen über hundert zusammen lagen, besät. Von vielen Reisenden, unter anderen von einem amerikanischen Professor, sind diese fürchterlichen Vorkommnisse bezeugt, die übrigens noch bestätigt wurden durch einen unfreiwilligen Zeugen, den General Gribsky, der in seinen Bestrebungen, die Einwohner der nördlichen Mandschurei einzuschüchtern, eine Proklamation erließ*) und in welcher er damit prahlte, daß „die Gewässer des Amurs durch die Massen Leichen von Mandschuren verunreinigt seien".

Ein weit ausführlicherer Bericht ist kürzlich in einem russischen Journal, dem Zarya, von einem sich als „Augenzeuge" Unterzeichneten erschienen.

Ich gebe hier einen kleinen Umriß, da hierdurch die Angaben meines Gewährmannes ergänzt und teilweise aufgeklärt werden. Der Augenzeuge weicht nur wenig von diesem ab.

Ich habe absichtlich die beiden Berichte getrennt gehalten, damit der Leser sich durch diese beiden unabhängigen Aussagen ein eigenes Urteil bilden kann.

Der Augenzeuge weist vorerst auf die weite Entfernung hin, in welcher sich die Truppen am Sungarifluß von Blagowjestchensk befanden, fügt aber hinzu, daß doch ungefähr 1000 Linientruppen in der Stadt zurückgeblieben waren. An Munition war man jedoch knapp. Die allgemeine Erregung in der ganzen Mandschurei fand ein Echo in den Herzen der Einwohner und eine Versammlung wurde einberufen. Die Behörden teilten indes die Befürchtungen nicht, lachten vielmehr über die ängstlichen Gemüter. Mittlerweile konnte man in dem Blagowjestchensk gegenüberliegenden mandschurischen

*) Times vom 25. September 1900.

Dorfe Sahalien Chinesen mit meist veralteten Waffen exerzieren sehen. Boten wurden hinübergeschickt, um zu erfahren, was das bedeute und die Antwort gegeben, es sei keine Herausforderung gemeint, vielmehr wollten die Einwohner bei der allgemein beunruhigten Lage der Dinge ihre Stadt in einen Verteidigungszustand bringen. Gleichzeitig berichteten ein oder zwei Dampfschiffsführer, welche von Wladiwostok aus ankamen, ihre Fahrzeuge seien von verirrten Gewehrschüssen der Chinesen auf der rechten Seite des Flusses getroffen worden. Niemand wurde jedoch verwundet.

Blickt man auf die Telegramme der Times im Herbst des Jahres 1900 aus St. Petersburg zurück, so findet sich ein Bericht über Bombardements, Artillerieangriffe auf Dampfschiffe und einen glorreichen Feldzug! Unser russischer Augenzeuge bezeichnet diese „offiziellen" Telegramme ohne Einschränkung als Erfindungen.

Inzwischen waren die Blagowjestchensker Chinesen, die diesem Schriftsteller zufolge ungefähr 3000 oder 4000 zählten und sich meist aus Kaufleuten und Dienstboten zusammensetzten, auch über die antichinesischen Kundgebungen, die sich zeigten, beunruhigt, und sie hatten, für ihre eigene Sicherheit fürchtend, eine Deputation an den Gouverneur der Stadt geschickt. Dieser verlachte jede Idee von Gefahr. Durch die späteren Ereignisse wissen wir, daß nur allzu viel Ursache vorlag, Furcht zu haben. Aber eins können wir nicht verstehen, warum gerieten die russischen Einwohner in eine solche Panik, wenn kein solches Bombardement stattfand, wie es uns die „offiziellen Telegramme" nachträglich glauben machen wollen? Nur für die Nichtunterrichteten, so fährt unser russischer Augenzeuge fort, waren die Ursachen für die traurige Affäre ein Geheimnis, nicht aber für Behörden in Blagowjestchensk. Eine Anzahl der gewissenlosesten Bewohner, im Bunde mit den Polizeibeamten, benutzten sofort die ersten eingetretenen Beunruhigungen, fachten die Flammen an und begannen dann unter dem Deckmantel „bestimmter Maßregeln" ihr teuflisches Werk zu verrichten. Und warum? Um die chinesischen Kaufleute zu berauben, und sich unter dem

Vorwand des Krieges aller Schulden bei ihnen zu entledigen. Es wird sogar behauptet, daß viele Läden schon vorher gekennzeichnet waren, damit diese sogleich nach Ausweisung der chinesischen Gehilfen geplündert werden konnten. Nachdem hinlänglich auf die Furchtsamkeit des Volkes gewirkt worden war, begann das schreckliche Werk der „Verteidigung". Herzzerreißende Szenen trugen sich am Ufer des Flusses zu. Alle Chinesen in der Stadt, mit Ausnahme von vielleicht vierzig, wurden herbeigeschleppt. Zu Ehren einiger reicher, russischer Kaufleute muß erwähnt werden, daß sie ihr äußerstes taten, um ihre treuen chinesischen Dienstboten zu retten. Durch Bestechung oder Verbergen gelang es ihnen, einige wenige vor dem schrecklichen Schicksal ihrer Landsleute zu bewahren. Diese elenden Opfer, Männer, Frauen und Kinder, Krüppel und Mütter mit Säuglingen auf den Armen wurden ans Wasser getrieben. Einige baten, man möge sie nicht wie die Hunde töten, andere flehten, man möge ihnen gestatten, zu beten, bevor man sie erschlüge und noch andere fielen auf ihre Knie, hoben ihre Hände zum Himmel und erklärten sich bereit, das Christentum anzunehmen, wenn man sie nur verschonen wolle. Alle aber, wie sie waren, Mütter und Kinder, Greise und Krüppel, erhielten die gleiche Antwort — ein nasses Grab oder den kalten Stahl. Gewehre und Säbel waren in steter Tätigkeit, und wenn ein Unglücklicher zögerte, sich in das hoffnungslose Wasser zu stürzen, wurde er mit dem Bajonett niedergestochen. Dies wurde, wie unser Augenzeuge bemerkt, in der offiziellen Depesche „eine Aufforderung zum über den Fluß setzen" genannt. Tagelang dauerte das Gemetzel, und einige der angewandten Methoden werden als würdig der Inquisition bezeichnet. Die Geistlichkeit und die „Intelligenti", obgleich im Herzen entrüstet, nahmen eine zustimmende Haltung an, denn sie wagten nicht, öffentlich die Taten einer Partei zu kritisieren, die mit der Polizei im Bunde war. Sie entschuldigten das Geschehnis mit der Behauptung, daß, „wenn sie nicht angegriffen hätten, sie angegriffen worden wären". Mittlerweile war der Zweck der zügellosen Bande und der Polizei klar zu sehen. Nicht

allein untergeordnete Personen, sondern vielmehr auch hohe Beamte waren beteiligt. Die verlassenen Läden und Magazine der Chinesen wurden unter dem Vorwand, sie zu schützen, umstellt und einfach geplündert. Geld und Wertsachen wurden von der Polizei und den zügellosen Horden geteilt; sorgfältig wurden Gerüchte verbreitet, daß in dem chinesischen Viertel Schießgewehre, Waffen und Dynamit gefunden worden wären.

Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß dieser Verwaltungsbeamte und jener Polizeibeamte so und so viele tausend Rubel eingesackt hätten; sogar die Beamten der Russisch-Chinesischen Bank werden nach dieser Richtung hin erwähnt und bei Namen genannt, und zufällig weiß ich, wie man in Blagowjestchensk heute über die bei jenen Räubereien Beteiligten spricht.

Nachdem die Russen diese entsetzliche Tat ausgeführt hatten, überschritten sie am 3. August den Amur und besetzten Sahalien, welches sie sofort in Brand steckten. Die Flammen erleuchteten zwei Nächte hindurch die Gegend in weiter Entfernung. Dann rückten sie in die Mandschurei ein, schlugen Männer, Frauen und Kinder nieder, schändeten die Mädchen und töteten sie hernach. Wenn heute das Vorgehen der Russen in Blagowjestchensk einer Kritik unterworfen wird, so erfolgt als Antwort: „Lesen Sie von den schrecklichen Taten der deutschen, französischen und englischen Soldaten in China und vergessen Sie die Anrede des deutschen Kaisers an seine Truppen nicht."

Bei Beurteilung des Verhaltens der Russen in dieser grauenhaften Angelegenheit müssen wir bedenken, daß diese in einem weit entlegenen Teil des russischen Gebiets stattfand, und im europäischen Rußland etwas Derartiges niemals hätte geschehen können. Wir müssen ferner berücksichtigen, daß zu der Zeit eine geringe Zahl Europäer, mangelhaft und unzulänglich bewaffnet, von Tausenden von Chinesen umgeben waren. Hätten diese die Stadt angegriffen und die wenigen Europäer gefangen genommen, so würden sie beim Martern und Töten ihrer Opfer die schändlichsten und undenkbarsten Grausamkeiten verübt haben. Wenn man

alles bedenkt, was mit Billigkeit zur Entschuldigung dieses beklagenswerten Ereignisses vorgebracht werden könnte, so bleibt es doch als ein entsetzlicher Schandfleck in der Geschichte eines Volkes, das immer Anspruch darauf erhebt, zu den zivilisierten Nationen gerechnet zu werden.

Kehren wir nun zurück zu den Abenteuern des Kanadiers und des Amerikaners, deren unangenehme Erfahrungen nicht in Blagowjestchensk endeten. Angeekelt von den dortigen Zuständen, sehnten sie sich nach Wladiwostok zurück und beschlossen, die Abreise zu wagen.

Mit zwei oder drei Russen entwarfen sie den Plan, Chabarowsk, welches mehr als 600 Meilen den Fluß hinunter liegt, zu erreichen. Ein Tarantas sowie Pferde wurden gekauft, der oberste Polizeibeamte gab seine Einwilligung, obgleich er sie gleichzeitig vor der Tollkühnheit ihres Wagestückes warnte. Im letzten Augenblick ließen sie die Russen im Stich, und die zwei mußten ihre Pläne allein ausführen.

Außerhalb der Stadt fanden sie zerstörte und verbrannte Dörfer und manches andere, was zu entsetzlich ist, um erwähnt werden zu können. Sie begegneten einem Russen, der sich rühmte, drei Chinesen getötet zu haben, und welcher, als sie ihn antrafen, seinen Hund mit den Leichen seiner Opfer fütterte. Auf Vorwürfe, die sie diesem Scheusal machten, erwiderte er, er könne andere Nahrung nicht verschaffen. Ich selbst habe eine Photographie gesehen, welche eine Vergnügungsgesellschaft russischer Damen und Offiziere, die zwischen den Leichen aus dem zerstörten Dorfe Sahalien ein Picknick abhält, darstellt.

Als die beiden Amerikaner ihren Weg fortsetzten, fanden sie die Poststraße und die russischen Dörfer in einem verwahrlosten Zustande. Schon in ruhigen Zeiten ist die Nahrung, die man in einem ostsibirischen Sstanzija erhält, knapp, aber jetzt war wirklicher Mangel. Die Reisenden mußten ihre entkräfteten Pferde zurücklassen und konnten andere nicht erhalten. Sie zogen am Ufer des Flusses entlang weiter. Hier fanden sie ein zurückgelassenes Boot der Eingebornen, und

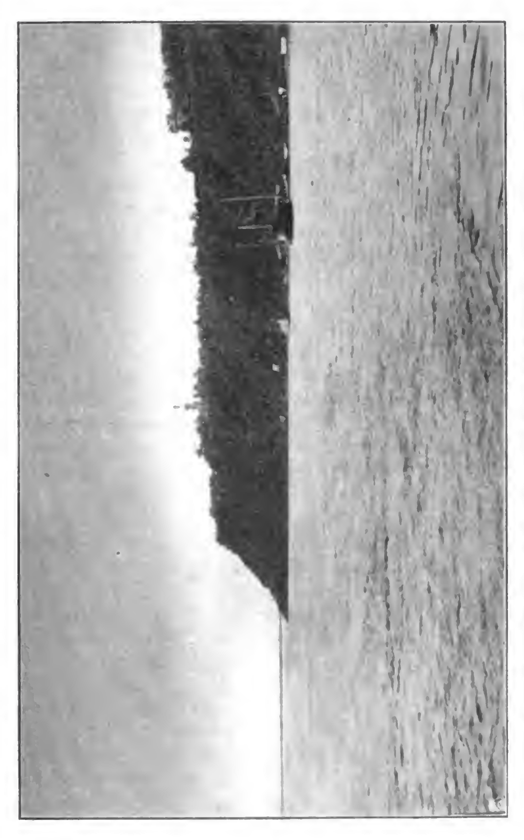
in diesem leichten Fahrzeug wagten sie sich in den Strom des großen Amur. Sie mußten sich dicht am nördlichen oder russischen Ufer halten, aber selbst dann konnten sie nur mit großer Vorsicht vorwärts fahren, aus Furcht, von den Chinesen auf dem südlichen Ufer oder aus Irrtum von den russischen Wachen auf dem nördlichen angeschossen zu werden.

Endlich, ganz entblößt von allem und erschöpft von dem, was sie durchgemacht hatten, erreichten sie Chabarowsk und schließlich Wladiwostok, wo ihre Freunde die Geschichte ihrer Flucht kaum glauben wollten, als sie die Berichte über die schlimmen Zustände des Landes hörten.

Doch ich muß auf die Ussuri-Eisenbahnreise zurückkommen! Wir erreichten Chabarowsk in 31 Stunden. Mein Reisegefährte und ich wurden von zwei Amerikanern empfangen; der eine von ihnen, der Geschäftsführer eines Warenhauses daselbst, hatte die Gewohnheit, reisenden Angelsachsen beizustehen, und zu gleicher Zeit ein Schwätzchen mit einem durchreisenden Landsmann zu halten, bevor der Winter ihn sechs Monate lang von der Außenwelt absperrte.

Die Stadt lag, wie bei den meisten Stationen der Ussuri-Eisenbahn zwei oder drei Meilen von der Haltestelle entfernt. Eine herbeigerufene Droschke setzte sich in Bewegung, wir stießen und schleuderten in ihr hin und her und wurden fast umgeworfen, als sie eine breite, schmutzige und tief gefurchte Straße entlang sauste. Um die Aufregung der Fahrt noch zu vergrößern, hatten einige bunt gekleidete Golden, die beinahe wie rote Indianer aussahen, eine andere Droschke überfüllt und erfreuten sich des Spaßes, unseren Iswoschtchik zu zwingen, mit ihnen um die Wette zu fahren.

Chabarowsk oder Chabarowka, wie es bis 1893 genannt wurde, ist im Jahre 1858 als Militärstation von dem Grafen Muravief-Amursky gegründet worden. Er wählte den Namen im Andenken an Chaborow, einen großen Forscher, der 1651 den damals unbekannten Amur hinabfuhr und diese Stelle am Zusammenfluß des Ussuri mit dem Amur zu seinem befestigten Lager aussuchte.



Statue des Grafen Muraviev-Amursky und das Haus des General-Gouverneurs in Chabarowsk.

Wie wir schon gesehen haben, wurde Rußlands maritimer Stützpunkt im Osten 1872 von Nikolajewsk nach Wladiwostok verlegt. Acht Jahre später siedelte auch die Administration des Pri-Amurskygebietes von dem ersteren Orte nach Chabarowska über. Diese Stadt ist jetzt die Hauptverbindungsstation der Transportlinie von Europa und Sibirien nach Wladiwostok geworden, und der Weg über sie ist kürzer als der über ihre ältere Rivalin. Auch im Winter war Chabarowsk vom Süden her auf einer Poststraße und über das Eis des Ussuri im Schlitten zugänglich, während Nikolajewsk durch eine zugefrorne, nicht mehr schiffbare Meerenge vom Verkehr abgeschnitten wurde. Seit 1897 hat letztere die Eisenbahn nach dem Süden.

Im Jahre 1884 erhielt die junge Stadt noch eine andere Würde. Das „Pri-Amursky Oblast" oder das Amur- und Seegebiet mit Einschluß der Insel Sachalin und das Küstengebiet mit Einschluß von Kamtschatka, d. h. von Korea bis zum Arktischen Ozean, wurde von der Provinz Ostsibirien getrennt und ein Generalgouverneur, der seinen Sitz in Chabarowsk erhielt, ernannt. Sein Haus ist auf der Illustration zu sehen.

Wenn der Reisende von Europa her sich der Stadt auf dem Amur nähert, so fällt ihm eine hohe Statue ins Auge, die sich bei einer Biegung des Flusses von dem grünen Waldhintergrund abhebt. Es ist ein bemerkenswertes Denkmal, welches einem für die Geschichte Sibiriens hervorragenden Mann gesetzt worden ist. Graf Muraviev-Amursky war der einzige seines Zeitalters, der den zukünftigen Wert des russischen Vordringens nach dem Osten erkannte. Obgleich seine Begeisterung sogar von seinem kaiserlichen Herrn verlacht wurde, drang er doch unerschrocken vorwärts. Durch seine Diplomatie und seine Organisation gewann er im Jahre 1858 das Amurgebiet, d. h. das Land am linken Ufer des Amur, vom Einfluß des Argun in den Amur bis zu dessen Mündung ins Meer. Während China 1860 mit dem englisch-französischen Feldzug beschäftigt war, annektierte er, gemeinsam mit Graf Ignatiev, auf kluge Weise das Pri-amursk-

oder Seeküsten-Gebiet, d. h. das Land, welches südlich vom Amur, westlich vom Ussuri und nördlich von Korea liegt.

Wenn man im Sommer die Stadt, den Fluß heraufkommend, vom Amur aus betrachtet, so gewährt sie durch ihre hügelige Lage einen malerischen Anblick. Ich lernte sie aber unter ganz anderen Umständen kennen. Da ich mich ihr von der entgegengesetzten Seite näherte, im strömenden Regen, der während meines ganzen dortigen Aufenthaltes anhielt, hatte ich nur den Anblick weiter, schmutziger Strecken, welche Wege genannt wurden. Das Ganze machte den Eindruck einer Stadt des wilden Westens von Amerika.

Ueber einen großen Flächenraum zerstreut liegen einige Gebäude aus Stein, unter anderen die schönen Eisenbahnbauten, das Haus des Generalgouverneurs, die Kirche und andere Staatsbauten und tausend oder mehr hölzerne Häuser, von den Lagerhäusern der Großkaufleute bis zu den Phanzas der Manschus. Ein unentwickelter Ort, wie die meisten sibirischen Städte. Und doch hatte er Aussicht gehabt, einst eine schöne Stadt zu werden, hätte nicht das Glück ihn verlassen, als die transsibirische Route durch die Mandschurei abzweigte.

Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 16000; von denen ein Viertel Chinesen, Koreaner und Golden sind. Die männlichen Bewohner übersteigen an Zahl die weiblichen bedeutend und in einem Verhältnis von sieben zu drei.

Das Leben hier bietet wenig Anziehendes. Ein strenger Winter, der sieben Monate anhält, schlechte Verbindungen mit der Außenwelt, Mangel an intellektueller Gesellschaft, armselige Wohnungen und ein teures Leben, welches durch die Kosten eines langen Transportes aller Gebrauchsgegenstände noch erschwert wird. Die Durchschnittstemperatur ist im Winter 35 Grad Celsius Kälte und im Sommer 20 Grad Celsius Wärme. Der Fluß bleibt ungefähr vom 10. November bis zum 10. April zugefroren.

Dies ist die Hauptstadt des „Größeren Rußlands", wie es unglücklicherweise genannt worden ist. Das Schicksal scheint nichts Günstiges für die Zukunft dieses Ortes bestimmt zu haben. Handel und Gewerbe verlassen sie, Geschäftshäuser

werden geschlossen und es ist höchstwahrscheinlich, daß der Generalgouverneur den Davongezogenen bald folgen wird. Er wird nicht imstande sein, an einem Orte zu bleiben, an dem die flutende Welle des Handels sich zurückgezogen hat. Nur an der Hauptstraße des Verkehrs kann er residieren. Ohne Zweifel sind einschlägige Verhandlungen bereits gepflogen, jedoch ist bis heute das Geheimnis wohl gewahrt gewesen. Es würde in der Tat ein amüsantes Kommentar zu den zahllosen Noten und diplomatischen Erklärungen Rußlands, nach denen die Mandschurei zu China gehört und es nicht beabsichtige, dessen Integrität anzutasten, wenn es den Regierungssitz des Russischen Ostens nach einer Stadt im Gebiet seines Nachbars verlegen würde. Wahrscheinlich wird es doch so geschehen!

Im strömenden Regen in der Stadt zu flanieren, in der Hauptstraße 300 Meter über Fußwege von Planken und Gräben herumzuturnen, um andere Planken zu finden, die über das hundert Fuß breite Meer von Schlamm führen, war keine sehr angenehme Beschäftigung. Ich verlor keine Zeit, mir sogleich ein Paar russische Schaftstiefel zuzulegen. Ebenso trostlos sah es im Hotel aus. Man hatte mir Zimmer Nr. 1 angewiesen, das besser war als jedes andere, welches ich in Sibirien bisher gesehen hatte, wenn ich auch hier mir meine Bettwäsche selbst stellen mußte. Weniger gut war das Frühstück. Weder Milch noch Butter kamen zum Vorschein, und ich mußte mich wohl oder übel mit trockenem Brot und einem Glas Tee begnügen. Für diese Pracht mußte ich teuer bezahlen. Mein Schlafzimmer kostete 13 Mark für die Nacht, dabei wurde für Kerzen 1 Mark 25 Pfg. gerechnet, und die Mahlzeiten wurden natürlich besonders bezahlt. Vier Talgkerzen standen in meinem Zimmer, und ich hatte einen kleinen Teil von zweien gebraucht. Die verhaßte, wenn auch manchmal amüsante Berechnung von verbrauchten oder unverbrauchten Kerzen ist dem Kontinentreisenden nicht unbekannt, sie ist aber dort stark im Aussterben begriffen und wird auch in Rußland durch die Einführung von elektrischem Licht bald aufhören. Ich möchte daher ein amüsantes Vor-

kommnis der Nachwelt erhalten: Ein englischer Edelmann, welcher in einem Petersburger Hotel abgestiegen war, hatte in seinem Schlafzimmer zwei Kandelaber, die mit einer Menge glänzender Kerzen versehen waren, deren kleinsten Teil er nur benutzt hatte. Als er abreisen wollte, fand er zu seinem Erstaunen, daß ihm alle in Rechnung gebracht wurden und zwar jede zu 20 Kopeken. Er steckte die unbenutzten Kerzen in die Tasche und ging die Treppe hinunter. Hier standen, wie gewöhnlich in einem russischen Hotel, alle diejenigen, die bei der Abreise der Fremden ein Trinkgeld erwarten. Zu ihrem großen Erstaunen gab er jedem eine Kerze, indem er sagte: „Diese Kerzen sind sehr wertvoll; ich habe 20 Kopeken für jede bezahlt!“

Viertes Kapitel.

Auf dem Amur.

Ein einsamer Posten. — Auf der breiten Fläche des Amur. — Dorfszenen. — Eine 2000 Meilen lange Schlittenfahrt. — Nikolajewsk. — Ein Besuch im Gefängnis. — Eine nächtliche Schlägerei. — „Wenn er sich bewegt, so schießen Sie ihn nieder." — Endlich auf dem Wege nach Sachalin.

Mein kanadisch-russischer Bekannter war direkt zum Fluß gefahren und hatte durch seinen Einfluß erlangt, in einem bereits überfüllten Schiff, welches nach Blagowjestchensk fuhr, unterzukommen. Es war berichtet worden, daß der Fluß genug Wasser hätte; jedoch konnte das nicht der Fall gewesen sein, denn weiter hinauf saßen einige Tage später mehrere Dampfer auf Sandbänken fest. Ich befand mich in einer angenehmen Lage; ich brauchte keine überfüllte Kabine oder ein Schlafen auf Deck zu befürchten, da ich den Fluß hinunter auf einer verhältnismäßig wenig benutzten Route nach Nikolajewsk oder Sachalin fuhr und „nicht weiter". In der Tat befand ich mich am zweiten Tag allein mit einem Beamten, welcher, um mich gelinde auszudrücken, begriffsstutzig und zu Zeiten sogar beleidigend stumpfsinnig war.

Unsere Zahl war am ersten Tag durch den einen Amerikaner, einen Kalifornier, den ich schon in Chabarowsk angetroffen hatte, vermehrt worden. Wir setzten ihn an einem der wenigen Dörfer, bei denen wir vorbeikamen, in Malmizhkoy, aus. Hier war der Nebenfluß übergetreten, und

der Amerikaner konnte nicht übergesetzt werden, selbst nicht in einem der primitiven, flachen Boote, sondern er mußte auf eine Gelegenheit warten, abgeholt zu werden. In der Goldgrube, wohin er reiste, hatte er außer armen russischen Auswanderern oder früheren Sträflingen und einigen Eingeborenen keine Gefährten. Sein russischer Wörterschatz war sehr gering. In diesem weit entlegenen ostsibirischen Flecken, welcher sieben Monate im Jahr eingefroren war, hatte er ein ganzes Jahr verlebt, ohne irgend jemand zu sehen, mit dem er sich gemütlich hätte unterhalten können. Durch ein solches Leben, bei magerer, meistens aus Fischen bestehender Kost, war er krank geworden. In einem Zustand von Niedergeschlagenheit hatte er beschlossen, seine Stelle aufzugeben. Ein Aufenthalt von zehn Tagen in Chabarowsk hatte ihn jedoch wieder mutig gemacht und nun war er bereit, die Verbannung eines zweiten Winters auf sich zu nehmen. Als Oberingenieur für eine alte englische Goldgruben-Gesellschaft war er nicht immer sehr lange an einem Ort geblieben, sondern unter den vielen wilden Stämmen des Ochotsker Bezirks, den Mangunen, Hunde-Tungusen, Korjaken und Tschuktschen umhergereist.

Wie unmöglich ist es doch, die Eindrücke wiederzugeben, die dieser mächtige Strom auf uns macht! Mit Einschluß seines Hauptnebenflusses, des Argun, ist er über 3000 Meilen lang und auf seinem anderen großen Nebenfluß, dem Schilka, für Dampfschiffe bis Strjetensk schiffbar, d. h. 2050 Meilen weit. In Chabarowsk, 650 Meilen von seiner Mündung, ist er über eine Meile breit, in seinem Laufe teilt er sich in viele Arme und bildet Inseln und hat an einigen Stellen eine Breite von 5—6 Meilen. Diese weite Wasserfläche bot einen wunderbaren Anblick mit einer tiefliegenden, schwarzen Linie am Horizont, die uns einschloß, als befänden wir uns inmitten eines großen Sees. Vier Tage brachte ich auf diesem großen Strom zu mit dem herrlichen Gefühl, daß ich immer weiter in das Unbekannte vorrückte. Die Ufer waren niedrig und sumpfig, mit Weiden bewachsen und von endlosen Wäldern von Birken, Pappeln und Lärchen ein-

gefaßt. Hügel waren nicht zu erblicken, immer und immer meilenweite Wälder, die nur von dem Fuß des eingeborenen Jägers oder noch seltener eines waghalsigen Goldsuchers betreten wurden.

Am ersten Tag hatten wir strömenden Regen und stürmische, windgepeitschte Wellen, denen wolkenloser Himmel und ruhiges Wasser am nächsten Tage folgten. Einen anderen Anblick, den ich später zu sehen erwartete, bietet aber der Fluß, wenn er zugefroren und mit dem ganzen umliegenden Lande von einem tiefen, weißen Mantel bedeckt ist. Die Szene macht dann mehr als je den Eindruck eines großen, einsamen Landes. Der dritte Tag brachte uns prachtvollen Sonnenschein, näher rückten die Berge, denn das Sichota-Alin oder Tatarische Gebirge fing an, uns vom Süden her seine Vorsprünge und Ausläufer entgegenzusenden. Bei einer Biegung, wo das Dorf Vor liegt, stießen sie plötzlich so weit in den Fluß hinein, daß sie ihn bis auf ungefähr zweidrittel Meile einengten. In dieser jähen Krümmung traf uns ein Windstoß, und wir konnten an diesem wilden Ort auf dem Gipfel des hohen Felsenriffs ein Kugelsturmsignal erspähen. Der Fluß hatte sich in ein stürmisch bewegtes Meer verwandelt, doch nach einer Fahrt von ungefähr einer Viertelstunde waren wir wieder in beinahe stillem Gewässer.

Nachts warnte unsern Steuermann gelegentlich ein Licht auf der Spitze eines sumpfigen Inselchens vor dem veränderlichen Fahrwasser, und manchmal konnten wir bei Tage das winzige Boot des Laternenanzünders auf seiner einsamen Runde erspähen.

Dörfer gab es nur wenige, auch lagen sie weit auseinander. Wir hielten ungefähr alle sechzig Meilen an, um Feuerungsmaterial einzuladen, ein langwieriges Geschäft, weil wir immer flußaufwärts beidrehen mußten, damit unsere vier Barken wenden und flußabwärts liegen konnten. Kurz nachdem wir Chabarowsk verlassen hatten, nahm unser Dampfer diese Barken ins Schlepptau, von denen zwei mit 300 nach Sachalin bestimmten Sträflingen beladen waren. Wir passierten einige Hütten des Goldenstammes und sehr

selten eine kleine Ansiedlung. Die Dörfer aus Blockhäuschen, jedes mit seiner hellgrün und weiß angestrichenen Kirche und einem Postwirtshaus oder Sstanzija, sahen in dem glänzenden Sonnenschein so hübsch wie nur denkbar aus. Ich vergaß die Einsamkeit des langen froststarren Winters und tausender von Meilen, welche mich von Freunden und Heimat trennten. Lange, nur aus drei Planken bestehende Boote, die am Bug und am Steuerruder hoch aufgebogen und dem einheimischen Kanu nachgeahmt waren, stießen vom Lande ab, sobald wir ein paar Meter vom Ufer entfernt Anker geworfen hatten. Sie wurden von Männern mit struppigen Bärten, hohen Stiefeln und roten Rubashki (Hemden), und barfüßigen Frauen mit bunten Kopftüchern oder bei den Golden in ihren reich gestickten Kleidern gerudert. Die Passagiere dritter Klasse unseres Dampfers, meist Auswanderer oder Bauern, bogen sich über die Brüstung des unteren Decks und erspähten eifrig den Inhalt der Boote. Als letztere an unserem Schiffe anlegten, entstand ein lebhaftes Schwatzen und Handeln und ein Austausch von fettigen Rubelnoten, Milchflaschen, Eiern und zweifußlangen Stücken geräucherten Fisches. Es war genau das Schauspiel, wie ich es, allerdings unter einem ganz anderen Himmel, an der Malabarküste in Indien gesehen hatte, wo bei der Einfahrt in eine von Palmen umgürtete sandige Bucht, halbnackte Gestalten in Kanus herankamen, um Tauschhandel zu treiben mit den hungrigen und durstigen Passagieren dritter Klasse, die das untere Deck eines nach Goa bestimmten Küstendampfers bevölkerten, und denen sie grüne Kokosnüsse als Getränk und Stangen Zuckerrohr als Speise anboten.

Bei einem Dorf konnte das Schiff nahe genug anlegen, um es vermittelst Planken mit dem Ufer zu verbinden. Während Stöße Brennmaterial an Deck geschafft wurden, gingen die Frauen mit ihren Kindern froh ans Land, machten ein Feuer an und frühstückten vergnügt auf terra firma. In einem anderen Dorf kam der Priester mit seinen langen Locken, zog seinen abgetragenen, fadenscheinigen Leibrock aus und half die Säcke Mehl für den Winterbedarf ausladen und

zählen. Das Land war hier zu naß, als daß man hätte Getreide anbauen können. Die armen Kolonisten waren daher auf Fische und Gemüse, das sie in ihren kleinen Gärtchen ziehen konnten und auf den Ertrag ihres Viehs, ihrer Schweine oder Hühner und endlich zum größten Teil auf die zu Schiff ankommenden Wintervorräte angewiesen. Schreckliche Entbehrungen waren in vergangenen Jahren manchmal die Folgen eines ausgebliebenen Transports gewesen.

Die Niederlassungen nehmen nur einen schmalen Streifen des Uferrandes ein, der aus dem Wald herausgeschnitten, oder besser gesagt, gebrannt worden ist, gerade breit genug, um ihre Blockhäuser darauf zu stellen, und Futter für ihre Kühe zu bauen. Im Sommer ist das große Ereignis der Woche die Ankunft des Dampfers, aber im Winter ist ihnen sogar diese Zerstreuung nicht geboten. Draußen bedeckt dann tiefer Schnee alles, auf Fluß und Ufer, in Feld und Garten gibt es nichts zu tun. Nur selten wird das schlummernde Dorf durch die Ankunft der Post oder durch einen Beamten aufgestört, der in aller Eile durchreist, während seiner 1000 bis 3000 Meilen langen Schlittenreise auf dem gefrorenen Fluß an der kleinen Poststation anhält, die Pferde wechselt und ebenso schnell wie er gekommen ist, wieder abfährt.

Indem wir ununterbrochen auf der breiten Fläche des mächtigen Amur dahinglitten, streckten sich rechts und links die gleichen endlosen Wälder aus, die Heimat des Bären und des Renntiers, mit nur wenigen Hütten der Golden oder Giljaken, welche durch den Kontrast die Einsamkeit nur noch einsamer erscheinen ließen. Dieser Tag, der dritte unserer Flußreise, war vom Anfang bis zum Ende wunderbar schön, und jetzt ging die Sonne in aller Pracht unter. Nie ist es möglich, einen Sonnenuntergang auf dem Amur zu beschreiben! Wir glitten auf einer silbernen Fläche unter einem goldenen Himmel dahin, an dem eine himmlische Hand beim Aufsammeln einige trübe, weiche Wolken zurückgelassen hatte. Darunter dehnte sich ein wellenförmiger, schwarz gemalter Horizont von Bergen aus, zwischen uns und den Bergen erhob

sich eine immer höher werdende Landschaft, deren Rand von Tannen gekrönt wurde, die sich gegen das Stahlblau des Himmels, an dem das Gold der Sonne langsam verblaßte, fein abzeichneten.

Wir hatten Sofysk erreicht und passiert, wo der bis dahin in nordöstlicher Richtung fließende Strom sich plötzlich nach Norden wendet. Betrachtet der Leser die Karte, wird er sehen, daß, wenn dies nicht der Fall wäre, der Amur einen Ausweg zwischen Sofysk und Mariinsk in die de Castries-Bai finden würde. Nun wendet er sich aber nach Norden und fließt noch mehr als 200 Meilen weit parallel mit der Küste, bevor er sich in den Tatarischen Golf ergießt. Wie wenig daran fehlt, daß er sich nicht in die de Castries-Bai ergießt, ist nicht allgemein bekannt.

Später hatte ich Gelegenheit, zweimal in dieser Bucht zu landen und erfuhr daselbst, daß ein nur 150 Fuß hoher Hügel eine durchgehende Wasserverbindung zwischen Amur und Tatarischen Golf hindert. Dies bedeutet jedoch nicht, daß, wenn dieses Hindernis beseitigt würde, eine Kanalverbindung möglich sei. Es will vielmehr besagen, daß Eingeborene, welche aus dem Kidsisee, zu dem sich der Amur bei Mariinsk erweitert, an einen von einem Hügel im Osten niederfallenden Fluß kommen, ihre Kanus nur über einen Bergrücken von 150 Fuß Höhe zu schleppen brauchen, um einen anderen Strom zu finden, der bei der de Castries-Bai westlich in den Tatarischen Golf fließt. Mariinsk liegt in gerader Richtung ungefähr dreißig Meilen von der See entfernt und ist ebenso wie Sofysk durch einen Pfad mit der Telegraphenstation in der Bai verbunden. Die Verbindung wird im Winter, wie mir der Telegraphenbeamte sagte, durch Hundeschlitten bewerkstelligt. Der 27 Meilen lange Kidsisee ist ohne Zweifel vor undenklichen Zeiten durch große Ueberschwemmungen des Amur entstanden.

Bald nachdem wir Mariinsk verlassen hatten, gerieten wir in einen Nebel, welcher uns zwang, für die Nacht zu ankern, denn das Land am linken Ufer war niedrig und

meilenweit überflutet; außerdem machte der Wechsel der Strömung die Schiffahrt gefährlich.

Am vierten Tag hatten wir ungefähr zwanzig Meilen einen nordwestlichen Kurs, bis wir bei einer plötzlichen Biegung des Flusses an das Eingeborenen-Dorf Tir kamen, von wo aus der Fluß in gerader Richtung nach Osten fließt. Auf einigen Felswänden oben auf den Hügeln bei Tir befinden sich einige seltsame Inschriften, welche auf verschiedene Art ausgelegt worden sind. Einige behaupten, daß es chinesische Schriftzeichen seien, welche sich auf die alten Grenzen des großen chinesischen Reichs beziehen; andere — dies scheint wahrscheinlicher — behaupten, daß es eine Nü-chen oder mongolische Inschrift des bekannten Lamaistischen Gebets: „Om mani padmi hom“ („O, Juwel in der Lotosblume!“) sei.

Bei Tir vereinigt sich ein großer Nebenfluß, der Amgun, an welchem Goldminen liegen, mit dem Hauptstrom. Vier Stunden später, am Nachmittag des vierten Tages, fuhr unser Schiff, nachdem es die traurige Last der Barken mit den Gefangenen abgeworfen hatte, langsam an den Pristan oder Landungsplatz von Nikolajewsk heran.

Hier hörte ich zu meinem Leidwesen, daß der Sachalin anlaufende Dampfer nach Wladiwostok bereits abgefahren war. Der Nebel der vergangenen Nacht hatte verschuldet, daß ich den Anschluß nicht erreichen konnte. Meine Hoffnung stieg wieder, als ich an die Post und an die Sträflinge dachte, und ich erkundigte mich also, wie sie befördert werden würden. „O!“ war die Antwort, „wir erwarten ein anderes Schiff in 16 Tagen!“ Wenn man ein Ding im Osten lernen kann, so ist es, niemals in Eile zu sein, sondern die Dinge zu nehmen, wie sie kommen. Es dauert lange, bis man es so weit bringt und sich von seiner Gewohnheitssünde, bestimmte Pläne zu machen, kuriert. In der Unwissenheit des Westens aufgezogen, hatte ich die Posten immer mit Ehrerbietung und mit Achtung betrachtet. Visionen von der kühnen Tat Gladstones, als er trotz der Warnungen des Signalwärters eines Abends bei Hawarden die irische Post aufhielt,

um dem Befehl der Königin zu entsprechen, oder von der Pennsylvanier und New Yorker Zentral-Eisenbahn, die wegen der Postverträge um die Wette eilten, schwebten vor meinen Augen.

Sechzehn Tage zu warten stand außer Frage. „Könnte ich nicht,“ so fragte ich in meiner Unwissenheit, „über den Fluß setzen und die Küste hinunter bis zum schmalsten Teil des Tatarischen Golfs (welcher das Festland von Sachalin trennt) die Post benutzen, hier in einem Boot der Eingeborenen überfahren und wiederum mit der Post bis Alexandrowsk, dem Hauptort der Insel, fahren?“ Jetzt war es an ihnen, erstaunt zu sein. „Die Eingeborenen würden Sie morden und aufessen,“ sagten sie. Damals hatte ich keine Ahnung davon, daß undurchdringliche Wälder meinen Weg nach Kap Lasarew auf dem Festlande sperrten, und daß es weder hier noch auf der Insel vom Kap Pogobi aus eine Postverbindung gab. Daß die Eingeborenen mich ohne Eskorte für einen Brodjaga — einen Vagabunden ohne Paß oder einen entlaufenen Sträfling — halten, mich gefangen nehmen und vielleicht sogar erschießen könnten, war wohl möglich, aber daß sie Menschenfresser seien, war entweder bloße Erfindung oder ein aus Unwissenheit verbreitetes Märchen.

„Nein, beunruhigen Sie sich nicht,“ war der Rat des Leiters der Filiale der Russisch-Chinesischen Bank, „wir werden hören, ob hier ein Dampfer, der möglicherweise in Sachalin anlegt, demnächst eintrifft. Freilich legen wenige dort an, da es für sie dort nichts zu holen gibt, ausgenommen Kohlen, aber das Einladen dieser ist immer ein ungewisses Geschäft.“ Das klang nicht sehr hoffnungsvoll. Was konnte ich aber inzwischen tun? Wenn ich 16 Tage, wahrscheinlich noch länger, wartete, — denn Daten sind in Ostsibirien sehr dehnbar — würde ich wahrscheinlich an irgend einem ganz entlegenen Orte meine Rückreise auf dem Amur, des zugefrorenen Flusses wegen, unterbrechen müssen. Der Fluß friert natürlich eher in seinem oberen Lauf als an der Mündung zu. Gegen Ende Oktober begegnet man Treibeis und beinahe plötzlich, fast ohne jede andere Warnung, ist der Dampfer fest ein-

gefroren. Sechs Wochen bis zwei Monate müssen vergehen, bevor die Oberfläche in ihrer ganzen Länge, sowohl auf dem unteren wie auf dem oberen Laufe für Troiki — Schlitten mit drei vorgespannten Pferden — als sicher erklärt wird. Hauptsächlich im Dezember gehen bei Nikolajewsk und im Küstengebiet bedeutende Schneefälle nieder. Die weiße Decke liegt dann drei bis neun englische Fuß tief. Drei Fuß Schnee verursachen der Schlittenfahrt beträchtliche Schwierigkeiten und machen es den Pferden unmöglich, sich auch nur eine kleine Strecke durchzuarbeiten. Deshalb steckt der Postmeister jeder kleinen Regierungs-Stanzija, welche 20—25 Werst (à 1,067 Kilometer) voneinander entfernt liegen, im Dezember, sobald die Eisdecke hinlänglich stark ist, einen Postweg mit Tannenzweigen auf der mit Schnee bedeckten Oberfläche des Flusses ab. Hierbei wird er durch den Verkehr von Dorf zu Dorf, welcher zwar unbedeutend ist, aber immerhin genügend, auf dieser Poststrecke eine schmale Bahn niederzutreten, unterstützt. Wenn dies geschehen, zeigen die Behörden an, daß der Weg eröffnet ist, und einige Offiziere, und hier und da ein Kaufmann oder ein Ingenieur, deren Geschäfte nicht warten können, wagen sich auf diese lange und beschwerliche Fahrt. Ueber die glatte, weiße Oberfläche im Schlitten mit drei feurigen Pferden beim lustigen Schellengeklingel dahin zu galoppieren, ist eine entzückende Reise, unternimmt man sie zum Vergnügen und auf kleine Entfernungen hin; aber es ist eine ganz andere Sache, hat man lange Entfernungen zu durchreisen. In diesem Fall fährt man Tag für Tag, Nacht für Nacht, steif und zerschlagen, kalt und starr, benutzt den zweistündigen Aufenthalt zum Wechseln der Pferde, — und wohl auch des Schlittens, wenn man nicht so klug gewesen ist, sich einen solchen zu kaufen — um ein Glas heißen Tee zu trinken und sich über die Verzögerung zu ärgern, die bei alledem viel zu kurz ist, als daß man während ihr auftauen könnte. Tag und Nacht fährt man unaufhörlich dahin und zählt die langwierigen Wersten, deren man täglich zweihundert durcheilt, und die trotzdem so langsam erscheinen, bis sie sich zu Tausenden ansammeln. Dann kommt ein

Hemmnis, wenn man zu einer Sstanzija gelangt und findet, daß Beamte die Postpferde schon in Anspruch genommen haben. Dagegen ist nichts zu machen. Man muß die Nacht hier zubringen. Wenigstens wird man hier Gelegenheit haben, sich auszuruhen, denn bis jetzt hat man nur ein oder zwei Stunden Schlaf erhaschen können, wenn man über glatte Strecken fuhr. Aber, sobald man ins Zimmer hineinsieht, findet man den Boden mit den Gestalten schlafender Muschiki (Bauern) bedeckt und eine Atmosphäre zum Umfallen. Kein Plätzchen ist mehr frei und selbst, wäre es der Fall, so muß man bedenken, daß, wenn auch Russen vor einem Erstickungsanfall sicher sind, ein Europäer dies nicht ist. Steif und kalt wickelt man sich wieder in seine Pelze und beschließt, die Nacht draußen zu verbringen. Ein Russe, den ich auf Sachalin traf, und den ich Herr Y. nennen will, hat erst vorigen Winter (im Januar 1903) diese Reise — 623 Meilen von Chabarowsk nach Nikolajewsk — die ich jetzt mit Dampfer zurücklegte, mit Schlitten unternommen. Er machte die Reise in entgegengesetzter Richtung; das Wetter war so schlecht, daß er volle zwölf Tage dazu brauchte. Bald nachdem er Nikolajewsk verlassen hatte, brach ein Buran oder großer Schneesturm los und hüllte ihn, sein Gespann und alles ringsumher ein. Die Pferde bemühten sich vorwärts zu kommen, der Jswoschtschik peitschte und feuerte sie an, aber der Schnee wurde immer tiefer und tiefer je weiter sie kamen, bis die armen, abgearbeiteten Tiere nicht mehr konnten. Es war nichts weiter zu machen, als die Pferde loszuschirren, sie ungesattelt zu besteigen, den Schlitten mit dem Gepäck im Schnee zurückzulassen und so schnell wie möglich die nächste Sstanzija durch den blendenden Schnee erreichen zu suchen. Das ist natürlich eine langsame Schlittenreise, denn die Posten auf dem Amur legen, der langen Aufenthalte wegen der Pferdewechsel halber, durchschnittlich nur 250 Werst oder 166 englische Meilen in 24 Stunden zurück, während die Reise von St. Petersburg nach Jrkutsk, 9000 Werst, beinahe 6000 englische Meilen lang, bevor Eisenbahnen existierten, nur 28 Tage dauerte und im Durchschnitt 213 Meilen täglich durch-

fahren wurden. Aber auf lange Entfernungen sollten Reisende, wenn ihnen ihr Leben und ihre Gesundheit lieb ist, so schnelle Fahrten nicht zu unternehmen versuchen. Es ist ratsam, nachts zu schlafen, wo sich in Sstanziis einigermaßen Gelegenheit bietet. Herr S., der Amerikaner, der aus Blagowjestchensk entkam, unternahm vor dem Bestehen der Eisenbahn diese ungeheure Reise vom Uralgebirge nach Irkutsk, und führte sie auf diese Weise in sechs Wochen aus.

In strengen Wintern gibt es jedoch Zeiten, wo die Kälte nachts zu stark ist, um weiter zu fahren. Wenn das Thermometer auf 37° Celsius steht, der Iswoschtschik fast erfroren ist und der gefrorene Atem die Nüstern der Pferde verstopft, so daß der Kutscher gezwungen ist, alle Viertelstunden abzusteigen, um die Nasenlöcher der Pferde vom Eis zu befreien, dann ist es Zeit, die Reise aufzugeben und zu warten, bis die strenge Kälte nachläßt.

Es blieb mir wenig Zeit zur Entscheidung, ob ich gleich zurückkehren oder mich allen Gefahren, die ein solcher Aufschub in sich schloß, aussetzen wollte, denn der Dampfer, mit dem ich gekommen war, fuhr schon nach vier Stunden wieder fort. Die Lage war jedoch für mich dadurch entschieden, daß alle Kabinen bereits mit Beschlag belegt waren von Leuten, welche ängstlich auf Rückkehr bedacht waren, bevor die Schiffahrt zweifelhaft wurde.

Die Stadt Nikolajewsk, in welche ich mich jetzt auf unbestimmte Zeit verschlagen fand, wurde am 6. August 1850 von Kapitän Newelskoy gegründet, der ohne Instruktionen der Regierung handelte, denn erst im Jahre 1858 kam durch den Vertrag von Aigun das linke Ufer an Rußland. Ich habe die schwere Schädigung erwähnt, welche 1872 die Stadt traf, als der maritime Stützpunkt nach Wladiwostok verlegt wurde und als ferner die Administration der Provinz ihren Sitz in Chabarowsk nahm.

Die Stadt, auf dem schroffen Abhang des nördlichen Amurufers liegend, besteht hauptsächlich aus einer breiten Straße oder einem Weg mit einer Seitenstraße, die zum

Pristan führt, sowie einigen parallel laufenden Straßenzügen. Die Hauptstraße umfaßt ein halbes Dutzend guter Holzgebäude, darunter die Kirche, die Russisch-Chinesische Bank, einige Geschäftshäuser, wenige Läden und Wohnhäuser von Beamten. Der Rest besteht aus Blockhäusern, welche zerstreut in der Waldlichtung stehen, aus der das Stadtgebiet von Nikolajewsk herausgeschnitten worden ist. Am Fuße des Abhanges liegen eine Reihe von hölzernen Werften, die im Herbst ein ziemlich geschäftiges Schauspiel bieten. Ein Amurdampfer ist gerade eingelaufen, drei oder vier Dampfer, welche Vorräte, Tee, Mehl usw. für den Winter bringen, ankern in der Mitte des Stromes, große Leichter, die, wie ich höre, in England gebaut sein sollen, werden ans Ufer geschleppt, während eine kleine Flotte von Schunern weiter stromaufwärts vor Anker liegt und auf ihre jährlichen Ladungen von Fischen für Japan wartet.

Bei alledem macht Nikolajewsk einen traurigen Eindruck. Die zwei Gefängnisse mit ihren schmutzigen, abschreckend aussehenden Umpfählungen blicken uns finster an, und die verlassenen, alten, weitläufigen, hölzernen Häuser des Admirals und der Militärbeamten erzählen von ihren wechselvollen Schicksalen. Als ich in der Stadt umherwanderte, konnte ich mich eines förmlich in der Luft hängenden Gefühls der Niedergeschlagenheit nicht erwehren. Es schien mir, als ob die Einwohner ihre Freiheit, eine sehr beschränkte Form derselben, nur der Nachsicht der Beamten zu verdanken hätten. Welch ein Gegensatz zu dem lustigen, glücklichen Japan, den dortigen heiteren Dorfszenen und dem Stolz der Japaner auf ihre Polizei und ihr Militär! Man muß natürlich bedenken, daß außer den Beamten kaum fünfzig Russen da sind, die nicht ehemalige Sträflinge waren. Dies erklärte die Gegenwart seltsam aussehender Jehu, deren Gesichter mich verfolgten, bis ich mich an Bilder jener judasähnlichen Gesichter erinnerte und sie als Kirgisen aus Transkaspien erkannte.

Von einem dieser Leute wurde ich in einem „Geigenboden" zum ersten Gasthaus der Stadt gefahren. Den

„Geigenboden“ muß ich ohne Uebertreibung als einen Wagen bezeichnen, welcher ausdrücklich für die Unbequemlichkeit des Reisenden ersonnen worden ist. Er besteht aus einer mit Tuch überzogenen Erhöhung oder einem Rückgrat, mit einem Trikt auf jeder Seite. Ich wollte mich zuerst rittlings darauf setzen, — en cavalier — aber ich erfuhr bald, daß es üblich war, sich da niederzuhocken, wo auf der rückwärtigen Seite ein noch Mitfahrender Platz gelassen hatte und sich so gut oder so schlecht, wie es eben möglich war, festzuhalten. Die Unannehmlichkeiten der Fahrt wurden erhöht, daß die Pferde auf Wegen dahinsprengten, die mich an Steinbrüche erinnerten.

In dem baufälligen, hölzernen, einstöckigen Gasthaus hatte ich wieder die Ehre, das Zimmer Nr. 1 zu erhalten. Zwei Fenster sahen nach dem Hof, auf welchem die Anwesenheit und das Gegrunze von Schweinen zum Vergnügen des Daseins beitrugen. Das Zimmer war für diese Gegenden bequem eingerichtet, d. h. es enthielt einige Stühle, ein paar Tische und eine Bettstelle, für die ich das Bettzeug selbst stellte. Natürlich war der Fußboden unbelegt, und da es schwer hielt, entsprechende Lebensmittel zu bekommen, kampierte ich in meinem Zimmer und griff stark auf meinen Vorrat an Konserven zurück.

Als ich abends ausging, traf ich eine von Soldaten begleitete Schar trauriger Frauen und Kinder; einige Frauen trugen Säuglinge. Es waren Frauen und Familien von Sträflingen, die nach Sachalin gingen.

Das Gefühl der Niedergeschlagenheit verfolgte mich noch immer, und ich suchte Abwechslung in einem Spaziergang zu den benachbarten Moorstrecken, wo ich frei atmen und in erhebender Vergessenheit auf den breit dahinfließenden Strom und die gegenüberliegenden waldigen Hügel blicken konnte.

Es war einer jener ersten Eindrücke, die sich bald verlieren. Es ist seltsam, wie schnell man sich unbewußt an neue Lagen gewöhnt. Wer viel gereist hat, kennt dieses Gefühl; wer aber nicht weit aus seinem Vaterland heraus-

gekommen ist, irrt sich sehr, wenn er sich einbildet, daß neue Eindrücke von seltsamen Lagen lange haften. Ich bin in Korea ans Land gegangen und mußte mich plötzlich daran erinnern, daß ich nicht auf einem Feldwege in Surrey oder Devonshire umherschweifte, sondern daß tausende von Meilen mich von Altengland trennten. So ging es mir an jenem ersten Abend in Nikolajewsk: ich kam in mein Gasthaus zurück, wo kein Mensch etwas anderes als russisch sprach und setzte mich mechanisch zu meinen Büchern hin, nicht im geringsten daran denkend, daß 12000 Werst mich von London trennten.

Als ich am nächsten Morgen in den Werften am Fuße der Stadt umherwanderte, kam ich an einige elende Hütten, die ich mit dem Namen Markt beehren will. Leute plagten und schleppten sich mit großen, runden, neunpfündigen Laiben schwarzen Brotes oder mit glänzendem, frisch gefangenem Salm. Ich hätte gern wissen mögen, ob es heute wohl irgendwo Rindfleisch gäbe, — hier herum gibt es auch keine Schafe — wie auch gestern kein Stückchen Fleisch aufgetrieben werden konnte. In den Hütten waren die verschiedenartigsten Gegenstände ausgestellt. Jede war ein Warenhaus im kleinen, ausstaffiert mit dem buntscheckigsten Kram — lange russische Schaftstiefel, Pferdekummete, schmutzige Pelze, Kessel, Eisenwaren, ein Stoßbrett zum Tivolispiel usw.! Vielleicht reizten sie meinen Sinn für das Zusammenpassen von Gegenständen weniger als der Basar der Eingeborenen zu Darjiling, wo, hundert Meilen von den Grenzen Tibets, von Eingeborenen vieler Länder, Tibetanern, Bhotern, Bhotanern, Nepalesen und Hindus umgeben, unter einer Sammlung von Zauberkästchen, Beträdern ꝛc. auch zwei Gipsstatuen von Gladstone und Disraeli standen!

Am Pristan lagen einige Barken vor Anker, deren Treppenstufen Kauflustige zum Hinaufklettern einluden. Ein Fuchsfell und ein Paar lange Filzstiefel für den Winterschnee baumelten an einer Leine auf Deck, um Käufer anzulocken. Die Eigentümer dieser Barken sind die modernen Vertreter der ehemaligen Hausierer, mit dem Unterschied, daß sie mit

einem Boot statt mit einem Korb umherziehen. Im Frühjahr verlassen sie Strjetensk, 2025 Meilen flußaufwärts, lassen sich langsam den Fluß hinabtreiben, legen an den kleinen Dörfern unterwegs an, was für den Haushalt des Dorfes, besonders aber für die weiblichen Einwohner, ein großes Ereignis ist, und kommen schließlich nach Nikolajewsk, wo sie zuletzt Anker werfen. Hier wird gehandelt, bis der Herbst die Hausierer zur Heimkehr mahnt. Dann verkaufen sie den Rest ihrer Vorräte, verschachern sogar ihre Boote, deren Holz für Trottoirs sehr brauchbar ist, und fahren mit dem Dampfer nach Strjetensk zurück, bevor der Fluß zufriert. Ich glaube, daß die Kornbarken von Westsibirien und die Kohlenbarken auf dem Mississippi am Ende der Fahrt in ähnlicher Weise losgeschlagen werden.

Ich war noch nicht einen oder zwei Tage in Nikolajewsk anwesend, als ich einen alten, weißhaarigen Amerikaner entdeckte, welcher früher Kapitän im Dienst der längst verschollenen russisch-amerikanischen Gesellschaft gewesen war, die unter kaiserlichem Schutz im Jahre 1798 gegründet wurde und eine ähnliche Rolle spielte, wie die Hudson-Bai-Compagnie bis 1868, ein Jahr nach der Abtretung Alaskas an die Vereinigten Staaten

Da er gerade eine Fischerei an der Mündung des Amur, in der Nähe von Pronge Point besuchen wollte, erbot er sich, mich mitzunehmen. Seit neununddreißig Jahren hatte er diese Gegenden bereist, siebzehn davon hatte er mit dem Walfischfang im Ochotskischen Meer verbracht, wo sein Heim und seine Familie waren: er hatte eine tungusische Frau geheiratet. Zu jener Zeit, wenn sein Schiff in der Bai von Ochotsk eingefroren war, pflegte er in Pelz gekleidet mit Schneeschuhen versehen sich aufzumachen, und die Wildnisse des fast unbekannten Landes zwischen Ochotsk und Nikolajewsk zu durchforschen. Er nahm gewöhnlich einen kleinen Vorrat an Mehl, Zucker und Tee mit und verließ sich sonst auf seine Flinte, die ihm Fleisch von Renntieren, Wölfen oder Bären herbeischaffen mußte. Eine solche Reise nahm gewöhnlich unungefähr fünfundzwanzig Tage in Anspruch; wie er sagte,

war er oft sechzehn Tage unterwegs, ohne auch nur eine einzige menschliche Seele zu treffen.

Jetzt führte er einen winzigen Dampfer, der, sobald der Zustand des Flusses dies gestattete, den Amgun auf und ab fuhr, um Vorräte zu bringen und Gold von den Minen zu holen. Auf der Back, gerade unter der Brücke, befand sich ein äußerst sicher mit Klammern befestigter eiserner Kasten, der den Goldstaub und die Goldklumpen enthielt. Dieser Kasten und die rohen, betrunkenen, unbotmäßig aussehenden Mannschaften geben dem Fahrzeug fast den Anstrich eines richtigen Piratenschiffes.

An der Amurmündung machten die Eigentümer des Schiffes, der Hauptteilhaber war der Sohn eines ehemaligen Sträflings, den in Sibirien ersten Versuch, Salm in Büchsen einzumachen. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist der Fischfang: im August, zur Laichzeit, erscheinen Salme und Alse in Schwärmen. Man kann sich einen Begriff von der Menge derselben machen, wenn man die Tatsache erwägt, daß der von der Ortsbehörde in Nikolajewsk festgesetzte Preis für einen mittelgroßen Salm von ungefähr achtzehn Pfund sechs Kopeken betrug. Gesalzen bildet er die Hauptnahrung der Eingebornen und der armen Russen. Dem Mangel an Abwechslung in den Speisen, dem Fehlen von Gemüse, das in Nikolajewsk nicht fortkommt, sowie den übrigen ungesunden Lebensbedingungen muß die unter den Russen am Amur herrschende Leprosis zugeschrieben werden. Vor wenigen Jahren gab es noch keine Unterkunft für diese Leprakranken; viele litten Mangel an Nahrung und Pflege; jetzt gibt es aber ein ordentlich eingerichtetes, zwei oder drei Meilen von Nikolajewsk entfernt liegendes Leprosenhaus. Es gibt eine solche Menge Fische, daß ich gesehen habe, wie die Russen den Salm vom Ufer aus aufspießten; auf der Reise von Chabarowsk den Amur hinab schien jedoch die gewöhnliche Methode des Fanges die zu sein, daß man in den Strom hinein einen Fischzaun aus Flechtwerk baute, welcher an der Oberfläche des Wassers gerade noch sichtbar war. Am Ende dieses Zaunes war in der Mitte des Flusses ein Netz ange-

bracht, in welchem sich die Fische, als sie sich um die Ecke drängten, in Massen fingen. Ein Schiffer wartete, bis das Netz mit seiner lebendigen Last gefüllt war, dann zog er es in die Höhe und leerte den Fang in sein Boot. In Pronge wurden Schleppnetze benutzt; ein guter Durchschnittsfang damit ergab 3000 Stück. Das Eingebornendorf Pronge liegt tatsächlich im Tatarischen Golf; gerade um das südliche Vorland an der Amurmündung herum; die jetzige russische Fischerstation befindet sich jedoch am rechten oder südlichen Ufer des Flusses, kurz bevor man das Vorgebirge erreicht. Unser kleines Fahrzeug fand seinen Weg sehr behutsam durch die Sandbänke und Untiefen, meilenweit an bewaldeten Abhängen, der Heimat des Bären und Renntieres entlang, zu der kleinen Niederlassung, an der sich der große Fluß erweitert, bis er von Ufer zu Ufer acht Meilen breit ist.

Einige Blockhütten und ein oder zwei Unterschlupfe der Eingebornen aus Tannenzweigen, sowie ein im Bau begriffener Hafendamm zeigten uns, daß wir an der Fischzubereitungsstation angekommen waren. Unsere Mannschaft war mir bis jetzt als ein roher Haufen erschienen, aber im Vergleich zu den ehemaligen Sträflingen am Ufer waren sie ruhig und anständig. Mehrere kamen an Bord; drei Mann drangen in meine Kabine ein, begnügten sich aber damit, mich lange anzugaffen, als wenn ich ein fremdes, neues Tier gewesen wäre und gingen dann wieder ab.

Am Ufer fanden wir sie eifrig damit beschäftigt, Salm in Stücke zu schneiden und zu reinigen, bevor dieser in die Salzfässer geworfen wurde. Der größte Teil dieses eingesalzenen Salms dient der eingewanderten Bevölkerung und den Sträflingen in Ostsibirien als Nahrung; ein Teil wird in Tonnen nach Japan geschickt. Die peinliche Sauberkeit, welche das englische Publikum in der Bereitung der Nahrung heutzutage fordert, und welche durch Maschinen gewährleistet wird, konnte man hier nicht erwarten.

Wenn bei der Zubereitung und Einlegung des Büchsensalms ähnliche Methoden angewandt werden sollten, wie sie hier beim Einsalzen dieses Artikels gebräuchlich sind, dann

wird der Büchsensalm, wenigstens der russische, eine Speise werden, die man mehr als je zu meiden hat. Der Sibirier, ich hätte beinahe gesagt der Russe, ist wegen seines Mangels an persönlicher Reinlichkeit trotz des wöchentlichen Bades, an welches wir fortwährend erinnert werden, wohlbekannt. Russische Schriftsteller mögen auf ihre Bäder als auf einen Beweis für die Reinlichkeit der Muschiki (Bauern) hinweisen, aber niemand kann die ärmere Bevölkerung — und ihre Zahl ist Legion — persönlich reinlicher Gewohnheiten bezichtigen. Wenn nun an einem solchen wilden Orte, ohne geeignete Einrichtungen, und von dem niedrigsten Pöbel Rußlands Nahrungsmittel bereitet werden, so genügt dies, den betreffenden Artikel unverwendbar zu machen.

Wir luden eine Menge Wodkikannen für die Leute aus, welche ohne Wodki ebensowenig gearbeitet hätten, als unsere englischen Schnitter ohne ihr Bier oder ihren Apfelwein. Diese Kannen wurden der Sicherheit wegen unter unseren Augen in der Holzhütte des Aufsehers untergebracht. Ich sah, auf einer Kiste sitzend, dieser Arbeit zu und beneidete diesen Mann wahrhaftig nicht um seine Lage. Was konnte diese rohen, wie Halsabschneider aussehenden Individuen verhindern, ihm das Leben zu nehmen und zuzulangen?

Im übrigen war es ein wilder, aber malerischer Anblick. Die Sonne ging unter, die weite Wasserfläche glänzte silbern, und hinter uns hüllte die Dunkelheit geheimnisvoll den Urwald ein. Am Ufer waren seltsame, ungeschlachte Gestalten in langen Stiefeln und zottigen Astrachanmützen um ein Feuer gelagert. Ein großer Topf mit Fischen hing über den Flammen, und eine Frau, die einzige unter den Männern, war damit beschäftigt, fettige Pfannkuchen — Blini — zu backen.

Der Kapitän und ich kehrten mit einem frisch gefangenen Salm auf unser Schiff zurück; nach einer von dem chinesischen „Boy“ zubereiteten Mahlzeit legte ich mich hin und versuchte zu schlafen, während eine betrunkene Gesellschaft vom Ufer über meinem Kopfe krakehlte, schimpfte und fluchte.

Am nächsten Morgen fuhren wir, sobald das Tageslicht es gestattete, wieder zurück.

In Nikolajewsk schien uns das Leben verhältnismäßig zivilisiert vorzukommen, obgleich wir uns nicht in engster Verbindung mit der zivilisierten Welt fühlten, als uns erzählt wurde, daß der einzige Draht der Telegraphenlinie seit einer Woche gerissen sei, daß Telegramme nach St. Petersburg nicht selten einen Monat und Briefe zwei und einen halben Monat brauchten.

Am folgenden Morgen ging ich zur Werft, um mir das Ausschiffen der Sträflinge, die wir den Fluß hinabgeschleppt hatten, anzusehen. Ihre Namen, Verbrechen und Strafen wurden verlesen; die Gefangenen traten der Reihe nach vor und marschierten aus dem Schuppen zu ihren in Reih und Glied stehenden, vorn und hinten von Soldaten umgebenen Gefährten. Bei diesem Einzelvorbeimarsch hatte ich Muße, Gesicht und allgemeines Aussehen jedes einzelnen zu prüfen. Alle trugen ungebleichte baumwollene Hemden und Hosen, Schuhe und Socken oder Streifen Tuchs, welche nach „neuester Mode“ um die Beine gewickelt waren. Darüber trugen sie den Khalat, einen langen, dem Ulster ähnlichen Ueberzieher aus Fries, mit Ausnahme von einem oder zweien, die ihn vielleicht für das bekannte Linsengericht verhandelt hatten.

Einige hatten auf dem Rücken ihres Khalats rautenförmige Stücke farbigen Zeugs eingenäht; die Farbe dieser Tuchstücke bezeichnete den Gefängnisbezirk, aus welchem die Sträflinge kamen, z. B. bezeichnete gelb die Moskauer Farbe. Auf ihren Köpfen trugen sie Friesmützen und um die Knöchel Ketten. Diese sind lang, aber nicht schwer; sie wiegen kaum sieben Pfund und können am Gürtel aufgehakt werden, damit sie beim Gehen nicht allzu sehr hinderten. Auf ihren Schultern trugen sie, in Bündeln von verschiedener Größe, ihre irdische Habe, und in ihren Händen oder an ihren Gürteln hatten sie die unvermeidlichen Samowars oder Kessel und Töpfe.

Ihre Gesichter waren nicht einnehmend, obgleich sehr wenige die gemeinen Züge hatten, die man zu sehen erwartete.

Ich glaubte einige Juden und mehr als einen Bekenner des Propheten zu entdecken. Die letzteren waren Kirgisen aus Taschkent und dessen Umgegend. Als sie vorbeikamen, um sich in Reih und Glied zu stellen, lachten und plauderten sie, riefen ihren Gefährten zu und tauschten mit den Wachen Bemerkungen aus, so daß ich mich über die ihnen gestattete Freiheit wunderte. Einer verursachte allgemeines Gelächter. Er war der einzige stolze Besitzer einer, mit einem Vorhängeschloß versehenen Kiste, die er auf dem Kopf trug. Allgemeines Gelächter entstand, als der Gefangene auf die Frage eines Soldaten, was sie enthielte: „Gold!" antwortete.

Als die 300 Gefangenen sämtlich verlesen und in vier Gliedern aufgestellt waren, Front gegen mich, traten die etwa siebzig Soldaten an, rechtsum kehrt! — und mit einem plötzlichen mißtönenden Kettengeklirr setzte sich die unglückliche Kolonne in Bewegung, um die Straße hinauf ins Gefängnis zu marschieren. Ich sah nur einen Sträfling, der keine Stiefel anhatte. Der Marsch wurde nicht übereilt, und die Soldaten erlaubten den Gefangenen rücksichtsvoll, sich ihren Weg auf der schmutzigen Straße auszusuchen.

Amtliche Strenge läßt bedeutend nach, je weiter östlich man in Sibirien kommt. Drei Wochen früher war der berühmte Student Gubermann eingetroffen; die Einwohner waren von seiner Geschichte und von seiner schönen aufrechten Haltung, die ihn von den schlotterigen Verbrechergestalten auszeichnete, so gerührt, daß sie auf der Stelle für ihn 20 Guineen sammelten.

Die Geschichte seiner Gefangenschaft und seiner Entweichung ist einfach wunderbar. Meinem Gewährsmann zufolge — ich gebe die Geschichte wieder, wie er sie mir erzählte — wurde Gubermann 1896 in Schlüsselburg bei St. Petersburg eingekerkert, weil er sich an politischen Umtrieben beteiligt hatte. Nach Verlauf von anderthalb Jahren entlassen, wurde er 1898 wieder in ähnliche Händel verwickelt und nunmehr mit einer Schar Studenten ins Baikalgebiet geschickt. Diese beschlossen, einen der ihrigen zu ihren früheren Genossen nach Moskau abzusenden. Das Los fiel auf

Gubermann; trotz der wirklich ausgezeichneten Wachsamkeit der russischen Polizei entkam er und noch einmal nahm er an den Unruhen von 1900 teil. Wieder arretiert, wurde er nach Sachalin verschickt. Dort sah ich eines Morgens, als ich am Gefängnis in Alexandrowsk schnell vorbeiging, eine Menge Leute zusammenlaufen und Beamte in Eile vorfahren. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß Gubermann einen Aufruhr verursacht habe, im Laufe dessen er den Gefängnisdirektor des Diebstahls beschuldigt hatte. Seine Mitverbannten glaubten, daß er an Nervenkrankheit leide. Die Beschuldigung mag wahr gewesen sein, aber es war nicht klug und führte zu nichts, daß Gubermann sie aussprach; alle konnten sogar für seine unzeitigen Einsprüche zu leiden haben.

Am zweiten Tag nach der Ausschiffung der Gefangenen besuchte ich, mit Genehmigung des Ispratwnik, einige derselben in ihren neuen Quartieren. Wenige waren im neuen, die meisten jedoch im alten Gefängnis untergebracht worden. Ersteres diente gleichzeitig als Etappengefängnis oder Peresilni und als Ortsgefängnis oder Gubernski.

Die Etappe ist ein Halteplatz auf der Reise, wo die Gefangenen gewöhnlich zwei Nächte schlafen, während sie an einer Polu-Etape oder halben (Wegs-) Etappe eine Nacht zubringen. Ein Peresilni dient einem ähnlichen Zwecke, nur auf längere Zeit. Zuweilen ist wegen unregelmäßiger Verbindungen oder aus irgend einem anderen Grunde ein Aufenthalt von Wochen oder Monaten nötig, und dadurch die sofortige Fortsetzung der Reise unmöglich gemacht. Ein Gubernski ist ein Gefängnis für Verbrecher des betreffenden Ortes. Das neue Gefängnis war für 67 Gefangene erbaut worden, beherbergte aber jetzt, mit Einschluß einiger Lokalverbrecher, 120. Das alte Gefängnis ist von Herrn von Windt, welcher es sieben Jahre früher, 1894, sah, als ein „baufälliges, hölzernes, vom Alter angefaultes und keineswegs wasserdichtes Gebäude“ beschrieben worden. „Es wird jetzt, außer für lokale Verbrecher, selten benutzt,“ fügt er hinzu, „ich fand nur neun Insassen darin.“ Dieses Gefängnis war jetzt mit 300 Menschen vollgepfropft. Der Polizeimeister wünschte

nicht, wie man sich leicht denken kann, daß ich es besichtigte. Es gelang ihm auch wirklich, mich solange aufzuhalten, bis ich die Reisegelegenheit nach Sachalin benutzen und abfahren mußte, ehe er mir die Besichtigung gestattet hatte. Die Beschreibung, die ich an Ort und Stelle von dem schmutzigen Zustand dieses Beförderungsgefängnisses erhielt, war zu widerlich, als daß ich sie wiederholen möchte. Solche Zustände mußten die armseligen Wichte in den früheren Jahren ertragen. Hungrig und müde, hoffnungslos und furchtsam kamen sie nach einem langen Tagesmarsch an. Wenn es ihnen dann bei dem Kampf um einen Ruheplatz auf einer der elenden Pritschen nicht gelang, einen solchen zu erobern, mußten sie auf dem schmutzigen Boden liegen und noch dafür dankbar sein, daß nicht ein stärkerer Nachbar sie erdrückte, denn die Leute mit dem rohesten Mundwerk und den größten Fäusten nahmen sich die besten Plätze, die Schüchternen und Schwachen wurden an die Wand gequetscht.

Dieses Bild eines sibirischen Gefängnisses oder einer Etappe ist jedoch heute nicht mehr zutreffend, oder nur sehr ausnahmsweise. Hier trat eine ganz besondere Ursache in Wirkung, die hoffentlich nur ausnahmsweise solche Zustände hervorrief.

Der Ukas, welcher die Deportation abschafft, sollte am 1. Januar 1902 (a. St.) in Kraft treten. Er machte bedeutende Veränderungen in den Gefängnisgebäuden des ganzen Reiches notwendig. Nur noch vier Monate bis zum 1. Januar fehlten, und die nach Sachalin bestimmten Gefangenen mußten schleunigst dahin befördert werden, bevor der Frost einsetzte und die Schiffahrt sperrte.

Mit einem russischen Gefährten fuhr ich bei dem Direktor des neuen Gefängnisses vor; wir wurden eingelassen und warteten beträchtlich lange. Vermutlich wurden während dieser Zeit die letzten Reinigungs- und Aufräumungsversuche gemacht, um das Gefängnis für den englischen Besucher zurecht zu stutzen. Endlich erschien der Direktor, und wir gingen mit ihm zu dem finster aussehenden Gebäude. Eine Pfahlwand von Tannenstämmen, welche zwanzig Fuß hoch waren

und wie Riesenbleistifte mit aufwärtsstehenden spitzen Enden aussahen, bildete die äußere Umfassung, deren Eingang von salutierenden Posten bewacht wurde. In dem umzäunten Viereck stand das große Gefängnisgebäude, das der Länge nach durch einen Korridor abgeteilt war, von welchem aus schwer verriegelte und mit Vorhängeschlössern versehene Türen in Zimmer oder Kameri von verschiedener Größe führten.

Der Gefängnisdirektor, mein Gefährte und ich traten in das Gebäude ein. Unsere Bedeckung bestand aus drei Soldaten, von denen zwei Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett, der dritte Pistole und Säbel trugen. Das erste Zimmer, welches der Aufseher öffnete, war klein, nach meiner Schätzung etwa 14:16 Fuß groß und enthielt neun lokale Gefangene, die ihre Aburteilung wegen kleinerer Vergehen erwarteten. Es waren Eingeborne (Giljaken) und Koreaner darunter, sie trugen ihre gewöhnliche Kleidung.

Ihre Betten bestanden aus schrägen Brettern mit Strohmatratzen und Kopfkissen, einem schmutzig aussehenden Betttuch und einer Friesdecke; diese waren jedoch ohne Zweifel ebenso gut wie diejenigen, an die sie von Hause aus gewöhnt waren. Die Luft war schwer, und in fast allen Kameri waren die eisenvergitterten Fenster fest geschlossen, denn der Russe liebt die Wärme.

Die nächste Zelle beherbergte verurteilte Verbrecher, welche auf dem Weg nach Sachalin waren. Einige waren schon lange hier gewesen, andere waren erst tags zuvor angekommen. Mehrere von ihnen hatten rohe abstoßende Gesichter mit düsteren Stirnen, durchdringenden Augen, ungekämmten Haaren; sie trugen schmutzige Kleider und eiserne Fesseln, die durch vieles Tragen blank poliert waren. Alle waren niedergeschlagen. Ein merkwürdiges Gefühl überfiel mich, als die Tür der Kamera aufgemacht wurde, und die Gefangenen sich kettenrasselnd erhoben, bevor die Soldaten Zeit hatten, sich um uns zu stellen. Der Gefängnisdirektor machte einige Bemerkungen; ein Mann beklagte sich, „daß er seit sechs Monaten kein Bad gehabt hätte und mit Ungeziefer bedeckt wäre.“ Der Direktor ereiferte sich darüber



Abschlagen der Ketten eines Sträflings im Nikolajewsker Gefängnis.

und fluchte. Der Besuch eines Fremden bietet den Gefangenen Gelegenheit, Klagen anzubringen, ob diese begründet sind oder nicht. Das Benehmen des Direktors sprach mehr für die Behauptung des Gefangenen als dagegen und veranlaßte mich, seine eigenen Bemerkungen cum grano salis zu nehmen, als er mir bei Besichtigung des Badehauses erklärte, daß die Gefangenen zweimal wöchentlich ein Bad bekämen.

Ein anderer Gefangener von sanfterer Veranlagung, welcher eine Brille trug, bat, daß man ihm seine Ketten abnehmen und ihm erlauben möchte, in der Küche zu helfen. Seine Strafzeit war abgelaufen, und er hätte frei in Nikolajewsk umhergehen können, aber was hätte er an einem ihm vollkommen fremden Ort tun sollen? Er hätte vielleicht sogar bald selbst Schutz nachsuchen müssen.

Das nächste Zimmer war ungefähr 20:16 Fuß groß, in ihm wohnten nicht weniger als 25 Mann. Die Insassen schliefen auf dem Fußboden, welcher mit dem Inhalt ihrer Bündel bedeckt war. Ich fragte, ob sie im Winter eine Decke hätten, doch wurde mir versichert, daß die Zimmer hinreichend geheizt würden. Die Gefangenen drängten sich um uns herum und ich erfuhr durch Fragen des Direktors, daß sie in drei Monaten von Nertschensk 2075 Meilen weit marschiert waren; nur gelegentlich wurden sie auf Barken, die von einem Dampfer geschleppt wurden, eine Strecke weit befördert.

Gerade als wir fortgehen wollten, trat ein großer, nicht unangenehm aussehender Gefangener vor und fragte: „Wo kommt der Barijn her?" „Aus Amerika," antwortete der Direktor. Ich berichtigte seinen Irrtum. „Behandelt man die Gefangenen in England nicht besser?" Die Antwort auf diese Frage war, wenn ich nicht irre: „Nein, sie hängen dort solche Leute wie dich!" was vermutlich richtig war.

Einige Leute klagten darüber, daß sie nicht genug zu essen bekämen. Hierauf folgte die empörte Bemerkung: „Sie bekommen genug, diese Halunken!" Die Vorschriften bezüglich der Nahrung in russischen Gefängnissen sind gut und

halten hinsichtlich der Menge einen Vergleich mit anderen Ländern aus; aber Menge und Güte der Nahrung, die im fernen Sibirien der Gefangene erhält, ist eine andere Sache. Zwei Ursachen wirken in dieser Beziehung ungünstig ein; vor allem ein ungenügendes Verpflegungsgeld, mit Rücksicht auf die lokalen Preisverhältnisse, oder mit anderen Worten, spärliche Vorräte oder hoher Preis von Nahrungsmitteln und „Leckagen", für welche die Beamten verantwortlich sind. In Nikolajewsk ist das Fleisch teuer, und Gemüse sind selten, weshalb gesalzene Fische und Schwarzbrot die Hauptnahrung der Verbrecher bilden. Da eine Zufuhr im Winter unmöglich ist, hat das Aufstapeln der Vorräte manchmal zur Folge, daß der Fisch ein Jahr alt ist, bevor er gegessen wird, und unglücklicherweise ist der Fisch dann weniger schmackhaft — ich gebrauche dies Wort vergleichsweise — für die europäischen Russen, als für die in Nikolajewsk aufgewachsenen Personen.

Da ich dies wußte, war ich nicht erstaunt, in einem kleinen Zimmer zwei Männer anzutreffen, die an Skorbut litten. Sie sahen beide schrecklich blaß aus, was teilweise ihrer langen Haft zugeschrieben werden mußte; außerdem war einer von ihnen seit April krank gewesen, jetzt hatten wir den 23. August a. St.

Nachdem wir die Kameri verlassen hatten, zeigte mir der Gefängnisdirektor das Badezimmer, aus welchem früher mehrere Personen entwischt waren; nur einer war wieder eingefangen worden. Dann besichtigten wir den Erholungsplatz, einen kleinen Grasplatz mit einem an den vier Seiten herumlaufenden und sich quer durchziehenden Weg, auf welchem nachlässig gekleidete Gestalten traurig hin und her gingen und beim Anblick des Direktors schnell ihre Mützen abnahmen. Schließlich kam die Küche an die Reihe, wo mir der einzige freie Bewohner des Gefängnisses begegnete, nämlich die Katze.

Es schien mir, daß dieses Beförderungsgefängnis den heutigen normalen Zustand der Dinge vorstellte. Es gibt bessere und auch schlechtere Gefängnisse. Hier sind wenigstens

wahrscheinlich die sanitären Einrichtungen besser als in den manchmal in unglaublichem Zustande sich befindlichen eigenen Heimen der Sträflinge. Die Nahrungsfrage ist gewiß ein ebenso beklagenswert schwacher Punkt, wie die verderblich wirkende fehlende Abwechslung in den Speisen. Das gleiche ist der Fall mit dem Zusammenpferchen einer Masse so verschiedenartiger Gefangener, von denen die schlimmsten natürlich die besseren zu sich herunterzuziehen trachten. Man muß jedoch in der Beurteilung dieser Zustände einen mildernden Umstand im Auge behalten, nämlich: daß dieses Gefängnis nur eine zeitweilige Etappe ist, in der die Sträflinge, verurteilt zur gezwungenen Untätigkeit, nur kurze Zeit verweilen sollen.

Wie die Tage vergingen, wuchs meine Ungeduld, nach Sachalin aufzubrechen, eine Unruhe, die durch die Unannehmlichkeiten meines Quartiers nur erhöht wurde, überfiel mich. Das Leben in dem baufälligen, alten, hölzernen Wirtshause mit seinen Rutschbahn-Fußböden, wo ich das Leben und die Gewohnheiten sibirischer Schweine nach Herzenslust studieren konnte, verlief übrigens durchaus nicht allzu glatt. Im Gegenteil, es gab Zeiten, in denen man einen ruhigeren Verlauf vorgezogen hätte. Zwei herumziehende Bänkelsängerinnen erschienen mehrere Abende hintereinander im Wirtshaus, um die Stammgäste mit Musik zu ergötzen; woher sie kamen, und wohin sie in diesem weltentlegenen Orte gingen, weiß ich nicht.

Eines Abends hatte ich mich, während diese Musik noch fortdauerte, auf mein Zimmer zurückgezogen, um zu Bett zu gehen, als ich zwischen zwölf und ein Uhr durch einen heftigen Streit auf der Straße aufgeschreckt wurde, dem ein starkes Rütteln an der Tür und ein Geräusch folgte, als ob jemand sich den Eintritt erzwingen wollte. Ich ergriff meinen Revolver und wartete; aber glücklicherweise war meine Tür mit einem Vorhängeschloß versehen, und die unbekannten Eindringlinge gaben bald ihre Bemühungen auf. Ich hörte ihre Fußtritte, als sie sich rasch auf der Straße entfernten. Der Lärm im anstoßenden Zimmer hörte jedoch nicht auf, sondern

dauerte fort, bis er zwischen zwei und drei Uhr seinen Höhepunkt erreichte. Dann wurde vom Hofe aus ein Anlauf auf mein Zimmer versucht, aber glücklicherweise boten Fensterläden Schutz gegen Angriffe von dieser Seite. Am folgenden Morgen erfuhr ich von einem Dänen, Herrn N., einem Ingenieur in Wladiwostok, welcher dem Lärm abends vorher beigewohnt hatte, daß drei oder vier Leute von einem kleinen deutschen Dampfer ans Land gekommen waren, mit den Russen getrunken und den Harfenistinnen zugehört hatten. Bald entstand ein Wortwechsel darüber, wer neben den Mädchen sitzen sollte, der sich bald zu einer internationalen Streitigkeit entwickelte! Ein Deutscher riß einem Russen ein Stück seines Bartes aus, ein anderer ein Stück seines Rockes. Diese Fetzen wurden umhergeschwenkt. Ein anderer zog seinen Revolver. Bald waren alle in den Streit verwickelt, der sich an meinem Zimmer vorbei und schließlich auf den Hof fortsetzte. Einige von den Streitenden, oder die auf der Bildfläche erscheinenden Soldaten waren auf den Gedanken verfallen, daß ein Flüchtling in meinem Zimmer Schutz gesucht hätte.

Noch immer waren bei der Bank keine Nachrichten wegen eines nach Sachalin bestimmten Schiffes eingetroffen, aber eines Tages sah ich einen fremden Dampfer auf dem Fluß liegen und zog sofort Erkundigungen ein. Der Agent, den ich aufsuchte, sagte, daß es ein unregelmäßig anlaufender Frachtdampfer sei, der sicherlich Mangel an Kohlen hätte und auf seiner Rückreise nach Süden deshalb wohl zur Kohleneinnahme auf Sachalin anlegen könnte; Aus Gefälligkeit würde mich der Dampfer wohl mitnehmen, aber ich sollte nichts davon sagen. Das Schiff konnte erst nach einigen Tagen abfahren, weil das Wetter zum Ausladen nicht günstig war. Wie es kam, weiß ich nicht, ob er mich nun los werden wollte oder nicht, der Dampfer fuhr sehr kurze Zeit darauf und ziemlich plötzlich ab, und nur meiner Zudringlichkeit verdanke ich es, daß ich spät an einem Nachmittage von der in wenigen Stunden beabsichtigten Abfahrt erfuhr. Ich bekam es nun sehr eilig, brachte es fertig, von der Bank in etwas

weniger als zwei Stunden! Geld zu erlangen. Um 10 Uhr abends hatte ich alles fertig gepackt und bei strömendem Regen, in stockfinsterer stürmischer Nacht, war ich zur Abreise bereit.

Ein russischer Bekannter begleitete mich zur Werft und bestand unterwegs darauf, daß ich meinen Revolver aus einer inneren in eine äußere Brusttasche steckte, damit ich ihn jeden Augenblick herausziehen könnte. „Mein lieber Freund", fuhr er fort, „Sie könnten einen Chinesen in einem Sampan haben und er könnte einem Fremden, von dem er weiß, daß man ihn nicht vermißt, irgend etwas antun. Einer genügt, nehmen Sie nicht zwei. Sobald Sie sehen, daß er sich bewegt, schießen Sie über seinen Kopf; wenn er es noch einmal versucht, dann schießen Sie ihn tot. Es fällt niemand ein, Untersuchungen darüber anzustellen; ob ein Chinese mehr oder weniger auf der Welt ist, ist vollkommen gleichgültig." Die Aussicht war nicht gerade angenehm, aber an solche Zwischenfälle muß man sich auf der Reise allmählich gewöhnen. Ich muß übrigens gestehen, daß ich die Ethik des Russen nicht billigte. Wie die Sachen sich gestalteten, hatte ich aber keine Gelegenheit, die Frage von meinem Standpunkt aus zu lösen und mich zu verteidigen, ohne den angreifenden Chinesen tödlich zu verwunden, denn wir fanden keinen Sampanbesitzer vor. Es war spät, die Nacht war stürmisch. Unser Iswoschtschik rief vergebens unsichtbare Chinesen auf einem unbestimmt sich aus dem Dunkel abhebenden Sampan an.

„Vielleicht schläft er, es kann auch sein, daß er eine Reise macht," meinte unser Iswoschtschik. Mein russischer Gefährte forderte letzteren jedoch dringend auf, keine überflüssigen dummen Redensarten zu machen, sondern ins Boot hinabzusteigen und den Chinesen mit Fußtritten aufzuwecken. Wir entdeckten, daß der Chinese wirklich auf einer Reise war. Darüber vergingen ungefähr 20 Minuten, und meine Aussichten waren entschieden sehr trübe. Es war beinahe 11 Uhr, kein Sampan; mein Dampfer lag irgendwo in einer Entfernung von einer Meile oder noch weiter da draußen auf der dunklen Wasserwüste. Mir war gesagt wor-

den, daß ich heute abend an Bord kommen sollte, da er am frühen Morgen abfahren würde. Was war zu tun? Endlich fiel uns etwas ein; ein kleiner Dampfschlepper, der im Laufe des Tages den Fluß herabgekommen war, lag am Kai. Alles war dunkel, aber wir gingen an Bord desselben, stolperten über die schlafende Gestalt des „Bosun" (Bootsmannes) und weckten ihn energisch auf. Nachdem wir die Weigerung des Kapitäns hinuntergeschluckt hatten, brachten wir ihn doch dahin, daß er dreien seiner noch schlafenden Mannschaft gestattete, mich zu dem deutschen Frachtdampfer hinauszurudern. Mein Gepäck wurde in das Boot geworfen und nachdem ich meinem Freunde Lebewohl gesagt hatte, fuhr ich ab. Mit einer russischen Mannschaft, die nicht betrunken oder wenigstens nicht übermäßig voll Schnaps war, fühlte ich mich verhältnismäßig sicher. Es war eine schwierige Sache, aus den Lichtern der vielen Leichter, Fischerboote und Dampfer in der Dunkelheit die Lichter des deutschen Dampfers, der mich aufnehmen sollte, herauszufinden, aber eine Vermutung erwies sich glücklicherweise als richtig; nachdem wir anderthalb Meilen gerudert hatten, hielten wir dicht unter dem Rumpf eines Schiffes, von welchem aus auf meinen Ruf: „Sind Sie der Tschingtau?" die willkommene Antwort kam: „Ja, der Tschingtau!" Ich kletterte mittelst einer Strickleiter an Bord und befand mich nunmehr wenigstens auf einem nach Sachalin bestimmten Dampfer.

Fünftes Kapitel.

Von Nikolajewsk nach Alexandrowsk.

Eine nichtswürdige Fahrt. — Eine einsame Küste. — Endlich auf Sachalin. — Ich werde in Haft genommen. — Bin ich ein Spion? — Seltsame Geschichte eines ehemaligen Sträflings und Kaufmanns. — Ein betrunkener Gastfreund als Befreier. — Schreckliche Tat eines Studenten. — Alexandrowsk. — Eine Unterredung mit dem Gouverneur. — Ein Ritt nach Arkowo und eine Warnung. — Bewaffnete Geächtete. — Die Post wird angehalten. — Vorbereitungen zu einer Reise von siebenhundertfünfzig Meilen.

Es mag unbegreiflich erscheinen, es war aber doch der Uebergang von der russischen Kost in einem sibirischen Wirtshaus zu der Konservenverpflegung auf einem deutschen Transportdampfer wie eine Versetzung in ein Land des Ueberflusses.

Beim Abendessen schwelgten wir tatsächlich im Luxus und in dem unbedingt neuen Genuß eines frischen Hammelbratens, denn das einsame Schaf, welches am Morgen auf Deck zu sehen gewesen war, war das einzige, das ich in diesen Gegenden überhaupt gesehen habe. Die Russen essen nicht gern Hammelfleisch, und Schafe auf Sachalin zu züchten, hieße nur die Bären damit füttern. Vielleicht konnte man eine Speisekarte in englischer Sprache auf einem deutschen Dampfer im fernen Osten als einen weiteren Luxus betrachten; dies war jedoch nur ein anderer Beweis für die Tatsache, daß Englisch (oder vielmehr Pidgin-Englisch) die Handels- und Verkehrssprache im Osten ist. Man gewöhnt sich

bald daran, daß der deutsche oder russische Kapitän seiner chinesischen Mannschaft von der Kommandobrücke aus Befehle in Pidgin-Englisch zuruft.

Unsere Fahrt ging an die Flußmündung, eine Entfernung von 27 Meilen; dann drehten wir nach Süden, dampften ungefähr 120 Knoten im Tatarischen Golf, liefen die de Castries-Bai auf dem Festland an und kreuzten von hier aus nach der Insel Sachalin hinüber, eine Reise von sechzig Knoten.

Am frühen Morgen wanden wir uns durch die engen Kanäle des Amur bis zum Liman, einer deltaartigen Mündung des Flusses, der sich von anderthalb bis drei Meilen bei Nikolajewsk bis zu acht Meilen an der Mündung erweitert. Diese Fahrt aus dem Amur in die nördliche Hälfte des Tatarischen Golfs ist sehr mühsam und schwierig: an einer Stelle wird der enge Kanal, welcher durch die verräterischen Untiefen und Sandbänke führt, so seicht, daß man bei Nippflut nur 13 Fuß Wasser findet; es können deshalb hier nur Schiffe mit mäßigem Tiefgang und selbst dann nur bei stärkerer Flut hinauffahren. Aehnliche irreleitende Fahrrinnen durch nur weniger seichte Untiefen erstrecken sich nördlich und südlich von der Flußmündung bis zum 32. Breitengrade.

Unser Schiff konnte deshalb nur langsam vorwärts kommen und war jeden Augenblick bereit, Anker zu werfen. Es wurde scharfer Ausguck nach ein paar großen Leichtern gehalten, welche in Gefahr gewesen waren, bei einer Sandbank auf Grund zu gehen, als sich der Tschingtau auf seiner Bergreise befand. Die Offiziere scherzten über diesen Vorfall aber für den armen Steuermann auf dem Leichter war es durchaus keine lächerliche Sache. Wenn er auf einer Sandbank in dem öden Delta gestrandet war, blieb ihm wenig Hoffnung auf Befreiung — denn in dieser schrecklichen Sandwirrnis konnte man den Kurs des Schiffes nicht ändern — und er stand deshalb in großer Gefahr, zu verhungern oder zu ertrinken. Man erzählte auch in der Tat viele Geschichten von Menschenverlusten in dieser Gegend, und wir bemerkten eine Menge Schiffstrümmer an der Mündung. Der an

Bord befindliche Hauptlotse von de Castries hatte viele abenteuerliche Geschichten zu erzählen, die sich während seines siebzehnjährigen Dienstes an dieser Küste zugetragen hatten. Bei einer Gelegenheit hatte das von ihm geführte Schiff im Golf Schiffbruch gelitten; es war ihm jedoch gelungen, sich mit vier anderen Leuten, allerdings ohne Lebensmittel, zu retten. Vier Tage ruderten sie, wie er sagte, 138 Meilen (Werst?) an dieser einsamen, unwirtlichen Küste entlang, bis sie ganz erschöpft die de Castries-Bai erreichten.

Die Dunkelheit brach herein, bevor wir den engen Kanal passiert hatten und zwang uns, für die Nacht zu ankern. Ein anderer Aufenthalt wurde am nächsten Morgen durch einen kleinen Schlepper verursacht, welcher Wind und Wetter preisgegeben war und uns um einige Kohlen anbettelte.

Wir hatten die Küste des Festlandes die ganze Zeit über in Sicht behalten. Es ist eine steile Küste mit Hügeln von ungefähr 1000 Fuß Höhe, die bei de Castries bis zu 1540 Fuß (engl.) ansteigen und mit dichten Wäldern bestanden sind. Genau südlich von der Flußmündung findet man bei Pronge und Mi eingeborene Giljaken, sonst aber hausen hier nur Bären, Füchse usw.

Bei de Castries eröffnet sich die Aussicht auf einen schönen, natürlichen Hafen mit ein paar Inselchen, die Observatoriumsinsel und die Basaltinsel, welche aus dem ruhigen Wasser emporsteigen. Dieser Hafen wurde im Jahre 1787 von La Pérouse entdeckt und benannt. Hier befindet sich eine kleine, russische Station, bestehend aus den Wohnhäusern des Telegraphenbeamten, seiner Gehilfen und einiger Soldaten; das Kabel von Sachalin*) geht nämlich von hier aus.

Ich sollte wieder hierher zurückkommen; aber einstweilen fuhren wir nicht in die Bai ein, sondern landeten nur den Lotsen am Fuße des südlichen Vorsprungs, einige Meilen

*) Dieses Kabel, welches im Juni 1901 gebrochen war, wird nun nicht mehr benutzt; dafür ist ein neues, zwischen Kap Lasarew und Pogobi gelegtes, im Betrieb. Die Station in de Castries muß bestehen bleiben, weil sie telegraphische Verbindung mit Wladiwostok hat und der einzige sichere Hafen für Schiffe ist, welche im Tatarischen Golf verkehren.

von der Station, wo ein schöner, auffällig gebauter Leuchtturm steht. Es ist ein einsamer Posten, der nur während des Sommers von den Lotsen bewohnt wird, denn die Schiffahrt hört auf, sobald die Straße zufriert.

Die unbestimmten Umrisse des Sachaliner Gebirgszuges waren schon bald, nachdem wir den Amur verlassen hatten, wenig unterscheidbar. An der schmalen Landzunge des Golfs, wo derselbe nur fünf Meilen breit ist, war das niedrige Sandufer, welches sich vom Fuße der Berge her erstreckt, deutlich sichtbar.

Unser Kurs war nun ostsüdöstlich nach der „Insel der Verbannten“ gerichtet, wo wir gegen sechs Uhr abends ankamen und etwa zwei Meilen von Alexandrowsk Anker warfen.

Die Insel Sachalin hat keinen sicheren Ankergrund, was für ihre Entwicklung sehr ungünstig ist. An der Westküste, wo die Kohlenflötze vorkommen, hat die See Kiesboden. Der in der Nähe des Ufers bei Alexandrowsk aus dem Wasser ragende Schornstein eines gesunkenen Dampfers warnt den Seefahrer vor der Gefahr, landwärts zu steuern, sobald dahin eine Brise weht. Ich hatte in der Tat Glück, denn ich habe später oft gesehen, wie sich ein Schiff auf ein paar Meilen der Küste näherte und dann widerstrebend umkehrte, um in de Castries vor einem Westwinde Schutz zu suchen. Ich war jedoch noch nicht an Land, und die Signale des Kapitäns zum Abschicken eines Fahrzeuges wurden augenscheinlich nicht beachtet. War die See zu grob für die winzigen Schlepper, welche die mit Sträflingen oder Vorräten von den ankommenden Schiffen beladenen Leichter heranschleppten? Ja, der Kapitän glaubte es und gab mir keine Hoffnung, daß ich landen könnte. Er versprach mir jedoch, noch eine halbe Stunde zu warten. Als zweifelhafte Ermutigung erzählte er mir, daß kürzlich ein französischer Professor, Mr. Chaillet, der eine Reise im Osten machte, von Wladiwostok aus mit der Absicht angekommen war, über Sibirien nach Europa zurückzukehren, daß ihm aber nicht gestattet worden war, zu landen. Sein Verbrechen schien darin zu bestehen, daß er mit

einigen russischen Studenten auf einer deutschen Universität Bekanntschaft gemacht und ihnen schriftlich versprochen hatte, sie auf seiner Reise nach Paris über Sibirien zu besuchen!

Mein Glück hatte mich jedoch nicht verlassen, und ehe eine halbe Stunde verflossen und die Geduld des Kapitäns erschöpft war, kam eine Barkasse zu uns heran, welche ich zu meinem nicht geringen Erstaunen ohne weitere Frage besteigen durfte.



Der „Pristan“, Dampferanlegestelle in Alexandrowsk auf Sachalin.

Ich hatte aber die Treppe des Pristan noch nicht erklommen, als eine laute Amtsstimme mich fragte, wohin ich ginge und was ich wolle. Meine sehr geringe Bekanntschaft mit der russischen Sprache kam mir gut zustatten. Ich konnte besser verstehen als sprechen. Teilweise russisch, teilweise deutsch machte ich den Leuten verständlich, daß ich einen Brief für Herrn Y. hätte, der, ein ehemaliger Sträfling und Kaufmann war, nunmehr als Agent für die Russisch-Chinesische Bank fungierte.

Er hatte eine merkwürdige Geschichte, die ich später er-

zählen werde. Es war klar, daß man mich beargwöhnte. In der Tat trugen neuerliche Ereignisse dazu bei, daß sie mich für einen militärischen Spion halten mußten. Herr Y. sei in der Kohlengrube, sagten sie, und ich müsse in diesem Zimmer (am Kai) wenigstens 24 Stunden warten; bei seiner Rückkehr würden sie wissen, was mit mir zu tun sei.

Ich war schon in viel schlechteren Orten gewesen wie diesem, und ein Reisender muß sich daran gewöhnen, überall schlafen zu können. Mein Hauptzweck war erreicht. Ich war auf der Insel, der Tschingtau im Begriff weiterzufahren, um irgendwo anders Kohlen einzunehmen, also konnten die Beamten mich einschließen, wenn es ihnen Vergnügen machte. Ich wünschte jedoch meine Bücher, ging zur Türe und fand, daß mein Ausgang durch einen Soldaten versperrt war. Nachdem mein Gepäck, um welches ich gebeten hatte, hereingebracht worden war, setzte ich mich hin, um beim Licht der Lampe meine russische Grammatik zu studieren.

Endlich war ich auf der Strafinsel gelandet und war dieses Mal selbst ein Gefangener. Als ich durch das Fenster auf die See hinausblickte, ging die Sonne hinter einer Wolkenwand, die wie eine brennende Kohle glühte, unter. Ich stellte mir das leidenschaftliche Verlangen der Verbannten vor, deren Augen immer sehnsüchtig nach Westen, dem Lande des Sonnenunterganges, ihrer Heimat, den Wohnstätten ihrer Freunde und Lieben, die sie schon seit langer Zeit verlassen hatten, gerichtet waren, deren Hoffnungen aber wie die Sonne in den dunklen Gewässern der Verzweiflung versanken.

Ich wurde jedoch unterdessen in die Wirklichkeit meiner Lage zurückgerufen, als der Wecker des Telephons ertönte und ich darauf ein Gespräch vernahm, welches zwischen den Offizieren auf der Werft und dem Gouverneur stattfand. Ich konnte genug davon hören, um herauszufinden, daß sie über mich sprachen. Ich wurde also auch von außerhalb beobachtet.

Der Hauptzweck, warum ich auf diese Insel kam, war ein Besuch der Ainus. Ich glaubte, daß ich sie hier in ursprünglicherem Zustande als auf der Insel Jesso finden würde, auch hoffte ich, nebenbei die Behandlung der Gefangenen

beobachten zu können, und zwar in der Strafniederlassung, die in Rußland als die schlimmste wohlbekannt ist, deren Namen in St. Petersburg aber nicht einmal erwähnt werden darf.

Wenn die Behörden entschlossen waren, mich streng zu bewachen, so wollte auch ich auf meiner Hut sein. Ich hatte daher nicht notwendig, meinen Nebenzweck bekannt zu machen, sondern brauchte nur auf meine Absicht, die Eingeborenen zu besuchen, verweisen.

Es war weder überraschend noch unbillig, daß sie mich arretierten und festhielten, während Erkundigungen eingezogen wurden. Zweimal waren während meines Aufenthaltes Gerüchte verbreitet worden, auch Telegramme waren, wie ich hörte, wirklich eingelaufen, daß Japan Rußland den Krieg erklärt hätte, und meine Lage wurde weniger gemütlich, als es für ausgemacht galt, daß England der Verbündete Japans war. Erst kürzlich waren Geschütze und Kriegsvorräte vom Festland herübergeschickt worden, denen ein russischer Generalmajor zur Abhaltung einer Truppenschau folgte. Es gab auch noch einen anderen Grund, den man ihnen billigerweise zugute halten mußte, nämlich den Schutz und die Sicherheit meiner Person. Die Verhältnisse auf der Insel waren derartig unsichere, und die Zahl der herumschweifenden Geächteten und Verbrecher so groß, daß die Beamten zwar für mein Leben verantwortlich gemacht werden, aber nicht meine Sicherheit verbürgen konnten. Bevor ich die Insel erreichte, hatte man mir erzählt, daß ich sicherlich erschossen werden würde, daß ein Paar Stiefel oder 20 Kopeken eine hinreichende Beute für einen Sträfling wären, dafür jemand zu ermorden, und daß man nach sechs Uhr abends einer Eskorte bedürfe. Ich wußte aus glaubwürdigeren Berichten, daß man sich auf Gefahren gefaßt machen müsse, aber diese Behauptungen betrachtete ich als außerordentlich übertrieben. Mein „entehrendes Gefängnis“ dauerte nur einige Stunden. Kaum war eine Stunde vergangen, als die Türe geöffnet wurde und ein kleiner, vornehm aussehender Mann in militärischer Uniform eintrat und mich mit einer Höflich-

keit und Gewandtheit, die meinen vorigen Ausfragern gänzlich gefehlt hatte, englisch anredete. Er entschuldigte sich, daß er mir persönliche Fragen stelle, aber er sei dazu aufgefordert worden. Ich erklärte ihm, daß ich eine Empfehlung an Herrn Y. habe und gekommen wäre, die Ainus zu besuchen. Das Glück war mir wieder hold. Mein Ausfrager, Herr X., war, wie sich herausstellte, selbst ein Sträfling, der Sohn eines sehr hohen Beamten in St. Petersburg und der Gemahl der Gräfin ..... Er war ein höchst gebildeter Mann, welcher neben seiner Muttersprache Englisch, Französisch und Deutsch beherrschte und in der englischen Literatur überraschend auf dem laufenden war. Ich ergriff die Gelegenheit, mich frei auszusprechen, stellte alle möglichen Fragen über die Ainus, zog meine Karten heraus und besprach die Geographie der Insel mit ihm. Daß mein Ernst Eindruck auf die Unterbeamten machte, war augenscheinlich; auch sie wurden ins Gespräch gezogen, um ihren Anteil an Kenntnissen beizusteuern. Mittlerweile kamen der Bezirksvorsteher und Herr Y. Ich übergab letzterem meinen Brief und war überrascht, in diesem großen, schönen, militärisch aussehenden, wohlgebildeten, vornehmen Mann, welcher mich in vortrefflichem Französisch anredete — einen Mörder und Sträfling mit 20 Jahren Gefängnis zu erblicken.

Seine Geschichte ist in Sibirien und im europäischen Rußland wohlbekannt. Die Einzelheiten derselben weichen bei den verschiedenen Erzählern etwas ab, die Hauptsachen sind jedoch, wie ich glaube, folgende:

Er war verwaist, Erbe von großen Gütern, die der Reisende auf der Eisenbahnlinie Berlin-St. Petersburg über Eydtkuhnen passiert. Eines Tages hatte er eine Auseinandersetzung mit seinem Bevollmächtigten, einem alten Onkel, wobei der letztere sich weigerte, eine Ehrenschuld für ihn zu bezahlen, oder wie andere Berichte besagen, seine Einwilligung zu seiner Heirat zu geben. Im Jähzorn schlug der jüngere den älteren, und zu seinem großen Unglück ging der Schlag tödlich aus. Viele hielten Herrn Y. mehr des Mordes als der Körperverletzung schuldig, weil er eine alte Dienerin,

die ihren Herrn verteidigen wollte, erdrosselt habe. Herr Y. wurde dann zu 20 Jahren harter Arbeit verurteilt, und mußte in den Minen mit Rotten der verworfensten Verbrecher zusammenarbeiten. Er hat in früherer Zeit schreckliche Grausamkeiten der Beamten mit ansehen müssen. Wie er sie durchleben und doch an Benehmen und Haltung unversehrt bleiben konnte, ist fast unglaublich. Seine gute Aufführung ließ ihn schnell durch die verschiedenen Strafklassen schreiten; seine Strafzeit war schon vor einigen Jahren abgelaufen, aber er hatte es vorgezogen, in einem Teil der Welt zu bleiben, wo er sich wenigstens die Achtung seiner Nebenmenschen erworben hatte, und wo er nicht als ein Ausgestoßener aus der zivilisierteren Gesellschaft angesehen wurde. Er ist Laden- und Grundbesitzer, und seine Stellung ist insofern eigentümlich, als er von den Sträflingen als einer der ihrigen betrachtet wird, während er trotzdem die Achtung der höchsten Beamten genießt. Diesen letzteren gegenüber konnte er diese Stellung jedoch nicht ohne außerordentliche Vorsicht in seinem Verhalten behaupten, und dies war vielleicht der Grund, weshalb er sich nur im allgemeinen erbot, mir nach seinem Vermögen Beistand zu leisten, obwohl ich ohne Aussicht auf anderweitigen Schutz war. Daß er sein Versprechen getreulich gehalten hat, erkenne ich dankbar an. Aber die Frage, was mit mir geschehen sollte, war noch nicht gelöst. Es war in der Tat ein Rätsel. Mir war es einerlei; wenn sie nur noch ein Weilchen hin und her trödelten, dann war das Schiff abgefahren, und ich konnte nicht wieder fortgeschickt werden.

Plötzlich erschien in großer Eile mein und ihr Befreier aus dieser großen Verlegenheit in Gestalt eines mit Schmutz bedeckten, von der Reise beschmutzten, betrunkenen Individuums. Er war aus dem Innern in großer Eile herbeigeeilt, um mit dem Kapitän des unerwarteten Schiffes Geschäfte abzuschließen, denn er war Agent der größten deutschen Firma im Osten. Mit gutmütiger Gastfreiheit bot er mir ein Bett auf dem Sofa in seinem Bureau an. Die Beamten besprachen die Sache und hatten schließlich keine Bedenken dagegen, da ich auch dort unter Aufsicht stand. Mein neuer

Bekannter, welcher zu Wasser und zu Lande weiter gezecht hatte, war um 10 Uhr 30 Minuten nachts zur Abfahrt fertig. Nach vier Stunden hatte meine Hast ihr Ende erreicht, und wir eilten nach Alexandrowsk. Die zu durchfahrende Strecke betrug ungefähr 1½ Meilen und ging erst durch ein Gehölz vereinzelt stehender Tannen und dann durch die Stadt. Mein Gefährte war als Beschützer von zweifelhaftem Nutzen, denn er hatte jetzt soviel Champagner und Wodki „an Bord", daß er sich der Länge nach in der Prolyotka (einem kleinen Viktoriawagen) ausstreckte und laut schrie. Ich hielt daher die Hand auf den Revolver und sah scharf in die Dunkelheit hinein. Hier und da sah ich eine einsame Gestalt still und bewegungslos dastehen und vermutete, daß es Nachtwächter oder Posten waren.

Mein Wirt war mit der Quantität Flüssigkeit, die er schon zu sich genommen hatte, noch nicht zufrieden, und trotz aller meiner Versuche, ihn davon abzuhalten, wurde noch einmal im „Klub" eingekehrt, wo wir mehrere Beamten antrafen, die gerade ihren Abend um Mitternacht anfangen wollten. Sie hatten soeben erst das Abendessen bestellt, nach welchem bis drei oder vier Uhr morgens getrunken und Karten gespielt wurde. Einer von ihnen, ein hoher Beamter der Kantoeljarya (Kanzlei) in glänzender Uniform, in Grün und Gold, stützte den Kopf auf den Tisch und schnarchte laut. Vergebens versuchten die anderen ihn aufzuwecken, um mich ihm vorzustellen; er verblieb in dieser Haltung, bis wir fortgingen. Wir verbrachten die Nacht im Blockhaus meines neuen und gastfreundlichen, wenn auch etwas benebelten Bekannten und wurden von ehemaligen Sträflingen, von denen einer ein Kirgise war, gut bedient.

Der nächste Tag fing herrlich an. Es war der 8. September; die Felder waren grün und die See glänzte in der Sonne. Ich konnte kaum glauben, daß ich auf Sachalin war. Ein früher Besuch erschien, es war mein Dolmetscher, Herr X. Ich hatte ihn ersucht, sich an den Vorsteher des Alexandrowsker Distrikts, Herrn Semewsky, zu wenden und sich die Erlaubnis auszuwirken, mein Dolmetscher zu werden. Während

meines ganzen Aufenthalts hatte ich Ursache, diesem Beamten dankbar zu sein, welcher als Natschalnik des Alexandrowsky Okrug (Alexandrowsker Kreises) dem Gouverneur der Insel im Rang folgte. Er sprach gut französisch, und ich hätte manchmal gern wissen mögen, ob er deshalb günstig für mich eingenommen war, weil seine Schwester einen Engländer geheiratet hatte.

Es mag überraschen, daß es einem Sträfling, der Herr X. doch war, gestattet war, einen so leichten Dienst zu verrichten und ferner, daß er zu meiner Verfügung abkommandiert wurde; aber mehrere Gründe hatten zusammengewirkt, ihm die verhältnismäßige Freiheit zu geben, die er jetzt genoß. Er war nicht stark und früher schon von seinem Kavallerie-Regiment wegen Kränklichkeit ins Kriegsministerium versetzt worden. Bei seiner Ankunft auf Sachalin wurde er mit Verbrechern zusammen ins Gefängnis gesteckt und der Versuch gemacht, sein auf harte Zwangsarbeit lautendes Urteil zu vollstrecken. Eine teilweise aus Aerzten bestehende Kommission erklärte ihn jedoch dazu für unfähig. Er brauchte deshalb nur halbe Arbeit zu verrichten und war eine Zeitlang Arzt in einem Dorf der Eingebornen, nach welchem er hin und zurück 20 Meilen zu gehen hatte. Später wurde er Schullehrer in Duje, wo er während der Schulzeit monatlich zehn Rubel erhielt, womit er Kost, Kleidung und Wohnung bezahlen mußte. Seine Strafzeit war in drei Monaten abgelaufen; dies waren jetzt seine Ferien, und mein Gesuch war teilweise aus diesem, teilweise aus einem anderen Grund bewilligt worden.

Mein Paß war vorgezeigt und abgeliefert worden, jedoch konnte keiner der Beamten englisch lesen, was mir, wie es schien, gut zustatten kam, denn man sagte mir, die lithographierte Unterschrift am Schluß desselben habe einen großen Eindruck auf sie gemacht. Sie meinten, daß es eine bedeutende Persönlichkeit sein müsse, welche einen Brief vom Marquis von Salisbury besaß!

Nach Verlauf von drei oder vier Tagen, als ich im Begriff war, ins Innere der Insel abzureisen, wo ich ihnen

aus den Augen und aus dem Sinn sein würde, wurde indes mein Begleiter gewarnt, daß sein Schicksal kein beneidenswertes sein würde, wenn ich mich als Spion entpuppen sollte.

Ich steckte, wie mir geraten worden war, meinen Revolver in die Tasche; dann gingen wir an der bunt angestrichenen hölzernen Kirche vorbei zu dem Hause eines Studenten-Sträflings, von dem ich einige Photographien zu erlangen hoffte, die meine selbst noch aufzunehmenden vermehren sollten. Ich konnte die Geschichte dieses Mannes kaum glauben. Er war von großer Gestalt, hatte feine Gesichtszüge und üppiges Haar und gab sich nach Aussehen und Benehmen in der Tat ganz und gar als Künstler. Wie konnte er die schreckliche Tat vollbracht haben, die ihm zur Last gelegt wurde? Sohn eines Generals hatte er sich als Student auf der Universität einer Verbindung von Jünglingen mit „reformatorischen Gesinnungen" angeschlossen. Ein nicht zu der Gesellschaft Gehöriger erlangte irgendwie Kenntnis davon, wodurch die ganze Gesellschaft gefährdet wurde. Man beschloß den Tod des Angebers; das Los sollte entscheiden, wer das Todesurteil vollziehen sollte und fiel auf den Studenten. Er tötete das Opfer, dessen Leichnam, schrecklich zu sagen, zerstückelt und unter die Mitglieder verteilt wurde. Der Mörder wurde zu zwanzig Jahren Verbannung nach Sachalin verurteilt, von denen er noch sieben Jahre zu verbüßen hatte. Er hatte den ersten Teil seiner Strafe in den Kohlengruben zugebracht und war nun, hauptsächlich des Mangels an gebildeten Männern wegen, — denn die Beamten sind nur in Ausnahmefällen gebildet — als meteorologischer Beobachter angestellt. Um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, hatte er sich Geld zum Ankauf einer Kamera geliehen und führte hauptsächlich Bilderbestellungen der Beamten aus. Wie Herr X., hatte auch er sich die Umgangsformen der gebildeten Gesellschaft bewahrt, obgleich er nervös, ängstlich und sehr eingeschüchtert war, was wohl hauptsächlich ein Ergebnis des Verkehrs mit den Gefängnisbeamten war.

Die Stadt Alexandrowsk oder vielmehr Post Alexan-

drowsky, wie sie genannt wird, da sie keine städtische Behörde und nur 6000 Einwohner hat, liegt zum größten Teil in einer Aushöhlung am Fuße des Gebirges, welche sich der große und kleine Alexandrowska-Fluß ausgewaschen hat. Diese Flüsse unterbrechen die Linie der Meeresklippen auf ungefähr eine halbe Meile. Zwischen Stadt und Meer erstreckt sich sumpfiges Land. Die beiden Hauptstraßen kreuzen sich im rechten Winkel im Mittelpunkt der Stadt. Auf der einen stehen die Kirche, die Häuser der höheren Beamten und das Postamt; sie führt zum Basar oder Marktplatz. Die andere Straße beginnt bei den Abhängen der Hügel und zieht sich am Gefängnis vorbei bis zur Werft hin.

Obgleich die erstere Straße breit und teilweise mit jungen Bäumen bepflanzt ist, geben ihr doch die Blockhäuser ein düsteres, dunkles Aussehen. Diese beiden Straßen können sich einer „Straßenpromenade" aus Holzplanken rühmen, aber der Fußgänger tut gut daran, wenn er sie abends vermeidet, weil hier und da eine Planke fehlt. Diese beiden Straßen ausgenommen, bestehen die übrigen Wege aus breiten und grasigen Pfaden mit Gräben an beiden Seiten, wie in allen russischen Dörfern. Die Anlage der Stadt gleicht der einer armseligen Ansiedlung im Westen Amerikas. Jede Hütte sieht mit ihren kleinen Fenstern aus, als ob sie entweder Räuber oder die kalte Hand des Frostes fürchtete, sie hat einen kleinen, eingezäunten Hof mit einem Schuppen, der die beiden Seiten des Vierecks einnimmt. Im Spätherbst wird dieser kleine Hof mit Tannenzweigen leicht überdacht, um den Schnee aufzufangen und eine warme Decke zu bilden.

Die 6000 Einwohner von Alexandrowsk bestehen aus Sträflingen, ehemaligen Sträflingen, ihren Frauen und Kindern und den Beamten mit ihren Familien. Außer diesen gibt es hier vielleicht kaum ein Dutzend freigeborner Menschen und diese beschäftigen sich mit kaufmännischen Vertretungen usw.

Ich will mich jetzt nicht mit einer Beschreibung des

Lebens an diesem Ort aufhalten, da ich nach meiner Rückkehr von einem Ausflug an die Nordostküste viel mehr darüber kennen lernen sollte; es genügt, zu erwähnen, daß die Bevölkerung der Insel aus Sträflingen und Beamten besteht. Von einer Gesamtzahl von 7080 (am 1. Januar 1898) der ersteren, welche gegenwärtig mit Zwangsarbeit beschäftigt waren, wurden 2836 Mörder, darunter 634 Frauen gezählt. Die Gesamtzahl der Sträflinge und ehemaligen Sträflinge, welche sich am genannten Datum auf Sachalin befanden, betrug 22 167, von denen man bei mäßiger Schätzung 8000 als Mörder ansehen kann.

Ein wenig von der Hauptstraße, in der die Kirche steht, entfernt, liegt das Haus des Gouverneurs, dem ich nunmehr gegenüberzutreten hatte. Natürlicherweise war mein Gefährte bei dem Gedanken an die bevorstehende Unterredung sehr erregt, und auch ich konnte mir lebhaft vorstellen, daß meine Reise ins Innere davon abhängen würde. Aber ich war für dieses Mal mit Bezug auf das, was sich zunächst ereignen würde, in stoischem Gleichmut und im häufigen Gebrauche des Wortes nitschewo (tut nichts) schon ganz Russe geworden. Alle, selbst die Beamten, versicherten mir, daß ich meine Absicht nicht erreichen, vielleicht sogar die unvernünftige Wut des Gouverneurs auf mein Haupt herabbeschwören würde, wenn der Gouverneur betrunken war oder einen seiner gewalttätigen Anfälle hatte. Herr Semewsky hatte mir meinen Dolmetscher zugestanden; jetzt mußte ich die Erlaubnis erlangen, auf der Insel umherreisen zu dürfen. Diese steht ganz und gar unter Kriegsrecht, und der Militärgouverneur ist nur dem Generalgouverneur in Chabarowsk verantwortlich. Das Glück war mir jedoch wieder hold, und der Gouverneur zeigte sich äußerst zuvorkommend und bedauerte mit echt russischer Höflichkeit, daß mein Aufenthalt für den beabsichtigten Zweck von so kurzer Dauer wäre.

Ich gratulierte mir, daß ich den Gouverneur bei so ausgezeichneter Laune antraf. Bei meiner Rückkehr war er keineswegs so willfährig, und die höheren Beamten gaben mir

zu verstehen, daß er auf Sachalin keine Ausnahme von der Regel mache, und daß man dergleichen Neigungen zu Trunksucht und unbändigen Wutausbrüchen als etwas ganz Selbstverständliches hinnehmen müsse. Es wäre ungerecht, wenn ich nicht erwähnen wollte, daß während des letzten Jahres im Verhalten des Gouverneurs eine Wendung zum besseren eingetreten ist. Ich habe hierüber Nachrichten erhalten, weiß aber nicht, welchem Umstand dieser Wechsel zuzuschreiben ist. Es ist indessen richtig, daß man von seiner Initiative keine großen Verbesserungen in der Verwaltung erwarten darf, denn er ist ein Mann von schwachem Willen und leicht zu beeinflussen. Seine Amtsdauer ist nun bald abgelaufen, und ich hoffe, daß ihm kein schlechterer Nachfolger gegeben wird, sondern daß ihn ein Mann ersetzt, der stark genug ist, Reformen auch wirklich durchzuführen. Was könnte ein strenger, aber wohlwollender Gouverneur nicht erreichen? Wir brauchen uns nur die Tätigkeit des Natschalnik (Vorstehers) des Alexandrowsker Zentralgefängnisses in der Nähe von Irkutsk ansehen, um dies zu erkennen.

Man muß bedenken, daß die Amtsdauer der Beamten auf Sachalin beinahe ebenso sehr eine Verbannung für sie ist, wie für die unter ihrer Gewalt stehenden Sträflinge. Mit Ausnahme der zu Zwecken der Wissenschaft und des Ackerbaues nach Sachalin geschickten Beamten, betrachten alle anderen ein Amt auf Sachalin als Zurücksetzung. Das Ergebnis meiner Unterredung mit dem Gouverneur war, daß ich frei auf der Insel umherreisen konnte. Ich glaube, die Behörde war froh, daß ich ihnen aus dem Wege und ins Innere zu den Eingebornen ging, wo ich wirklich keine Beobachtungen über ihre Handhabung der Verwaltung und Strafgewalt machen konnte. Mein Paß wurde inzwischen als Unterpfand dafür zurückbehalten, daß ich heimlicherweise keinen Versuch machte, meinem Dolmetscher bei einem Fluchtversuch behilflich zu sein. Ich stand deshalb, als ich auf meiner Reise, etwa 250 Meilen von meinem Ausgangspunkte, zwei hohen Beamten, welche von einer Expedition zurückkehrten, begegnete, als Brodjaga oder paßloser Landstreicher



Der Gouverneur von Sachalin.

da, war infolgedessen in Gefahr, verhaftet zu werden und mußte nun über meine Person erst Aufklärungen geben.

Als ich am Abend meiner Ankunft auf der Insel über die Ainus sprach, hatten mir die Beamten erklärt, daß es unmöglich wäre, sie von Alexandrowsk aus auf dem Landwege zu erreichen. Die Gefahren und Schwierigkeiten wären bei dieser Jahreszeit tatsächlich unüberwindlich. Dies erwies sich später als richtig, und da meine Zeit gemessen war, mußte ich befürchten, bei Aufhören der Schiffahrt vom Festland abgeschnitten zu werden. Ich war also gezwungen, jeden Versuch, gleichviel erfolgreich oder nicht, aufzugeben, da er zuviel Zeit in Anspruch nehmen würde. Ich fügte mich um so leichter hinein, als sich mir Gelegenheit bot, einen anderen Stamm, die Giljaken, zu besuchen. Dieses Volk konnte ich, wie ich hörte, in ihrem eigenen Gebiet auf einer Landreise von ungefähr fünfzig Meilen aufsuchen. Außerdem konnte ich sie auf einer sechshundert Meilen langen Fahrt im Eingeborenenkanus auf einem Flusse und auf einem Abstecher an das Meer unterwegs besuchen. Wenn der Vorsteher des Timowsker Distrikts, in dem ihr Gebiet lag, ihnen Anweisungen zukommen ließ, mich unbehelligt zu lassen, und wenn ich offen Waffen trug, konnte ich, wie die Beamten behaupteten, sicher unter ihnen verkehren. Ich müßte darauf vorbereitet sein, Bären anzutreffen; eine größere Gefahr, von der sie viel Aufhebens machten, und die sie für unüberwindlich zu halten schienen, war jedoch das Entkommen eines Trupps bewaffneter Sträflinge. Die Kunde von dieser Flucht wurde durch meinen betrunkenen Bekannten in der ersten Nacht meiner Ankunft mitgebracht. Er hielt es für eine sehr ernste Nachricht, denn ihr Auftreten war ein derartig grausames, daß sie für einige Kopeken am hellen, lichten Tage jeden Menschen in Alexandrowsk ermorden würden. Diese Angaben waren wahrscheinlich sehr übertrieben. Zudem hatte ich mich bald an die Atmosphäre sofortiger Verteidigung gewöhnt, wie jeder tun würde, der sich in gleicher Lage befindet, und wir, mein Dolmetscher und ich, fingen an, unsere Vorbereitungen zu einer Expedition zu den Gil-

jaken am Tymiflusse und an die Nordostküste der Insel zu machen.

Unterdessen bot sich mir Gelegenheit, ein Dorf dieses Stammes zu besuchen. Die Bewohner desselben gehörten zu dem an der Westküste wohnenden Teil dieses Volkes, waren etwas russifiziert und befanden sich in Arkowo, zehn Meilen nördlich von Alexandrowsk, an der Küste.

Wir verschafften uns ein Paar rohe, sibirische Ponys — sie hatten vorher noch nicht das Gewicht eines Reiters gefühlt — und ritten der Küste zu, wobei wir dem Großen Alexandrowskaflusse folgten, bis er sich in Mäanderwindungen im Sande verliert. Dann steuerten wir für die verbleibenden neun Meilen nach Norden. Herr X. riet mir, von etwa anzutreffenden Seehunden gehörig in Entfernung zu bleiben, da sie mit Vorliebe plötzlich emporschnellen und die Pferde in die Beine beißen. Es war eine wilde Küste, und die graugrüne See, die sich nach dem frostigen Norden, dem Ochotskischen Meer hinzieht, das zwei Drittel des Jahres zugefroren ist, sah düster und unfreundlich aus. Zu unserer Rechten zogen sich tonhaltige Klippen hin. Sie machten den Brodjagi aus dem Alexandrowsker Gefängnis, welche die Wälder oberhalb unsicher machten, das Heranschleichen ziemlich leicht. Diese Wegelagerer stiegen bei Nacht, und bei günstiger Gelegenheit auch wohl am Tage herunter, Reisende zu überfallen. Da wir nahe beieinander ritten und scharf umherspähten, geschah uns nichts, nur daß auf halbem Wege unsere Ponys plötzlich scheuten. Wir beachteten dies damals nicht weiter; aber wir erfuhren, daß in derselben Woche hier ein Jüngling, der Bruder unserer Wirtin, ermordet worden war, welcher in demselben Hause wohnte, in dem wir gewohnt hatten. An dieser Stelle wurde mehrere Wochen später sein mit Blättern bedeckter Leichnam aufgefunden. Ein rohes Obdach am Wege war wahrscheinlich der frühere Aufenthaltsort des Mörders und es war sehr leicht möglich, daß er sich auch hier verborgen gehalten hatte, als wir vorbeiritten, und seine Anwesenheit unsere Pferde erschreckt hatte.

Bei unserer Ankunft in dem Giljakendorfe Arkowo fanden wir zu meiner großen Enttäuschung, daß die Eingeborenen die Küste hinauf bis zum nächsten Flusse zum Lachsfang gegangen waren, da die jetzige Laichzeit benutzt werden mußte. Wir ritten deshalb landeinwärts, an den merkwürdigen, auf Pfählen errichteten Hütten der Eingeborenen vorbei, zu der russischen Niederlassung Arkowo I.

Ein Fremder aus Europa, der plötzlich hierher versetzt ist, würde sicherlich fragen: „Ist dies Sachalin, die traurige Strafinsel, der Hades der Russen?" Aeußerlich bot dieses Dorf ganz den Anschein der Zufriedenheit mit seinen gemütlichen Blockhäuschen und Gärten, in denen Kartoffeln blühten und Kohl gedieh. Auch Sonnenblumen sah ich und hörte, daß wilde Rosen im Frühsommer die Luft mit ihrem Duft erfüllten; weit in der Ferne erinnerten mich bewaldete Höhen und hohe purpurne Berge an einige der schöneren Gegenden Japans.

Hier war mein Dolmetscher eine Zeitlang Schullehrer gewesen; als wir durch einen Torweg, welcher dazu diente, umherirrendes Vieh fern zu halten, in das Dorf kamen, wurde er überall von den Dorfbewohnern als der Barün (Herr) erkannt, der wie sie ein Sträfling und doch in Sprache und Benehmen ein ganz anderer wie sie war.

Halbwegs die „Straße" hinunter, stand sein kleines Blockhäuschen, aus dem ihm, obgleich er einer der „ihrigen" war, seine Kleider und sogar sein Trauring gestohlen wurden; wir werden von letzterem später noch mehr hören.

Wir machten bei einem reichen Farmer Halt (reich, weil er drei Kühe besaß!) und ritten in den hochumzäunten Hof ein, welcher bereits mit langen Tannenpfosten und Zweigen eingedeckt war, die den Schnee auffangen und das Winterdach bilden sollten. Nachdem unsere Ponys ordentlich angebunden worden waren, richteten wir uns in der Küche, die zugleich als Wohn- und Schlafzimmer diente, häuslich ein. Ein großer Ofen aus Ziegelsteinen, auf welchem die Kinder schliefen, ein hölzernes Bauwerk in der Ecke, das man höflicherweise ein Bett nennen sollte, auf dem ein Bündel

Lumpen lag, ein Tisch und zwei Bänke machten die ganze Zimmereinrichtung aus. Ich darf jedoch zwei Wanddekorationen nicht zu erwähnen vergessen, von denen eine ein Bild des Zaren aus einer Zeitung war, das man so oft und an den ungewöhnlichsten Orten antrifft, die andere eine Abbildung eines ebenso fernliegenden Gegenstandes, nämlich mit der Maschine hergestellte Stiefel. Die Kinder stellten sich um den Fremden; als ich ihnen von einigen Ländern erzählte, die ich besucht hatte, war ich angenehm erstaunt über ihre geographischen Kenntnisse.

Nachdem wir unser einfaches Mahl eingenommen hatten, wollten wir auf dem Waldweg zurückkehren, da die Flut hoch war und unsern Weg versperrte. Unser Wirt, welcher 15 Jahre als Sträfling und als Verbannten-Ansiedler auf der Insel zugebracht hatte, versuchte jedoch aus irgend einem Grunde, uns davon abzubringen. Wir sahen wohl ein, daß der Waldweg eine Verteidigung nach beiden Seiten erforderte, während der Weg am Sandufer nur von der Klippenseite her gefährlich war; da wir aber beide Revolver trugen, mein Begleiter sogar einen schweren Polizeirevolver und außerdem beritten waren, glaubten wir doch, es noch wagen zu können. Unser Wirt ließ jedoch mit seinen dringenden Bitten nicht nach, so daß Herr X. zu mir bemerkte: „Ich glaube, da muß etwas dahinter stecken. Wie Sie wissen, besteht zwischen den Sträflingen und den Freigelassenen eine Art Freimaurerei, und ich glaube, daß er mehr weiß, als er zu sagen wagt.“ Um seinen Warnungen mehr Gewicht zu geben, erzählte uns der Farmer, daß die Brodjagi mit Flinten bewaffnet seien, gegen die unsere Revolver nicht aufkommen könnten. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich von ihm, daß die Post, welche jeden Freitag von Alexandrowsk nach Rikowsk (44 Meilen) fährt, vor kurzem aufgehalten worden sei, obwohl sie von einem bewaffneten Beamten und zwei Soldaten mit Gewehren und aufgepflanztem Bajonett begleitet wird. Trotzdem wurde sie einige Meilen vom Hauptorte der Insel von Brodjagi angefallen. Einer der Soldaten zeigte dabei eine große Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart. Er sprang

aus der Kibitka in einen Graben und schoß von hier aus so rasch er konnte, wobei er im Graben hin und her ging, um die Angreifer zu täuschen, während die Post zurückeilte, um Verstärkung zu holen.

Dies gab für unseren Rückweg den Ausschlag. Da es außerdem schon dunkel und später geworden war, als wir



Ausbesserung der Brücke, bei welcher der Ueberfall der Post durch Brodjagi geschah.

erwartet hatten, ritten wir ans Meer in der Hoffnung, daß die Flut uns nicht lange aufhalten würde. Nachdem wir etwa eine Meile weit durch den Wald geritten waren, kamen wir an die See, wateten durch die zurückgehende Flut und langten schließlich ohne Hindernis in Alexandrowsk an. Es war zwar ein etwas graulisches Geschäft, im Dunkeln die verschwommenen Umrisse der Klippen nach etwaigen Gestalten von Wegelagerern abzusuchen, aber wir trafen nur einen einzigen an, und der konnte gegen uns zwei nicht aufkommen.

Da ich meinem trunksüchtigen aber gutmütigen Wirt nicht



Beamtenhäuser und Frauengefängnis in Alexandrowsk auf Sachalin.

zur Last fallen wollte, sah ich mich nach einer anderen Unterkunft um. In Alexandrowsk gab es kein Gasthaus, nicht einmal für die Aermsten, aber Herr X. machte einen früheren Gefängnisaufseher, Herrn M., ausfindig, einen redlich aussehenden, gutmütigen Beamten, welcher sich eines guten Rufes unter den Sträflingen erfreute und mir sein Gastzimmer anbot. Besondere Anstrengungen mußten gemacht werden, um mir eine Bettstelle zu verschaffen. Mein Wirt hatte einen hölzernen, viereckigen Rahmen aufgetrieben, der wahrscheinlich von irgend einem Gefangenen gemacht worden war, über den leeren Raum wurden Kistendeckel gelegt. Ich hatte die Wahl, auf den Deckeln oder auf dem Boden zu liegen und wählte das erstere. Möge der Leser aber nur nicht denken, daß dies ein Vorwurf gegen meinen Wirt und meine Wirtin sein soll. Diese freundlichen, einfachen Leute taten alles mögliche, um es dem Fremden bequem zu machen, was das Herbeischaffen einer Bettstelle deutlich bewies. Große Schwierigkeit machte es auch, einen Platz zu finden, wo mein Hab und Gut sicher sein würde; mir wurde gesagt, daß es hier gut aufgehoben sei.

Die beiden folgenden Tage wurden mit Vorbereitungen für die Reise nach der Nordostküste der Insel zugebracht und führten mich in die Gefängnisbureaus und nach verschiedenen Richtungen in der Stadt, wobei sich mir vieles von dem Leben dieses Ortes offenbarte. Bei meinen Besorgungen begegneten mir hier Gruppen von Sträflingen, von denen die schlimmsten gefesselt waren; sie gingen mit kurzen Schritten nach den Minen oder zogen Ladungen von Holz und Vorräten auf zweirädrigen Karren. Dort sah ich durch die vergitterten Fenster des östlichen Flügels der Gefängnisfront Frauen und Mädchen mit Näharbeit beschäftigt. Diese weiblichen Gefangenen waren von den Verbannten-Ansiedlern nicht zu Frauen gewählt, sondern in Wirklichkeit ihrer äußeren Erscheinung wegen von den Beamten ausgesucht worden, während sie dem Namen nach zum Nähen und zum Reinigen der Gefängnisse verwandt wurden. Es ist nur zu wahr, daß die Mehrzahl der Beamten in Trunkenheit und offenem Ehebruch dahinleben.

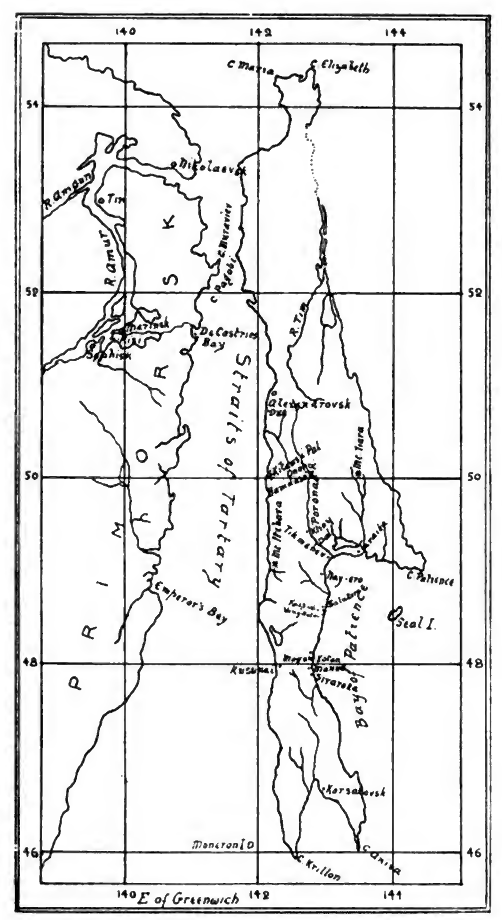
Ein wenig vom östlichen Ende des Gefängnisses entfernt begegnete ich einem alten Mann, der sich nur mit Mühe weiter schleppte und auf das Gras hinzusinken drohte. Ich war betroffen darüber, wie sich sein intelligentes Gesicht von denen der Verbrecher unterschied und fragte meinen Begleiter, wer er sei. „Ja, Sie haben recht," erwiderte er, „er ist ein intelligenter Mann. Er war Millionär, aber seine große, hoch versicherte Fabrik brannte nieder, und er wurde der Brandstiftung angeklagt. Man verurteilte ihn zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit auf Sachalin; nach Ablauf derselben hatte er keine Mittel, die Insel zu verlassen. Er ist jetzt zwischen 65 und 70 Jahre alt und nach seiner entwürdigenden Strafe erschöpft und kränklich. Er muß jetzt seinen Lebensunterhalt verdienen oder verhungern, aber er ist gelähmt und lebt von dürftigen Almosen."

Wahrlich, der Ort roch förmlich nach traurigen Geschichten von planmäßig zerstörten Menschenleben, und diese Insel war der letzte Ort, wo die Gefangenen einen Hoffnungsstrahl erwarten konnten, der ihren Horizont aufhellen und ihnen noch einmal Hoffnung auf Neubelebung geben konnte.

Unsere Vorbereitungen erstreckten sich auf die Beschaffung von Nahrung, Kleidung und Waffen. Zum Tauschhandel mit den Eingebornen kauften wir 20 Pfund groben Blättertabak, Ziegeltee, Staub und Stiele von Teeblättern, die zerstoßen gepreßt und wahrscheinlich mit Ochsenblut gemischt werden, Schießpulver, Schrot, Pfeifen, Nadeln, Baumwollenzeug, Streichhölzer, farbige Taschentücher, Tuch, Süßigkeiten, Reis, Zucker rc. rc.

Die Beschaffung von Lebensmitteln machte bedeutende Schwierigkeiten. Ein russischer Ingenieur, der Petroleumsquellen an der Nordostküste gesucht hatte, war bei seiner Rückkehr auf dem Fluß etwas länger aufgehalten worden. Da seine Vorräte ausgegangen waren, war er mit seinen Leuten in einem jammervollen Zustand angekommen. Drei Tage lang hatten sie Hunger gelitten und waren von Moskitos schrecklich zerstochen worden. Es war daher ratsam, lieber zu viel

als zu wenig mitzunehmen; daran hinderten uns aber wieder die Schwierigkeiten des Transports. Die Beförderung auf dem Lande ist ungewiß, und die Kanus der Eingebornen können nur leichte Ladungen tragen. Unser Zelttuch, die Schubi (große, mit Schafsfell oder Pelz gefütterte Ueberzieher), Mackintoshes (wasserdichte Mäntel), Bettzeug 2c., ferner Gewehre und Munition waren keine leichte Last. Wir konnten daher nur kleine Quantitäten Konserven, verpacktes Schwarzbrot, Reis 2c. hinzufügen und mußten uns zur Vervollständigung unserer Speisekammer auf die Möglichkeit verlassen, daß wir Enten oder Bären schießen und von den Eingebornen Renntierfleisch eintauschen konnten.



Die Insel Sachalin.

Sechstes Kapitel.

Die Insel Sachalin.

Geschichte der Entdeckung der Insel. — Kapitän Vries auf der Suche nach „Goud en Zilverrijke Eiland". — Sachalin wird für eine Halbinsel gehalten. — Die seltsamen Berichte der Jesuiten. — Wie die Insel ihren Namen erhielt. — Die Entdeckungen von La Pérouse. — Kapitän Newelskij entscheidet die Frage ihrer Insularität. — Sagen der Eingeborenen von einer Sintflut. — War es eine Halbinsel? — Ein waldiges Land, die Heimat des großen braunen Bären. — Fünfundfünfzig Grad unter Null. — Posten in Hundeschlitten über das zugefrorene Meer. — Ein Geheimnis der eisbedeckten Meerenge. — Geologie. — Seltsame Rassen. — Wer waren die Ureinwohner? — Grubenbewohner. — Die russische Besitzergreifung.

Bevor ich meine Erlebnisse auf der Reise nach der Nordostküste erzähle, will ich dem Leser eine Vorstellung vom allgemeinen Zustand der Insel, eine kurze Uebersicht ihrer Geschichte und eine flüchtige Skizze von ihren Bewohnern und ihrer natürlichen Gestalt geben. Wenn nicht alte, noch unübersetzte chinesische Annalen irgend einen Nachweis über Sachalin enthalten, so ist die früheste vorhandene Erwähnung der Insel ein Bericht über eine Expedition, welche im Jahre 1613 von einigen Japanern gemacht wurde. Nach ihrer Rückkehr entwarfen sie eine Karte des südlichen Teils, des einzigen, den sie gesehen hatten und nannten ihn Karafto*), woraus

*) Kara bedeutet in vielen Sprachen des Ostens: im Mongolischen, in der Urdusprache, im Mandschurischen usw. schwarz, und man ist versucht, in diesem Namen dieselbe Bedeutung wie in Sabalien zu sehen, einem mandschurischen Wort, das ebenfalls schwarz bedeutet, aber die im Text gegebene Interpretation dürfte wahrscheinlich am meisten für sich haben.

wir schließen können, daß sie es für einen Teil des chinesischen Festlandes (östliche Tatarei) hielten, da Kara der alte japanische Name dieses Landes war.

Dreißig Jahre später segelte ein holländischer Kapitän, Martin Vries, welcher von dem berühmten Generalgouverneur von Ostindien, Antonio van Diemen, ausgeschickt worden war, um das „Goud en Zilverrijke Eiland“, d. h. eine fabelhafte, gold- und silberreiche Insel, zu entdecken — von der Küste von Jesso ab, ankerte in der Aniwa-Bai, der südlichsten Bucht der Insel und war somit der erste Europäer, welcher auf dieser terra incognita landete. Er fuhr um Kap Aniva herum bis zum 49. Breitengrad und nannte ein hervorragendes Vorgebirge an der Ostküste Kap Patience, welchen Namen es noch heute trägt. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten die Russen von dem nordöstlichen, äußersten Asien nichts gekannt, denn Jermak, der Pionier Rußlands in Sibirien, hatte 1581 nur die Grenze überschritten. Aber in weniger als 70 Jahren war der ungeheure Kontinent durchquert, und Wassili Pojarkov, welcher den Amur hinabgefahren war, berichtete verwirrte Gerüchte von den Eingebornen über eine an der Mündung des Flusses gelegene Insel. Um diese Zeit wurde die Insel auch in einem alten russischen Bericht aus dem siebzehnten Jahrhundert erwähnt, in welchem es heißt: „Auf einer großen Insel, welche gegenüber der Mündung des Flusses liegt, wohnt ein Volk, die Giljaken; sie halten in ihren Dörfern 500—1000 Hunde, essen alle möglichen Tiere und ziehen Bären auf, um friedliches Werk zu tun.“

Es ist daher merkwürdig, daß nach Verlauf von 200 Jahren, trotz aller Berichte vom Gegenteil, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Insel für eine Halbinsel gehalten werden konnte.

Die erste authentische Nachricht über Sachalin stammte von den Jesuitenpatres am Hofe des großen chinesischen Kaisers Khang-hi. Dieser unermüdliche Herrscher, welcher mit den ehrwürdigen Vätern eifrig das Studium der Mathematik, der Astronomie usw. betrieb, veranlaßte dieselben, eine Karte des Distriktes herzustellen, in welchem der nächstliegende Teil

der großen Mauer lag. Der Kaiser kannte dieses Gebiet von seinen häufigen Jagdzügen her gut und war mit dem Werke seiner Lehrer so zufrieden, daß er sie beauftragte, zu zweien auszuziehen und sein ganzes, weites Reich kartographisch aufzunehmen.

Im Jahre 1709 schickten sich die drei Patres Regis, Jartoux und Fredelli an, die Mandschurei oder östliche Tatarei, wie sie damals genannt wurde, zu durchreisen. Wenn sie auch niemals Sachalin erreichten, so gelang es ihnen doch, bis zum Dorfe Tondon (dem heutigen Dundun), welches am rechten Ufer des Amur, ungefähr 400 Meilen von der Mündung desselben, liegt, vorzudringen und auch etwas über die Insel zu berichten.

Ich will sie ihren Bericht mit ihren eigenen Worten erzählen lassen: „Im Anfang des Septembers empfanden wir eine sehr scharfe Kälte und am 8. dieses Monats, an welchem Tage wir uns in Tondon befanden, dem ersten Dorfe der Ke-tsching-ta-se-Tataren, waren wir genötigt, uns Kleider, welche mit Lammfellen gefüttert waren, anzuschaffen, die wir den ganzen Winter über trugen. Diese Leute nun begannen zu fürchten, daß der Saghalin oula (Amur), obgleich er ein so großer und tiefer Strom ist, zufrieren und das Eis unsere Boote aufhalten würde. Dies war auch zutreffend, denn jeden Morgen war er bis auf eine gewisse Entfernung von seinen Ufern zugefroren, und die Eingebornen versicherten uns, daß in wenigen Tagen die Schiffahrt durch die den Fluß herunterkommenden Eisblöcke gefährlich werden würde. Sehr verlängert wird die Kälte auch durch die großen Wälder in diesem Lande; dieselben werden zahlreicher und dichter, je mehr man sich dem östlichen Ozean nähert. Wir brauchten neun Tage, um einen derselben zu durchfahren und waren genötigt, von den Mandschu-Soldaten verschiedentlich Bäume fällen zu lassen, um Raum für unsere Beobachtungen des Sonnenmeridians zu schaffen."

Der gute Pater fährt in seiner interessanten Art fort, von seltsamen Völkern mit sonderbarer Kleidung und Nahrung zu erzählen, welche den Giljaken, den Golden und

den Orotschonen, die noch heute die Ufer des unteren Amur bewohnen, sehr ähnlich sind. Wenn die Jesuiten auch niemals nach Sachalin kamen, so weiß der Berichterstatter doch etwas davon zu melden, nämlich was er von den Ke-tsching-ta-se erfahren hat, deren Land, wie er sagt, „sich längs des Saghalin oula (Amur) von Tondon bis zum Ozean erstreckt“. . . „Die Fischhauttataren waren die ersten, die uns berichteten, was wir bisher noch nicht wußten, daß nämlich gegenüber der Mündung des Saghalin oula eine große Insel läge, welche von ihnen ähnlichen Leuten bewohnt würde. Der Kaiser schickte später einige Mandschu dahin, die in Barken der Ketsching-ta-se übersetzten, die an der Küste leben und mit den Bewohnern der westlichen Teile der Insel Handel treiben.

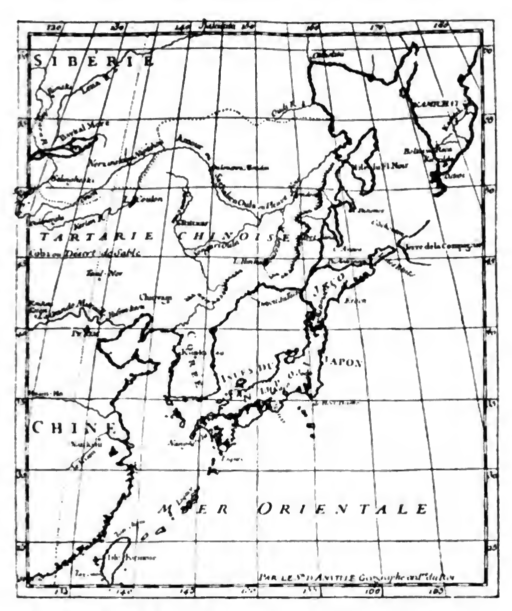
Hätten diese Herren den südlichen Teil ebenso sorgfältig durchmessen, wie den östlichen und wären sie nördlich zu dem Platz, von dem sie ausgegangen waren, zurückgekehrt, dann würden wir eine vollständige Kenntnis dieser Insel bekommen haben; aber sie brachten uns weder die Ausmessung der Südküste, noch die Namen der dortigen Dörfer mit. Wir können daher jenen Teil nur nach den Berichten einiger Eingeborenen beschreiben. . . . Die Insel wird von den Bewohnern des Festlandes verschieden benannt, je nach den Dörfern, die von ihnen aufgesucht werden; jedoch der Name, unter welchem sie hauptsächlich bekannt ist, ist Saghalien-anga-hata*), die Insel an der Mündung des schwarzen Flusses. . . Die Mandschu, die dorthin gesandt wurden, erfuhren nur die Namen der Dörfer, durch welche sie kamen; der Mangel am Notwendigsten zwang sie viel früher zurückzukehren, als sie gewünscht hatten. Sie erzählten uns, daß die Inselbewohner weder Pferde noch andere Lasttiere züchteten, daß sie aber in einigen Teilen eine Art zahmer Hirsche gesehen hätten, die die Schlitten der Insulaner zogen und ihrer Beschreibung nach den in Norwegen dazu verwendeten Tieren gleichen.“

*) Saghalien oder Sahalien = schwarz (oula oder Ula ausgelassen = Fluß), anga = Mündung, hata = Fels.

Diese Beschreibung paßt so ziemlich auf die heutigen Zustände, nur daß Teile der West- und Südküste damals noch nicht von den Russen besetzt waren.

Den ehrwürdigen Vätern und dem großen Geographen d'Anville verdankt die Insel also zufällig ihren gegenwärtigen Namen, deren sie viele gehabt, wie die folgende Liste zeigt: Tarakai, Repun (Ainu), Khuye (Chinesisch), Karafto, Kita-sima (Japanisch), Tun (Mandschurisch), Tschoka (bei den eingeborenen Orotschonen). Der Name, unter dem sie bei den Manschu bekannt war, war Tun oder Toung, was „ein in den Boden gegrabenes Loch, in welches sich gewisse wilde Menschen zurückziehen" bedeutet. Möglicherweise bezieht sich dies auf die ursprünglichen Ainu, welche Sachalin bewohnt haben sollen oder auf die gegenwärtigen Stämme des Nordens, die in Erdhügeln zu wohnen pflegten, was sie noch jetzt im Winter tun. Dieser Name scheint jedoch von den Jesuitenforschern nicht erwähnt worden zu sein. Vielleicht hielten sie ihn für ebenso fabelhaft, wie die Behauptungen der chinesischen Geographen, welche von den „rauhen nordischen Barbaren" schrieben, die ein Gebiet bewohnen, unter welchem man offenbar Sachalin verstand, und von deren Nachbarn auf Jesso sie sagten, daß „ihre Körper mit Haaren bedeckt sind, ihre Bärte bis zur Brust herabhängen, und ihre Schwerter mit der Spitze hinter dem Kopf angebunden seien." Ihre Auskunft war in der Tat veraltet, denn wir können in diesen sogenannten fabelhaften Erzählungen vielleicht Hinweise auf die vorgeschichtlichen Höhlenbewohner von Jesso (die Goropoki-guru) und auf die kriegerischen Ainu des elften und zwölften Jahrhunderts sehen. Andererseits scheint die Erwähnung von Saghalien oula anga hata oder die Felsen an der Mündung des schwarzen Flusses eingewirkt zu haben. Auf der Kopie der Karte des chinesischen Reiches, die dem Könige von Frankreich übersandt wurde, sind nur sehr wenige, chinesische, mandschurische und Khalche-Namen von Städten, Gebirgen und Flüssen in lateinischen Schriftzeichen wiedergegeben. Die Insel selbst blieb unbenannt, aber an der Mündung des Amur erscheint die Legende: „Saghalin oula anga hata". Die

Kopisten, welche d'Anville 1734 beschäftigte, fanden diese Bezeichnung zu lang und schrieben einfach Saghalin,*) da sie glaubten, die Insel sei damit gemeint und seitdem hat sie den Namen behalten. —



Karte nach d'Anville 1737 von der „Isle du Fl. Noir", Sachalin.

Die vorstehende Illustration ist die Nachbildung einer

*) Sachalin ist der amtliche russische Name der Insel und kommt nach M. F. A. Fraser, einem Mandschu-Forscher, der mandschurischen Aussprache der Buchstaben, die er Sa-kha-li-nen transskribiert, sehr nahe. „Die Betonung", setzt dieser Forscher hinzu, „ist wie im Japanischen oder Französischen entstellt." —

Karte, die d'Anville einem 1737 veröffentlichten Brief beifügte, in welchem er auseinandersetzte, weshalb er die Karte dieses vielumstrittenen Gebiets so gezeichnet hatte und besonders die Gründe angab, weshalb er Jesso als Insel betrachtete.

Man wird bemerken, daß Sachalin nur in halber wirklicher Größe eingezeichnet ist und daß von d'Anville Kap Aniva und Kap Patience, von welchen er doch durch einen ihm gerade zugängigen Bericht über die Expedition des Kapitän Vries gehört hatte, als zum Festland gehörig angegeben wurden, statt daß sie auf der südlichen Hälfte der Insel eingezeichnet wurden, wodurch sich dieselbe weitere vier Grad südwärts erstrecken würde.

Im Jahre 1787 segelte der berühmte Forscher La Pérouse an der Küste der Tatarei nach d'Anvilles Karte entlang und entschloß sich, nach Osten zu steuern, um die Kurilen-Inseln zu untersuchen. Er befand sich damals im 48. Breitengrade und stieß zu seiner Ueberraschung bald auf Land, obwohl die Karte solches erst bei 49¹/₄ Grad am Südende von Sachalin anzeigte. Weder nach Südosten noch nach Nordosten konnte er einen Fahrweg finden und er kam zu dem Schlusse, daß dieses Land die von dem Geographen Sachalin genannte Insel sein müsse und daß sie sich viel weiter nach Süden erstreckte, als man geglaubt hatte.

Er fuhr in nördlicher Richtung die Küste entlang, wo er in drei Buchten landete. Einen interessanten Bericht hat er uns über sein Zusammentreffen mit den Eingebornen hinterlassen, die man nach seiner Beschreibung für Ainu halten kann.

Jenseits des 51. Breitengrades wird der Tatarische Golf seichter; La Pérouse fuhr nun zur westlichen Küste und fand eine Bai, die er de Castries-Bai nannte. Hier erfuhr er auf seine Erkundigungen bei den Eingebornen, ob es eine Durchfahrt zwischen der Insel und dem Festlande gäbe, daß sich dort Sandbänke befänden, auf welchen Seepflanzen wachsen und daß sie ihre Kanus über die Untiefen ziehen müßten. Er nahm deshalb Kurs nach Süden und durchfuhr die Straße

zwischen Sachalin und Jesso, die nach ihm auch La Pérouse-Straße heißt.

Neun Jahre später versuchte ein englischer Kapitän, W. Broughton, die Durchfahrt; sie gelang ihm aber nicht, obgleich seine Brigg nur 10 Fuß tief ging. Auch Krusenstern hatte während seiner dreijährigen Expedition in den ostsibirischen Gewässern während der Jahre 1803—1806 keinen besseren Erfolg. Zwei Jahre später gelang jedoch dem Japaner Mamia Rinzo, was allen anderen mißglückt war.

Er wurde von der japanischen Regierung ausgeschickt, welche durch die Ankunft einer russischen Gesandtschaft am Hofe des Mikado 1805 mißtrauisch geworden war und deshalb 1808 eine Expedition zur Untersuchung und Vermessung der Küsten der östlichen Tatarei aussandte. Mamia Rinzo befuhr die Tatarische Meerenge (bisher Tatarischer Golf genannt) und kehrte mit sorgfältig gezeichneten Plänen und Karten zurück. Diese wurden in Tokio in irgend einem Archiv vergraben und erst viele Jahre später von Ph. Fr. v. Siebold wieder entdeckt.

Die Insularität von Sachalin blieb daher vorerst noch Geheimnis. Noch im Jahre 1846 schrieb Leutnant Gawrilow, welcher von der Regierung zu einer Expedition ausgeschickt worden war und Schiffbruch erlitten hatte: „Sachalin ist eine Halbinsel." Es blieb Kapitän Newelskoy vorbehalten, ein für allemal die Insularität Sachalins festzustellen.

Der große Graf Muraview, dessen vorzügliche Verwaltung ich schon erwähnt habe, hatte in Verbindung mit Kapitän Newelskoy nach einem geeigneten maritimen Stützpunkt an der Ostküste Sibiriens gesucht, in der Absicht, die Stellung und den Einfluß Rußlands am Amur zu stärken. Muraview und Newelskoy waren 1848 von Europa nach dem Osten abgereist. Seit Monaten waren von letzterem keine Nachrichten mehr eingelaufen und man befürchtete schon, daß er mit seinem Schiffe verloren war, als letzteres am 3. September 1849 am Horizont auftauchte. Man erzählt, daß Muraview in der Ungeduld, die Nachrichten zu hören, ihm in einem Ruderboot entgegenfuhr und von Newelskoy durch

ein Sprachrohr mit den Worten begrüßt wurde: „Gott hat uns beigestanden .... Die Hauptfrage ist glücklich gelöst .... Sachalin ist eine Insel und Seeschiffe können vom Norden und Süden in die Amürmündung einfahren. Ein alter Irrtum ist vollständig beseitigt; ich berichte Ihnen hiermit, daß die Wahrheit entdeckt worden ist."*)

Diese Entdeckung wurde jedoch nicht sofort allgemein bekannt. Im Jahre 1855 stieß ein englischer Kommodore mit einem kleinen Geschwader während des Krimkrieges in der de Castries-Bai auf sechs russische Schiffe und ging nach Süden zurück, um ihre Ausfahrt zu sperren und Verstärkungen zu erwarten, weil er glaubte, daß die Russen wegen eines nördlich verlaufenden Isthmus sich in einer Sackgasse befanden. Inzwischen fuhr das russische Geschwader aus der Bai heraus, steuerte nördlich, fuhr durch die enge Straße zwischen Kap Lasarew und Kap Pogobi und gelangte wohlbehalten in die Amurmündung. Es dürfte interessieren, darauf hinzuweisen, daß die eingebornen Giljaken in bezug auf den berichteten Zusammenhang zwischen Insel und Festland in historischer Zeit eine Sage besitzen, welche von der Zerstörung des beide angeblich verbindenden Isthmus berichtet. Es ist eine jener so merkwürdig vorherrschenden Sintflutgeschichten.

Die Geschichte erzählt, wie „in den guten alten Zeiten kein Boot nötig war, um nach dem Amurland zu fahren oder von da nach der Insel zu gehen; denn damals verband trockenes Land das Amurland mit Sachalin. Aber einstens kam Wasser von der See — viel, viel Wasser — dann sah man nur noch die Gipfel der Berge. Während dieser Ueberschwemmung kamen viele Jäger der Giljaken um, aber einer befand sich zufällig auf dem Gipfel eines Berges, auf dem sich auch ein Bär aufhielt. Das Tier tat ihm nichts zuleide und erlaubte ihm sogar, sich auf seinen Rücken zu setzen, während es zu den Gipfeln anderer Berge schwamm, wo sich noch mehr Flüchtlinge versammelt hatten. Als die Gewässer sich

*) Wladimir, Rußland am Stillen Ozean.

wieder verlaufen hatten und das Leben seinen Fortgang wie gewöhnlich nahm, wollten die Giljaken wieder dahin zurückkehren, woher sie gekommen waren, um die geretteten Pelze zu verkaufen; aber siehe da! als sie an ihren gewohnten Ort kamen, war die Landenge verschwunden, von der Flut weggespült und an ihrer Stelle war die enge Wasserstraße, welche bis heutzutage geblieben ist. „Zu der Zeit dieser Katastrophe," fügten sie hinzu, „trat der Amur über seine Ufer und eine große Anzahl unserer Brüder kam an seinen Ufern ums Leben."

Ich fragte sie, wo dieser Berg liege, worauf sie mir eine etwa vierzig Meilen südlich von Alexandrowsk liegende Bergspitze zeigten, die von ihnen Ktaüsi pal genannt (pal = Gipfel, Berg) und von La Pérouse nach dem Botaniker seiner Expedition „Pic La Martinière" genannt wurde.*)

„Wenn die Eingebornen diese Bergspitze sehen," erzählte mir mein giljakischer Gewährsmann, „bringen sie dem Berggott jedesmal ein Opfer dar. Ich habe darüber nachgesonnen, ob das Folgende etwas mit der Giljaken-Geschichte zu tun hat, oder ob es nur ein zufälliges Zusammentreffen ist. Ich fuhr auf einem kleinen russischen Frachtdampfer die Tatarenstraße hinab und sprach mit dem Kapitän über das Wetter, welches wir dort antreffen würden. Er sagte mir nun u. a.: „Hier gibt es häufig Nebel, und Sie wissen, wie schwierig die Schiffahrt ist, aber hier haben wir immer einen sicheren Wegweiser. Im dichtesten Nebel kann man stets die Spitze, aber nur den Gipfel eines Berges auf Sachalin sehen." Ist dies der Berg, welcher über die Fluten des Him-

*) La Pérouse sagt in dem Bericht über seine Reise um die Welt: „Le 22. (juillet, 1787) au soir, je mauillai à une lieue de terre, par trente-sept brasses fond de vase. J'e'tais par le travers d'une petite rivière; on voyait à trois lieues au Nord un pic tres-remarquable; sa base est sur le bord de la mer, et son sommet, de quelque côte qu'on l'aperçoive, conserve la forme la plus régulière; il est couvert d'arbres et de verdure jusqu'à le cime: je luiai donné le nom de pic La Martinière, parce qu'il offre un beau champ aux recherches de la botanique, dons le savant de ce nom fait son occoupation principale."

mels, über die Wolken und den Nebel hinausragte, auf welchem sich der Giljak und der Bär befanden?" Eine andere Sage, welche sich auf diesen Punkt bezieht, wird von den alten Leuten der Giljaken erzählt.

Sie berichten, „daß ihre Väter und Großväter sich der Zeit erinnerten, wo noch keine Russen auf der Insel waren und es sehr heiß war. Die Russen kamen und brachten die Kälte und Schneestürme mit. Vor dieser Zeit reiften Trauben auf der Insel, während sie jetzt nur im Süden wachsen und selbst da sehr sauer und nicht wirklich reif sind. Im Norden gibt es nur Pflanzen, die keine Frucht tragen."

Dies ist keine ungewöhnliche Erzählung einfacher Leute, die, wie ihre zivilisierteren Nachbarn, auf die „guten alten Zeiten" zurückblicken und unbewußt die Tage ihrer Jugend mit den „Strahlen der untergehenden Sonne der Erinnerung" vergolden. Wenn man jedoch diese beiden Sagen zusammenhält und sie aus der Zeit, von der sie berichten, in eine drei oder vier Jahrhunderte zurückliegende Periode versetzt, dann scheint doch einige Wahrscheinlichkeit oder wenigstens Möglichkeit für die Grundlage einer Tatsache vorhanden zu sein. Die seltsame Mischung der arktischen, gemäßigten und subtropischen Fauna und Flora, welche sich sogar in der Amurprovinz, der Küstengegend des gegenüberliegenden Festlandes, noch bemerkbarer macht, deutet auf ein Kapitel in der Geschichte dieser Gegenden hin, wo sich ihr Klima demjenigen des heutigen Zentraljapans näherte.

Der Tiger, größer und länger behaart, wie sein bengalischer Bruder, findet sich da, wo der Elch umherwandert. Wenn ich auch den Berichten, die dem Dr. Schrenck von den Giljaken gemacht wurden, daß Spuren des Tigers auf Sachalin gefunden worden sind, keinen Glauben beimesse, so wird er doch jeden Winter zwischen Chabarowsk und Nikolajewsk angetroffen und überschreitet den Amur auf dem Eise, wenn Wildschweine selten und dafür die Pferde der Russen oder Soluns zu haben sind. Ich habe das kleine, gestreifte Backenhörnchen, das so häufig bei den Moscheen Indiens zu finden ist, in den Gebüschen des Innern von Sachalin gesehen und

nicht weit davon entfernt das Renntier bemerkt, wie es die Flechten abweidete, die auf der Tundra, einer einsamen Eiswüste, wachsen.

Es ist ausgerechnet worden, daß 15 Prozent der auf der Insel beobachteten Vogelarten der Polargegend und 12 Prozent der subtropischen Region angehören. Der langschwänzige Rosenfink des Südens (Uragus sanguinolentus) und der Flußfischadler (Pandion halioetus) aus der arktischen Region werden beide auf Sachalin gefunden. Die Flora bietet eine ebenso große Mannigfaltigkeit. Bambus und Zirbelkiefer (Pinus cembra pumila), Hortensien, Korkbäume (Phellodendron amurense), Spindelbäume (Euonymus macropterus) stehen hier mit der Birke (Betula ermani) und der knorrigen Lärche (Larix daurica) und den beerenbeladenen Sträuchern der sibirischen Tundra.

Wenn wir nun annehmen, daß eine Landzunge einst Sachalin mit dem Festlande verband, so mußte der kalte Strom aus dem Ochotskischen Meer — der kräftig durch die Tatarenstraße fließt und einen schwächeren Arm des Kuro Siwo oder östlichen Golfstroms zurückdrängt — seinen Weg gesperrt gefunden haben. Der warme Strom, welcher aus dem Japanischen Meer nördlich fließt, würde seinen Lauf in den Tatarischen Golf, ohne den wirksamen Widerstand des kälteren, fortgesetzt und erst die Küste des Festlandes, den Priamursk, bespült haben. Wenn dieser Strom an den Isthmus gelangte, wandte er sich wieder nach Süden und floß an der Westküste Sachalins vorbei. Dies könnte das teilweise Ueberleben der subtropischen Vegetation erklären.

Die jetzige Gestaltung der Untiefen und Sandbänke unmittelbar nördlich vom „Trichter" der Tatarenstraße schien mir, als ich durch dieselbe fuhr und die Karten studierte, auch die Theorie zu unterstützen, daß zu einer nicht sehr entlegenen Zeit ein Isthmus bestanden hat, der Kap Lasarew mit Kap Pogobi verband. Die große Ansammlung, welche in Form von Sandbänken erfolgte, von denen besonders eine nur dreiviertel Faden tiefe in der Mittelströmung nördlich von der „Enge" hervorzuheben ist, könnte viel leichter als Folge das

frühere Vorhandensein einer Landzunge durch das hieraus entstandene Hindernis und die Ablagerung angeschwemmten Landes erklärt werden, als durch die gegenwärtigen Zustände eines starken, aus Norden kommenden Stromes von 4 Knoten Geschwindigkeit in der Stunde. Auch ist es nicht schwer, sich vorzustellen, wie die von den Giljaken geschilderte Katastrophe stattgefunden haben mag. Peter Dobell hat uns 1813 eine Beschreibung der Umstände gegeben, welche die Abtrennung der Stadt Ochotsk verursachten. Er beschreibt die damalige Lage der Stadt, als eine lange, schmale Inselsandbank und fügt hinzu, „vor einigen Jahren wurde der Fluß an seiner Mündung durch eine außergewöhnlich große Masse Eis verstopft. Da die Stärke des Stromes nicht hinreichte, das Eis durch den gewöhnlichen Kanal hinauszudrängen, sank es auf den Boden und verhinderte zuletzt vollkommen den Ausfluß der Gewässer. Diese wurden dadurch zurückgehalten, schwollen zu einer ungeheuren Höhe an, überschwemmten das Land ringsumher und erzwangen sich endlich einen Weg, den sogenannten neuen Kanal, durch das sandige Gestade, wodurch die Stadt an dem schon beschriebenen Orte zu einer Insel wurde."

Die Insel Sachalin ist 590 Meilen (engl. [949 km]) lang (etwa so groß wie England und Schottland vom Kap Landsend zum Kap Wrath) und von 17 zu 100 Meilen (28—192 km) breit; sie hat einen Flächenraum von 29 336 Quadratmeilen (75 364,6 qkm) oder etwas weniger als Schottland, während ihre Einwohnerzahl am 1. Januar 1898 ungefähr 36 000 betrug, oder kaum ein Achtel der Bevölkerung von Edinburgh.

Sachalin wird von der nördlichsten der großen japanischen Inseln, Jesso, durch die La Pérouse-Straße getrennt, welche dem Seefahrer ein schwieriges und gefährliches Fahrwasser bietet, obwohl sie nur 28 Meilen lang ist.

Es ist ein gebirgiges Land; ein langer Bergrücken oder Höhenzug erstreckt sich nahe der westlichen Küste von Norden nach Süden und sendet drei Ausläufer nach der Ostküste. Der längste endigt in Kap Patience (Kap Tarpenija) mit dem 2000 Fuß hohen, etwa in der Mitte aufsteigenden Tiara-

Berg. Die beiden anderen erstrecken sich bis zum äußersten Süden, der eine bis Kap Aniva, der andere bis ein paar Meilen nordwestlich von Korsakowsk. Der Gebirgszug ist durchschnittlich etwa 2500 Fuß (engl.) hoch, höchster Punkt ist der Ichara pal oder Pic Lamanon, 4860 Fuß, ungefähr 50 Meilen nördlich vom schmalsten Teil der Insel. Zwei Hauptflüsse, jeder mit einem Laufe von ungefähr 300 Meilen, haben ihre Wasserscheide ungefähr in der Mitte der Insel. Der Poronai ((ainuwort: poro = groß, nai = Fluß) fließt südlich in die Patience-Bai, der andere, der Tymi (in der Giljakensprache bedeutet tim: Preiselbeere, welche massenhaft an seinen Ufern wächst), den ich hinabfuhr, ergießt sich an der Nordostküste in die Bai von Ni. Kurze, reißende Ströme gibt es in großer Anzahl, besonders an der West- und Südostküste.

Das Land ist zum größten Teil mit Urwald bedeckt. Dieser ist so dicht, daß die Eingebornen die Flüsse als Verkehrsstraßen benützen müssen, die sie im Sommer in Kanus, aus ausgehöhlten Baumstämmen, durchfahren, und im Winter in Hunde- oder Renntierschlitten auf der gefrorenen Oberfläche durcheilen.

Die in den Wäldern der nördlichen Hälfte am häufigsten vorkommenden Bäume sind die knorrige Lärche und Weißbirke (Betula alba), im Süden Fichte (Picea ajanensis) und Tanne (Abies sachalinensis). Zu diesen kommen die weniger häufigen, Espen, Weiden, Ulmen, Ahorn, Haselnuß, Zirbelkiefer, Eberesche usw. Die Wälder ändern natürlich ihr Aussehen mit ihrem Standorte. An den Berghängen und an sumpfigen Orten in der Ebene, wo kalte Winde vorherrschen, ist die Flora beschränkt. Die dürftige Vegetation, die schimmligen, mit Moos bedeckten Bäume und die fast schneeweiß mit Flechten übersäten Niederungen, die Heimat des Renntiers, weisen auf nahe arktische Zustände hin.

Andererseits habe ich in geschützten Tälern hohe Lärchen gefunden, welche, so genau ich dies durch Abschreiten eines gefallenen Riesenbaumes berechnen konnte, 145 Fuß hoch waren; im Süden findet man, wie ich schon erwähnt habe,

Spindel- und Korkbäume, Bambus, Hortensien und Herakleumarten. Das dichte Unterholz bestand hauptsächlich aus wilden Rosen, Spiräen (Batulae folia?) und beerentragenden Sträuchern, u. a. Sumpfbrombeere (Rubus chamaemorus), Moosbeere (Oxycoccus palustris), schwarze Rauschbeere (Empetrum nigrum) und rote Preiselbeere (Vaccinium vitis idaea).

Im ganzen herrscht die Taiga, der sibirische Dschungel, ein Gürtel von pfadlosen Birken-, Lärchen- und Fichtenwäldern auf Sachalin vor. Die Tundra mit ihren Pfühlen und Sümpfen trifft man nur an einzelnen Stellen an, besonders im Norden an der Westküste. Die Tundra ist mit feuchtem Gras, verkrüppelten und verkümmerten Lärchen und Birken, niedrigem beerenreichen Buschholz bedeckt und wird im Sommer von einem traurigen, von der Sonne erhellten Nebel eingehüllt, während sie im Winter eine Eiswüste bildet. Wenn die menschliche Bevölkerung auf Sachalin an Zahl klein ist, so ist die der vierfüßigen Bewohner um so größer. Wahrscheinlich hat der ergiebige Jagdgrund der Insel die Giljaken-Pioniere vom Amur gezogen, deren Nachkommen sich heute an der Ost- und Westküste und an den Ufern des Tymi-Flusses niedergelassen haben. Das bemerkenswerteste Tier auf Sachalin ist ohne Zweifel der große braune Bär (Ursus arctos), der in großer Anzahl vorkommt. Wölfe machen die Wälder ebenfalls unsicher, aber hauptsächlich im Süden und selbst dort heute nicht mehr in großer Anzahl. Füchse gibt es jedoch sehr viele. Fuchs-, Renntier-, Zobel- und Otterfelle bilden den Hauptteil des Pelzhandels nach dem Festland.

Obgleich Sachalin in der gemäßigten Zone liegt, hat es doch — sicherlich in seiner nördlichen Hälfte — ein ähnliches Klima wie Lappland und das südliche Grönland. Alexandrowsk, der Hauptort der Insel, welcher ungefähr 60 Meilen nördlich vom Mittelpunkt an der Westküste liegt, hat bis auf die Sekunde denselben Breitengrad wie Brighton; aber trotzdem ist seine jährliche Durchschnittstemperatur gerade unter dem Gefrierpunkt.

Die Sommerhitze ist beträchtlich und das Thermometer

zeigt bedeutende Schwankungen. Die Zahlen für 1900 waren damals (1901) noch nicht veröffentlicht, wurden mir jedoch von dem Sachaliner Meteorologen, einem Studenten und Sträfling, freundlichst mitgeteilt und zeigten ein Maximum von 27° Celsius im Juli und Minus 40° Celsius im Januar, also ein Unterschied von 67° Celsius. Im Innern, in Rikowsk, betrug derselbe 85° Celsius, das Thermometer stieg auf 35° (1897) und fiel auf 50° unter Null Celsius (1890).

Diese Zahlen bleiben beträchtlich hinter den niedrigen Temperaturen zurück, die man im äußersten Norden Sibiriens erlebt, besonders in Werchojansk an der Jana, wo schon 81° Fahrenheit angezeigt worden sein sollen. Werchojansk ist als kältester Punkt der Erde bekannt.

Eine Vergleichung der verschiedenen monatlichen Durchschnittstemperaturen ist jedoch lehrreicher. In der nachstehenden Tabelle sind die Durchschnitte für die kältesten und wärmsten Monate des Jahres und der Unterschied zwischen beiden angegeben.

Grad	Minuten		Januar Celsius	Juli Celsius	Unterschied Celsius
50	49	Alexandrowsk (Sachalin, Westküste)	−19°	+17°	36°
50	ca. 43	Rikowsk (Sachalin, Inneres)	−22°	+18°	40°
46	39	Korsakowsk (Sachalin, Südküste)	−25°	+19°	44°
67	20	Werchojansk (Sibirisches Festland)	−56°	+15°	71°
51	1	Tschita (Sibirisches Festland)	−25°	+20°	45°
48	28	Chabarowsk (Sibirisches Festland, Priamursk)	−21°	+27°	48°
43	6	Wladiwostok (Sibirisches Festland, Priamursk)	−15°	+21°	36°
59	57	St. Petersburg	−10°	+20°	30°
51	29	London	−3°	+17°	20°

Man ersieht hieraus, daß Sachalin im Juli beinahe dieselbe Temperatur hat wie andere Gegenden in Sibirien und selbst wie St. Petersburg und London; die Kälte ist im Januar

weniger stark als im Innern des Festlands, aber bedeutend stärker als in den beiden europäischen Städten.

Das südlich gelegene Korsakowsk weicht mit seinen Winterzahlen ganz erheblich von anderen Städten der Insel ab, obwohl es, wie überhaupt die ganze Insel, von scharfen Nordwinden zu leiden hat. Der Winter dauert lange. Der Witterungsbericht für 1900 ergab 208 Tage mit Frost; an 141 von diesen Tagen taute es nicht. Spät im September oder früh im Oktober beginnt der Schneefall. Zuerst bleibt er nur auf den Bergspitzen liegen. Bald jedoch kriecht er die Abhänge hinab und alte Leute in Alexandrowsk erzählten mir, daß er vom 13. Oktober (26. Okt. n. St.) an liegen bleiben würde. Von da ab ist das Land beinahe sechs Monate hindurch mit einem weißen Leichentuch bedeckt, im Durchschnitte 170 Tage lang; im Jahre 1895 blieb der Schnee jedoch nicht weniger wie 203 Tage liegen. Die Schneetiefe wechselt von 1—3 Fuß (in Rikowsk sind 1896 34¹/₃ Zoll [engl.] gemessen worden). In den Tundratälern der Flüsse liegt der Schnee tiefer und weniger tief auf den Bergen, aber man kann überall unerwartet auf Schneewehen von 7 Fuß Höhe treffen, aus denen man sich mühsam heraushelfen muß.

Mit dem Beginn des Winters wird die Schiffahrt auf dem Tatarischen Golf eingestellt. Von Mitte November bis Mai sieht man keine Schiffe und jede Verbindung ist unbedingt abgeschnitten; nur das Kabel bleibt mit Ausnahme zweier Monate in der Mitte des Winters im Betrieb. Aber selbst dieses kümmerliche und ungewisse Verbindungsmittel fehlt den Einwohnern zuweilen, wie es im Juni 1901 geschah, wo das Kabel brach und dadurch die gänzliche Isolierung der Bevölkerung während des folgenden Winters herbeiführte.

Gegen Ende Dezember oder Anfang Januar ist das Meer hinreichend stark gefroren, daß die Eingebornen die schwere Aufgabe unternehmen können, die Post auf Schlitten nach Nikolajewsk zu schaffen. Bei Alexandrowsk und südlich vom „Trichter" der Tatarenstraße ist gewöhnlich nur der Saum der Meeresküste zugefroren, aber nördlich davon ist alles



Ankunft der Hundeschlittenpost vom Festlande.

mit Eis bedeckt, gelegentliche Löcher ausgenommen. Es ist keine leichte Reise entlang des eisstarrenden Küstensaumes nordwärts nach Kap Pogobi und von da über die schneebedeckte zugefrorene Meerenge nach dem Festland.

Vor die „Narta“, wie der Schlitten genannt wird, werden 13 Hunde der Polarrasse gespannt. Nr. 1 ist der Leithund, ein wertvolles Tier, der klügste und erfahrenste von allen angeschirrten Hunden. Er hat einen Zuggurt um den Hals, während ein zwischen seinen Beinen laufender Riemen am Schlitten befestigt ist. An diesen Riemen sind zu beiden Seiten die anderen Hunde mit Riemen angehängt; sollte einer von ihnen versuchen, nur so zu tun, als ob er zöge, so würden seine Kameraden oder der Leithund über ihn herfallen und ihn tüchtig beißen. Keine Zügel, nichts als die Riemen verbinden das Gespann mit dem Schlitten und seinem Lenker. Die Narta ist ein leicht gebautes, hölzernes Kufenwerk, ungefähr 14 Zoll hoch und 14 Fuß lang. Drunter und drüber liegen die Hunde vor dem Postgebäude in Alexandrowsk; ihr Herr steht dabei im Pelz, mit Mokassins an den Füßen und einer großen Pelzkappe auf dem Kopfe, aus welcher sein Zopf hervorguckt. Aber schon sind die Postsäcke herausgebracht und auf den Schlitten gepackt und der Giljake faßt die Hunde und stößt sie rechts und links an ihren Platz. Dann schwingt er sich selbst rasch auf den Schlitten, spreizt seine Füße auf die Kufen, ergreift seine beiden eisenbeschlagenen Stöcke, ruft seinen Hunden „Ti ti!“ (Vorwärts!) zu und fort ist die Post. Eine Jagd den Hügel hinab, dann ein Lauf von kaum einer Meile bringt sie an die See; aber was ist See und was ist Land? Alles ist mit Schnee bedeckt. 100 Meilen weit setzen sie ihren Weg über den festgefrornen Rand der See fort.

Sollte dem Schlitten ein anderer begegnen, so stößt der Führer seine Stöcke in den Schnee und ruft „Pore!“ (Halt!) oder „Kau! Kau!“ (Rechts! Rechts!). Die Hunde weichen aus, das linke Bein des Giljaken schwebt bedenklich in der Luft, aber mit den Stöcken wird das Gleichgewicht behauptet und das Gefährt ist schnell beiseite gewichen. Sollte jedoch der Lenker der Hunde den Reisenden nicht gewahr werden, dann

kann es vorkommen, daß sich die Hunde auf den Fremden stürzen und ihn ernstlich verletzen, denn sie bekommen bis zur Beendigung der Reise nur eine halbe Futterration, damit sie stets im Gange bleiben. Von Kap Pogobi aus wird die Meerenge in nordwestlicher Richtung überschritten und zwar an den Kazeliw-Inseln vorbei nach dem Giljakendorfe Mi an der gegenüberliegenden, ungefähr 50 Meilen entfernten Küste. Dieser Teil der Reise muß bei Tage zurückgelegt werden, daher wird bereits früh um 5 Uhr aufgebrochen. Zuerst fliegen die Hunde mit einer Geschwindigkeit von sieben Meilen in der Stunde über die glatte schneebedeckte Fläche dahin, wobei alle zehn Werst ein Halt von fünf oder zehn Minuten gemacht wird, um die Hunde bei Atem zu erhalten. Auf der Mitte der Meerenge wird der Weg schlechter, denn vom Winde sind aus offenem Wasser Eishügel aufgeschichtet worden und außerdem müssen Umwege gemacht werden, um gefährliche Löcher zu vermeiden. Der Wind ist so stark, daß die enge Straße zwischen Kap Lasarew und Kap Pogobi, obgleich sie kaum 5 Meilen breit ist, immer offen bleibt, da das Eis, sobald es sich gebildet hat, südwärts an den Küstensaum fortgetrieben wird, wo es festhaftet; daher kommt es, daß die Ueberfahrt sich auf beinahe fünfzig Meilen ausdehnt. Wenn diese halb zurückgelegt ist, wird „Halt“ gerufen und jeder Hund bekommt einen halben getrockneten Fisch. Die Zeit drängt jedoch, die Tage sind kurz und bald geht es wieder weiter; der Führer ruft seinem Gespann: „Takh! Takh!“ (Vorwärts, voran!) zu, um dasselbe zu schnellerem Lauf anzufeuern. Endlich werden die Inseln erreicht und passiert, aber die Sonne ist schon untergegangen und die Dunkelheit hereingebrochen, bevor der frohe Klang des Hundegebells die Ankunft bei dem Giljakendorfe Mi ankündigt.

Am nächsten Tage geht es wieder am Küstenrand entlang und den Amur hinauf, wenn der Führer nicht unternehmend ist und einen kürzeren Weg einschlägt, indem er das Kap Pronge abschneidet.

Die Reise ist keineswegs leicht und kann nicht ohne einen erfahrenen Kaya (Führer) unternommen werden. Denn offe-

nes Wasser oder eine nur dünn überfrorene Fläche können den Unvorsichtigen leicht verschlingen.

Diesen Winter (1902/03) machten zwei Männer den Versuch, mit einem Pferdeschlitten überzufahren. Es waren, glaube ich, Kaufleute, ehemalige Sträflinge, aber bis jetzt, wo ich dies niederschreibe, hat man nichts wieder von ihnen gehört. Die beiden Pferde wurden in der Meerenge gefunden, das eine ganz, das andere beinahe erfroren, aber von ihren Herren entdeckte man keine Spur. Sie schienen höchstwahrscheinlich ertrunken zu sein, aber wie sie ihren Tod fanden, während die Pferde entkamen, blieb ein Geheimnis. Möglicherweise versuchten sie, von der Dunkelheit überrascht, zu Fuß einen Weg zu finden und versanken in ein Loch oder in die offene See im Süden.

Derartigen Gefahren und Schwierigkeiten begegnet die Post oder die verwegenen Reisenden, wenn sie in der Mitte des Winters von Sachalin aufs Festland fahren.

Wir können uns die Aufregung bei der ersten Ankunft vorstellen, wenn nach dem vielwöchentlichen Fehlen aller Nachrichten der Hundeschlitten den Hügel hinauf zum Postgebäude jagt. Vor demselben steht ein Wegweiser mit der Aufschrift: „St. Petersburg 10186 Werst“, als ob er damit die Einwohner an ihre Verbannung und an die hoffnungslose Trennung von der Zivilisation erinnern wollte.

Dieser Winterverbindung folgt abermals eine Zwischenzeit von sechs Wochen oder zwei Monaten völliger Isolierung, während welcher kein Schiff die eisbeladene Meerenge durchfurchen und kein Schlitten sich über das trügerische Eis wagen kann.

Obwohl es allgemein bekannt ist, daß das Klima desto strenger wird, je weiter man von Paris nach Osten geht, eine Tatsache, die Napoleon im Jahre 1812 nicht erwogen zu haben scheint, sollte man doch kaum solche außerordentliche Temperaturschwankungen von 65° C. auf einer Insel erwarten, welche in derselben geographischen Breite liegt. Hierfür scheint es zwei Hauptursachen zu geben. Die erste ist das Vorherrschen von nördlichen und nordwestlichen Winden



10186 Werft von St. Petersburg. Rückkehr der Hundeschlittenpost vom Festlande.

im Winter, und südlichen und südöstlichen im Sommer; die zweite ist das Vorhandensein einer kalten Strömung aus dem Ochotskischen Meere, die an beiden Seiten der Insel vorbeifließt. Das auf diesem großen Kältereservoir von der Strömung weggeführte und vom Wind weggetriebene Eis füllt den ganzen nördlichen Teil des Tatarischen Golfes aus und macht ihn zu einer Fortsetzung der subarktischen Kälteregion.

Die Kälte des Winters ist jedoch schön und trocken. Wenn auch behauptet worden ist, daß Sachalin die ruhigen Tage nicht kennt, die den ganzen Winter durch in Ostsibirien vorherrschen, so folgt doch auf der Insel während der letzten Hälfte des Januar und im Februar ein schöner, klarer, windstiller Tag dem anderen. Dann werden Hundeschlitten und Renntiere herausgebracht und die Eingebornen machen ihre Reisen, um ihre Felle im Wege des Tauschhandels zu veräußern.

Das Klima ist sehr verlästert worden und die Vorstellung von einem Lande voller Nebel und Schnee hält noch die Einbildungskraft weiter Kreise gefangen. Für diese Anschauung sind zum großen Teil Seefahrer verantwortlich zu machen. Die Wahrheit ist, daß es auf See sehr viel Nebel gibt, aber die Seeleute wußten nicht, daß er gewöhnlich, wie sie selbst, auf der See blieb und den ans Land stoßenden Streifen von etwa vier Meilen freiläßt. Das Auftauen des Amurflusses, das Südwärtstreiben großer Eisblöcke im Tatarischen Golf, das Zusammenfließen kalter und warmer Strömungen, oder ein scharfer nördlicher Wind auf der See im Sommer sind die Ursachen, welche zu diesem Zustande beitragen.

Herr H. v. Windt hat nach einem flüchtigen Besuch der Insel geschrieben: „Hier gibt es das ganze Jahr hindurch Nebel, ausgenommen im Innern.“ Dr. James Y. Simpson widmet in seinem ausgezeichneten Buch über Sibirien der Insel Sachalin ein aus Statistiken zusammengestelltes Kapitel, in welchem es u. a. heißt: „Im Alexandrowsker Bezirk gab es 1895 nur fünf Tage ohne Regen, Wolken und Nebel und in keinem anderen Jahr hat es jemals mehr als neun oder zehn solche Tage gegeben. Die Insel ist daher für ge-

wöhnliche Ansiedler fast ungeeignet und bildet nur eine Strafkolonie." Ich habe die meteorologischen Berichte mehrerer Jahre vor mir liegen. Ein Einblick in diese zeigt, daß die Zahl der klaren Tage (der Himmel muß sehr genau beobachtet werden, bevor die meteorologischen Autoritäten ihn für klar erklären) im Jahre 1895 keine geringere war als vierzig. Die Berichte weisen auf der Insel einen geringeren jährlichen Durchschnitt der Umwölkung nach, wie in England (mit anderen Worten also mehr Sonnenschein) und auch die Regenmenge ist geringer, sie beträgt nur 22¹/₃ Zoll.

Meine eigene Erfahrung sowohl, wie die meteorologischen Aufzeichnungen stehen gegen die Anführungen der eben erwähnten Verfasser.

Zu der Zeit, wo der Umschlag des Wetters erwartet wird, nämlich September oder anfangs Oktober, genoß ich glänzend sonnige Tage auf Sachalin, wie man sie selten in England hat. Während der ganzen 50 Tage, die ich auf der Insel zubrachte, habe ich keinen einzigen Nebel gesehen, aber bei mehreren Gelegenheiten war die sechzig Meilen entfernte Küstenlinie des Festlandes sichtbar.

Da der südliche Teil der Insel ein gemäßigteres oder vielmehr ein weniger strenges Klima hat, so gab es teilweise mehr Nebel und Feuchtigkeit als in der nördlichen Hälfte.

Wenn ich in dieser kurzen Uebersicht der Geschichte und physikalischen Beschaffenheit von Sachalin beinahe unterlassen hätte, etwas über seine geologischen Verhältnisse zu sagen, so käme es daher, weil so wenig darüber bekannt ist. Die Insel wird zur Tertiärperiode gerechnet, obgleich die Sekundärperiode im Süden durch grünen Sandstein, welcher in Kreide vorkommende Seeigel enthält, vertreten ist; ich habe bei Alexandrowsk an der Küste, gerade nördlich von der Jonquière-Spitze, große Ammoniten im eisenhaltigen Mergel bemerkt. Es sind Versuche gemacht worden, Spuren geologisch neuerer vulkanischer Tätigkeit zu finden, aber bis jetzt haben sie keinen Erfolg gehabt. Als ich eines Tages am Meeresstrand, südlich von dem eben erwähnten

Vorgebirge dahinfuhr, stieg ich aus, um etwas zu untersuchen, was meine Aufmerksamkeit erregt hatte, und fand ein Stück, was ich für Lava hielt. Auf Befragen erfuhr ich jedoch, daß ein in der Nähe liegendes Kohlenbergwerk von Sträflingen absichtlich in Brand gesteckt worden war und daß es seit dreißig Jahren geschwelt habe, daher meine Entdeckung! Es scheint viel wahrscheinlicher, daß, während die Linie der vulkanischen Tätigkeit von Kamtschatka herunter durch die Kurilen-Inseln und Japan läuft, Sachalin den übriggebliebenen, zutage getretenen Teil des Schwächegebietes derstellt. Im allgemeinen zeigten zutage tretende Schichtungen die Klippen nördlich von Alexandrowsk und die Ufer des Tymi-Flusses Konglomerat, welches auf einem harten Tonsandstein und gelegentlich auf Kalkschiefer ruht.

In einer Höhe von 8 Fuß über Niederwassermarke sind Meerfossilien gefunden worden, und die natürliche Schlußfolgerung ist, daß die Insel eine Periode der Erhebung durchgemacht hat. Das Vorhandensein fast vollständiger Lagunen an der Nordost- und Südwestküste sind ebenfalls Beweise für diese Erhebung.

Die Geschichte der frühesten Besitzergreifung Sachalins führt uns in vorgeschichtliche Zeit zurück. Heute werden außer den letzten Ankömmlingen — den Russen — fünf verschiedene Völker auf der Insel gefunden, nämlich Ainu, Giljaken, Orotschonen, Tungusen und Jakuten. Von den letzteren, dessen Wohnplatz Ostsibirien mit der Stadt Jakutsk als Mittelpunkt ist, sind nur zehn Männer und drei Frauen auf Sachalin.

Welches dieser fünf Völker, wird man fragen, waren die Ureinwohner? Sicherlich sind es nicht die Tungusen, deren Heimat ebenfalls Ostsibirien ist, und die von den Grenzen Koreas bis zum nördlichen Eismeer und vom Jeniseifluß bis zum Ochotskischen Meer umherschweifen, denn die sind erst nach den Russen gekommen. Die Giljakenjäger kamen wahrscheinlich vor den Orotschonen vom Festlande herüber, und ob wir nun mit unserer Vermutung, daß ihre erste Niederlässung nicht früher als vor 2½ Jahrhunderten statt-



Eine Sachaliner Ainu-Familie in ihrer Hütte.

fand, recht haben oder nicht, so ist es doch nach ihren Traditionen sicher, daß sie die Ainu schon im Besitz des Landes vorfanden.

Woher kamen die Ainu und dürfen wir sie als die Ureinwohner Sachalins ansehen? Dieser Volksstamm fand sich unter mongolischen Völkern, deren verhältnismäßig wenig behaarte Gesichter ein auffallendes Kennzeichen derselben bilden. Die Ainu dagegen haben durch den Besitz eines üppigen Haarwuchses und großer Vollbärte die Einbildungskraft der Fremden erregt. Ihr patriarchalisches Aussehen und das Fehlen aller ausgeprägt mongolischer Gesichtszüge haben ferner den Ethnologen bei dem Versuch, sie zu klassifizieren, einige Verlegenheit bereitet. Einige ihrer Gebräuche sind denjenigen der nördlichen Stämme ähnlich und haben zu dem Glauben veranlaßt, daß sie nordischer Abstammung seien; aber sie haben andere, z. B. die Gewohnheit sich zu tätowieren, welche einen südlichen Anstrich zeigen, und wir wissen aus der Geschichte und von den alten Ainu-Ortsnamen im Süden Japans, daß sie von dort nach der Insel Jesso gedrängt worden sind. Wahrscheinlich muß der Ursprung der Sachaliner Ainu entweder in der Auswanderung von Flüchtlingen, welche sich von Jesso aus dem japanischen Joche entzogen, oder in der frühen und ursprünglichen Einwanderung des Stammes vom Festlande, dem heutigen Priamursk, gesucht werden.

Sie selbst haben, wie ihre Brüder in Jesso, eine Sage, daß die Insel vor ihnen im Besitze eines in Höhlen wohnenden Stammes gewesen sei; sie zeigen dabei auf die ausgehöhlten Löcher und Kjökkenmöddiger (Hügel von Küchenabfällen vorgeschichtlicher Küstenbewohner), welche sich in der Nähe ihrer eigenen Dörfer Siraroka und Tikumemew an der Ostküste Sachalins befinden. In denselben sind Obsidian- und Diorit-Werkzeuge und Tonscherben gefunden worden. Die Ainu haben, so viel man weiß, keine Steinwerkzeuge verfertigt; außerdem gibt es unseres Wissens Diorit und Obsidian auf der Insel nicht. Ueberdies verneinen die Ainu Kenntnis und Kunst, Tongefäße zu machen und nennen die Be-

wohner dieser Löcher Tontschi oder Toichi. In der Ainu-sprache bedeutet toi Ton und chi gebacken oder getrocknet, d. h. also „Macher von gebackenen Tongefäßen".

Während der letzten Jahre haben wir fortwährend weitere Beweise für die Existenz einer vorhistorischen Zwergrasse in unserem Land und anderswo angetroffen. Kamtschatkanische Sagen scheinen die verhältnismäßig späte Existenz (400 Jahre zurück) eines Zwergvolkes auf jener Halbinsel anzudeuten; wenn dies der Fall ist, dann sind weitere Verbindungsglieder in der Kette der Pygmäen gefunden, welche sich von Afrika über die Andamanen-Inseln, die malaiische Halbinsel, Formosa, Jesso, Sachalin und Kamtschatka nach der Beringstraße hinzieht.

Ueber den Ursprung der drei anderen Völker ist es ebenso schwer, Vermutungen aufzustellen, wie über die Ainus. Die sogenannten Tungusen können wir zu den am meisten zurückgebliebenen, den wildesten Sprossen des Volkes rechnen, dessen zivilisierteste Vertreter heute die Mandschu sind, das Volk, welches China in den letzten zweieinhalb Jahrhunderten seine Herrscherdynastie gegeben hat. Vor tausend Jahren lebten diese Stämme nach chinesischen Berichten sogar noch über den Grenzen jener Völker hinaus, welche einen jährlichen Tribut an Häuten und Pfeilen an den chinesischen Hof brachten. Noch im Jahre 1586 beschrieb sie der Annalist als „wilde Männer von dem nördlichen Gebirge, welche auf Renntieren umherreiten". Wenn wir noch weiter zurückgehen wollten, würden wir uns in Vermutungen verlieren. Philologen, welche Jahrtausende wie gewöhnliche Geschichtsschreiber Jahrhunderte behandeln, berichten uns, daß vom Ursitz der asiatischen Völker im Altaigebiet, an den Grenzen Sibiriens und West-Mongoliens vor 5—7000 Jahren verschiedene Wanderungen unternommen worden sein müssen. Aus diesen wandernden Völkern entstanden die chinesischen und japanischen Völker, denen die Mongolen, Türken und Mandschu oder Tungusen folgten.

Ein Studium der Orotschonen läßt darauf schließen, daß sie ein Stamm sind, der hauptsächlich tungusisches Blut

in seinen Adern hat und durch Wechselheiraten mit verschiedenen Nachbarn, wie Giljaken, Golden usw. vermischt ist.

Die Giljaken sind ihrer Rasse nach sogar noch schwerer zu klassifizieren. Von ihren Nachbarn durch Sprache, Sitten und Gebräuche getrennt, haben sie doch in ihren Gesichtszügen noch einige Verwandtschaft mit ihnen. Dies macht die Verwirrung nur noch größer; denn viele haben fast gar kein Haar im Gesicht, während andere, deren Vorfahren vielleicht Mischheiraten mit Ainu gemacht haben, buschige Bärte und üppigen Haarwuchs haben. Am meisten für sich hat die Annahme, daß sie halb tungusischen, halb mongolischen Stammes sind. Philologen des Smithsonianischen Instituts in Washington und der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg sind der Ansicht, daß ihre Sprache sie dem Ursprung nach mit den Küstenbewohnern des Stillen Ozeans in Nordasien und Amerika und der Aleuten-Inseln verknüpft.

Die Gesamtzahl der Eingeborenen auf der Insel beträgt 4—5000, wovon etwa 1300 Ainu, mehr als 2000 Giljaken, wenigstens 750 Orotschonen und vielleicht 200 Tungusen sind.

Die Insel ist also sehr spärlich bevölkert; dies mag man auch aus der Tatsache entnehmen, daß ich während meiner mehr als drei Tage dauernden Reise auf dem Flusse Tymi, der Hauptverkehrsstraße der Eingeborenen zur Ostküste, auch nicht einen einzigen Menschen oder eine Wohnung sah.

Die russische Okkupation beschränkt sich tatsächlich auf das Gebiet, welches in einem Umkreis von 30 Meilen um Alexandrowsk an der Westküste liegt und auf ein zweites kleineres Gebiet um Korsakowsk im Süden.

Die Insel ist in drei Verwaltungsbezirke eingeteilt, die Alexandrowsk-, Timowsk- und Korsakowsk-Okruki (Okruk = Bezirk). Jedem dieser Bezirke steht ein Bezirksvorsteher oder Okruschni-Natschalnik vor, während diese drei Beamten dem Militär-Gouverneur der Insel unterstehen. Letzterer hat eine große Machtbefugnis, ist jedoch seinerseits vom Generalgouverneur des Priamurskij Oblast (des Küstengebietes) abhängig.

Das größte Gefängniszentrum ist in Alexandrowsk, das nächste befindet sich in Korsakowsk; im Timowsker Bezirk sind zwei, eins in Derbensk, das andere in Rikowsk, 35 bezw. 44 Meilen landeinwärts von Alexandrowsk.

Unmittelbar um diese Mittelpunkte sind Lichtungen ausgerodet worden; darüber hinaus liegen einige Dörfer im Walde zerstreut, welche eine sehr verschiedene Einwohnerzahl, 200 bis — gar keine haben. Ich kam durch ein solches armseliges Dorf mit Hütten, deren Dächer mit Baumrinde und reichlichen Löchern gedeckt waren. Die Hütten beherbergten ganze sechs Einwohner. Der Bericht des letzten Gouverneurs erwähnt, daß Soldaten, welche entlaufene Sträflinge verfolgten, an ein Dorf gekommen waren, das die große Zahl von zwei Einwohnern hatte und daß ein anderes Dorf überhaupt keinen Einwohner gehabt habe!

Die russischen Beziehungen zur Insel begannen 1852, als Leutnant Boshniak ausgeschickt wurde, Sachalin zu erforschen, dessen Besitz für Rußland notwendig geworden war, um die Einfahrt zum Amur, wo ein Jahr vorher die russische Flagge gehißt worden war, zu schützen. Während des folgenden Jahres wurden der Ilinsky-Posten (Kusunai) an der Westküste und der Murawjewsk-Posten in der Aniwa-Bai eingerichtet. 1858 arbeiteten 40 Sträflinge in den Kohlenbergwerken zu Duje an der Westküste, 1869 wurden 800 von Transbaikalien nach Sachalin befördert.

Die Japaner, welche durch die Landung der Russen in der Aniwa-Bai im Anfang des Jahrhunderts beunruhigt worden waren, wurden nunmehr durch die Tätigkeit der Russen bedeutend erregt.

Jahrzehnte hindurch hatten japanische Fischer, Pelzhändler usw. die Küsten Sachalins besucht. Jetzt beanspruchte Rußland die ganze Insel für sich. Einstweilen wurde ein freundschaftliches Uebereinkommen getroffen, das gemeinschaftlichen Besitz und die Freiheit vorsah, unbewohntes Gebiet in Besitz zu nehmen. Dies konnte jedoch nicht lange dauern; im Jahre 1875 kamen schließlich Unterhandlungen zustande, nach

welchen Japan seinen Anspruch auf die südliche Hälfte der Insel aufgab. Dafür wurden Japan die Kuril-Inseln abgetreten und ihm für eine bestimmte Anzahl von Jahren eine jährliche Geldabfindung zugestanden. Ein japanischer Konsul hat seinen Sitz in Korsakowsk, um diese in Empfang zu nehmen und eine nach Anteilen berechnete Steuer zu zahlen, die den noch immer in den Sachaliner Gewässern auf Fang ausziehenden japanischen Fischern auferlegt ist.

Siebentes Kapitel.

Von Alexandrowsk nach Slawo.

Fahrt ins Innere in einer Kibitka. — Ein bedingt Freigelaßner (Freikommando). — Klägliche Ernten. — Eine Tragödie am Wege. — Der berühmte Robin Hood von Sachalin und seine Entweichungsversuche. — Auf der Verfolgung der Brodjagi.

Ich will hier meine Erzählung wieder aufnehmen, wo ich sie am Ende des 3. Kapitels abgebrochen habe. Am Morgen des 11. September waren mein Dolmetscher und ich mit Waffen, Vorräten, Ausrüstung und Tauschartikeln für unsere Expedition an die Nordküste der Insel genügend versehen.

Um meinen Zweck, die eingebornen Stämme an den Ufern des Tymiflusses und an der Küste zu besuchen, zu erreichen, mußte ich mich an den nächsten am Flusse gelegenen Ort begeben, von wo aus derselbe für einheimische Kanus schiffbar war und dann ungefähr 200 Meilen flußabwärts fahren. Der Urwald war so dicht, daß uns und den Eingebornen der Fluß allein einen geeigneten Weg zur Ostküste bot.

Vorläufig lag eine Reise von fünfunddreißig Meilen auf einem von Sträflingen nach dem Gefängniszentrum von Derbensk hergestellten Weg vor uns. Dann folgten fünfzehn Meilen Wald, der auf einem uns vorläufig noch unbekannten Pfade durchschnitten werden mußte. Schließlich hatten wir das Dorf Slawo am Tymifluß zu erreichen, wo wir Eingeborene zu finden hofften, die uns im Kanu ans Meer und

die Küste entlang bringen sollten. Soviel hatten wir über unsere Reise im voraus in Erfahrung bringen können, das übrige mußte unterwegs zusammengefragt werden.

Eine Troika wurde für 6 Uhr morgens bestellt, aber mit echt russischer Pünktlichkeit sprengte zwei Stunden später eine Droschki oder besser gesagt eine Kibitka, von äußerst primitiver Bauart, mit drei derben Pferden bespannt, heran.

Es war ein höchst unbequemes Gefährt, in dem wir uns selbst und unser Gepäck unterbringen sollten. Vorn saß der Iswoschtschikk, hinter seinem Sitz war der unsere, der gerade für zwei Personen Raum bot. Ein bloßes Brett mit einer drei bis vier Zoll breiten Rückenlehne, die uns kaum vor dem Herabfallen oder Hintenüberfallen schützte, ist nicht der bequemste Sitz für eine Fahrt von anderthalb Tagen; wir erinnerten uns also auch an unsere intime Bekanntschaft mit einer Sachaliner Kibitka länger als uns angenehm war.

Außer uns beiden mußten noch 6 Pud (à 16,379 kg) Gepäck, hauptsächlich in Säcken, irgendwo untergebracht werden. Das meiste wurde hinten angebunden, während der Rest mit Mühe zwischen unseren Füßen verpackt wurde. Das hinten angebundene mußte beständig im Auge behalten werden, damit es nicht durch das viele Rütteln vom Wagen fiel oder eine Beute des unbemerkten Brodjaga wurde. Diese Leute sind nämlich im Stehlen von Reisegepäck sehr bewandert.

Das mittlere Pferd einer Troika ist in ein bogenförmiges Joch (duga) gespannt, das seinen Kopf in etwas sehr gewaltsamer Weise aufrichtet, während die Seitenpferde nur mit je einem Handriemen angeschirrt sind. Wenn man so über den glatten Sand an der Seeküste dahinfliegt — das mittlere Pferd weit ausgreifend, die beiden anderen galoppierend — während die drei Schellen am duga lustig klingen, dann ist das in der Tat ein herrliches Gefühl.

Es wurde beinahe 9 Uhr, bis alles in der Kibitka sicher verpackt war, dann flogen wir dahin, an Gefängnis, Kirche, Postgebäude vorbei, den Hügel hinunter, dem kleinen Alexandrowkafluß zu. Hier hielten wir am Hause und Laden des Herrn Y., um unsere letzten Aufträge zu erteilen. Mit seiner

gewohnten Zuvorkommenheit bot er uns an, an den Natschalnik Deberenskoi tjurmi (den Direktor des Gefängnisses in Derbensk) zu telegraphieren, damit er uns den Weg ausbessern ließ, ein Anerbieten, das wir am folgenden Tage sehr zu würdigen wußten.

Nachdem wir das Haus verlassen hatten, fuhren wir den Fluß entlang und passierten rechts gegen Norden den Hügel mit seinem traurigen Friedhof und den sich daran knüpfenden schrecklichen Erinnerungen an Verbrechen; unser Weg ging die Küste entlang bis Arkowo, das wir früher zu Pferd schon besucht hatten. Wir lenkten unsern Wagen über die trockneren Teile, vermieden die schlangenartigen Kanäle, in die sich der Fluß verliert, bevor er ungefähr eine halbe Meile weiter die See erreicht und kamen dann an ein altes Piratenschiff, ein koreanisches glaube ich, das gestrandet dalag. Plötzlich erschien ein Kopf über dem Heckbord; rasch überflog der Eigentümer des Kopfes uns, unsere Gewehre, Revolver und Dolche und rief uns: „Sdrasst wuit je!“ (guten Morgen!) zu.

Zwei Tage später wurde er mit einem anderen schon erwähnten Verbrecher verhaftet. Letzterer hielt sich versteckt, weil er einen jungen Mann, der auf die Jagd gegangen war und den wir kurz vorher noch gesprochen hatten, ermordet hatte.

Geächtet und ein elendes Leben mit den Nahrungsmitteln fristend, die er sich von seinen Gefängnisrationen abgespart hatte, heimlich von seinen früheren jetzt angesiedelten Genossen unterstützt oder bei Nacht die einsam Vorübergehenden bedrohend, war der Mörder nun mit seinen Kenntnissen zu Ende. Hier hatte er Gelegenheit, sich ein Gewehr zu verschaffen, das ihm ermöglichte, sich in der Taiga Wild zu schießen. Aber das sollte nicht sein.

Solche Menschen haben äußerst wenig Hoffnung, zu entkommen. Viele vertrauen darauf, daß sie bis Pogobi nach Norden kommen, wo die Meerenge so schmal ist, daß es ihnen gelingt, den Kordons der Soldaten, den vielen Gefahren der Entdeckung, dem Zusammentreffen mit Verfolgern auszuweichen, daß sie imstande sind, ein Boot von den Giljaken sich zu verschaffen und darin nach dem Festland hinüber zu

entkommen. Nur wenigen gelingt es in der letzten Zeit, und selbst dann ist ihre Lage in der einsamen Taiga des Festlandes oder in der Nähe der Gefängnisbeamten am Amur nur um eine Kleinigkeit weniger schlecht. Oft genug sind die Gewehre, Aexte oder Kleider, mit welchen sie gehofft hatten, von den Eingeborenen ein Boot zu kaufen, schon gegen Nahrung umgetauscht worden, bevor sie Pogobi erreichen, und der Winter steht bevor. Der Winter ist noch unbarmherziger als die Verfolger, denen sie bis jetzt erfolgreich ausgewichen sind; Tod durch Verhungern oder Erfrieren starrt ihnen ins Gesicht. Dann bleibt ihnen nur ein Weg offen: sie müssen sich selbst stellen, das Auspeitschen erdulden und sich mit einer verlängerten Strafe wieder ins Gefängnis stecken lassen.

Weiter am Ufer entlang trafen wir einen armseligen Wicht, einen bedingt Freigelassenen, (Freikommando), der einen Baumstamm durch die See schleppte. Er stand bis an die Hüften im kalten Wasser und mußte den Baumstamm zehn Meilen weit von Orkowo nach Alexandrowsk schleppen. Wenn der Schleppdampfer nicht frei ist, werden fünf oder sechs Sträflinge bei kaltem oder warmem Wetter in dieser Weise beschäftigt. Es ist kein Wunder, wie mein Begleiter sagte, daß viele schließlich dabei ihren Tod durch Erfrieren finden. Diese „Freikommandos" sind Sträflinge, welche die beiden ersten Stufen der Gefangenschaft im Prüfungs- und Untersuchungsgefängnis und im Besserungsgefängnis durchgemacht haben und nun außerhalb des Gefängnisses in Baracken leben dürfen. Wenn der Sträfling verheiratet und seine Frau ihm gefolgt ist, darf der bedingt Freigelassene mit ihr in einer Hütte außerhalb des Gefängnisses leben unter der Bedingung, daß er seine ihm vorgeschriebene Zwangsarbeit verrichtet. Wenn die Arbeit im Schleppen von Baumstämmen besteht, ist der Sträfling verpflichtet, in einem Jahre 120 Stämme nach Alexandrowsk zu befördern. Ob diesem eine besondere Strafe auferlegt war, daß er diese schwere und bei kaltem Wetter gefährliche Plackerei verrichten mußte, weiß ich nicht, aber hierfür war der übelberüchtigte Gefängnisdirektor von Alexandrowsk verantwortlich, wie mein Begleiter sagte.

Bei dem Giljakendorfe wandten wir uns landeinwärts und kamen durch das russische Arkowo I (es gibt drei Dörfer dieses Namens), wo wir vor drei Tagen die Gastfreundschaft des Sträfling-Bauern genossen hatten. Unsere Reise führte uns jetzt an dem Orte vorbei durch ein schönes Tal. Wenn ich erst erstaunt war über das fast wohlhabende Aussehen der kleinen Gärten mit ihrem Kohl und ihren Kartoffeln, so wunderte ich mich jetzt über die Kehrseite des Bildes, jämmerlich dünnes, armseliges Getreide stand in den kleinen gelichteten Streifen am Wege. Kaum durfte auf einen doppelten oder dreifachen Ertrag der Aussaat gehofft werden. In den amtlichen Berichten für das Jahr 1893 finde ich, daß Weizen und Hafer, die in diesem Dorfe am meisten gebauten Getreidearten, eine 3,7- bis 4,4fältige Ernte ergaben, gegen eine 15fältige Durchschnittsernte in England. Kartoffeln zeigten mit einer 6-, 7fältigen Ernte ein besseres Ergebnis.

In dem Dorfe Slawo, wo wir am folgenden Tage ankamen, war das Ergebnis einfach schrecklich; der Weizen trug in demselben Jahr 11 Körner für 10 Körner Aussaat! Als ob uns die Unfähigkeit oder der strafbare Mißerfolg der Ansiedler, genug Korn für ihre Bedürfnisse zu bauen, noch eindringlicher klar gemacht werden sollte, fuhren wir an mehreren Teljägi (primitiven Karren ohne Federn) vorbei, welche von Ochsen und sibirischen Ponies gezogen und mit Säcken amerikanischen Mehls aus Portland, Oregon, beladen waren. Ein politischer Verbannter schreibt im amtlichen Sachaliner Kalender für 1896 die größte Schuld an dem unbefriedigenden Zustand der von den Mittelpunkten weit abliegenden Ansiedlungen den Beamten zu. Er behauptet, daß das System, nach welchem die „Ansiedler-Verbannten“*) ausgeschickt werden, um neue Dörfer in den Wäldern zu gründen, nicht gehörig erprobt worden ist und fügt hinzu, daß die schlechtesten Leute für diese Gegenden bestimmt würden, weil sie den Beamten ein Dorn im Auge sind. Außer-

*) Einer, dessen Strafzeit abgelaufen ist, der aber ohne gesetzliches Recht noch sechs Jahre auf der Insel bleiben muß.

dem werden die Verbannten-Ansiedler oft nach Plätzen geschickt, die ein vernünftiger Mensch niemals gewählt haben würde, und so wird ihr Leben, das im günstigsten Fall ein sehr hartes war, einfach unmöglich gemacht. Oberst Garnak, welcher in den achtziger Jahren den Auftrag bekam, die Insel wissenschaftlich zu erforschen, soll zu dem Schluß gekommen sein, daß die Kolonisation infolge der fehlerhaften Verwaltung in einem sehr „schlechten Zustand" war.

Andererseits tun auch die entlassenen Sträflinge nichts, um sich mit ihren Verhältnissen so gut als möglich abzufinden. Sie hegen wenig Liebe für die Insel, die für sie nur das Land ihrer Gefangenschaft ist und selbst, wenn sie sich mit ihr ausgesöhnt haben, so kommen doch der Fleiß und die Ausdauer, die im Kampf mit der Natur erforderlich sind, nicht bei denen zum Vorschein, welche in den Tagen ihrer Freiheit der Arbeit aus dem Wege gegangen sind und doch gelebt haben.

Einige Wochen später traf ich einen kaukasischen Kasaken an, der eine auffällige Ausnahme von dem gewöhnlichen Schlag der Sachaliner Verbrecher machte. Was auch sein Verbrechen gewesen sein mag, wahrscheinlich Empörung, aber er war sehr tatkräftig und höchst erfolgreich. Er lebte im Dorfe Uskowo, im Innern, mitten im Walde, dessen Ausrodung keine geringe Anstrengung erfordert hatte. Trotz der vielen verderblichen Feinde, die der Wald beherbergte, besaß der Kasak nach seiner Aussage nicht weniger als 50 Kühe und säete seine 150 Pud Korn aus. Er behauptete, daß er eine 12fältige Ernte erziele, was für Sachalin ebenso außerordentlich ist, wie für seine ungewöhnliche Tatkraft, wenn man auch etwaige Uebertreibungen in Betracht ziehen muß. Als wir über die Landwirtschaft auf der Insel sprachen, schrieb er die gewöhnlich erzielten kleinen Ernten der Trägheit der „Bauern"*) und ihrer Nachlässigkeit bei der Aussaat zu, da diese, wie er

---

*) Ein „Bauer" ist ein entlassener Sträfling, der seine sechs Jahre als Verbannten-Ansiedler hinter sich hat, nun wieder gewisse bürgerliche Grundrechte besitzt und das Recht hat, seinen Aufenthaltsort zu wechseln.

sagte, „hier übermäßig viel wegstreuten, dort wieder viel zu wenig hinsäeten.“ „Ja,“ fuhr er fort, „ich kenne einen, der auf demselben Stück Land sieben Jahre hintereinander Weizen gesät und jedes Jahr eine gute Ernte gehabt hat; aber die Bauern lieben das Land nicht, sie ziehen aus demselben heraus, was sie kriegen können, geben ihm aber nichts wieder zurück.“ Dies ist ein Bild, welches für die Mehrzahl nur zu wahr ist, für sie bedeutet das Leben eben gerade soviel, daß sie ihr nacktes Dasein fristen können. Die Beschaffenheit des Bodens und natürliche Entwässerung ist offenbar sehr verschiedenartig und der Kaukasier hatte das Glück, eine hüglige und verhältnismäßig trockene Gegend zu bewohnen, wie er es in seiner Heimat gewohnt war; ganz etwas anderes aber ist es in den Sümpfen, wo schneidende Winde vorherrschen, wo die Aussaat verzögert wird und die frühen Fröste die Aehre zerstören, während die Körner noch weich sind.

Als wir unsere Reise fortsetzten und die mit Mehl und Tonnen gesalzenen Fisches beladenen, für die Gefängnisse bestimmten Karren hinter uns ließen, sahen wir eine Teljäga auf uns zukommen, auf welcher ein Mann saß; mein Gefährte machte mich auf ihn aufmerksam. Es stellte sich heraus, daß es ein Schwede war und ich fragte, wie er als Sträfling nach Sachalin gekommen wäre. Mein Dolmetscher erwiderte: „Er war Leutnant in der finnischen Armee, und sein Oberst machte eine beleidigende Bemerkung über seine Braut. Der Leutnant ohrfeigte seinen Vorgesetzten vor versammelter Mannschaft und wurde deshalb zu fünfzehn Jahren harter Arbeit nach Sachalin verurteilt.“ Das bedeutet, daß er außerdem noch sechs Jahre als „Verbannten-Ansiedler“ und weitere sechs Jahre als „Bauer“ (bei den letzten sechs Jahren steht es ihm frei, nach Sibirien zu gehen) auf Sachalin zubringen muß, bevor ihm gestattet wird, nach Europa zurückzukehren. Er kann früher nach Sibirien kommen, wenn er Geld genug zusammenbringen kann, um dahin zu reisen und sich in eine Gemeinde einzukaufen, oder wenn ein Arbeitgeber auf dem Festland ihn als Angestellten dahinkommen läßt, immer vorausgesetzt, daß er auf der Insel die Erlaubnis vom Bezirks-

vorsteher erlangen kann. Tatsache ist jedoch, daß es 99 von 100 nicht gelingt, wieder fortzukommen.

Unser Weg war wildromantisch, wenn man nur die fürchterliche gesellschaftliche Atmosphäre hätte vergessen können. Der gewundene Pfad erinnerte mich lebhaft an meine letzte Jinrikschafahrt in Japan an dem anmutigen kleinen Mogi. Hier gab es jedoch keine reizenden grünen Reisfelder, die sich von den dunklen Zypressengruppen abhoben oder unsern Blicken dann und wann durch eine Allee schlanker Bambusse entzogen wurden. Indessen waren die Schattierungen des Grüns bei den Birken und Fichten, Espen und Tannen, den Ebereschen, Weiden und Ulmen, welche die schönen Bergabhänge bedeckten, fast ebenso mannigfaltig. Die Hecken waren bereits mit wilden Rosen behängt gewesen, jetzt wurden sie von der wilden Himbeere und mit der verschwenderischen Ueppigkeit der Holunderbeere (Sambucus racemosa) geschmückt, welche buchstäblich den Weg wie mit Scharlach bedeckte. Schmetterlinge flatterten im Sonnenschein, z. B. Perlmutterfalter, Pfauenauge und Trauermantel, und nichts erinnerte an den vor der Tür stehenden Herbst, außer vielleicht einige herabfallende Blätter.

Auf der ersten Poststation, dem Dorfe Arkowo III, fanden wir, daß die Pferde schon in Beschlag genommen waren, aber mein Begleiter und ein Trinkgeld schafften bald andere herbei, die von den Dörflern entlehnt waren. Das Losbinden, Aus- und Einladen des Gepäcks an jeder Poststation war ein lästiges Geschäft, aber es mußte getan werden, und wir mußten dabei sorgfältig aufpassen, daß nicht der Jswoschtschikk oder ein mit ihm verbündeter Spießgeselle es versehentlich als das seinige betrachtete. Als die Pferde herbeigeschafft wurden, verzehrten wir unser Mittagsmahl und gratulierten uns, daß wir die Nacht nicht hier zubringen mußten, denn ein vollständig kahles Zimmer, in dem sich nur ein Tisch und eine Bank befanden, bot keine besondere Anziehung. Khlyeb i chai — Schwarzbrot und Tee — war zu haben, aber alles andere, Zucker inbegriffen, mußten wir uns selbst liefern.

Als wir weiter reisten, führte der Weg über den Fluß,

der seinen Lauf durch das Tal genommen hatte. Die hölzerne Brücke wurde von meinem Begleiter als der Schauplatz vieler Tragödien bezeichnet. Eine solche hatte sich abgespielt, während er Arzt in Arkowo I war. Ein Verbannten-Ansiedler war eines Tages auf seinem Weg nach Alexandrowsk hierher gekommen, seine Zeit war abgelaufen, und er hatte sich genug gespart, um seinen langgehegten Wunsch, das Strafland für immer zu verlassen, verwirklichen zu können. Als er sich auf der Brücke etwas ausruhte, kam ein anderer Dörfler, ein bedingt Freigelassener, der Straße daher, setzte sich neben ihn und fing an zu plaudern. Plötzlich versetzte der Zuletztgekommene dem Verbannten einen heftigen Schlag auf den Kopf, der ihn besinnungslos machte; er vollendete dann sein gräßliches Mordwerk, indem er den noch lebenden Unglücklichen in den Fluß warf. Der Mörder hatte sich in den Besitz des „Buches“ oder Ausweises seines Opfers gesetzt. Das Buch bezeugte, daß die Verbannungszeit des Inhabers verstrichen war, und daß dieser berechtigt war, die Insel zu verlassen, wenn er hinreichende Mittel dazu hätte; der Verbrecher ging in ein Dorf, wo er sich unbekannt glaubte, und suchte Arbeit. Sein Schicksal verfolgte ihn jedoch: der wirkliche Eigentümer des Zeugnisses war im Dorf bekannt, es entstand Verdacht, und der Mörder wurde ins Gefängnis gesteckt, wo die Untersuchung sein Verbrechen richtig ans Tageslicht brachte.

Unser Iswoschtschikk war auch ein Sträfling, ein bedingt Freigelassener; wir hielten es daher für ratsam, ihn scharf im Auge zu behalten, damit er sich nicht mit vormaligen Gefängnisgefährten, die jetzt im Wald umherschweiften, ins Einvernehmen setzte. Aber trotzdem hatte ich ein frohes Gefühl, daß das russische System auf der Insel es zuließ, einem Manne, welcher noch einen Teil seiner auf Zwangsarbeit lautenden Strafe zu verbüßen hatte, außerhalb der Gefängnismauern produktive Arbeit leisten zu lassen. Dies ist, wenn die Verhältnisse günstig sind, für den Mann sicher eine Aussicht, sich wieder einigermaßen emporzuarbeiten; aber ich fürchte, man muß leider widerwillig zu dem Schlusse kommen, daß fast alle Umstände entgegenwirken.

Unser Weg stieg an, bis wir eine Höhe von 700 Fuß erreicht hatten. Ueber die Höhenrücken der Insel führen eigentlich nur drei Pässe, von welchen der von uns benützte der wichtigste ist. Ein anderer, der von den Eingeborenen begangen wird, führt vom Tymifluß, nördlich von Arkowo, zur Westküste. Der dritte liegt 200 Meilen südlich, zwischen Kussunaj und Manuje. Man sprach auch noch von einem vierten Paß im äußersten Norden, der von den eingebornen Giljaken benutzt wird; aber ich glaube nicht, daß ihn ein weißer Mann jemals betreten hat. Auf der Paßhöhe führte uns unser Weg über ein mehrere Meilen langes, wellenförmiges Plateau, das schließlich zum Flußbett des oberen Tymi abfiel.

Die nächste Poststation, wo wir Pferde wechselten, war Werchnij-Armudan. Es war eine ärmlich aussehende Niederlassung; als wir das übliche Glas Tee und einen Löffel bestellten, womit wir unseren eigenen Zucker umrühren wollten, mußte erst ein Kind ins Dorf geschickt werden, um einen zu leihen. Möglicherweise war Zucker hier ein Luxusgegenstand, oder noch wahrscheinlicher waren sie daran gewöhnt, ihn nach sibirischer Art sparsam zu genießen, indem sie ein Stück zwischen den Zähnen hielten und die goldene Flüssigkeit darüber hinweglaufen ließen.

Wir setzten unsere Fahrt fort und kamen nun schnell voran, denn der Iswoschtschikk der letzten Strecke hatte ohne Zweifel unserem jetzigen mitgeteilt, daß wir ein gutes Trinkgeld gaben und wir — nun, wir hatten darauf gerechnet.

Trotzdem wir vom Plateau ins Tymital schneller hinunterfuhren, dämmerte es doch schon, als wir an die Lichtung, auf welcher die Gefängnisniederlassung von Derbensk liegt, kamen. Nachdem unser Gefährt über die hölzerne Brücke gedonnert war, fuhren wir auf dem grasigen Rand des Weges an einem neuen, aus Holzblöcken erbauten Laden vor. Die Frage des Nachtquartiers war bald erledigt, denn meine Wirtin in Alexandrowsk hatte mir anempfohlen, nach ihrer Schwester zu fragen, deren Mann, welcher bis vor kurzem Aufseher gewesen war und Gefangene aufgespürt hatte, kürzlich einen kleinen Laden eröffnet hatte. Wir wurden will-

kommen geheißen, unsere Aufnahme machte keine Schwierigkeit, denn es war ja der gesamte Fußboden des Wohnzimmers in seiner ganzen Ausdehnung frei. Welche Tapete konnte an die frisch riechenden Tannenstämme, zu denen die mit Moos ausgefüllten Spalten einige Abwechslung brachten, heranreichen, und welches Bett konnte besser sein, als der frische, reine, mit Brettern belegte Fußboden? Ein Fell und eine Reisedecke, unsere Revolver zu unseren Köpfen, bald hatten wir seine unnachgiebige Ebenheit vergessen!

Aber vieles mußte noch getan werden, bevor wir uns zur Ruhe begeben konnten. Das Rätsel, wie wir morgen nach Slawo kommen sollten, war noch nicht gelöst. Deshalb begaben wir uns ohne weiteres zum Gefängnisdirektor, welcher zwar augenscheinlich etwas gelangweilt aussah, aber trotzdem anordnete, daß es uns gestattet würde, mit der Post nach Slawo zu fahren.

Nördlich von Derbensk war diese Art des Verkehrs nicht gebräuchlich, denn die Straße reichte nur wenige Meilen weit und ging dann in einen Pfad über. Der Einfluß des Gefängnisdirektors genügte jedoch für diese Gelegenheit. Herr X. hielt es jedoch für ratsam, selbst nachzusehen, ob die gegebenen Anordnungen ausgeführt wurden und fand den Telegraphenbeamten im Garten vor seinem Bureau betrunken, flach auf dem Rücken liegend, — ganz unbekümmert darum, daß er so den Dieben eine vortreffliche Gelegenheit bot. Anscheinend war dies eine Lieblingslage in Derbensk, denn man erzählte sich, daß der Generalmajor, der im vergangenen Sommer herübergekommen, um die militärische Besatzung zu besichtigen, in ähnlicher Lage gefunden worden war. Nur hatte er seinerseits die Zurückgezogenheit seiner eigenen Wohnung verschmäht und eine öffentliche Stelle eingenommen, wie es seinem Rang zukam, er lag nämlich mitten auf der Straße!

Unsere Wirte erwiesen sich als sehr achtbare Leute. Ihr neues Unternehmen war keineswegs leicht oder ermutigend. In erster Linie mußten sie mit dem Laden der Krone, eine auf Sachalin eigentümliche Einrichtung der Regierung, konkurrieren, und dann war auch die „edle Kunst“ des Kram-

handels nicht ohne Gefahren. Die Ladentüre mußte immer verschlossen gehalten und das Ankommen von Kunden von den Fenstern aus beobachtet werden. Wahrlich, ein schreckliches Leben, voller Argwohn und in fortwährendem Verteidigungszustand, ebenso schrecklich für die Eltern und wie für die Kinder. Ich spielte mit dem Söhnchen des Hauses, wobei wir gegenseitig unser Russisch austauschten. Er war der Augapfel seiner Mutter, die manche ängstliche Stunde hatte, damit er nicht aus dem Haus auf die Straße liefe, wie sie sagte, „und dann, wissen Sie, könnte er leicht in einem Augenblick seiner Kleider wegen ergriffen und beiseite geschafft werden."

Unser Wirt war in seiner früheren Dienstzeit viel mit den Eingeborenen in Berührung gekommen und gab uns beim Abschied am nächsten Morgen verschiedene Winke für den Umgang mit den Giljaken. Mit diesen und einer beträchtlichen Vermehrung unserer Vorräte verließen wir Derbensk, um uns in das wilde Innere der Insel zu begeben.

Eine selbst für Sachalin sehr primitive Kibitka wurde mit den verschiedenen Säcken und den soeben für unsere Speisekammer gekauften weiteren Vorräten beladen und trug uns — wir hatten das Gewehr in der Hand — hinweg, dem Walde zu. Wir nahmen Richtung nach Norden, ließen das Gefängnis mit seiner traurigen Umpfählung rechts liegen und fuhren rasch durch das lange Dorf von Sträflingshütten, die den breiten, grasbewachsenen Weg einfassen. Vor der Schmiede wurde gerade ein Pferd beschlagen, welches niedergeworfen, an den Beinen gefesselt, ganz hilflos war, und wahrscheinlich nicht sehr bequem dalag. Frauen schöpften Wasser aus den Brunnen, die mich an die Schadoufs in Aegypten oder an die Lats in Nordwestindien erinnerten. Diese Schöpfvorrichtungen sind T-förmig, der Querbalken geht beim Einlassen und Herausziehen des Eimers hinauf und hinunter. Dies war nur eines der vielen charakteristischen Bilder in Rußland, die dem Beobachter als spezifisch östliche auffallen — angefangen mit der reinlichen Sitte, in fließendem Wasser zu waschen, das aus einer Kanne



Der berüchtigte Barrataswili.



Ein Sachaliner Mörder.

gegossen wird, bis zu der weniger bewundernswerten Gewohnheit diplomatischer Zweideutigkeit.

Wir ließen das Dorf hinter uns, fuhren ungefähr eine Meile durch die Lichtung und gelangten dann in den Wald. Die Lichtungen in dem offenen Tal und auf den Hügelhängen bildeten ebenso riesige Stoppelfelder und Stoppelhänge, denn Axt und Feuer hatten die Stümpfe der Lärchen, Birken, Tannen usw. auf dem Boden von unbestimmter Farbe stehen lassen.

Eine verlassene Sägemühle über einem reißenden Bach zeugte von der Holzhauerarbeit, die früher von den Sträflingen hier verrichtet worden war. Ganz in der Nähe dieser Sägemühle fand der berüchtigte Barrataswili, der berüchtigte Robert Hood von Sachalin, seinen Tod. In einem Augenblick der Abspannung vergaß er seine gewöhnliche Vorsicht und war nicht auf der Hut, weshalb ihn dasselbe Schicksal traf, das er so oft anderen bereitet hatte. Beim Abendessen erzählt man sich manche Geschichte von diesem waghalsigen Anführer; der Leser kann aus seinem nebenstehenden Bilde ersehen, daß er eine auffallende Ausnahme von dem stumpfsinnigen, schwerfälligen Typus der Sachaliner Verbrecher machte. Ich glaube, daß er wegen Fälschung nach Sachalin geschickt wurde, weiß es aber nicht sicher. Mein Wirt, Herr M., der Aufseher im Alexandrowsker Gefängnis gewesen war, sagte von ihm: „Während der 3½ Jahre seiner Haft betrug er sich gut und verursachte keine Störung. Es gab dort viele Gefangene, mit denen ich nicht gewagt hätte, ein paar Meter weit allein zu gehen, aber mit Barrataswili zögerte ich nicht. Nachdem er als bedingt Freigelassener aus dem Gefängnis gekommen war, wurde er Diener in einer Familie und war sehr freundlich gegen die Kinder.“ Plötzlich brannte er zum Erstaunen der Beamten durch und floh auf das Festland. Man hatte jedoch sein Entweichen den verschiedenen Behörden bekannt gemacht, und so wurde er in Nikolajewsk festgenommen und zurückgeschickt. Kaum war er wieder auf der Insel, als er halbwegs zwischen dem Pristan und der Stadt auf dem Wege, den scharf zu beobachten mir

so oft angeraten worden war, seinem Wächter entwischte und in den Wald entkam. Durch Nahrungsmangel wurde er dazu getrieben, einen Kaufmann zu ermorden, der mit dem Erlös des Verkaufs einiger Pferde an das Regiment von Duje nach Alexandrowsk reiste.

Er sammelte dann drei oder vier Spießgesellen um sich und erfüllte nun mit seiner Bande manches Herz mit Schrecken. Seine Taten waren übrigens nur gegen die Reichen gerichtet; er war bereit, den Armen zu helfen, die ihrerseits auch ihm beistanden. Ein anderer Wanderer wurde auf dem Weg nach Duje seines Gewehres wegen getötet, ein dritter Mord geschah in der Nähe meiner Wohnung in Alexandrowsk. Die Nachrichten von seinen tollkühnen Taten bildeten das Tagesgespräch, während die Behörden manche erfolglose Jagd auf ihn machten. Die Aufseher waren ebenfalls sehr auf dem Damm, denn solch ein kühner Organisator und gewandter Taktiker war eine seltene Beute. Mittlerweile fuhr Barrataswili fort, das über ihn ausgespannte Netz zu vermeiden und sich mit größter Kühnheit auf das feindliche Gebiet zu wagen.

Eines Abends, erzählte mir mein Begleiter, hatte er Dr. P. einen Besuch gemacht, als ein dienstlich abgesandter Leutnant um 11 Uhr abends ankam. Er entschuldigte sich seiner späten Ankunft wegen und erklärte, daß ihm der Gouverneur befohlen habe, um drei Uhr morgens mit 100 Soldaten die Häuser von Alexandrowsk nach Barrataswili zu durchsuchen. Zugleich bat er seinen Gastfreund um Geheimhaltung, damit sein Auftrag nicht weiter bekannt wurde. Die Suche war vergeblich, und doch traf mein Dolmetscher Barrataswili in ein Schuba (Schafpelz) gehüllt zwei Schritte von dem Hause des Doktors am nächsten Morgen um sieben Uhr, also vier Stunden, nachdem die Haussuchung begonnen hatte!

Bei einer anderen Gelegenheit trat Barrataswili mit vier Gefährten, die zum Teil in ihre langen Schubi, unter welchen sie ihre Revolver und Gewehre verborgen hatten, eingehüllt waren, in die Lagerhäuser des Herrn Borradin, welche am Hügel, etwas von der Stadt abgelegen, waren.

Barrataswili stellte einen seiner Leute an der Tür als Wache auf und befahl den anderen, zu feuern. Dies geschah nur in der Absicht, Borradin und seine Gehilfen, welche natürlich flohen, zu erschrecken. Dann bemächtigten sich die Räuber der Schmucksachen aus einem Fach des Ladentisches, nahmen alles Geld aus der Kasse und dem Schreibtisch mit sich, im ganzen einen Wert von etwa 2000 Rubel. Nun liefen sie auf die Straße und zogen sich unaufgehalten in den Wald zurück, wobei sie einige Schüsse abfeuerten, um kühne Verfolger abzuschrecken. Zum Glück für sie lag der Schauplatz dieses Streiches nicht im Mittelpunkt der Stadt, und der Knall von Schüssen, selbst wenn die ihrigen bis auf diese Entfernung gehört wurden, ist in Alexandrowsk kein ungewöhnliches Vorkommnis. Hier kommen häufig Händel vor, von denen die Beamten keine Notiz nehmen, auch werden oft Revolverschüsse auf einen entwischenden Sträfling oder zu dem Zweck abgegeben, dem Mann im Feuerturm einen Brand zu signalisieren. Die Verwegenheit dieser Bande hörte hiermit nicht auf, denn sie kamen sogar in die Stadt, um sich photographieren zu lassen, natürlich von einem früheren Sträfling.

Das Netz zog sich jedoch um Barrataswili immer enger zusammen. Seine Streiche waren offenkundig, und er stand nach allen Richtungen hin in Verruf. Es war Winter, als es mit ihm zu Ende ging. Eines Tages war er sehr ermüdet und wagte sich auf dem Wege zum Wald in die ganz in der Nähe liegende, verlassene Sägemühle, wo er sich mit seinen vier Gesellen dem Schlaf überließ. Ein Aufseher, der den Weg entlangschlenderte, bemerkte die Spuren seiner Skis und schöpfte Verdacht. Gewöhnliche Reisende verlassen in der Regel nicht den Weg, um durch den tiefen Schnee des dichten Waldes zu waten. Er war zwar müde, ging aber doch nach Derbensk zurück, um sich eine Abteilung Soldaten zu holen. Sie folgten der Spur Schritt für Schritt und stießen schließlich auf die lang gesuchten schlafenden Räuber. Gegenseitige Ueberraschung — dann begann das Feuern auf beiden Seiten. Der Führer der Bande wurde an der linken Schulter verwundet, fuhr aber fort, zu schießen. Die Soldaten suchten

Schutz hinter Baumstämmen. Barrataswili wagte sich jedoch beim Zielen zu weit mit dem Kopfe vor und wurde dabei in die Stirn getroffen. Als ihr Führer erschossen war, warfen seine Gefährten die Waffen nieder, ließen sich von den Soldaten gefangen nehmen, die nunmehr mit den Gewehrkolben schlugen. Bei derartigen Zusammenstößen behandeln Soldaten in der Wut über den Verlust ihrer Kameraden ihre Gefangenen sehr grausam und brutal, und in einigen Fällen sind letztere an den dabei empfangenen Verletzungen erlegen. Andererseits ist es kaum mehr, als die Sträflinge erwarten, und nicht anders, als sie selbst einen Kameraden behandeln, der die Vorschriften ihres Artel*) übertreten hat.

Drei von den vier Gefährten Barratawilis wurden gehängt, zwei an der Südostecke und einer an der Nordostecke im Hofe des Prüfungs-Gefängnisses in Alexandrowsk. Ein solches Ereignis, so wenig auffallend für Sachalin es auch scheinen mag, war im russischen Reich eine große Seltenheit. Juden können dutzendweise ermordet, oder Bauern bei einem Aufstand niedergeschossen werden, aber Mörder haben das heilige Recht, nicht hingerichtet zu werden. Zu der Zeit war ein Bekannter von mir in Alexandrowsk und sah an der Umpfählung des Prüfungs-Gefängnisses den Leichnam eines dieser armen Teufel hängen. Er sagte, daß sie in Wirklichkeit alle erdrosselt, nicht erhängt wurden. Ein Seil, welches um den Hals des auf einer Kiste stehenden Verurteilten geschlungen war, wurde über einen Querbalken, der auf zwei Pfosten ruhte, geführt; die Kiste wurde unter den Füßen des armen Schächers fortgestoßen und er war entweder sofort tot oder kämpfte kurze Zeit gegen die Erdrosselung. Dieser Mann zuckte anderthalb Minuten im Todeskampf.

Die Russen sind sehr stolz darauf, daß es bei ihnen keine Todesstrafe gibt; nur Königsmord — dies ist der einzige Fall — wird mit dem Tode bestraft. Sachalin steht jedoch

*) Artels oder Gilden werden mit bindenden Vorschriften und Statuten gebildet und ein Vorsitzender gewählt, der mit den Behörden unterhandeln muß, wie bei allen Handwerken. Im Fall eines Verrats kann der Verräter verurteilt werden, „geborgen“, d. h. unter einem Khalat erdrosselt werden.

unter Kriegsrecht; während Hinrichtungen sehr selten vorkommen, wissen Mörder eines Beamten, Mitglieder einer Bande, die der Behörde lange Trotz geboten haben, oder Mörder, die eine besonders scheußliche Tat verübt haben, daß sie darauf gefaßt sein müssen, gehenkt zu werden, wenn man sie erwischt.

Hinter der Mühle fuhren wir in den dichten Wald. Es war ein schöner, sonniger Tag, und wenn auch die Farren anfingen, sich golden zu färben, so war doch zwölf Zoll über dem Erdboden kaum ein Zeichen von Nachtfrösten zu bemerken. Vögel waren nur wenige zu sehen; man konnte kaum annehmen, daß ihre Zahl durch Fortflug nach dem Süden schon geringer geworden wäre. Die gewöhnlichsten waren die weiße (Motacilla lugens) und gelbe (M. taivana) Bachstelze. Manchmal flog ein Holzhäher von Baum zu Baum vor uns her, ein Königsfischer (Alcedo bengalensis) war am Fluß geschäftig, oder wir kamen an einer riesigen Klippe vorbei, die Nester der Uferschwalbe (Cotyle riparia) aufwies. Ueber unseren Köpfen schwebte ein Raubvogel, oder eine Krähe krächzte auf ihrem einsamen Fluge; unter unseren Füßen oder vielmehr unter den Rädern verwandelte sich der Pfad in einen Sumpf. Eine Viertelmeile lang bestand unser Weg aus einer schwimmenden Lage von Fichtenstämmen, über die wir dahinrasselten und gerüttelt und geschüttelt wurden.

Der Wald war zusammenhängend und dicht. Die hervorragendsten Bäume waren: Birken, Lärchen, Ulmen und Nußbäume, während unter ihnen ein dichtes Unterholz wuchs von Spiräen, die unter Nadelhölzern nicht gedeihen wollen, sondern sich zu Lärchen, wilden Himbeeren, Preiselbeeren, wilden Rosen und großen Schachthalmen halten.

Laut klangen die Schellen unserer drozhky durch die Taiga und kündeten unsere Gegenwart allen lauernden Brodjagi an, aber auf Sachalin, wo die Post fast ausschließlich von Beamten benutzt wird, warnen die Schellen sie auch vor der schweren Strafe, die für einen Angriff auf einen Beamten feststeht. Nichtsdestoweniger hatten wir unsere geladenen Gewehre auf den Knien liegen.



Verlesung des Todesurteils eines Sachaliner Beamtenmörders.

Einige Meilen weiter kamen wir an zwei Soldaten vorbei, welche mutig fürbaß schritten, um entwischte Sträflinge aufzuspüren, trotz ihrer Waffen ein elendes und gefährliches Geschäft. Im vergangenen Mai und Juni waren von den vielen herumstreifenden Brodjagi nach den amtlichen Berichten von Soldaten fünf in diesem Bezirk (Timowsk okruk) und dreizehn während der Monate April, Mai, Juni im Korsakowsker Bezirk getötet worden. Wenn amtlich zugegeben wird, daß in weniger als drei Monaten bei der versuchten Gefangennahme von Brodjagi achtzehn von diesen erschossen worden sind, so kann man daraus einen Schluß ziehen, wieviel herumstreifen müssen. Unser Weg war nunmehr nichts anderes als ein Graspfad; hier und da mußten wir in der Talsohle einen Fluß über einer primitiven Brücke passieren, welche aus losen Fichtenpfosten auf Tragbalken bestand; unter den Hufen unserer Pferde rasselten und rutschten die Querhölzer hin und her. Als wir an ein kleines Dorf kamen, fuhr unser Iswoschtschikk, ein unvorsichtiger Bursche, mitten durch fünf oder sechs Schweine, wobei eins der Pferde über die Stränge sprang und stürzte; wir stiegen jedoch rasch aus und entgingen dadurch dem Durcheinander der zappelnden und ausschlagenden, unruhigen Tiere. Die beiden Soldaten holten uns ein und halfen, das erschreckte Tier, das aus dem Maul blutete, frei zu machen und wieder auf die Beine zu bringen. Obgleich es sehr verdrießlich war, drangen wir in den Kutscher, wegen des Pferdes umzukehren. Er weigerte sich jedoch, es zu tun, da er die Verletzung für eine geringfügige ansah.

Als wir gegen Mittag in Slawo ankamen, hörte unsere Reise in der bisherigen Weise auf; zum Weiterkommen mußten nunmehr andere Mittel ausfindig gemacht werden, wenn es überhaupt solche gab, was sehr zweifelhaft zu sein schien. Hier war es nicht so wie in Indien mit seinen Eisenbahnen, von welchen der schlichte Lama in „Kim" in seinem tibetanischen Kloster gehört hatte, daß „man nur eine Frage zu stellen und Geld zu bezahlen braucht, dann schicken die angestellten Personen alle an den angegebenen Ort."

Achtes Kapitel.

Von Slawo nach Ado-Tymi.

Die sechshundert Meilen lange Kanufahrt wird angetreten. — Eine übelberüchtigte Niederlassung. — Die sogenannte „Zivilheirat“. — Eine schreckliche Umgebung für Kinder. — Zweifelhaftes Quartier.

Wir luden unser verschiedenartiges Gepäck in dem Hause ab, das eine Sstanzija oder eine Poststation vorstellen sollte und gingen dann zu Fuß durch den Waldsaum an den Fluß. Hier trafen wir zum erstenmal auf ein Lager von eingebornen Giljaken, deren Aehnlichkeit mit den nordamerikanischen Indianern mich überraschte; schwarzbraune Gestalten, hohe Backenknochen, rabenschwarzes Haar, Mokassins an den Füßen machten ganz denselben Eindruck, der noch dadurch erhöht wurde, daß sie in ausgehöhlten Kanus ruderten. Aus den Hütten kamen einige kleine und verkümmerte Frauen und einige schwarzhaarige, zigeunerhaft aussehende Kinder, die uns scheu anstarrten.

Wir redeten einen von den drei Männern, der uns der älteste zu sein schien an, und machten ihn mit unserm Wunsch bekannt, den Fluß bis zu seiner Mündung (ungefähr 200 Meilen) hinabzufahren. Würde er uns dahin bringen? Ein russischer Junge, der uns zum Flusse geführt hatte, verhandelte teilweise russisch, teilweise giljakisch mit ihm. Ein entschiedenes „Nein“ war die Antwort. Es war Laichzeit, und er mußte sich daher Vorräte von Jukola (getrocknetem Fisch)

für den Winter anschaffen. „Also gut, wollen Sie uns dann bis nach Ado-Tymi fahren, wo wir vielleicht einen anderen Giljaken finden werden, der bereit ist, uns weiter zu rudern?" Ado-Tymi war das nächste Dorf, ungefähr 20 Meilen den Fluß hinunter.

„Nein, nicht für tausend Rubel!" Aber nach langem Feilschen wurde seine Forderung ermäßigt, denn schließlich beanspruchte er nur noch drei Rubel und willigte gern ein, die Fahrt für vier Rubel pro Kopf zu unternehmen, was wir als einen ganz anständigen Nachlaß von seinem ersten Verlangen ansahen.

Als wir zu dem russischen Dorf zurückkehrten, fanden wir einen Bauernkarren und einen Pony ohne Ohren vor, womit unser Gepäck zum Fluß hinunter befördert werden sollte. Der arme Pony war von einem Bären seiner Ohren beraubt worden; wie der übrige Kadaver des Ponys den Klauen des Bären entrann, habe ich nie erfahren. Wahrscheinlich war es derselbe Bär, über den sich die Dorfbewohner bei uns beklagt hatten. Mischka, wie sie ihn vertraulich nannten, hatte die Gewohnheit, ihren Hintergebäuden nächtliche Besuche abzustatten und frei mit ihrem lebenden Inventar zu schalten. Sie hatten ihm aufgelauert, aber alle ihre Bemühungen waren erfolglos gewesen, denn Meister Braun hatte sich seines Rufes als heller Kopf würdig erwiesen.

Der Umfang und das Gewicht unseres Gepäcks rief bei den Giljaken einiges Murren hervor. In der Tat hatten sie damit nicht ganz unrecht, denn ihre Boote sind leicht, haben keinen Kiel und kentern leicht. Es gelang uns jedoch, unsere eingeborenen Ruderer zu befriedigen, indem wir alle unsere Habseligkeiten in der Mitte des Kanus, uns selbst gegen die beiden Enden zu und die beiden Giljaken an der Spitze und am Ruder verstauten. Alles und alle lagen und kauerten auf dem Boden, denn Sitze gab es natürlich nicht.

So hatte unsere 600 Meilen lange Kanufahrt wenigstens wirklich begonnen; mindestens hofften wir es, denn wir hatten vorerst nur die Gewißheit, daß wir die ersten 20 Meilen der Fahrt zurückzulegen im Begriff waren. In solchen Umständen

kümmert man sich jedoch nicht viel um Möglichkeiten, sondern begegnet den Schwierigkeiten, wenn sie entstehen.

Es war ein wunderschöner Nachmittag, als unser primitives Boot, von seltsamen, bezopften Geschöpfen gerudert, die ruhigen Flächen des Flusses hinab ins Unbekannte glitt. Ueber uns wölbte sich ein herrlicher, blauer Himmel, rechts und links stand jungfräulicher Wald; über allem ruhte eine Stille, die nur durch das Plätschern eines Lachses oder durch das ruhige Kommandowort einer unbekannten Sprache unterbrochen wurde. Gelegentlich flog eine Kette wilder Gänse schweigsam in die blaue Ferne, oder eine Schaar wilder Enten stand vom Wasser auf, strich dicht an der Oberfläche desselben dahin und floh in sichere Entfernung.

Dann machte ruhiges Genießen der Erwartung Platz, denn es wurde uns gesagt, unsere Flinten für das Erscheinen Meister Brauns bereit zu halten. Während wir auf die Ufer achtgaben und vorwärts nach der Biegung des Flusses schauten, damit wir ihn vielleicht ungestört erspähen könnten, machte ich Kamera und Gewehr zum Treffen bereit; aber, wie es bei solchen tadellosen Vorbereitungen immer geht, Meister Petz kam nicht zum Vorschein. Erst spät am anderen Abend wurde er von unseren Eingeborenen bemerkt, die ihn am anderen Morgen verfolgten. Am sandigen Ufer sahen wir manche Fährte des Bären, aber er selbst war schlau genug, nur nachts den Fluß zum Fischen und Trinken zu besuchen; gelegentlich nur machte er eine Ausnahme, wenn das Verlangen nach einem Imbis oder Trunk seine Klugheit besiegte.

Unser leichtes Fahrzeug schoß schnell voran, manche Stromschnelle wurde geschickt durchschnitten, manche knirschende, kieselige Untiefe glücklich passiert, denn unser alter Giljake hatte auf diesem Teil des Tymi sein Leben lang zugebracht und kannte jede Krümmung und jede Stromschnelle „wie die fünf Finger seiner Hand“, wie er sagte. Vor Sonnenuntergang näherten wir uns Ado-Tymi, der letzten russischen Straf-Niederlassung im nördlichen Innern der Insel. Das Eingeborenendorf lag weiter unten am Ufer des Flusses,

während die russische Niederlassung eine halbe Werst davon entfernt war.

Wir hatten nicht vor, unsere Fahrt hier aufzuhalten; die Niederlassung stand in sehr schlechtem Ruf, wie wir gehört hatten, und wir wollten deshalb lieber im Freien oder bei den Eingeborenen kampieren. Die Eingeborenen weigerten sich aber, uns weiter zu fahren, außer zu einem unerschwinglichen Preise, und wir gingen deshalb ans Land in der Hoffnung, daß die Zeit die Preisdifferenz ausgleichen würde. Dies sollte jedoch nicht geschehen, und wir fanden unseren Weg abermals abgeschnitten. Nachdem wir unsere Vorbereitungen, Vorräte usw. auf eine 3—4wöchentliche Reise eingerichtet hatten, wurden wir schon am Ende des zweiten Tages mit der Drohung „Kein Durchgang" erschreckt. Es traf sich unglücklich, daß unsere Reise mit der Laichzeit zusammentraf, denn es war für die Giljaken eine ernsthafte Sache, auf diese Gelegenheit, sich ihre Lebensmittel für den Winter zu verschaffen, zu verzichten.

Für diesmal mußten wir jedoch für uns selbst und für unser Gepäck ein Unterkommen suchen; deshalb preßten wir zwei Soldaten, die gebadet hatten, in unseren Dienst, nahmen unsere Eingeborenen dazu und bildeten so eine kleine Karawane über den sumpfigen, zum Dorf führenden Weg. An beiden Seiten dieses breiten, begrasten Pfades der Niederlassung lag eine Reihe armseliger, elender, verfallener Blockhäuser, mit winzigen Fenstern, wie Kraut und Rüben durcheinander. Einige Hütten waren mit Brettern, andere mit losen Rindenstücken gedeckt. Schweine, ein paar Fohlen, und einige erbärmlich gekleidete Kinder trieben sich ungesondert auf der „Straße" herum. „Kita"*) hing im Rauch eines darunter angezündeten Feuers zum Räuchern, und Bündel verwelkter, grüner Blätter an der Sonnenseite der Hütten deuteten darauf hin, daß man Tabak trocknete. Frauen gingen barfuß umher; sie sowohl als die Männer waren sehr notdürftig bekleidet, letztere in baumwollenen Hemden und

*) Kita, der ostsibirische Name für Salmo Lagocephalus.

Hosen, erstere in Rock und besonderem Mieder. Es war mir immer ein Rätsel, wie sie an Herbstmorgen und an späten Nachmittagen die Kälte in einer so elenden Kleidung ertragen konnten.

Jedes Dorf hat seinen Aufseher, der Soldat ist. Im Rang kann man ihn etwa mit einem Sergeanten vergleichen, aber seine Pflichten sind so mannigfach wie die eines Präfekten in Frankreich oder sogar wie die eines Vizekommissars in Indien. Polizei, Militär, Volkszählung, Landwirtschaft, „Wege", alles dies und noch mehr steht unter seiner Obhut, und hierfür erhält er die großartige Summe von dreißig Rubel monatlich. Die Verfolgung entlaufener Sträflinge war in Ado-Tymi nicht das unwichtigste seiner Aemter. Als wir ankamen, war er eines solchen Auftrags wegen gerade abwesend und den Fluß hinabgegangen. Als wir in seine Hütte am Eingang des Dorfes traten, fanden wir sieben Soldaten darin, darunter waren die beiden, die wir morgens getroffen hatten, und die auf der Straße, die kürzer ist, als auf dem Flußweg, erhitzt und staubig angekommen waren.

Die Frage wegen unseres Nachtquartiers mußte zuerst erledigt werden. Die Soldaten, denen mein Gefährte imponierte, weil er noch den silbernen Adler des Kaiserlichen Kavallerie-Regiments, zu dem er in früheren Jahren gehört hatte, an seiner Kleidung trug, boten uns einen Teil ihres Zimmers an. Diese Aussicht mochte einen Russen weiter nicht gestört haben; aber zu neun in einem ungefähr 14 Fuß langen und 12 Fuß breiten Zimmer bei verschlossenen Türen, Fenstern und Fensterläden zu schlafen, war eine Aussicht, die offenbar nicht dazu angetan war, daß ein Engländer seine Zuflucht zu ihr genommen hätte. Wir verzehrten ein Stück Schwarzbrot, tranken ein Glas Tee und besprachen dabei die Lage, als wir durch das Fenster das runde, ehrliche Gesicht einer barfüßigen Frau erblickten, die einige Kühe ins Dorf trieb. Mein Gefährte rief sie in russischer Weise an: „Maja Tjotuschka!" (Mein Tantchen!) wollen Sie uns ein wenig Milch geben?" Nachdem sie die Kühe nach Hause gebracht hatte, kehrte sie mit vollen Händen zu uns zurück

und brachte nicht bloß Milch, sondern auch Butter. Was schadete es, daß letztere voll nicht aufgelöster Salzkristalle steckte, wie ein Konglomerat von Ton, Lehm und Quarz? Für uns war die Butter mehrere Tage lang ein willkommener Luxus, bei unserem wenig gefüllten Speiseschrank. Die Frau wog die Salzkristallbutter auf einer primitiven Wage, welche aus einer kleinen, dünnen Eisenstange bestand, die durch ein Stück Schnur im Gleichgewicht gehalten wurde, dessen Schlinge sich an der Stange entlang schob, um das genaue Gewicht zu bestimmen. Ich stand unterdessen da, betrachtete ihr nettes Gesicht und dachte, ob sie uns vielleicht aus unserer Schwierigkeit, ein Unterkommen für die Nacht zu finden, helfen könnte. Ich hatte Herrn X. eben die Sache mitgeteilt, als unsere Aufmerksamkeit von den Eingeborenen beansprucht wurde, die noch vor der Türe der Hütte warteten und einen unerschwinglichen Preis für die Flußfahrt bis zur See forderten. Wir nahmen die Unterhandlung wieder auf, aber sie wollten nichts ablassen und hatten es augenscheinlich mit dem Weggehen nicht sehr eilig.

Während der Verhandlungen kamen wir bis zur Mitte des Dorfes, wo sich eine bunte Gruppe von bezopften und ungewaschenen Giljaken, Männern und Kindern und von russischen Sträflingen, meist von gemeinem, rohem Aussehen um uns versammelte. Wir waren gewarnt worden, vor diesen Dörflern auf der Hut zu sein; ich war gewissermaßen bei diesem Schauspiel unbeteiligt und konnte beobachten, während mein Dolmetscher mit den Leuten sprach. Meine Aufmerksamkeit wurde unwillkürlich auf zwei oder drei verdächtig grausam aussehende Bummler gelenkt, die hinter der Menge standen; einige trugen ganz furchtbar aussehende Messer im Gürtel.

Aus dem Gespräch ergab sich, daß unterhalb am Fluß ein flaches Fahrzeug lag, halb Boot, halb Prahm, das der Krone gehörte. Seine Kaiserliche Majestät der Zar hat vermutlich keine Ahnung von dieser Tatsache; ob er nun etwas dagegen einzuwenden gehabt hätte oder nicht, genug, die Dorfbewohner trugen kein Bedenken, uns dieses Fahrzeug vorzuschlagen, beziehungsweise uns darin weiter zu fahren.

Ein schwarzhaariges Individuum mit dunkler Gesichtsfarbe, augenscheinlich ein Kleinrusse,*) mit freundlichem Ausdruck, welcher Vertrauen erweckte, zu gleicher Zeit aber zurückstieß, — kurz, ein zweifelhaftes Gesicht — erbot sich mit vier anderen, uns in einer ganz unmöglichen Zeit für eine angemessene Summe ans Meer und wieder zurückzubringen. Dies schien ein Weg aus unserer Schwierigkeit zu sein, aber ich hatte meine Bedenken, ob es klug war, unser Leben Tag und Nacht fünf fremden Sträflingen aus dieser übelberüchtigten Strafkolonie anzuvertrauen.

In dieser Schwierigkeit wandten wir uns an unsere eben adoptierte „Tante", vor deren Blockhütte wir gerade standen. Eine lange Unterredung folgte. Sie sagte, es sei schwer zu sagen, was man am besten tun könne. Es gäbe schreckliche Menschen an dem Orte, die einfach die erste beste Gelegenheit benutzen, einen Menschen zu ermorden, um seine Vorräte zu bekommen. Sie und ihr Mann würden längst getötet worden sein, denn es war bekannt, daß sie sich eine Kleinigkeit gespart hatten, wenn sie nicht einen grimmigen Hofhund hätten. Auf jeden Fall könne sie uns nur sagen: „Nehmen Sie zwei derselben — Sie sind zwei und gut bewaffnet und können es mit ihnen aufnehmen — ja, nehmen Sie zwei, aber lassen Sie sie nicht weit mitgehen, dann nehmen Sie Giljaken, sobald Sie können — denn diese Sträflinge warfen mit Herrn K. (einem russischen Prospektor) in den Stromschnellen um. Sie kennen den Fluß nicht so wie die Eingebornen."

Wir dankten ihr und fragten sie, ob sie etwas Näheres über den Kleinrussen wußte?

Ja, aber sie wüßte es nicht genau — natürlich kannte sie ihn — aber sie wollte ihren Mann fragen und den anderen sagen, um 6 Uhr morgens anzutreten.

Ihr hübsches Gesicht gefiel mir immer besser, auch wurde ich nicht enttäuscht durch ihren Mann, der ruhig und an-

*) Kleinrußland ist der südwestliche Teil des europäischen Rußlands um Kiew.

ständig aussah, und wir entschlossen uns, sie um ein Nachtquartier unter ihrem Dach zu bitten. Wir ließen unseren Entschluß den Soldaten mitteilen; sie brachten unser Gepäck und zugleich eine Mitteilung, die Herrn X. heimlich übergeben wurde, nach der es „in der Hütte, wo wir waren, kaum sicher sei, denn wir könnten in der Nacht beraubt werden."

Welches die Verbrechen dieser Frau und ihres Mannes gewesen sind, weiß ich nicht; das Gesetz sieht vor, daß weibliche Verbrecher unter vierzig Jahren, deren Strafe nicht weniger als zwei Jahre beträgt, von Rußland nach Sachalin geschickt werden können. Wenn sie nach Alexandrowsk kommen, werden sie zusammen in die Kamera an der südöstlichen Ecke des Gefängnisgebäudes untergebracht. Ich habe sie oft gesehen — diejenigen, die von den Beamten zurückgehalten worden waren, angeblich zum Reinigen des Gefängnisses, zum Nähen usw.; ich sage angeblich, denn der wirkliche Grund war öffentlich bekannt. Die anderen weiblichen Gefangenen, welche von Strafkolonisten gewählt wurden, denen es auf diese Weise ermöglicht ist, eine Lebensgefährtin zu nehmen, werden aus der Haft in die Baracken entlassen und leben mit ihren „Männern", obgleich sie noch verpflichtet sind, ihre harte Zwangsarbeit zu verrichten.

Eine Heiratszeremonie gibt es nicht. Wenn die Wahl mit Genehmigung des Natschalnik des Okruk (Bezirksvorstehers) getroffen ist, werden ihre Namen in ein Buch geschrieben, und von der Zeit an lebt das Paar zusammen. Eine solche Politik, welche unsere Auffassung der Heiligkeit des Ehebundes gröblich verletzt und zur Heranziehung von Verbrechern geradezu ermutigt, muß als ein Versuch seitens der Regierung aufgefaßt werden, Sachalin zu besiedeln und zu kolonisieren. Ein früherer Plan war versucht worden und fehlgeschlagen. Im Jahre 1862 und wieder 1869 waren einige freie Kolonisten auf die Insel geschickt worden, doch sie hatten sie schließlich alle wieder verlassen, um irgendwo ein weniger einsames und weniger anstrengendes Leben zu führen.

Dadurch, daß die Regierung die Verbannten mit ihren



Eine Sachaliner Mörderin.

Lebensgefährtinnen und Familien fest ansiedelte, hoffte sie zu vermeiden, daß eine große Anzahl früherer Sträflinge auf Sachalin freigelassen werden mußten und dann auf das Festland gingen. Dies hätte wieder das ausdrückliche Mißfallen der Sibirier, besonders der Russen Westsibiriens erregen können, sobald ihr Land von den schlimmsten Charakteren überflutet würde. Dies ist eine Plage, die wir aus der Geschichte der australischen Kolonien kennen. Sie wurde während der achtziger Jahre in Rußland wirklich sehr lästig. Brodjagi — Vagabunden ohne Paß — waren massenhaft über die Grenze nach Sibirien geschickt worden, und das Land wimmelte von flüchtigen Mitgliedern dieser Brüderschaft. Hierüber sagt A. Leroy-Beaulieu, welcher amtliche Zahlen angibt: „Am 1. Januar 1897 waren über 51 000 Personen in den Registern der Regierung von Tobolsk als Strafkolonisten eingetragen, aber nur 34 000 konnten von der lokalen Verwaltung ausfindig gemacht werden. . . . . Diese Zahlen zeugen im Verein mit der Nachlässigkeit der Ortsbehörden von der Unwirksamkeit dieses Systems. . . . In den Regierungsbezirken Tomsk und Jeniseisk wohnten im Jahre 1883 von 20 000 (von allen Klassen der Verbannten, nicht nur Verbannten-Ansiedler), welche in verschiedenen Gemeinden eingetragen waren, nur 2600 wirklich an den Orten, die ihnen angewiesen worden waren; über 17 000 waren Flüchtlinge." Daß sich dieser Zustand durch die fortschreitende Besiedlung des Landes gebessert hat, ist wahr, doch darf der Leser keinen Augenblick daran zweifeln, daß die Brodjagi-Brüderschaft heute noch nach Tausenden zählt. Irkutsk, welches mit Tomsk um die Bezeichnung als erste Stadt Sibiriens wetteifert, zieht wie London eine große Anzahl von Leuten an, die man ihres Gewerbes wegen gewöhnlich „Langfinger" nennt. Dieser Name ist für die sibirischen Mitglieder eine falsche Bezeichnung. Das rauhe Leben in der „Taiga" läßt einen gewandten, feinen Taschendiebstahl nicht zu; für die Ausübung dieses Geschäfts ist in der Taiga der Mord des betreffenden Opfers eine conditio sine qua non. Man sagt, daß zwei Morde im Innern der Stadt und vierzehn in den Vorstädten die wöchentlichen

Durchschnittszahlen in Irkutsk sein sollen. Hierbei werden weder Tageslicht noch Oeffentlichkeit gescheut, kurz bevor ich die Stadt besuchte, waren zwei Morde am hellen, lichten Tage in der Hauptstraße verübt worden.

Sicherheit von Leben und Eigentum bedeutet für den Staatssäckel größere, mittelbare Einkünfte; dies ist ein weiterer Grund, weshalb man den dringenden Einwendungen der Sibirier Gehör schenken sollte. Deshalb schlug Galkin Wraßky, der spätere Direktor der allgemeinen Gefängnisverwaltung, 1888 vor, daß alle Brodjagi nicht auf das sibirische Festland, sondern auf die Insel Sachalin geschickt werden sollten, wo sie selbst, wenn sie sich der Ueberwachung entzogen, in der Taiga wenig Schaden anrichten konnten, weil Meer und Eis sehr wirksame Gefängnismauern bildeten. Dies war so gut wie gleichbedeutend mit der Erklärung, daß in Zukunft Sibirien zunächst und hauptsächlich eine Kolonie sein sollte, während die Sträflinge mehr und mehr auf beschränktere Räume verwiesen werden sollten. Diese Politik erreichte ihren Höhepunkt in dem Ukas von 1900, welcher vom 1. Januar 1902 (a. St.) ab die Verbannung dem Namen nach aufhob.

Der Versuch, Sachalin mit freien Kolonisten zu besiedeln, war gescheitert; was war nun der Erfolg der zweiten Methode, der „bürgerlichen Heirat“, gewesen? Ich glaube, daß selbst die Beamten zugeben müssen, daß sie im großen ganzen ein Mißerfolg ist.

Daß die Paare auf der Insel bleiben, ist wahr; aber sie bleiben nur, weil sie nicht fort können und in Wirklichkeit gezwungene Verbannte sind. Die Mehrzahl derselben betrachtet das Land als ihre Gefängnisinsel und erstrebt nicht mehr, als gerade notwendig ist, das nackte Leben zu fristen. Wie sehr die wenigen, erfreulichen Ausnahmen von dieser abgestumpften, energielosen Mehrzahl danach verlangen, ihrer Verbannung ein Ende zu machen, wurde mir so recht klar, als wir von Arkowo zurückkehrten, wo wir bei einem Farmer zu Abend gegessen hatten. Dieser galt als Besitzer von drei Kühen als „reich“. Ich sagte zu meinem Begleiter: „Wie ist

es möglich, daß ein Verbannter-Ansiedler, wie dieser, der fünfzehn Jahre hier zugebracht hat, Frau und Kinder besitzt, und dem es gut geht, nach Sachaliner Begriffen sogar sehr gut geht, hier ganz zufrieden leben mag?" „Ach!" erwiderte er, „er hat mich gerade erst gefragt, ob ich wohl dächte, daß irgend welche Hoffnung vorhanden sei, daß er in seine Heimat nach Rußland zurückkehren könne?" In der zweiten Generation ist es wohl möglich, aber vorerst nicht.

Es gibt noch andere Gründe, die in Betracht gezogen werden müssen und der Regierung Einhalt gebieten sollten. Erstens ist die moralische Wirkung auf die Frau, die als Gefährtin gewählt wird, in den meisten Fällen eine entsetzliche, und zweitens ist die Nachkommenschaft einer solchen Verbindung durch erbliche Belastung verbrecherisch und durch die Umgebung entsittlicht.

Ueber diesen Gegenstand sagt Zhook unter Bezugnahme auf P. A. Salomon, welcher von 1896 an Generaldirektor der russischen Gefängnisse war: „Die sogenannten Konkubinen, d. h. die verbannten Frauen, die den Ansiedlern zur Hilfe und zur gemeinsamen Führung des Haushalts beigegeben worden sind, halten sich für berechtigt, freiwillig über sich selbst zu verfügen; sie verlassen ihre Genossen, wenn jene versuchen, sie daran zu hindern, fremde Besucher anzunehmen. Im allgemeinen geschieht dies jedoch nicht, da die Zusammenlebenden alle ihre Einnahmen teilen." Zhook fährt fort: „Aller bürgerlichen Rechte beraubt, verliert sie durch das Gesetz das Recht, eine Familie zu haben; aber es ist unmöglich, ihr das Recht zu nehmen, Abscheu gegen dieses gezwungene Zusammenleben zu empfinden; und wenn sie einmal ihren „Herrn" preisgegeben hat, bleibt ihr nichts anderes übrig, als sich mit einem anderen einzulassen. Dies ist in Wirklichkeit die „schwerste Arbeit", der weibliche Verbrecher unterworfen sind." Zu gleicher Zeit muß darauf hingewiesen werden, daß die Frauen in der Minderzahl*) sind,

*) Die Anzahl der Männer und Frauen, die als Sträflinge auf die Insel verschickt worden waren, betrug am 1. Januar 1898 19770 beziehungsweise 2397, was einem Verhältnis von 8 zu 1 entspricht. Dieses wird etwas verschoben

und daß dieser Umstand eine hemmende Wirkung darauf ausübt, ihre „Männer" zu verlassen; wenn sie dies aber tun, so bleibt ihnen doch wenigstens die Möglichkeit einer Wahl eines neuen Genossen, so elend dieselbe auch sein mag.

Diese Angelegenheit hat sogar eine noch viel traurigere Seite, nämlich die Wirkung auf die freie Bevölkerung, die Frauen von Verbrechern, welche diesen nachgekommen sind, besonders aber auf die freigebornen Kinder. Sie sind rings umgeben von unverhüllten, lasterhaften Gewohnheiten und von Szenen schamloser Prostitution. Selbst das „Spiel" Konkubinat ist in den gemischten Schulen an der Tagesordnung. Daß Väter mit ihren Töchtern Handel treiben, will noch wenig besagen. Ich hatte große Schwierigkeiten und weiß nicht, ob es mir gelungen ist, einen hochgebildeten Gefangenen von Rang, der mit der englischen Literatur gut vertraut war, davon zu überzeugen, daß Väter in London nicht auf den Straßen standen und ihre Töchter zum Kauf anboten. Seine Erfahrungen auf Sachalin bestätigten mir einige entstellte Berichte über das Leben in London, die in russischen Zeitungen erschienen waren. Es würde unmöglich sein — und wahrscheinlich dem Leser unglaublich vorkommen — wenn ich alle die schrecklichen Dinge, von denen ich hörte, erwähnen wollte, aber ich halte mich verpflichtet, wenn hinsichtlich der Kinder auf Sachalin eine Reform geplant werden sollte, eine Tatsache zu verzeichnen, die ich nicht selbst zu erwähnen gewagt haben würde, die aber von einer unbedingt glaubwürdigen Autorität herrührt. Ist es möglich, eine schrecklichere Anklage gegen die Beamten und gegen die verbrecherische Bevölkerung zu erheben, als dies mit den Worten geschieht: „Auf der Insel gibt es kein über neun Jahre altes Mädchen, das noch Jungfrau ist!"

Die Frage über erbliche Belastung in bezug auf Verbrechen beschäftigt noch die Aufmerksamkeit der Kriminalisten, aber es bricht sich die Anschauung Bahn, daß man die

durch die Anwesenheit von 1308 Frauen, die ihren verurteilten Männern auf die Insel gefolgt waren. Nur 6 Männer folgten ihren als Verbrecherinnen nach Sachalin verschickten Frauen.

schlimmsten Verbrecher zum Zölibat zwingen müsse. In seiner lebhaften Beschreibung eines Besuchs der französischen Strafniederlassung auf Neukaledonien spricht sich Geo. Griffith sehr deutlich aus. Nachdem er das Liebeswerben und die Heirat der dortigen Gefangenen beschrieben hat, führt er uns Bilder zufriedener Paare mit glücklichem Heim vor. Er will jedoch die Wahrheit nicht bemänteln und fügt hinzu: „Die Verwaltung glaubte Anspruch auf den Erfolg erheben zu können, weil keines der Kinder dieser Ehen jemals wegen Gesetzesübertretungen bestraft worden war. Nichtsdestoweniger hat aber die Regierung wohlweislich diesem empörenden Hohn auf die heiligste aller menschlichen Einrichtungen ein Ende gemacht, und nun dürfen Gattenmörder sich nicht mehr mit Gefangenen und Kindesmörderinnen verheiraten und dazu volle Freiheit genießen, ihr Geschlecht fortzupflanzen und diese Nachkommen vom Staat erziehen zu lassen, worauf dieselben später ihren Platz als freie Bürger in der Kolonie einnehmen können . . . .“ Und weiter schreibt er: „Als die 76 Knaben (Kinder der Sträflinge) auf dem Spielplatz vor uns in Reihe und Glied standen, sah ich in ihnen ebensoviel verschiedene und bestimmte Gründe für die Abschaffung der Sträflingsheiraten. Jedem Gesicht und jeder Gestalt war das unverkennbare Brandmal des Verbrechens, des Blödsinns, der moralischen Verderbtheit und der allgemeinen Entartung aufgedrückt, nicht alle bei jedem Kind, aber kein einziges war ohne irgend einen dieser Mängel.“

Die Torheit, sich fortgesetzt Verbrecher zu erziehen, wird sich der Ueberlegung der russischen Behörden endlich mit Gewalt aufzwingen, aber in Rußland gehen Reformen nur langsam durch die weitläufige Maschinerie der Bureaukratie.

Die Wiederverheiratung, wenn man den bürgerlichen Vertrag so nennen darf, der Frauen, die nach Sachalin verschickt worden sind, hängt davon ab, ob ihre Männer in Rußland bleiben: aber da sich nur sechs Männer auf der Insel befanden, die ihren Frauen nachgefolgt waren, so ist die Aussicht einer Frau auf Sachalin, je wieder mit ihrem Mann vereint zu werden, äußerst gering, so gering wie die, wieder

nach Rußland zurückzukehren; daher die „Zivilheirat“ oder das Konkubinat. In sehr vielen Fällen hat die verschickte Frau sich diese Aussicht selbst dadurch zerstört, daß sie ihren Mann ermordet hat und sich dieses Verbrechens wegen auf Sachalin befindet. Denn unter der Anzahl der Mörder, die am 1. Januar 1898 zu Zwangsarbeit verurteilt waren (2836 und wahrscheinlich dreimal soviele, womöglich noch mehr, wenn man die ehemaligen Sträflinge mit einrechnet), befanden sich 634 Frauen, die fast alle ihre Männer ermordet hatten. Bemerkt sei, daß die russischen Priester auf Sachalin solchen Verbindungen die Weihe durch eine religiöse Zeremonie verweigern. wenn nicht von den in Rußland zurückgebliebenen, schuldlosen Gatten eine förmliche Scheidung erwirkt worden ist.

Frau Gregorius, unsere Wirtin in Ado-Tymi, war eine seltene Ausnahme ihres Geschlechts und, wie ich später erfuhr, mit ihrer „besseren Hälfte“ weit und breit als ehrlich und sparsam bekannt. Auch war sie das gerade Gegenteil des langsamen Russen, bei dem die Zeit keinen Wert hat. Ihr Tagewerk begann mit der Morgendämmerung und schloß die Pflege der Kühe und die Feldarbeit sowohl als ihre häuslichen Pflichten ein. Sobald die Abenddämmerung hereinbrach, wurden die Fensterläden der Sicherheit wegen gehörig verriegelt, bevor man daran dachte, Licht anzuzünden. Ein reichliches Festessen, bestehend aus einer Schüssel Reis und Milch, wurde vor meinen Gefährten und mich hingestellt, das wir auf primitive Weise teilten. Die Unterhaltung drehte sich um die Neuigkeiten des Dorfes und um den letzten Brodjaga, der von den Verfolgern erschossen worden war und ging dann auf das Land meiner Geburt über; dann bot uns unser Wirt mit echt russischer Höflichkeit das einzige vorhandene Bett an. Wir weigerten uns aber, das Ehepaar zu stören und zogen vor, auf dem Fußboden zu schlafen. Heu wurde hereingebracht, unsere Decke darüber ausgebreitet, und wir legten uns mit den Revolvern unter unseren improvisierten Kopfkissen in der Hoffnung nieder, daß, wenn ein Feind sich uns nahen sollte, es keiner aus „unserem eigenen Haushalte sein möchte“.

Als meine Gedanken ihren Flug heimwärts nach England nahmen, schien es mir seltsam, hier auf dem Fußboden einer Hütte in den Tiefen der Taiga zu liegen bei zwei Sträflingen, deren Verbrechen, nach allem was wir wußten, Mord war. Noch seltsamer war es, als der flackernde Schein eines Talglichtes mir zwei andächtig gebeugte Gestalten zeigte, die vor dem Ikoni (Heiligenbild) unverständliche Gebete murmelten. Wahrlich ein Bild für einen russischen Millet!

Neuntes Kapitel.

Auf dem Tymifluß.

Jeder sitzt seinem Mann mit geladenem Gewehr gegenüber. — Ein berüchtigter Dieb und Jewan Weißnichtmehr. — Ein ehemaliger Schiffskapitän als Brodjaga erschossen. — Die Vorstellung eines Eingeborenen von Längenmaßen. — Ein Dorf, das sieben Bären besitzt. — In Arbeit befindliche Einbäume.

Die Nacht verging ohne Unfall; da wir früh aufstanden, waren wir imstande, mit dem Kleinrussen, dessen Bekanntschaft wir abends vorher gemacht hatten, zusammenzukommen, zu frühstücken und um 6 Uhr 45 Minuten aufzubrechen.

Wir kamen endlich zu dem Entschluß, daß unsere Schiffsmannschaft nur aus zwei Mann zu bestehen brauchte, die uns stromabwärts rudern sollten, indem wir hofften, daß wir einige Giljaken in irgend einem Dorf an den Ufern finden würden, die bereit wären, uns an die Küste zu bringen. Wir kamen überein, wenigstens während einer Tagereise diesen Versuch zu machen, und wenn wir bis Sonnenuntergang keinen Erfolg hatten — nun — dann wollten wir die Zukunft der Vorsehung überlassen. Unsere Ruderer waren willig, doch gaben sie uns zu verstehen, daß sie nur einige Stunden weit den Fluß hinabfahren könnten, sie machten viel Aufhebens davon, wieviele Tage sie zur Rückfahrt stromaufwärts brauchen würden.

Wieder marschierten wir zum Flußufer, eine imposante Karawane, Frau Gregorius eingeschlossen, die darauf be-

stand, eins unserer vielen Bündel zu tragen und bei weitem nicht das kleinste.

Hier zeigte sich uns eine merkwürdige Naturerscheinung, die ich sonst nirgends gesehen habe. Ein Nebelbogen, ähnlich einem Regenbogen, aber weiß, dicht und breit, erhob sich und ging in den Fluß nieder; seine Spannweite betrug, soweit ich sie abschätzen konnte, ungefähr eine bis anderthalb Meilen. Dies geschah um 6 Uhr 50 Minuten morgens, nach 10 Minuten war er vor den Sonnenstrahlen verschwunden. Ich kann dieses Phänomen nur Luftströmungen zuschreiben, aber das „wie“ und „warum“ kann ich nicht erklären.

Am Ufer war unsere gestrige Eingebornen-Mannschaft gerade damit beschäftigt, einen Bären stromaufwärts zu verfolgen. Ein wenig weiter abwärts waren einige russische Dorfbewohner eifrig bei der Arbeit, vom Ufer aus Lachse zu spießen. Ein wohlgezielter Wurf, ein Zappeln von ein oder zwei Sekunden, während der am Riemen befestigte Haken fest eingriff, und der große, sich sträubende, glänzende Fisch lag am Ufer. In weniger als fünf Minuten folgte ein anderer und so weiter. Die Fische tummelten, plätscherten und schwammen mit der Rückenflosse buchstäblich bis zur Oberfläche im Wasser herum und machten dabei allerhand Luftsprünge.

Andere Lachse, die man an ihrer schmutzigen Farbe, an ihren aufgesperrten Rachen und großen, gekrümmten Zähnen als ältere ansehen konnte, waren durch die lange Reise von der See in den Fluß gegen die starke Strömung erschöpft und schnappten zum Erbarmen mit den Kiemen über Wasser nach Luft, um bald darauf ihren Genossen beigesellt zu werden, die schon in großer Anzahl tot auf den Sandbänken lagen.

Nachdem wir unserer Wirtin „Do Sswidanija!“ (Auf Wiedersehen!) zugerufen hatten, nahmen wir unsere Sitze ein, und zwar jeder seinem Mann mit geladenem Gewehr gegenüber. Es war sehr lästig, unsere Ruderer so streng im Auge behalten zu müssen, aber es war begreiflich, daß unsere Waffen und unser Gepäck für sie eine große Anziehung hatten.

Die Absicht aller derjenigen, die aus dem Gefängnis oder der polizeilichen Ueberwachung entwischt sind, ist, genug Geld

oder Vorräte zu erlangen, die ihnen ermöglichen, von der Insel zu entfliehen. Es sind einige erfolgreiche Versuche gemacht worden, nach Japan oder Amerika zu entkommen, aber das sind meist Ereignisse der Vergangenheit; die bei einer Flucht erlittenen Entbehrungen waren fast größer als auf der Gefängnisinsel.

Herr A. H. S. Landor erwähnt, daß die Ainu von Jesso ihm von vier Russen von Sachalin erzählt haben, die in einem offenen Boot entkamen und halb verhungert und unfähig, sich verständlich zu machen, an der Küste in der Nähe von Kap Soja gelandet seien. Er fügt hinzu, daß die Eingebornen ihm von vielen Leichen erzählt hatten, wahrscheinlich derjenigen unglücklicher Sträflinge, die dort ans Ufer geschwemmt wurden.

Vor vielen Jahren wurde eine Anzahl Flüchtlinge im Stillen Ozean aufgefischt und nach Amerika gebracht. Herr D., ein Schotte, Teilhaber einer russischen Firma, die von Südsachalin, Trepang usw. exportiert, den ich in Wladiwostok kennen lernte, erzählte mir von seinem Zusammentreffen mit diesen Leuten, von denen er einige als seine früheren Arbeiter wiedererkannte.

Häufiger macht eine Bande von Flüchtlingen den Versuch, an der schmalsten Seite der Tatarenstraße, zwischen Kap Pogobi und Kap Lasarew, auf das Festland zu gelangen. Es ist ein schreckliches Wagnis. Das Entkommen aus der Gefangenschaft ist es nicht wert, daß die Gefangenen dafür den Spießrutenlauf wagen, niedergehetzt und niedergeschossen zu werden, oder daß sie vor Hunger und Kälte sterben oder Schiffbruch erleiden; aber, wie mir ein Arzt auf der Insel sagte, ist ihr Sehnen, frei zu werden, so groß, daß viele Gefangene ihre Sträflingskost und ihre Gefangenschaft gern gegen zwei oder drei Tage Freiheit und das Atmen frischer Luft eintauschen würden, selbst auf die Gefahr hin, erschossen zu werden.

Die Sträflinge im Kandalnaja tjurma oder dem Kettengefängnis in Alexandrowsk werden in völligem Nichtstun erhalten, ein Nichtstun und eine Langeweile, die nur durch

heimliches Kartenspiel unterbrochen wird. Wenn sie kein Geld oder keine geheimen Vorräte von Lebensmitteln besitzen, — sie haben außergewöhnliche, heimliche Mittel, sich solche zu verschaffen — werden die Werkzeuge, die ihnen von der Regierung zum Stiefelflicken geliefert werden, aufs Spiel gesetzt; dann kommen ihre Kleidungsstücke und endlich sogar ihre Rationen, bis zu einem Monat im voraus, an die Reihe. Wenn der Spieler dies alles verliert, betrachtet er seinen Verlust als Ehrenschuld; es gelingt ihm auch dieselbe auf eine ganz eigenartige Weise zu bezahlen. In der Tat zeugt es von einem Ehrbegriff, der selbst in Monte Carlo nicht übertroffen werden kann. Der Verlierer wird in eine Zelle gesteckt, hungert mit seiner Einwilligung zwei Tage lang und verzehrt am dritten seine Ration. Auf diese Weise macht er die betreffende Anzahl von Rationen gut, die an Zahlungsstatt für seine Schuld genommen werden.

Aber selbst wenn ein gelegentliches Kartenspiel einige Abwechslung bringt, ist doch die Langeweile einer jahrelangen Gefangenschaft ohne Beschäftigung entsetzlich. Kann man darüber erstaunt sein, wenn der Gefangene fühlt, daß alles andere besser ist? Mit dem Frühling kommt das Verlangen, die Luft der Freiheit zu atmen, dahin zu gehen, wohin es einem gefällt und zu ruhen, wo man Lust hat. Und dieses Sehnen steigert sich, je länger die Tage werden. Die Taiga Matuschka — die liebe Mutter Taiga — ruft. Ach! wie leidenschaftlich ist der Wunsch, seine Glieder der Länge nach auf der lieblich duftenden Erde auszustrecken, dem Rauschen der Blätter, der Musik des Waldes, dem fröhlichen Gesang der Vögel, dem Plätschern des Baches zu lauschen! Ach! zu leben und zu sterben im Schoße des Waldes, frei wie der Vogel, der fröhlich die Luft mit kräftigen Schwingen durcheilt.

Die leidenschaftliche Sehnsucht, wieder frei zu sein, läßt den Gefangenen jede Gefahr vergessen; aber dies ist es nicht allein, denn es gibt noch eine andere Aussicht für den armen Brodjaga, selbst wenn er wieder eingefangen wird. Sollte er entkommen, ohne von den Verfolgern erschossen zu werden und sich selbst freiwillig wieder stellen, was viele beim Heran-

nahen des Winters tun, dann wird er ausgepeitscht und wieder ins Gefängnis gesetzt werden, aber es ist möglich, daß er dabei mit einer kürzeren Strafzeit als seiner ursprünglichen davonkommt. Das geht so zu: Wird er wiedererkannt, so wird seine Strafzeit durch eine Zusatzstrafe verlängert, erklärt er jedoch, daß er seinen Namen und seine Familie vergessen hat, er nicht mehr weiß, woher er kommt, und kann man seine Persönlichkeiten nicht feststellen, dann kann man ihm nichts weiter tun, als daß man ihn als Brodjaga zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Auf Sachalin ist es nicht so leicht wie auf den ungeheuren Gebieten des Festlands, die Behörden zu täuschen, gelingt das jedoch dem Brodjaga, dann kann sich Herr „Iwan Weißnichtmehr" einen beträchtlichen Posten ankreiden.

Ein solcher Streich war dem Kleinrussen gelungen. Ich war wirklich erstaunt, zu sehen, wie diese Leute aus sich herausgingen, wenn keine Beamten in der Nähe waren. Meinen Dolmetscher, der selbst ein Sträfling war, betrachteten sie als ihresgleichen. Unser „Kapitän", wie wir ihn nannten, war ein heiterer, aufgeweckter Mensch, mit einem großen Vorrat von lustigen Geschichten; offenbar würde er Leben in unsere Gesellschaft gebracht haben, wenigstens bis zu der Zeit, wo es ihm in den Sinn kam, ihr den Tod zu bringen. Seiner Angabe nach war er 47 Jahre alt, ein Verbannten-Ansiedler, und hieß Marokin. Ursprünglich war er zu 22 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, aber es war ihm gelungen, auf das Festland zu entkommen. Als er wieder gefangen und erkannt wurde, erhielt er fünf Jahre Zusatzstrafe. Von diesen 27 Jahren hatte er erst ein Jahr abgesessen, als er von neuem versuchte, seine Freiheit zu erlangen. Wieder wurde er erwischt, aber dieses Mal hatte er seine Gemeinde und seine Familija (Vatersnamen) vergessen und wurde deshalb auf vier Jahre nach Sachalin verschickt. Er konnte nun innerlich über seinen Erfolg lachen, wie er die Beamten überlistet hatte, da er nur fünf statt 27 Jahre abgesessen hatte. Dies alles und noch viel mehr erzählte er uns; einige Tage später wurde uns seine Geschichte von anderen Sträflingen, alten

Kameraden von ihm, die wir antrafen, bestätigt, nur eines stimmte nicht. Sein Name war nämlich, wie sie sagten, nicht Marokin, sondern Grodijanka, der berüchtigte Dieb von Kiew.

Der Fluß, der bei Slawo 100—150 Fuß breit war, erweiterte sich stetig, je weiter wir hinabfuhren. Sandbänke und Stromschnellen bewiesen jedoch, daß der Fluß noch immer seicht war und nötigten uns, die Ruder noch zwei Tage länger zu gebrauchen. Die Stromschnellen mit kiesigem Grund wurden sicher durchschnitten, allerdings nicht mit der Gewandtheit der Eingebornen. Unser Fahrzeug, ein Mittelding zwischen Boot und Fähre, war ein plumperes als das ausgehöhlte Kanu der Eingebornen, und unsere Ruderer kannten den Fluß nur oberflächlich. Im Laufe der Unterhaltung kam es heraus, daß noch ein anderer Grund vorlag, weshalb sie uns nicht weiter fahren wollten. Sie hatten nämlich kein Recht, das Regierungsboot zu gebrauchen, und außerdem wurde ein Beamter erwartet, der dasselbe benutzen mußte.

Etwas weiter den Fluß hinab war eine traurige Geschichte passiert, wobei ein Brodjaga erschossen wurde. Den Vorschriften gemäß mußte der Gefängnisarzt von Derbensk die Leiche besichtigen.

Er wurde gleich nach unserer Abfahrt erwartet und hatte zu seiner Reise kein anderes Beförderungsmittel als das Regierungsboot, welches wir Zivilpersonen in Gebrauch hatten. Das Bild des Doktors, wie er in Ado-Tymi ungeduldig wartend, auf seinen Absätzen und vielleicht auch auf gewissen Teilen des Körpers anderer Leute herumtrat, regte meine Gefühle nicht so sehr auf, als man eigentlich erwarten durfte, umsoweniger, als wir aus dem Munde der guten Frau des ehemaligen Aufsehers in Derbensk folgende Geschichte über ihn gehört hatten: Der Sohn eines verhältnismäßig wohlhabenden Kaufmanns, eines vormaligen Sträflings, kam zu ihm, um ihn zu bitten, zu seinem Vater zu gehen, der sehr krank war. Der Arzt schlug es rundweg ab. Es war nach 2 Uhr, und seine amtlichen Stunden waren vorüber. Der arme Mann bot ihm Geld an, aber umsonst; als er in Verzweiflung nach Hause kam, fand er seinen Vater schon

tot. Unsere Berichterstatterin fügte hinzu, daß dies gewiß grausam war, aber um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, war bei dieser Gelegenheit anzunehmen, daß der Arzt wahrscheinlich betrunken war. Auf jeden Fall kann man annehmen, daß, nach Lage der ärztlichen Sprechstunden in diesem Lande, der Sachaliner Arzt einer Gesellschaft für frühzeitigen Geschäftsschluß beitreten wird. Die Geschichte von dem Tode des Brodjaga, den er jetzt zu untersuchen im Begriff stand, oder worüber er vielmehr nur einen Totenschein auszustellen hatte, denn es war lediglich eine Formsache, hatte den Hauptgesprächsstoff in Ado-Tymi gebildet, da der Fall erst kürzlich passiert und die Beteiligten noch zur Stelle waren. Die Geschichte wurde von unseren verschiedenen Berichterstattern verschieden wiedergegeben. Nach der Erzählung der Soldaten war der Brodjaga jenseits der Mündung des Flusses auf dem Nordostufer gefangen genommen und ihr Aufseher von Ado-Tymi mit zwei oder drei von ihnen hingeschickt worden, um ihn zurück zu bringen. Es ist zu Wasser eine Reise von mehreren Tagen, aber sie hatten kaum zwei Tagereisen gemacht, als der Gefangene entwischte. Die Soldaten hatten ihn mit den Bootsleuten allein gelassen, während sie fortgegangen waren, um sich ihren Mittagsbraten zu schießen. Die Bootsleute waren selbst ehemalige Sträflinge, Grodijanka (alias Marokin) war dabei, sie wollten der Flucht eines Brodjaga nichts in den Weg legen, noch dazu weil er in ihren Augen ein Barün (Herr) war. Er war nämlich Schiffskapitän gewesen und sprach geläufig französisch, wie ich später erfuhr. Diese Männer verließen daher das Boot und waren natürlich bei ihrer Rückkehr höchst überrascht, daß der Gefangene entflohen war! Er hatte einen Sack Zwieback oder vielmehr geröstetes Schwarzbrot mitgenommen und war in den Wald geflohen. Als die Soldaten zurückkehrten, waren sie begreiflicherweise sehr erzürnt, aber sie konnten augenblicklich nichts tun, denn in diesem Urwald und Sumpfland ist eine Verfolgung schwierig und gefährlich. Wie nahezu unmöglich es ist, seinen Weg in dieser dichten, sibirischen Taiga zu finden, wird man gewahr, wenn man einem Bären folgt. Man suchte

vorerst ein Giljakendorf auf und hetzte Eingeborene und Hunde hinter dem unglücklichen Kapitän her. Die Darstellung der Soldaten vom weiteren Verlauf besagte, daß sie ihn angetroffen hätten. Einer von ihnen hatte sich auf ihn geworfen, um ihn gefangen zu nehmen. Der Brodjaga hatte versucht, dem Soldaten das Gewehr zu entreißen, habe aber von diesem zu seiner Selbstverteidigung einen Schuß erhalten. „Hierauf," fügten sie hinzu, „feuerte der giljakische Menschenjäger den tödlichen Schuß ab."

Grodijanka behauptete jedoch, die Schüsse seien im Rücken gesessen und glaubte, daß die Soldaten den Flüchtling, sobald sie ihn erblickten, nur erschossen hätten, um sich weitere Mühe zu ersparen. Se non è vero, è ben trovato. Giljaken, die wir später trafen, sagten, Grodijanka und die anderen Ruderer hätten nicht allein mittelbar dem ehemaligen Kapitän bei der Flucht geholfen, sondern sie hätten auch 40 Militärpatronen vom Aufseher gestohlen und sie dem Gefangenen gegeben. Sie setzten hinzu, daß letzterer sich einen hölzernen, mit Gras überdachten Unterschlupf gebaut hätte. Als die Soldaten ihn überfielen, sei er, wohl wissend, daß er wahrscheinlich niedergeschossen wurde, herausgestürzt und habe den nächsten Soldaten umarmt, so daß dieser nur mit großer Schwierigkeit sein Gewehr frei machen und schießen konnte. Die Eingeborenen bestätigten, daß der Gefangene in die Brust geschossen sei.

Vier Tage später kamen wir an der Stelle vorbei, wo sein Leichnam gelegen hatte und nachher begraben worden war, ein einsames Grab in der Einsamkeit des Urwaldes, eins von so vielen hunderten einsamer Verlorener, von denen nur wenigen der letzte Liebesdienst ihrer Mitmenschen erwiesen wird — ein paar freundliche Häuflein Erde, um sie vor den Raubtieren oder Geiern zu schützen, die hoch über der Stelle ihres Todeskampfs schwebten. Geächtet und entehrt, in die Tiefen der kalten, gefühllosen Grausamkeit getrieben, erinnerten sie sich wohl in jener letzten Stunde der Tage ihrer Kindheit und der zarten Sorge einer Mutter? Keine Hand glättete die schmerzende Stirn oder netzte die lechzenden Lippen des



Ein giljakischer Verfolger von Brodjagi.

hilflos Verlorenen. Er war allein in dem weiten Wald — niemand stand bei ihm, nur die Taiga matuschka allein.

Die Ufer des Flusses waren an den meisten Stellen niedrig; nur gelegentlich wurden sie durch eine ungefähr 30 Fuß hoch aufsteigende Kalksteinklippe unterbrochen. Von oben herab beugten sich Lärchen und Birken, halb oder fast ganz das Wasser berührend, herab; die niedrigen Uferstrecken waren dicht mit Pappel- und Nußbäumen besetzt und über die Flußränder hingen Weiden und Erlen, die hier und da einer Schar Enten Versteck boten.

Obgleich wir die letzte russische Niederlassung bei Ado-Tymo hinter uns gelassen hatten, passierten wir im Laufe des Vormittags drei oder vier kunstlose Hütten, die während der Laichzeit der Salme von einigen russischen Verbannten-Ansiedlern bewohnt werden, während sie Salme für den Winterbedarf fangen und einsalzen. An einer Biegung des Flusses stießen wir auf eine dieser Hütten. Fünf Männer zogen ein ungefähr 200 Fuß langes Schleppnetz, welches gegen 100 plätschernde, zappelnde Kita enthielt. In einer anderen dieser einfachen Hütten, welche einen einsamen Russen beherbergte und einige Fässer Salz, sowie getrocknetes Gras enthielt, verweilten wir, um unser Mittagsmahl, eine Ente, die wir während des Morgens erlegt hatten, zu verzehren. Unsere Ruderer betrugen sich sehr gut, aber wenn auch unser Mißtrauen geringer geworden war, wir hatten doch nicht vorgesehen, daß wir eine Nacht mit ihnen zubringen und Nachtwachen halten sollten.

Dann und wann kamen wir an ein Giljakendorf, welches aus einem halben Dutzend Hütten bestand; bei jedem riefen wir das etwa sichtbare Glied der Dorfgemeinde an, um zu fragen, ob nicht Männer da wären, die uns begleiten wollten, aber alle machten die gleichen Ausreden. Entweder waren die starken Männer auf Fischfang ausgefahren, oder die einzige, brauchbare Person war krank oder hatte kein sicheres Kann. Unsere Hoffnung, eine Mannschaft von Eingeborenen zu finden, ja selbst die Möglichkeit, unsere Reise fortsetzen zu können, war bedenklich geringer, als wir um 4 Uhr ein Ein-

geborenenkanu erſpähten, welches von einem einzelnen Giljaken gerudert wurde, der mit der ganzen Pracht von Mokaſſins, Zopf und Mandſchuhut verſehen war. Wir riefen ihn an und fragten:

„Wollen Sie uns bis zur Mündung des Fluſſes und wieder zurückfahren?“

„Nein!“

„Wir wollen Ihnen 20 Rubel dafür geben.“

„Nein, ich muß Fiſche für den Winterbedarf fangen.“

„Ja, aber wenn wir Ihnen Geld geben, dann können Sie damit Ihren Vorrat kaufen.“

Dieſer logiſche Pfeil traf ins Ziel, denn er bewirkte, daß der Giljake ein wenig zögerte und ſein Kanu etwas näher an das unſere heranbrachte. Wir waren weder Brodjagi noch Verbannten-Anſiedler, dies ſah er deutlich an der Menge unſeres Gepäcks. Aber noch war er keineswegs auf das Geſchäft ſehr erpicht. Nun folgten beredte Ueberzeugungsverſuche unſererſeits, und er ließ ſich ſo weit erweichen, daß er ſich erbot, uns für 30 Rubel zu fahren: aber nach ziemlich langweiligem Handeln ging er bis auf 25 Rubel herunter, durchaus keine übermäßige Summe für die achtzehn Tage, an denen er und ein Gefährte uns zur Verfügung ſtehen ſollten; an zwölf von dieſen Tagen mußten die Leute uns rudern und mit Stangen fortbewegen. Dies war jedoch der „Marktpreis“, und wenn auch in unſerem Vertrag keine Nebeneinkünfte ausgemacht waren, wurden doch die häufigen Bitten: „Wollen die Fürſten uns etwas Schießpulver, Ziegeltee, Zucker oder Tabak geben?“ ſelten abgeſchlagen.

Unſer neuer Bekannter hieß Wanka.*)

Er mußte erſt ſtromabwärts bis zum nächſten Dorfe Irr-Kirr fahren, um ſich einen Gefährten, ſeinen Vetter, zu holen. Wie nahe oder wie weitläufig er mit ihm verwandt war, iſt mir unmöglich, anzugeben. Der Name des Vetters war Armunka, wenigſtens kommt dies der wirklichen Ausſprache

*) Dies iſt ruſſiſche Nomenklatur. Wanka iſt ein Diminutiv für Iwan, wie z. B. im Engliſchen Bertie für Herbert.

am nächsten. Ich befürchte, wir haben Armunka niemals nach seiner gesellschaftlichen Stellung gewürdigt — wenigstens nicht, bevor wir ihn halb betrunken sahen und dann seine aristokratischen Ansprüche kennen lernten. Aber das kommt später in der Geschichte. Nachdem wir das Kanu an unser Fahrzeug angehängt hatten, fuhren wir weiter den Fluß hinab bis Irr-Kirr. Die Zeit verging, und noch immer kam das Dorf nicht in Sicht; wir fragten deshalb, wie weit es noch entfernt sei.

„Noch sechs Flußbiegungen des Flusses!“

Biegung folgte auf Biegung, und die Auskunft schien ebenso ungenau zu sein, wie die Meile des Landmanns in England oder die Stunde des Bauern in Deutschland; aber nachdem uns mehr als einmal versichert worden war, daß nur noch eine Biegung käme, versuchten wir die Entfernung auf andere Weise zu erfahren und fragten: „Wie viele Wersten sind es noch?“

„Eine!“ war die Antwort, ein wenig später „zwei!“ Diese Art vorwärts zu kommen war, gelinde ausgedrückt, unbefriedigend; wir brachen deshalb dies Gespräch ab und gingen zu den Anfangsbegriffen über Maße und Gewichte über.

„Wie viele Saschen*) hat eine Werst?“

„Dreißig!“ dann fügte er triumphierend hinzu: „Eine Werst ist nicht lang, aber sehr schmal!“

Und mit dieser philosophischen Erklärung mußten wir zufrieden sein. Eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir endlich Irr-Kirr. Hier entließen wir mit einiger Beruhigung unsere Russen, die offenbar über ihren Lohn von zwölf Rubeln höchst erfreut waren, und nahmen unsere neue Mannschaft in Dienst.

Ueber die Giljaken als Volksstamm ist im sechsten Kapitel schon etwas gesagt worden. Die Illustrationen werden dem Leser eine bessere Vorstellung geben, als jede ausführliche Beschreibung. Ich werde daher nur einige wenige Punkte be-

*) 500 Saschen = 1 Werst = 1,067 km.



Giljaken, Frau und Mädchen.

rühren. Der Giljake ist klein von Gestalt, ungefähr 5 Fuß 3 Zoll (engl.) groß, mager und wenn auch sehnig, doch kaum robust. Die Frauen sind kaum größer als 4 Fuß 6 Zoll. Die Hautfarbe der Giljaken ist gelbbraun, aber nicht gelb wie die der Zigeuner, und ihr Haar, das in einem Zopf getragen wird, ist rabenschwarz. Ihre Züge verraten im ganzen eine gemischte Rasse. Obgleich der Giljake den brachykephalen Kopf, das breite Gesicht und die hohen Backenknochen des Mongolen hat, sind bei ihm die niedrigen Stirnwölbungen, der große Mund, die vorstehenden Lippen und der flache Nasenrücken des letzteren bedeutend gemildert. Die Mehrzahl der Giljaken besitzt das bartlose Gesicht der Mongolen, vielleicht sind die Ausnahmen, welche buschige Bärte haben, Abkömmlinge von ainuschen und giljakeschen Vorfahren.

Im Sommer kleiden sie sich in Fischhäute,*) im Winter in Seehunds- oder Hundefelle. Allmählich ist chinesische Baumwolle (Ta-pu) von der Mandschurei her durchgedrungen und vielfach anstelle der Fischhautkleider getreten, obwohl dieses Material noch zu einzelnen Stücken der Kleidung, besonders bei den Giljakenfrauen verwandt wird; als ich einen giljakeschen Dorfvorsteher besuchte, wurde mir zu Ehren eine aus Salmhäuten zusammengenähte Matte ausgebreitet. Im Winter tragen die Männer Röcke aus Hundefellen, die Frauen ziehen jedoch Seehundsfell vor, weil das kurze, borstenartige Haar desselben bei ihren häuslichen Beschäftigungen weniger hinderlich ist. Die Männer tragen im Winter außer ihrem Rock noch einen kurzen Unterrock aus Seehundsfell. Im Sommer gehen sie barfuß, nur auf Reisen und im Winter ziehen sie Mokassins aus Seehundshaut an.

Als Unterzeug werden von den Männern Ta-pu Hemden, kurze Beinkleider und lange Gamaschen, auch solche wie bei den Chinesen, getragen; die Frauen benutzen nur lange Gamaschen und ein oder zwei Hemden aus Baumwolle oder Fischhaut. Die äußere Tunika oder vielmehr das Kleid der Giljaken-

*) Salme (Salmo lagocephalus und S. proteus) die in Ostsibirien unter der Bezeichnung Kita und Gorbuscha bekannt sind.

frauen, denn sie ist mit Aermeln versehen, ist am Saum mit chinesischen Münzen verziert und reicht gerade bis unter die Kniee.

Die Giljaken sind wahre Kinder des Waldes. Sie finden ihre Wohnungen, ihre Speise und ihre Götter in demselben. Ackerbau ist ihnen unbekannt; sie leben hauptsächlich von Fisch und vom Fleisch der Tiere, die in ihre Schlingen gehen. Durch Tauschhandel erlangen sie für die Häute dieser Tiere Tabak, Ziegeltee usw. Sie haben sowohl Sommer- als Winterwohnungen aus Holz und Baumrinde, deren genauere Beschreibung ich auf später verschieben will.

Nachdem Wanka seinen Vetter, einen Mann von etwas größerer Statur als er selbst, aufgesucht und ihm unseren Vorschlag mitgeteilt hatte, erklärten sie, daß sie in einigen Minuten zur Abfahrt bereit seien. Das Umherwandern ist für diese Leute etwas so alltägliches, sie sind auf dem Flusse und im Walde so zu Hause, daß fast gar keine Vorbereitungen zu dieser beinahe drei Wochen dauernden Reise nötig waren. Dies erinnerte mich an die Geschichte, die ein Freund von mir im fernen Westen Kanadas erlebt hatte. Er war auf einer Besichtigungsreise und traf im Wald eines Tages einen einsamen Indianer an, der augenscheinlich weit von seinem Wohnorte abgeirrt war. Als man ihm sagte: „Ei, du bist ja verloren!" antwortete er: „Nein, ich nicht verloren, Wigwam verloren!"

Ihre Vorbereitungen erstreckten sich nicht auf P. u. O.*) Ueberlandkoffer, sondern bestanden einfach darin, daß sie einen mit Oel gefüllten Seehundsmagen, ein armseliges Häufchen getrockneten Fisch, ein paar Blätter Tabak, eine alte, doppelläufige Vogelflinte in einem selbstgemachten Seehundsfell-Ueberzug, einen Fischspeer und einen Ueberrock für jeden mitnahmen — das war ihr gesamtes Gepäck. Wir richteten uns in unserem Fahrzeug wieder wie früher ein; jeder von uns saß auf dem Boden des Bootes, unseren Ruderern gegenüber, das Gepäck in der Mitte zwischen uns und so fuhren

*) Peninsular and Oriental Steam Navigation Company.

wir ab, um noch einige Wersten zurückzulegen, bevor die Dämmerung uns zwang, zu kampieren.

Aber wie verschieden war unsere Fahrt, mit welcher Schwungkraft glitten wir auf der Oberfläche des jetzt silberglitzernden Gewässers auf dem breiten Fluß dahin. Unser Fahrzeug war ungefähr 25 Fuß lang und 2½ Fuß breit, leicht und ohne Kiel; obwohl es leicht kentern konnte, war es inbezug auf Geschwindigkeit ein wahres Rennboot. Mehr als einmal trafen wir einen dieser Einbäume an, der eben in Arbeit war und ausgehöhlt wurde. Ein passender Baum wird am Rande des Flusses ausgesucht und gefällt. Diese und alle andere Arbeit an dem Einbaumboot wird mit einer Axt verrichtet, welche die Eingeborenen entweder durch Tauschhandel gegen Häute von den Russen erlangen oder wie in Pogobi als Teilzahlung für ein Boot, welches sie einer Bande Brodjagi überlassen. Auf den stehenbleibenden Baumstumpf wird ein Tzakh gesteckt, das ist ein Zweig, an dessen oberem Ende noch die abgeschnitzten Spähne hängen; solch ein Zweig heißt bei den Ainu ein Inao. Dieser Ast soll, wie das von den Russen beim Bau eines Hauses in den Boden gesteckte Kreuz, die bösen Geister, die Dämonen abhalten, welche den Wald und besonders die sumpfigen Gegenden unsicher machen. Die Rinde wird abgeschält, die Außenseite wird nur wenig behauen und zugerichtet, wie aus der Illustration im 14. Kapitel zu sehen ist. Dann folgt die Arbeit des Aushöhlung. Ein Kreisabschnitt von ungefähr ein Drittel oder ein Viertel des Umfangs des Stammes wird abgehauen, die übrigen zwei Drittel oder drei Viertel bilden den äußeren Umfang des Bootes. Wenn dies bis auf eine Dicke von etwa einem Zoll am Dollbord regelrecht ausgehöhlt ist, wird ein Querschnitt der Bootswände ungefähr drei Viertel des Kreisumfangs ergeben. Dann werden die einander gegenüberstehenden Wände oder Ränder des Bootes mit kreuzweise dazwischen gestemmten Stäben nach auswärts getrieben, so daß die Wände senkrecht werden, und schließlich der Querschnitt des Bootes die Form des Buchstabens U zeigt.

Alle Arbeit wird mit der Axt ausgeführt, doch habe

ich einmal bei dem Orotschonenstamm einen primitiven Hobel gesehen. Am Dollbord wird ein schmaler Rand befestigt, am Bug und Stern, die einander oft genug ähnlich sind, werden kurze, flache Vorsprünge gelassen, die bei der Vorwärtsbewegung mit Stangen benutzt werden. Nachdem das Boot getrocknet und gestreckt ist, halten zwei oder drei Stäbe die Seiten straff in der Form. Die ganze Arbeit nimmt unter günstigen Umständen einen, im Winter jedoch zwei Monate in Anspruch. Die Giljaken sind in der Handhabung ihrer Boote ebenso gewandt, wie im Bau derselben. Sie standen am Bug und Stern unseres zerbrechlichen Fahrzeuges und stakten stromaufwärts, ohne das Gleichgewicht desselben auch nur um das geringste zu stören; dennoch waren sie so vorsichtig, daß, wenn ich mich überbeugte, um auf eine Ente oder einen Seehund zu schießen, oder wenn ich meine Lage nur um eine Kleinigkeit änderte, um meine steifen Glieder zu recken, Wankas scharfes Auge es sofort bemerkte und ich ersucht wurde, den status quo wieder herzustellen.

Die niedrigen Kalksteinklippen, an denen wir am Morgen vorbeigefahren waren, machten jetzt einem Konglomerat Platz, das auf hartem Tonsandstein ruhte; dieses war zwar für den praktischen Gebrauch als Bett für müde Glieder nicht gerade anziehend, bot jedoch ein vorzügliches Beispiel eines einfachen geologischen Vorganges, nämlich das Durchsickern von Regenwasser durch eine durchlässige Schicht an der Berührungslinie mit der undurchlässigen. Von einem Vorsprung der letzteren, in der Mitte der niedrigen Klippe, lief es wie ein Miniaturwasserfall in den Fluß hinunter. So einfach, so geringfügig die Sache hier ist, so überaus wichtig ist diese geologische Eigentümlichkeit in Indien. Wer dort die Opfer der Hungersnot gesehen hat, wird dies verstehen. Wie viele Tausende, ja Millionen von Menschenleben würden erhalten worden sein, wenn es nicht so wäre. Zum Unglück für das mit Hungersnot bedrohte Zentralindien ist diese durchlässige Schicht, in diesem Fall der berühmte „Dekkan trap“, an einigen Stellen 6000 Fuß, möglicherweise 10000 Fuß dick. Bohren ist nutzlos, denn es ist unmöglich, aus solcher Tiefe Wasser her-

aufzupumpen. Flüsse können sich nicht bilden, und daher kann Bewässerung nicht angelegt werden. Tanks oder Seen bilden die letzten Hilfsmittel, sind aber ungeheuer kostspielig und kaum zulänglich.

Das Kläffen von Schlittenhunden und der Geruch von Fischen, die auf Leinen in der Sonne trockneten, brachten uns zum Bewußtsein, daß wir uns einem an der Biegung des Flusses gerade sichtbaren Giljakendorfe näherten, wenn ich mit diesem Namen eine Anzahl von einem halben Dutzend Hütten beehren darf. Zwei unfertige Kanus lagen in ihren Betten von duftenden Spähnen; weiter unten auf der „Flur“ des Dorfes waren Frauen damit beschäftigt, Fische zu reinigen und zum Aufhängen vorzubereiten.

Hütten von rechteckiger Form aus Lärchen- und Tannenbrettern, mit schrägen Rindendächern und zwei oder drei hohen Türen, einige ähnlich geformte, aber ganz kleine Bauten auf Pfosten zur Aufbewahrung der Wintervorräte von getrockneten Fischen, sowie drei Bärenzwinger bildeten das Dorf Ukowo. Nichtsdestoweniger war Ukowo zur Zeit meines Besuches ein reiches oder wenigstens ein in besonderer Beziehung reiches Dorf. Die Grundlage seines gegenwärtigen oder zukünftigen Ueberflusses stand sogar fester als diejenige eines neuen Stadtgebiets in Australien steht, welches bei 400 Einwohnern ein Rathaus, einen Fernsprechverein und eine Sammlung von Hütten mit Dächern aus verzinktem Eisenblech von gleichem Muster besitzt und Ballarat (australische Stadt mit reichen Goldminen) bald in den Schatten zu stellen versprach! Weder Minen von Gold oder sonst ähnliches kamen bei den Giljaken in Betracht, aber sie besaßen einen viel wichtigeren Schatz in Gestalt von sieben Bären. Eine solche Form des Reichtums oder vielmehr des Kapitals erfordert einige Aufklärung, sogar für einen Nationalökonomen.

Fang und Aufzucht des Bären sind mit der Abhaltung eines großen, jährlichen, halb religiösen Festes verknüpft, bei welchem die Erlegung des Bären die Hauptrolle spielt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in früheren Zeiten ein ausgewachsener Bär kurz vor dem Feste gefangen wurde, und daß heutzutage

mehr der Buchstabe als der Geist des Opfers erfüllt wird, indem man junge Bären fängt und aufzieht, bis sie drei oder vier Jahre alt sind. Das Füttern bereitet keine Schwierigkeiten, wie wir sehen werden, wenn wir die Vorbereitung der Wintervorräte bei den Giljaken beschreiben. Für den Besitzer oder Fänger des Bären gestaltet sich das Fest zu einer sehr einträglichen Kapitalanlage. Aus den benachbarten Dörfern stellen sich scharenweise Gäste ein. Während von dem Eigentümer für die notwendigen Lebensmittel Vorsorge getroffen wird, bietet er Luxusgegenstände feil, die ihm einen schönen Nutzen einbringen.

Die Tiere werden in starken Balkenkäfigen gehalten, die an jeder Ecke mit einem Tannenzweig verziert sind. Da ich die Insassen eines solchen Käfigs zu sehen und womöglich zu photographieren wünschte, bat ich die Dörfler, einen herauszubringen oder wenigstens das Dach abzuheben. Es waren jedoch zu wenig Männer zu Hause, und die ausgewachsenen Bären waren sehr wild, wie wir aus ihren Bewegungen und aus ihrem Gebrumme im Käfig schlossen; daher wurden die Dächer von den Käfigen zweier der fünf kleinen Bären teilweise abgenommen. Die armen kleinen Waisen brummten und flüchteten ängstlich in eine Ecke, purzelten übereinander und versuchten in ihrer Angst, sich hintereinander zu verstecken. Bevor der Januar 1905 vergangen ist oder vielleicht noch früher, werden ihre Geister befreit sein, um dem großen Pal ni vookh Botschaften zu überbringen.

Zehntes Kapitel.

Zur Mündung des Tymiflusses.

Ein abgeschiedener Geist. — Der große braune Bär. — Lachsfang mit dem Speer. — In der Sonne getrockneter Fisch. — Die Seele des Ermordeten schwebt auf Adlersschwingen zum Himmel. — Wir kommen an kampierenden Brodjagi vorüber. — Ich komme um fünftausend Rubel. — Mit einem Bären zusammen auf der Seehundsjagd. — Eine Nacht in den Sümpfen.

Ich komme wieder auf unsere Reise zurück; wir suchten nach einem niedrigen, flachen, sandigen Bett, die Dämmerung brach schon schnell herein, als meine Aufmerksamkeit vom Irdischen auf das Ueberirdische gelenkt wurde. Aus dem jetzt dunklen, düsteren Wald kam ein Ton, halb Winseln, halb Schreien.

Es war über die Maßen unheimlich. Ein Schrei aus dem Unbekannten, ein Wehklagen aus den Tiefen unerforschter Regionen. Unsere Giljaken hörten auf zu rudern und wir fragten: „Was ist das? Es muß irgend ein Tier sein. Vielleicht ist es in den Klauen eines Bären?" „Kaukray! kaukray!*) Nein! Nein! Es ist kein Tier. Es ist der Schatten eines toten Mannes, der im Wald umherirrt."

Die Giljaken glauben nicht allein an eine zukünftige Welt, sondern ihre Auffassungen schließen wirklich die Unsterblichkeit ein. Die Glieder ihres Stammes auf dem Festlande,

---

*) Ein giljakisches Wort, es bedeutet „nein" oder „nichts".

welche an den Ufern des Amur wohnen, glauben, daß der Geist des Verstorbenen nach mehreren Tagereisen an ein großes Dorf im Mittelpunkt der Erde kommt, welches Mligh-vo genannt wird, wo das Leben größtenteils so ist, wie auf Erden, nur mit dem Unterschied, daß Jagd und Fischfang unbeschränkt sind. In der Tat sind es die glücklichen Jagdgründe des Indianers. Ein Unterschied wird zwischen denjenigen gemacht, die eines natürlichen und denen, die eines gewaltsamen Todes gestorben; denn die Geister der Ermordeten und Selbstmörder fliegen unmittelbar zum Himmel (tlo) und vermeiden so die lange Reise. Deshalb hat man nicht nötig, Nahrung auf ihr Grab zu stellen. Wie und worin sich Mligh-vo von tlo unterscheidet, konnten sie mir nicht erklären, aber die Unterscheidung zeigt ihre Auffassung von der Heiligkeit der Seele eines Gemordeten oder Selbstmörders.

Die Giljaken von Sachalin sind als Abkömmlinge der Pioniere, welche vor langen Jahren das „alte Land" verlassen haben, freier denkend als diejenigen der älteren Klasse am Amur. Wahrscheinlich haben näherer Verkehr, möglicherweise Zwischenheiraten mit den Ainu auch dazu beigetragen, ihre Ansichten zu ändern. Auf jeden Fall findet man beträchtliche Abweichungen von den alten Traditionen und viele Verschiedenheiten in Gebräuchen, Denkweise, in Uebung nicht allein zwischen ihnen und ihren Brüdern am Amur, sondern auch zwischen den Tymi- und Tro-*)Giljaken und ihren Brüdern an der Westküste der Insel.

Wanka erklärte uns, daß der Geist eines guten Menschen zum großen Geist (nach Osten, wo die Sonne aufgeht) ginge, der eines schlechten Menschen jedoch ins „Gras". Ob er uns die allgemeine Auffassung seines Stammes angab oder nicht, konnten wir nicht herausfinden. Einige Tage später wurden wir in der Unterredung mit ihrem Cham oder „Medizinmann" und einigen Aeltesten der Tro-Giljaken dahin aufgeklärt, „daß

---

*) Die Tymi-Giljaken sind diejenigen, die am Fluße Tymi wohnen, während die Tro-Giljaken an der Mündung, an der Ni-Bucht, der Nabilsky-Bai und der Chai-Bucht angesiedelt sind.

der Geist eines guten Menschen in den Boden, in die Mitte der Erde geht (augenscheinlich nach Mligh-vo); aber der Geist eines bösen Menschen wird gestört und schwebt umher wie die Luft um die Hütten des Dorfes."

Die Geister der Verstorbenen treten manchmal in Verbindung mit ihren irdischen Angehörigen; denn, da sie mit übernatürlichen Fähigkeiten begabt sind, können sie ihre Verwandten im Augenblick der Trauer besuchen, ihnen nützlichen Rat erteilen und sie vor unbekanntem Unglück warnen. Wenn sie sich jemand zu zeigen wünschen, können sie es tun; aber den Menschen ist es nur gegeben, sie in einem Zustande zu sehen, der dem Tode nahe kommt, nämlich in einem Traum. Als wir über diesen Gegenstand mit einem alten Giljaken sprachen, sagte er: „Die Geister der Verstorbenen klopfen manchmal an die Türe. Sie kommen, um uns vor irgend einem Unglück zu warnen."

„Aber," fragte ich, „wie können Sie wissen, daß es der Geist des Abgeschiedenen ist, der da klopft?"

„Nun, natürlich, man ruft, und wenn keine Antwort erfolgt, weiß man, daß es der Geist des Verstorbenen ist, und dann muß man ihm etwas Nahrung hinauslegen."

„Haben Sie je einen gesehen?"

„Nein!"

Die Ainu auf Jesso haben einen ähnlichen Glauben an irdische Besuche der Abgeschiedenen. Bei ihnen erscheinen nach Rev. J. Batchelor die irdischen und himmlischen Bewohner gegenseitig als Geister, jedoch ihren Stammesgenossen in körperlicher Gestalt.

Das Wort Geister ist eben ein zu materieller Begriff, denn ihre Gegenwart kann durch den menschlichen Sinn nicht entdeckt werden. Nur die Hunde sind imstande, ihr Herannahen zu erfassen, und man kann ihre Nähe immer erkennen, wenn die Tiere heulen.

Der Leser wird lächeln, aber der Giljake würde sagen, wenn er es nur hörte, würde er sich von seinem unwissenden Unglauben bekehren. Meine Bekehrung fand im Dorfe Dagi an der Ochotskischen Küste statt, wo mein Dolmetscher und

ich während einer Nacht wach in der Hütte eines Orotschonen lagen. Vielleicht mag der Umstand, daß wir an Ptomainvergiftung erkrankt waren, dazu beigetragen haben, daß wir von vornherein zu Gedanken an Mligh-vo aufgelegt waren. Gewiß ist, daß gegen zwei Uhr nachts ein tiefes Geheul begann, welches von 30—40 Mitgliedern des Hundegeschlechts wiederholt und variiert wurde. Der dumpfe, sonderbare Schmerzensschrei ging in einen langgezogenen Klageton über, der sich steigerte und anschwoll, bis er mit einem beinahe gellenden Angstgekreische endete. Ein heilloses Vorkommnis, welches sicherlich durch nichts Irdisches erklärt werden kann!

Aber um zum Fluß und zu unseren giljakeschen Ruderern zurückzukommen, war der abgeschiedene Geist bei dieser Gelegenheit, trotz aller Ehrfurcht vor ihren geschichtlichen Ueberlieferungen, eine Schneeeule (Syrnium uralense).

Wenn die Geister schon im Freien herumschwärmten, war es hohe Zeit für materielle Körper, sich zur Ruhe zu begeben; auch eine andere Erwägung veranlaßte uns, ein Lager zu beziehen. Meister Braun schien diese sandigen Untiefen als sein ganz besonderes Jagdgehege zu betrachten, was deutlich aus seinen zahlreichen Fährten zu schließen war, die wir schon gesehen hatten. Es mußte wohl um die Zeit sein, wo er sich vom Lager erhob; wahrscheinlich war er jetzt mit seiner Toilette zum nächtlichen Fischfang beschäftigt. Wenn wir deshalb wünschten, gerichtliche Streitigkeiten mit ihm zu vermeiden, so ziemte es uns, gleich Besitz von dem Lager zu ergreifen. Wir zogen unser Kanu bei einer schönen, sauberen Sandbank, welche durch das Fallen des Flusses vor kurzem trocken gelegt worden war, ans Ufer. Wanka sprang hinaus und prüfte die Omen!, mit anderen Worten, er sah nach, ab Spuren von Brodjagi in der nächsten Nachbarschaft zu sehen waren.

Nachdem wir uns vergewissert hatten, daß nur die Fußspuren von Meister Petz zu sehen waren, der zum Tränken und Fischen während der vergangenen Nacht gekommen war, landeten wir. Die Sandbank war von beträchtlicher Länge, wurde jedoch durch die Weiden, welche hier die Vorhut des Waldes

bildeten, bis auf zwanzig Fuß Breite eingeengt. Unsere Eingeborenen liefen in die Taiga, um Weidenzweige für unser Lager und Pfähle für Zelt und Feuer abzuhauen. Das Zelt, welches aus Stützen, worüber ein Segeltuch geworfen wurde, bestand, war schnell errichtet. Auch das Feuer wurde mit staunenswerter Schnelligkeit angezündet, während wir mittlerweile das Kanu entluden und die Decken ausbreiteten. Eine Seite des offenen Zeltes, wo unsere Köpfe liegen sollten, wurde mit unserem Gepäck verbarrikadiert, da wir es vorzogen, daß Meister Braun, im Fall die Neugierde den Sieg über seine Klugheit davontrug, zuerst unseren Füßen vorgestellt wurde. Diese Geschäfte wurden nicht beendet, ohne daß wir einige Male alarmiert wurden und zu unseren Gewehren liefen, aber weder Bär noch Brodjagi folgten den Signalen.

Der braune Bär (Ursus arctos), in dessen Gebieten wir uns befanden, erreicht auf Sachalin eine bedeutende Größe; in der Tat wird er immer größer, je weiter man vom europäischen Rußland nach Osten kommt. Seine Farbe zeigt die Schattierungen von Schwarz bis Braun; doch ist letztere Farbe die allgemeinere. Ueber sein Verhalten dem Menschen gegenüber haben sich die Schriftsteller verschieden geäußert. Dr. Schrenck sagt von den Bären vom Amur und von Sachalin, daß sie ein bösartiges Naturell haben; Sternberg dagegen, welcher viele Jahre als politischer Verbrecher auf Sachalin weilte, erklärt, der Bär sei wenig aggressiver Natur und es ist nichts Ungewöhnliches, in nächster Nähe weidender Herden oder im Walde Beeren suchender Weiber, Meister Petz umherwandeln zu sehen, ohne daß er die einen oder die anderen behelligt oder auch nur in Schrecken setzt.

Die Wahrheit scheint mir zwischen diesen beiden Behauptungen zu liegen. Sollte man plötzlich und unvermutet auf eine Bärin mit ihren Jungen stoßen, so würde man einen verhängnisvollen Schlag mit ihrer Tatze oder eine tödliche Umarmung zu erwarten haben. Selbst Sternberg gibt zu, daß der Bär manchmal aus Hunger die Eingeborenen anfällt, und daß nicht selten einer derselben bei diesem Angriff getötet wird. Andererseits ist es wahr, daß, wenn Meister

Petz jemand in einiger Entfernung vorbeigehen sieht, wenn er nicht gerade in übler Laune ist, und wenn man ihn nicht belästigt, er ruhig seine eigenen Wege geht, wie es selbst ein gesättigter Löwe oder Tiger tun wird. Die Taiga versorgt ihn sehr reichlich mit Beeren, der Fluß mit Fischen, und da selbst einem Bären gestohlene Frucht süß schmeckt, so fügt er seinen Mahlzeiten gelegentlich einen Zobel oder Hasen hinzu, die sich in den Schlingen der Giljaken gefangen haben.

Der kaukasische Farmer, von dessen landwirtschaftlichen Erfolgen ich schon berichtet habe, hat uns manche Geschichte von seinen und seiner Nachbarn Abenteuer mit den Bären erzählt, die im Urwald um sein Dorf, Uskowo, herumstreifen. Er hatte nicht weniger als sieben Männer gekannt, die von Bären angegriffen und mißhandelt worden sind, „aber der Bär ist," wie er hinzufügte, „im Grunde doch feig, denn nicht einer der Männer war getötet worden!"

Die Bauern und Viehzüchter von Sachalin arbeiten noch heute unter Schwierigkeiten, von denen ihre englischen Kollegen schon seit Jahrhunderten befreit sind. Einer dieser sieben Männer von Uskowo trieb seine Kühe auf die Weide und hielt unterwegs an, um sich eine Tasse Tee zu machen. Als er wieder weiterging, fand er plötzlich seine beiden Kühe tot am Boden liegen, auf einer derselben, schon halb aufgefressen, stand ein großer Bär, herausfordernd und erzürnt darüber, daß man ihn gestört hatte. Der Mann war so verblüfft, daß er wie angewurzelt stehen blieb, obgleich er sein Gewehr in der Hand hatte; aber nicht so Meister Braun, der seine Beute mit wütendem Gebrumm verließ und sich auf den Mann stürzte. Bevor derselbe davonlaufen konnte, hatte er ihm seine große Tatze in die Schultern geschlagen und ihm solche Löcher beigebracht, daß man mehrere Finger hineinlegen konnte.

Bei den Giljaken spielt der Ch'uff, wie sie den Bären auf Sachalin nennen, die wichtigste Rolle in der Tierwelt. Er wird mit besonderen Gefühlen betrachtet; der Aberglaube und die Zeremonien, die mit seinem Opfer verknüpft sind, sind einzig und interessant. Die Eingebornen kennen die List

des Ch'uff sehr gut und sehen ihn fast für einen Giljaken an, wenigstens für einen Konkurrenten, und erzählen gern Geschichten von seiner listigen Art und Weise. Sie beschreiben, wie er fischen geht, wobei er die Nacht vorzieht, wenn er jedoch bei Tag geht, hält er seine rechte Tatze fest gegen die Brust gedrückt, damit die Sonne seinen Schatten nicht aufs Wasser werfen und die Fische verscheuchen soll; oder wie er sich auf seine Hinterbeine stellt, um zu kämpfen und die Speerstiche zu parieren, oder wie er mit der Tatze sein Herz gegen einen Schuß schützt.

Im Grunde hat der Bär viel Menschliches in seinem Wesen, und das brüderliche Gefühl des russischen Bauern für ihn zeigt sich in den Kosenamen, die sie ihm geben: Mischka und Meister Petz. Auf dem Festlande trifft man häufig junge Bären, die als Haustiere gehalten werden. Ich habe gesehen, wie sie in einem Zwinger auf dem Hofe untergebracht und sogar an der Wand einer kleinen Hütte an der Straße angebunden waren, wo man beobachten konnte, wie die Zuschauer versuchten, sie freundlich zu tätscheln, bis sie einen weniger liebenswürdigen Dank dafür empfingen. Der kaukasische Farmer von Uskowo fing einst drei junge Bären und sperrte sie in einer großen Kiste auf seinem Hof ein. Eines Tages gelang es einem derselben, sich dadurch zu befreien, daß er das Holz durchnagte. Sofort schlug die Frau des Farmers Lärm, aber die Männer des Dorfes waren auf dem Feld. Das glückliche Petzlein nahm jedoch nicht sofort Reißaus, sondern ging zu der Kiste zurück, als er sah, daß seine Gefährten ihm nicht folgen konnten und war ihnen buchstäblich beim Herauskriechen behilflich, gerade so, wie es ein Mensch tun würde. Unglücklicherweise war Nr. 2 zu plump, oder vielleicht zu fett, um sich durchzuzwängen, und alle seine Versuche blieben fruchtlos. Nr. 1 ließ jedoch mit seinen Bemühungen nicht nach, bis das Geschrei der Männer, die jetzt schnell dem Hofe zuliefen, ihn daran mahnte, sich selbst in Sicherheit zu bringen. Merkwürdigerweise lief das Tierchen vom Hof direkt auf die Stelle zu, wo es eingefangen worden war und verschwand dann in der Taiga.

Sobald wir unser luxuriöses Mahl aus gekochtem Reis und Kakao beendet hatten, ließen wir das Feuer ausgehen, denn wenn es auch Schutz vor dem auf Raub ausgehenden Meister Braun bot, so konnte es sich doch als Verbündeter noch viel gefährlicherer Feinde erweisen. Bei dem Schein des Feuers hätten uns die Brodjagi leicht erschießen können, während sie selbst unsichtbar blieben.

Die Nacht verging ohne Zwischenfall; als ich vor Sonnenaufgang erwachte, fand ich Wanka schon auf und gerade im Begriff, ein brennendes Reisigbündel ins Wasser zu werfen, wobei er mit kindlichem Entzücken, als es rauchte und dampfte, ausrief: „Da geht ein Dampfer!" Mit einer einzigen Ausnahme war er wohl mehr mit Russen in Berührung gekommen als andere Giljaken, die ich kennen lernte und hatte wahrscheinlich eine Reise an die Westküste gemacht, wo er einen Dampfer gesehen haben mochte. Sein Vetter war kein solcher Weitgereister und konnte nur ein Dutzend russische Worte. Als Wanka sich anschickte, allein mit dem Kanu auszufahren, fragte ich ihn: „Wollen Sie Fische fangen?" Keine Antwort! Ich wiederholte meine Frage.

„Still! Still!" sagte er, „wie es Tol ni vookh gefällt. Sie dürfen das nicht sagen, sonst kann ich keine fangen." Dies erinnerte mich an Freunde zu Hause, die einen schalten, wenn man sich dazu gratuliert, daß man einem Unglück entronnen ist, im festen Glauben an die verhängnisvollen Wirkungen, welche einer solchen tollkühnen Prahlerei folgen müßten.

Die Verrichtung unserer morgendlichen Abwaschung war für sie eine Quelle besonderen Interesses und Erstaunens. Sie nahmen niemals ein so merkwürdiges Geschäft vor. Was konnte der Zweck solcher Gebräuche sein? Welcher geheime Beweggrund konnte die beiden weißen Männer veranlassen, sich um 5 Uhr 30 Minuten an einem Herbstmorgen solcher unangenehmen Tätigkeit zu unterziehen? Möglicherweise war die Erklärung in einem religiösen Gebrauch zu suchen, oder vielleicht litten wir an einer schmutzigen Krankheit!

Rasch wurde das Frühstück eingenommen, das Zelt ab-

gebrochen, alle Säcke, Felle usw. eingeladen und abgefahren. Bald gewann die Sonne an wärmender Kraft, und ein herrlicher, wolkenloser Tag lächelte wieder auf uns herab. Vergebens suchten wir nach einem Wölkchen am Himmel und lachten uns ins Fäustchen, trotz Tol ni vookh, trotz den Statistikern oder Zitatoren von Statistiken im fernen Europa, welche behaupten wollen, daß es auf Sachalin im Jahre nur fünf Tage gäbe, die frei von Nebel, Wolken oder Regen sind. Ich hatte schon fünf solcher Tage während der einen Woche, die ich auf der Insel zubrachte, erlebt.

Wie herrlich es war, immer vorwärts dem Unbekannten entgegenzufahren, Urwald zur Rechten und zur Linken und immer eine neue Aussicht bei jeder Biegung des Flusses. Jetzt waren es niedrig gelegene Ufer, die von Salweiden und anderen Weiden eingefaßt waren; dahinter stand hohes Gras, das sowohl die fernen, hochaufsteigenden Hügel wie den niedrig schleichenden Fuchs versteckte. Dann kam eine liebliche, zum Birschen verlockende Bucht, die Heimat des Otters und Bären, die durch manchen gefallenen Baumstamm und manchen Baumast, die Wege der Zobel und Marder, überbrückt war. Durch diese zu kriechen und hinaufzuwaten, war wirklich ein Abenteuer aus Tausend und einer Nacht, denn was für Bewohner des Waldes konnte man hier nicht alles antreffen, nicht zu sprechen von den herrlichen Himmelsbildern, die man durch das Gewebe der Zweige zu Häupten sah.

Bei der nächsten Biegung kamen sandige, jetzt höhere Klippen in Sicht, denn wir näherten uns der Einengung, welche durch die östlichen Ausläufer des am Kap Patience endigenden Gebirges gebildet wird. Birken und Tannen hingen über den Rand oder waren vornüber gefallen und berührten das Wasser mit ihren obersten Zweigen. Treibholz, welches von überhängenden Gebüschen oder herabgeneigten Bäumen aufgehalten oder von einer grasbedeckten Insel in der Mitte des Stromes am Vorbeischwimmen gehindert worden war, lag da, als ob es von einer Riesenhand aufgeschichtet worden wäre.

Außer den winzigen Buchten passierten wir einige Neben-

Flüsse, aber keinen von Bedeutung. Die Giljaken hatten sie nach ihrem Wert für den eingebornen Jäger benannt, wie z. B. Kuvi,*) Fluß vieler Zobel, Kuni, Fluß vieler Fische und Bären; Pilviskuri und Kondzhlung-gangi usw.

Mit welcher Aufmerksamkeit wir auch auf dem Spiegel des Wassers in der herrlichen Septembersonne dahineilten, und wie hingerissen wir von der Betrachtung des Schauspiels auch waren, so durfte doch des Leibes Notdurft und Nahrung nicht vergessen werden, besonders da uns das Schicksal des vor uns gekommenen russischen Prospektors und seiner Begleitung noch frisch im Gedächtnis war. Es war im höchsten Grade wünschenswert, von unserem kleinen Vorrat an Lebensmitteln soviel wie möglich für die Rückreise aufzusparen. Wanka zog deshalb seinen langen Fischspeer (Marikh) hervor und warf ihn, auf dem Vorderteil des Bootes balanzierend, geschickt nach den vorüberziehenden Salmen. Seine Waffe war ähnlich wie die, welche von vielen Stämmen Nordostsibiriens gebraucht werden und von ganz besonderer Art. An dem ungefähr 14 Fuß langen Schaft war ein großer, eiserner Haken mit einem Riemen lose befestigt. Dicht am Ende war noch ein anderer Riemen drei- oder viermal herumgewickelt, jedoch lose genug, damit es möglich war, den Haken zeitweilig hineinzuschieben. Wenn die Waffe zum Gebrauch fertig war, glich sie einem vergrößerten Buchstaben h. Sobald der gewandte Harpunierer den Schwimmer in der durchsichtigen Tiefe erspäht, stößt er schnell zu, und der Leib des Salms ist durchbohrt. Durch die Bewegung des Stoßes wird der Haken von dem dreifachen Riemen gelöst und das Sträuben des Fisches dient jetzt nur dazu, den Haken, der am ersten Riemen hängt, fester eingreifen zu lassen.

Der erste Stoß Wankas war erfolglos, wie sein Ruf „Kaukray“ ankündigte; wieder ein silberner Schimmer und der zweite Versuch hatte besseren Erfolg, denn ein Kita von 15—20 Pfund wurde plätschernd und Purzelbäume schlagend aus dem Wasser gezogen. Ein Schlag auf seinen Kopf, und

*) i bedeutet in der Giljakensprache Fluß, wie vo Dorf.

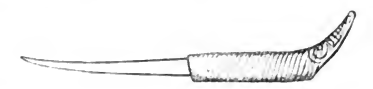
der Fisch war tot. Dann zogen die Giljaken ihre Messer hervor, hieben ihm, wie die rote Königin in „Alice im Wunderland“, den „Kopf ab“ und verzehrten mit Zähnen und Messer ihren Leckerbissen roh, nur die Kiefern ließen sie übrig. Die Eingebornen halten den Kopf des Salms für einen großen Leckerbissen, besonders die knorpligen Teile. In dieser Hinsicht haben sie denselben Geschmack wie der Bär; denn während der Laichzeit kommt Meister Petz ans Flußufer und fängt in einer Nacht oft an zwanzig Kita, von denen er die Köpfe verschlingt, während er die Körper liegen läßt. Wir zogen es vor, wenigstens einige Gewohnheiten der zivilisierten Welt, die wir hinter uns zurückgelassen hatten, beizubehalten und warteten, bis die Mittagszeit uns eine Pause zum Kampieren gestattete, wo wir dann unseren Anteil am Fang kochen wollten.

Mittlerweile kam ein anderes Dorf, Auk-vun-wäuk, in Sicht; wir ruderten heran und stiegen behutsam aus unserem schwankenden Fahrzeug. Wanka bestand darauf, mich der Menge kläffender Hunde wegen zu begleiten, obgleich die bissigsten davon an einen Pfosten unter einer auf Pfählen stehenden Hütte angebunden waren. Diese Tiere sind gegen Fremde, besonders gegen Weiße, sehr grimmig, obgleich ich glaube, daß es auf der ganzen Welt zutreffen wird, daß die Hunde, soviel sie auch bellen und knurren mögen, doch von einem tatsächlichen Angriff abstehen, wenn man keine Furcht zeigt. Meine gegenwärtige Lage erinnerte mich an eine Begebenheit im südlichen China, wo ein Sahib genötigt war, ein kleines Kind um Schutz vor einem Büffel anzurufen, deren Unterscheidungsvermögen zwischen einem Weißen und einem Gelben wohl bekannt ist.

Diese Hunde werden von den Eingebornen bei der Bärenjagd und bei der Verfolgung von Brodjagi benutzt. Im Winter, wenn man sie an Schlitten spannt, werden sie erst nach Beendigung der Reise gefüttert, und dann ist es viel gefährlicher, mit ihnen in Berührung zu kommen. Es kann kaum ein unangenehmeres Abenteuer geben, als ein unerwartetes Zusammentreffen mit solchen hungrigen, wilden

Tieren im Winter. Dies passierte einem Reisenden, der sein eigenes Gespann lenkte und einen Bären antraf, den der Hunger getrieben hatte, vorzeitig von seinem Winterlager aufzustehen. Die Hunde witterten den Bären, wurden von ihrem Jagdinstinkt fortgerissen, schwenkten zur Seite und stürzten dem Tiere nach. Der unglückliche Reisende hielt sich krampfhaft an den Seiten des leichten Schlittens fest und blieb solange als möglich hängen, statt daß er heruntersprang, bevor er ohne Gewehr vor dem Bären hinfiel.

Nachdem wir durch die Meute kläffender Hunde geschritten waren, trafen wir einen alten Giljaken und eine Frau, welche dasaßen und Kita zerschnitten und reinigten. Mit einem



langen, etwas gebogenen Messer, welches den Männern als Jagdmesser und zu sonstigen verschiedenartigen Zwecken dient (Dzhakho), wird der Fisch aufgeschlitzt und mit einem kleineren



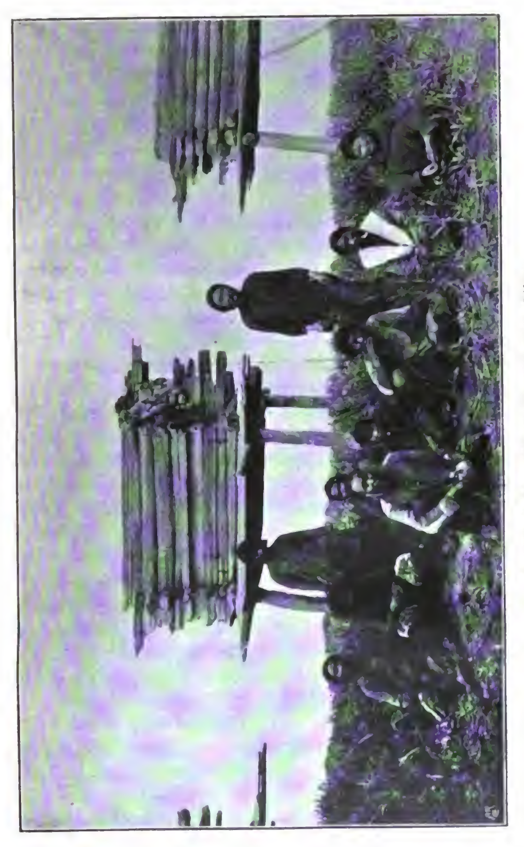


Messer — dem Fisch- und Küchenmesser der Frauen (Ungu-Dzhakho) — das eine kurze, gebogene Klinge hat, gereinigt. Dann werden die beiden Fischhälften jeder Seite abgeschnitten, so daß nur der Kopf, Schwanz und das Skelett übrig bleiben, an denen noch einiges Fleisch hängt. Alles wird zum Trocknen in die Sonne gehängt. Der Trockenplatz ist der Dorfanger oder Marktplatz der Giljaken. Die Fischseiten werden zum Verbrauch der Menschen bestimmt; wehe den Giljaken, wenn der Monat August (a. St.), der Hauptmonat des Fischtrocknens, regnerisch ist; dann kann nur ein kleines Quantum ihrer Hauptnahrung für den Winter zubereitet werden, und die Vorräte werden bald aufgezehrt sein, so daß viele Hungers

sterben. Glücklicherweise hatte das sonnige Wetter dieses Jahres ihre Bemühungen begünstigt, und eine reichliche Menge Fische hing zum Trocknen in der Sonne nebeneinander. Später wurden diese Vorräte in seltsam aussehenden, sargförmigen Gerüsten verwahrt, die aus kurzen Baumstämmen zusammengesetzt sind und auf Pfosten stehen. Diese Pfosten werden in ordentlichen Haushaltungen mit schirmförmigen Rindenstücken umgeben, um die Plünderungen durch Ratten und anderes Ungeziefer abzuhalten.

Der Rogen gilt als großer Leckerbissen. Er wird in eigentümlich geformten, hölzernen Gefäßen gesammelt, die wie Metzgermulden aussehen und auch dazu dienen, das Blut des erschlagenen Bären bei dem großen Bärenfest aufzufangen. Bei festlichen Gelegenheiten, wie z. B. beim Anfang der Zobel- und Seehundsjagd, welche zugleich ein neues Jahr einleiten (die Giljaken haben nämlich zwei Jahre gegen unser eines), wird der Rogen mit Heidelbeeren usw. gemischt und gestampft und zu einer sehr beliebten Speise zubereitet. Der Schwanz und die Kopfstücke des Kita sind für die Hunde und den Bären bestimmt; erstere erhielten gerade einige Stücke von den frischen Fischen als Zugabe, während die Zubereitung vor unseren Augen stattfand, obgleich sie sich im Sommer ihre Nahrung größtenteils selbst suchen müssen. Einige Hunde waren gerade damit beschäftigt, am Rande des Flusses Fische zu fangen. Ein oder zwei andere, die es nicht so genau nahmen, fraßen einen toten Fisch, der auf die Sandbank geworfen worden war.

Wir machten hier keine Tauschgeschäfte, da Wanka nur ans Land gegangen war, um sich ein wenig Seehundsöl zu betteln oder zu leihen, denn wie es schien, war ihm diese große Giljaken-Delikatesse, die für uns ein schrecklich riechendes notwendiges Uebel war, ausgegangen. Unsern nächsten Halt machten wir, um auf einer Erhöhung, gegenüber einer schönen, mit Lärchen bestandenen, sandigen Klippe unser Mittagsmahl einzunehmen. Als wir aus dem Kanu stiegen, entdeckte ich frische Fährten von Meister Braun, welche unsere Eingeborenen, mit einer für unsere ungeübten Augen merkwürdigen



Giljakisches Vorratshaus für getrocknete Fische.

Urteilsschärfe für diejenigen eines Ch'uff erklärten, den wir im Augenblick beim Fischen gestört hatten. Als ich die Spuren näher betrachtete, war ich sehr in Versuchung, einen meiner schnell zusammenschmelzenden photographischen Filme zu opfern. Der Abdruck der Tatze, mit den Zehen und den fünf Krallen im Sande war vollkommen, ebenso die Spuren, die der Bär im Sande hinterlassen hatte, als er unfreiwillig ins Wasser glitt.

Als ich auf die Erhöhung kletterte, fand ich, daß Wanka und Armunka die Salmscheiben schon auf einem Feuer brieten. Sie waren in den Wald gelaufen und hatten flink zwei Weidenzweige abgeschnitten und hergerichtet, indem sie die Blätter abstreiften und die Zweige der Länge nach spalteten. In jeden Zweig wurde eine Scheibe Fisch gesteckt, die mit Querhölzern ausgebreitet wurde. Die aufgeschlitzten Enden wurden mit der grünen Rinde zugebunden. Ich bewunderte die Schnelligkeit unserer Giljaken in Küchenangelegenheiten, aber ich muß gestehen, daß ich durchaus nicht denselben Respekt vor ihren anderen Gewohnheiten im Haushalt hatte. Manchmal „assistierten" sie uns beim Aufwaschen, aber wir hielten es für die höchste Zeit, ihren Anteil daran auf die französische Auslegung dieses Wortes zu beschränken, als sie unsere Löffel an ihren Mokassins abwischten, an denen sie ihre fischigen und lehmigen Hände säuberten.

Im Laufe des Nachmittags kamen wir noch an eine andere Giljakenniederlassung, in Wirklichkeit die letzte, bevor wir die Mündung des Flusses, einige hundert Meilen weiter, erreichten. Hier wurden wir in der Giljakensprache angerufen:

„Haben die Lo-cha (Russen) Ziegeltee?"

„Ja! Haben Sie Seehundsfelle?"

Wir stiegen ans Ufer, fingen an zu feilschen, erstanden schließlich ein Seehundsfell für Ziegeltee,*) etwas Schrot und einige Zündhütchen.

Diese Seehundsfelle stammten nicht von dem gemeinen

*) Der Ziegeltee wog ein Kilogramm und hatte uns in Alexandrowsk einen Rubel gekostet.

Seebär (Collorhinus ursinus), sondern vom gemeinen Seehund (Phoca vitulina) und in einigen Fällen vom gestreiften Seehund (Histriophoca fusciata). Der gemeine Seebär hat einen dicken, daunenartigen Unterpelz, den wir an Jacken und Mützen kennen. Bei diesen Pelzen sind die längeren, vereinzelt stehenden Oberhaare ausgezogen worden, ein Verfahren, das häufiger bei den Biberpelzen angewandt wird. Der gemeine Seehund hat ein borstiges, silber- und strohfarbiges Fell, mit dunkelgrauen oder schwarzen Flecken und wird auf dem Kontinent viel zu Schultornistern für Kinder verwandt. Der Seebär kommt heutzutage auf Sachalin selten vor, obgleich er in früheren Jahren in großer Anzahl auf der Robbeninsel gefangen wurde. Diese Insel ist jetzt unter ihrem russischen Namen Ostrow Tjulenij oder Seehundsinsel bekannt und liegt ein wenig südlich von Kap Patience in der Terpenija-Bai. Der Seehund kommt jedoch häufig vor. Wir trafen mehrere, die flußabwärts den Salmen folgten. Die Hauptjagdzeit ist jedoch im Frühjahr, womit gleichzeitig das neue oder Sommerjahr der Giljaken beginnt.

Als wir unsere Reise wieder fortsetzten, machten wir die interessante Beobachtung, daß die Klippen häufiger auf dem rechten als auf dem linken Ufer dieses nach Norden fließenden Flusses wiederkehrten, ein weiterer Beweis zu Ferrels Gesetz von der schnellen Erosion an den rechten Flußufern der nördlichen Hemisphäre, die durch die Achsendrehung der Erde verursacht wird. Die Wirkung dieser Deflexion des Wassers ist in der Tat in diesen höheren Breitengraden bedeutender als in den niederen.

Zuweilen flogen wilde Schwäne hoch über uns dahin; auch einen Specht hörten wir die Bäume abklopfen. Unsere Eingebornen baten uns dringend, die Adler zu schießen, die hoch in den Lüften kreisten oder sich auf dem Gipfel eines hohen Baumes niederließen, um gleich wieder aufzusteigen, als wir uns auf Schußweite näherten. Es waren weißschwänzige Seeadler (Haliaëtus albicilla), die von den Eingebornen ihrer Schwanzfedern wegen sehr geschätzt werden; für letztere erhielten sie, wie sie uns erklärten, 3 Dollars von

den Chinesen. Die Japaner auf Jesso sollen sie dazu benutzen, die Wohnung einer Persönlichkeit von Rang zu bezeichnen, indem sie sie über seine Türe stecken; auf jeden Fall schätzen die Giljaken selbst die Federn, welche sie zu Pfeilspitzen verwenden. Die Schwingen werden von ihnen ebenfalls gewürdigt; sie legen diese auf die Gräber der Ermordeten oder der Selbstmörder, um die betreffenden Seelen auf ihrem Flug gen Himmel zu unterstützen.

Nachdem wir alle Wohnstätten, sogar die letzten jener Kinder des Waldes, hinter uns zurückgelassen hatten, wurde die Gegend immer wilder. Die Fährten der Bären wurden häufiger; schon hatten wir seit Morgen 30—40 gesehen. Ein- oder zweimal passierten wir ein kunstloses Floß, das aus einigen lose zusammengebundenen Tannenstämmen bestand, ein Beweis, daß Brodjagi den Versuch gemacht hatten, sich bei Nacht den Fluß hinab zu schleichen. Auch zeigte ein Häuflein Asche auf einer Sandbank ihren zeitweiligen Lagerplatz an. Nachmittags sollten wir in noch größere Nähe solcher Ausreißer kommen. Gegen halb sechs Uhr hielten wir Ausschau nach einem passenden Halteplatz, als eine gerade über den Bäumen am rechten Ufer aufsteigende dünne Rauchsäule uns warnte, auf der Hut zu sein. Lautlos flüsterten wir uns einander zu, die Gewehre bereit zu halten, während unsere Eingeborenen geräuschlos, aber schnell ruderten, damit wir unbemerkt vorüberkamen — wenigstens hofften wir es. Die Brodjagi hatten ihr Feuer hinter Weiden einige Fuß vom Ufer angezündet, wodurch unseren Augen ihr lustig knisterndes Feuer, nicht aber der Rauch entzogen blieb.

Diese Nacht kampierten wir weiter flußabwärts, ungefähr zwei Meilen von unseren unangenehmen Nachbarn getrennt; wir verbrachten aber keineswegs eine ungestörte Nacht. Das Feuer war ausgelöscht worden; wir hatten uns in Decken gewickelt, geladene Gewehre neben uns und die Revolver unter unsere improvisierten Kopfkissen gelegt. Kaum zehn Minuten waren vergangen, als mein Dolmetscher Lärm schlug. Ich richtete mich auf und horchte, vernahm aber keinen Laut. Wir legten uns also wieder nieder. Abermals wurde ich auf-

geschreckt, und dieses Mal ergriff ich mein Gewehr und lauschte außerhalb des Zeltes. War es ein Bär? Nein; aber ich glaubte, das Plätschern eines Ruders oberhalb der Flußbiegung gehört zu haben. Wahrscheinlich waren es die Brodjagi, an denen wir vorbeigekommen waren. Unsere Eingeborenen ersuchten uns, unsere Revolver abzufeuern. Waren es Bären, wurden sie dadurch hinlänglich erschreckt, waren es Brodjagi, so erfuhren sie, daß wir auf der Hut waren. Wir feuerten mehrere Revolverschüsse ab; aber ich war der fortwährenden Störungen müde und beschloß, die Hälfte der Nacht Wache zu halten. Ich schlüpfte in eine Schuba oder vielmehr Dokha*) und stellte mich, Gewehr auf der Schulter, vor das Zelt. Wenn der Leser je in einer ähnlichen Lage gewesen ist, wird er sich das Unheimliche dieser Situation vorstellen können. Eine pechkohlrabenschwarze Finsternis hüllte alles ein, denn es fehlten nur noch zwei bis drei Tage zum Neumond, und der Himmel hing voller Wolken, die sich später in Regen auflösten. Erst spähte ich in der Richtung nach dem Wald. War es das Aufblitzen zweier leuchtender Augen, was ich dort sah? War es das leise Plätschern eines Ruders, das ich vernahm, als ich angestrengt nach dem Flusse zu horchte? Nach einer kurzen Pause beruhigender Stille wurden meine Sinne wieder durch ein seltsames Geräusch erregt — durch das Plätschern eines Lachses, oder durch den entfernten Ruf eines wilden Schwanes, der durch irgend ein auf Raub ausgehendes, wildes Tier aufgeschreckt worden war. Ein leichter Sprühregen fing an niederzurieseln und zwang mich, mein Gewehr davor zu schützen. Endlich waren die drei Stunden vorbei, oder waren es Tage gewesen? Mein Gefährte löste mich ab.

Mit der Morgendämmerung erwachten unsere Eingeborenen, und der Tag begann mit Sonnenschein, nach den Regenschauern der Nacht. Diesen Morgen änderten wir die Art und Weise der Vorwärtsbewegung unseres Bootes. Wir

*) Ein langer, bis zu den Füßen reichender, innen und außen mit Pelz gefütterter Rock, der besonders zu Schlittenfahrten sehr geeignet ist.

waren außerhalb des Bereiches der Stromschnellen und befanden uns jetzt auf dem tiefen, ununterbrochen dahinströmenden Flusse. Vom Boden des Bootes kamen ein paar kurze, giljakische Ruder mit einem Loch in dem flachen, ausgebauchten Teil unter dem Schafte zum Vorschein. Einige Minuten genügten, um Rojeklampen anzustecken, die aus gabelförmigen Aesten zurechtgeschnitzt waren und mit Seehundsriemen am Dollbord befestigt wurden. Wanka brauchte diese kurzen Ruder am Bug, indem er mit beiden abwechselnd ruderte, während Armunka mit einem kurzen, breiten Ruder am Stern steuerte. Bärenfährten zeigten sich noch ebenso häufig wie am vergangenen Tag; unsere Ruderer machten sich ein Vergnügen daraus, sie mir zu zeigen und zu gleicher Zeit amüsante Versuche zu machen, das Wort Bär auszusprechen, was gewöhnlich wie bä, bä bää und endlich wie bär herauskam. Bei ihrer genauen Bekanntschaft mit Meister Braun waren sie imstande, uns ganz bestimmt sagen zu können, daß dieser, dessen Fußstapfen wir jetzt sahen, gestern hier gewesen, jener heute am frühen Morgen, ein anderer eben von uns gestört worden war.

Zu den wilden Gänsen, Enten, Schwänen, Krähen und Schnepfen der Sümpfe und des Flusses gesellte sich heute noch ein anderer Bewohner — der Seehund. Ein großer Baumstamm lag in der Mitte des Stromes, ungefähr hundert Meter vor uns, wo sich der Fluß um eine Sandbank wandte. Wanka lud sein Gewehr, und ich wunderte mich, was nun kommen würde. Wir trieben geräuschlos weiter, aber ich konnte auf dem Baumstamm nur eine formlose Masse erkennen. Bei dieser Entfernung war es unmöglich, den Kopf vom Schwanze zu unterscheiden. Ein lauter Knall aus den Flinten Wankas und meines Gefährten, denn sie hatten gleichzeitig abgedrückt — ein Plumps — und ihre Beute war entkommen; sie hatten vorbeigeschossen, was bei dem Schaukeln des Kanus nicht zu verwundern war.

Das Antreffen eines anderen Bewohners dieser Gegenden an diesem Tage bot meinen Freunden seitdem Anlaß, mir Glück zu wünschen und mich zu bedauern — Glückwünsche,

weil es mir gestattet war, ihn zu sehen und Bedauern, weil ich ihn nicht erlegt habe. Wir waren an einen Teil des Flusses gekommen, wo die Ufer sich mehr als zehn Fuß über das Wasser erhoben, und das angrenzende Land mit hohen Binsen und langem Gras von ungefähr sechs Fuß Höhe bedeckt war. Als ich meine Blicke gleichgültig über das Ufer hingleiten ließ, erblickte ich einen Kopf aus dem langen Gras hervorgucken und rief meinem Dolmetscher und den Giljaken leise zu: „Malenkij Medwjätj!“ (Ein kleiner Bär!). Weil sie nichts sahen, lächelten sie; doch nachdem ich meine Worte wiederholt und auf den Kopf gezeigt hatte, erspähte ihn Wanka und rief mir zu: „Njätt Ssträljatj! Giljakskij ssabaka.“ (Schießen Sie nicht, es ist ein Giljakenhund.). Nun hatten wir schon manchmal einen Giljakenhund gesehen, der allein, in einiger Entfernung von einem Dorfe herumstreifte und fischte oder auf seinen Herrn wartete; wir zögerten deshalb mit schießen; bevor wir jedoch unseren Irrtum entdeckt hatten, war das Tier aufgesprungen und in den hohen Binsen und im Gras verschwunden, jedoch nicht, ohne uns zuvor den vollen Anblick eines kohlrabenschwarzen Fuchses mit weißer Spitze an seinem großen Schwanze darzubieten. Sogar als er verschwand, rief Wanka uns nochmals zu: „Njätt Sstrjäljatj! Njätt Sstrjäljatj! Pal ni vookh bütj sserditj!“ (Schießen Sie nicht! Nicht schießen! der Gott der Berge wird ärgerlich sein!) und drohte uns mit einer ganzen Reihe von Strafen, die der Gott dieser Regionen über uns verhängen würde, falls wir seinen Willen übertreten würden. Ich ging ans Land, aber es war natürlich nicht daran zu denken, daß das Tier warten würde, bis wir ihm auf den Pelz kamen. Wenn wir ihn getötet hätten, würden seine Brüder nach Wankas Aussage davon benachrichtigt worden sein. Bei der Winterjagd hätten sie sich dann zusammengerottet und uns getötet. Wanka war wirklich nicht ganz aufrichtig; ich glaube viel eher, er fürchtete, daß seine eigene Jagdbeute im Winter dadurch geschmälert werden könnte, wenn wir so ohne weiteres darauf losschossen, ohne daß die Jagd zuvor mit den üblichen Zeremonien eingeleitet worden war. Wenn wir uns an dem Eigentum des großen Pal ni

vookh, der Herr des Waldes und alles dessen, was darin ist, vergriffen, ohne vorher in gebührender Form seine Herrschaft und seine Güte anerkannt zu haben, dann setzten wir uns der Gefahr aus, seinen Zorn auf unsere Häupter zu bringen. Und doch bezweifle ich Wankas Aufrichtigkeit sehr. Er war uns treu ergeben, jedoch die Möglichkeit, in den nächsten paar Monaten 200 Rubel zu erlangen, war ein Grund, dem nur wenige Giljaken oder Russen widerstehen konnten; auch Wanka zögerte deshalb nicht, diesen Gewinn dadurch aufs Spiel zu setzen, daß er die Wahrheit sagte. Wir warfen es ihm nachher vor, aber er blieb bei seiner Behauptung.

Viele Wochen später, als ich in Wladiwostok war, erzählte mir Herr S., Teilhaber einer englischen Firma, die große Geschäfte in Pelzen macht, daß das letzte Fell dieser Art für 5000 Rubel verkauft worden sei. Auf der Insel werden mehrere Arten der Füchse, der gewöhnliche rote eingeschlossen, der silberschwarze und der schwarze gefunden. Alle sind größer als ihr englischer Bruder und besitzen sehr schöne, buschige Schwänze.

Eine Zeitlang hatten wir vergeblich nach einer sandigen Strecke zwischen Krümmungen ausgeschaut, auf welcher wir kampieren wollten. Sie waren seltener geworden, der Fluß hatte hier einen ziemlich geraden Lauf, und die Ufer waren niedrig und mit Gras bewachsen.

Wir waren gewöhnt, Halt zu machen, wenn es noch hell genug war, in den Wald zu gehen, um uns Zeltpfosten und Brennholz zu holen und unser Obdach aufzuschlagen. Aber dieses Mal fingen die Sterne schon an aufzugehen, die Ufer wurden unbestimmter und verschwommener, die Bäume hoben sich schwarz und drohend vom Ufer ab, als eine große, gebogene, sandige Strecke in Sicht kam. Wir begrüßten sie mit Entzücken, denn ein Lager auf ihr ist einer hügligen Lichtung im Walde vorzuziehen. Wenn man dann morgens umherwandelt, schätzt man den trockenen, harten Sand viel mehr, als das nasse Gras und die schwach durchdringenden Sonnenstrahlen, welche von dem verflochtenen Dickicht abgehalten

werden. Aber gerade als wir im Begriff waren, unser Boot anzulegen, ließ sich ein ärgerliches Brummen und Knurren hören. Wenn es Tag gewesen wäre, hätten wir hier eine Gelegenheit zur Jagd gehabt, aber selbst die Eingeborenen wagen keinen Angriff bei Nacht. Wir hatten schon früher einmal auf Meister Brauns Privatgehege kampiert, aber noch nie, wenn er selbst da war. Geräuschlos ruderten unsere Eingeborenen um die Krümmung herum, während das Knurren und Brummen lauter und lauter wurde. Sie schlugen das hohe, grasige, rechte Ufer als Lagerplatz vor, aber ich war nun einmal von einem sandigen Bett zu sehr eingenommen, um nachzugeben; sie ließen das Boot weiter treiben und legten bei dieser Gelegenheit die Ruder beiseite. Dann wurden Vorbereitungen zum Angriff getroffen. Die Doppelflinte wurde Armunka übergeben, der, wie wir später erfuhren, ein gefürchteter Schütze war. Er lud und kniete mit dem Gewehr in der Hand im Boot nieder; ich tat dasselbe, neugierig, was wohl folgen möchte, ebenso mein Dolmetscher sagte, indem er unserem Beispiel folgte. Das Geräusch hatte jetzt einen anderen Ton angenommen, eine höchst unheimliche Mischung von Knurren, Heulen und Wehklagen, manchmal war es ein halb menschlicher Schrei, dem eines Bären ganz unähnlich. Die Dunkelheit nahm mehr und mehr zu; wir konnten nur ganz unbestimmt das nahe Ufer unterscheiden. Plötzlich erhob sich Armunka in seiner ganzen Größe im Vorschiff und zielte in die Dunkelheit hinein, während ich ihn beobachtete, denn ich konnte nichts sehen. Dann wurde ein Schrei hörbar, dem ein lautes Platschen ins Wasser folgte. In der Dunkelheit konnte ich nur ganz unbestimmt das Aufspritzen des Wassers bemerken; gleichzeitig wurden wir durch die kräftig und rasch ausgreifenden beiden kurzen Ruder vorwärts getrieben und hitzig von ein paar Seehunden verfolgt! Das Knurren und Brummen rührte von dem Bären her, der, unbewußt mit uns zusammenarbeitend, die Seehunde verfolgte, als sie ihre merkwürdigen Liebesrufe ausstießen. Als wir uns dem Bären näherten, hatte er eben zu knurren aufgehört. Bevor Armunka feuerte, hatte ich noch den Schrei wilder Schwäne bemerkt,

die der Bär aufgeschreckt hatte, und dann sein Platsch, Platsch, Platsch, als er auf dem linken Ufer entlang watete.

Wir fanden einen anderen Lagerplatz ein oder zwei Meilen weiter abwärts, wo wir die Nacht unangefochten, jedoch nicht ungestört zubrachten. Wolken hatten sich Nachts zusammengezogen, und der folgende Tag fing naß an. Trotz aller Bemühungen, unser Gepäck und uns selbst zuzudecken, genügten ein paar Stunden bei strömendem Regen in einem offenen Kanu, uns vollständig zu durchnässen; außerdem saßen wir im Wasser. So unbeschreiblich herrlich es gewesen war, auf den Wogen des breiten Flusses bei klarem Himmel und leuchtender Sonne ins Unbekannte hinauszutreiben, so jämmerlich und abscheulich war es, steif und naß auf dem Boden des Kanus zu sitzen, ohne eine andere Aussicht auf Obdach, als den Wald mit seinem feuchten Gras zu Füßen und den tropfenden Bäumen zu Häupten. Wir setzten nichtsdestoweniger unsere Fahrt bis zum Mittag fort. Dann stiegen wir aus, zogen unser Gepäck ans Ufer und breiteten es auf dem nassen Grase aus, denn nirgends war eine trockene Stelle zu finden. Nachdem wir dies getan, gelang es endlich unseren Eingeborenen, was uns ganz unmöglich schien, ein Feuer anzuzünden. Während wir noch kalt und steif umherstampften, und uns über die wohltätige Kraft des Feuers zu freuen versuchten, hörten wir ein leises Geräusch vom Flusse her. Seit 48 Stunden hatten wir kein menschliches Wesen mehr gesehen, und wir liefen mit unseren Gewehren an den Uferrand, wo wir ein gut beladenes, mit zwei Giljaken bemanntes Kanu unter dem Ufer dahinschießen sahen. Diesem folgten noch zwei weitere mit einigen Kasaken, Herrn S., dem Vorsteher des Timowsker Distriktes und Herrn von Fricken, dem Forst- und Ackerbau-Inspektor von Alexandrowsk.

Mein Dolmetscher mußte die nötigen Erklärungen abgeben, da ich mich ja in der Lage eines Brodjaga befand, der von dem Natschalnik in seinem eigenen Okruk ohne Paß angetroffen wird. Wir hatten durch die Eingeborenen von ihrer Reise erfahren, und es schien, daß sich diese Beamten zum erstenmal während ihres langen Aufenthaltes auf der Insel

entschlossen hatten, den Tymi hinabzufahren, um persönlich den ihnen unterstellten Distrikt kennen zu lernen und die Ingenieure zu besuchen, die sich an den vor kurzem entdeckten Petroleumseen befanden. Sie waren sehr höflich und teilten eine wilde Gans mit uns, die einer der Soldaten geschossen hatte. Herr von Fricken war besonders freundlich und teilte mir in französischer Sprache seine Beobachtungen über die Volksstämme der Insel mit, die er in Ausübung seines amtlichen Berufes angetroffen hatte; er hatte besonders einen großen Teil von Südsachalin bereist. Nachdem er mehrere Jahre in Korsakowsk gestanden hatte, war er vor kurzem nach Alexandrowsk gekommen, wo ihn zu besuchen er mich höflich einlud. Auch der Bezirksvorsteher bat mich, ihn in Rikowsk aufzusuchen. Ich fand in Herrn von Fricken einen gebildeten, freundlichen und artigen Mann, eine Ausnahme unter den Sachaliner Beamten; in der Tat war sein Amt ein besonderes, mehr wissenschaftlicher Natur als in die Verwaltung einschlagend. Mit militärischer Geschwindigkeit war ihr Gefolge wieder zur Abfahrt fertig, und unsere neuen Bekannten waren mit einem „Da Sswidanija!“ (Auf Wiedersehen!) verschwunden.

Es regnete stetig weiter, aber wir fühlten uns wieder aufgelegt, die Fahrt fortzusetzen, schifften uns ohne Zögern ein. Der Tymi wurde breiter, im Durchschnitt 300—400 Fuß breit, die sandigen Strecken waren verschwunden, das Land wurde niedriger, und der Wald stand nicht mehr ununterbrochen. Mit der Abnahme des Holzes fingen auch die Bären und ihre Fährten an, zu verschwinden. An diesem Abend waren wir gezwungen, in einem Dickicht zu kampieren, was ebenso unbequem war, wie unser Halt am Mittag.

Ueber einen Vorteil freuten wir uns, daß nämlich unsere Eingeborenen jetzt besser zu lenken waren. Einmal oder zweimal hatte es kleine Reibungen gegeben, aber ein mir unbekannter Vorfall hatte alle Meinungsverschiedenheiten beigelegt. Es scheint, daß meine Nationalität sie etwas kopfscheu gemacht hatte. Sie kannten die Russen, aber dieser Fremde sprach eine andere Sprache. Vermutlich war dieser Rassen-

unterschied der Grund meiner Vorliebe fürs Waschen; doch immerhin: was war ich für ein Mann? Ich reiste mit vielem Gepäck und vielen Vorräten. War ich ein großer Fürst bei meinem eigenen Volke? „Ja!" war die unverschämte Antwort meines Dolmetschers. Von da ab waren alle unsere Schwierigkeiten weggeräumt, wenigstens soweit Wanka in Betracht kam. Gleichzeitig wurde aber auch die Bitte häufiger: „Wollen uns die Fürsten ein wenig Schießpulver geben?"

Die Nacht war unangenehm naß; am nächsten Morgen hofften wir unsere Flußreise beendigen und ein Giljakendorf in der Bai erreichen zu können, wo wir Schutz gegen die Unbilden der Natur finden und unser jetzt ganz durchnäßtes Gepäck trocknen könnten. Unsere Eingeborenen berichteten, daß es nur noch eine halbe Tagereise bis zur Mündung des Flusses sei; aber sie hatten ihre Berechnung ohne den Wind gemacht. Ein Sturm vom Ochotskischen Meer fegte den Fluß herauf, und es wäre Wahnsinn gewesen, zu versuchen, in die Bai zu fahren, wenn unser Kanu schon auf dem Flusse Wasser schöpfte. So widerwillig wir an diesem öden, schutzlosen Ort unser Lager aufschlugen, so mußte es doch geschehen. Hier war kein Wald — den hatten wir hinter uns gelassen — nichts als die niedrig gelegenen Sümpfe, die Tundra des Nordens zeigte sich. Kalt, naß und hungrig kletterten wir ans Land, fanden ein Stück festen Bodens — eine Insel inmitten des Sumpfes — traten das lange, nasse Gras nieder und gingen dann auf die Suche nach Brennholz. Ein wenig angefaultes Treibholz belohnte unsere Mühe, glücklicherweise gewährte uns ein von der Flut zurückgelassener Baumstamm etwas Schutz vor dem Wind, der von der See hereinfegte.

Mit den Bären waren auch zugleich die wilden Enten verschwunden; unsere Vorratskammer war seit zwei Tagen nicht mehr aufgefüllt worden. Armunka wurde daher auf das rechte Ufer geschickt, um womöglich irgend etwas Eßbares zu erlegen. Es war nutzlos, nach einer zufällig vorbeiziehenden Schaar wilder Gänse zu schießen, denn unsere Beute würde sicher in den ungangbaren Sumpf niedergefallen sein. Glücklicherweise hatte Armunka mehr Glück; er brachte

eine einzige wilde Ente mit, die jedoch beim Braten ungeheuer zusammenschrumpfte, wenigstens nach der Meinung zweier hungriger Männer.

Uebrigens versuchten wir, vor dem Niederlegen unsere durchnäßten Decken zu trocknen. Wir erreichten nur, daß unsere Augen vor Rauch tränten. Die Sonne ging am unheildrohenden Himmel in rotglühenden Wolken unter; das ferne Tosen der wilden Brandung des Ochotskischen Meeres donnerte an unsere Ohren und erfüllte uns nicht mit dem Gefühl des Friedens, sondern mit der bitteren Empfindung der Kälte und des Sturmes. In unserem offenen Zelt zusammengeduckt, schliefen wir mit Unterbrechungen und versuchten, den Regenschauern auszuweichen, die durch unsere Zeltleinwand hereingeweht wurden.

Elftes Kapitel.

In der Bai von Ni.

Eine merkwürdige Küstenlinie. — Giljakenhütten und ihr Ursprung. — Das Innere einer Hütte. — „Bringe dem Gotte ein Opfer!“ — Das große Bärenfest. — Eine einzigartige Musikkapelle und Tänzerin. — Die Beschwörung des Cham. — Der Bär ist kein frommer Giljake. — Bedeutung des Festes.

Es war noch dunkel, 3 Uhr 30 Minuten morgens, als ich Töne hörte, die von Wanka herrührten. Er erklärte, daß er gesungen habe. Die Gelegenheit, die Gesetze der Harmonie, wie man sie im Westen versteht, auseinanderzusetzen, war höchst ungeeignet, ich schwieg also. Da ich mich von den Regengüssen noch höchst ungemütlich naß fühlte, lag ich still und beobachtete die Vorbereitungen, die er traf, um ein Feuer anzumachen. Nachdem er dieses brennend hatte, wandte er seine überschießende Tatkraft uns zu, indem er uns die Notwendigkeit eines frühen Aufbruches nachdrücklich beizubringen suchte. Wir sollten abfahren, bevor der Wind, der sich mit der Sonne erhob, die Wogen in der Bai in Bewegung setzte. Wir standen also auf, wie mein Dolmetscher das russische Wort ziemlich wörtlich übersetzte und bezogen den Ausdruck genauer auf unsere Morgentoilette.

Ein einfaches Frühstück beim Scheine des Feuers, ein eiliges Packen unseres nassen Gepäcks und wir trieben die letzte Meile unserer Flußfahrt dahin. An der Mündung befindet sich ein Delta, aber unsere Ruderer kannten den Fluß

wie „ihre fünf Finger“ und lotsten uns unfehlbar durch den tiefen Kanal in die Bai von Ri, in welche sich der Tymifluß ergießt. Diese Bai und die ganze Küstenlinie zeigt auf viele Meilen Entfernung eine so merkwürdige Formation, daß es einiger Worte der Erklärung bedarf, um meine weitere Reise klar zu machen.

Als ich im sechsten Kapitel von der äußeren, geologischen Erscheinung der Insel sprach, habe ich auf ihre allmähliche Entstehung in jüngerer, geologischer Zeit hingewiesen. Dies ist die Hauptursache, welche die Formation der von Lagunen umgebenen Küste im Nordosten und Südwesten der Insel erklärt.

Zu unserer Linken lag, als wir in die Bai in nördlicher Richtung einfuhren, ein niedrig gelegenes, sumpfiges Ufer, die Tundra, wie sie in Sibirien genannt wird, zu unserer Rechten erstreckte sich eine Sanddüne, die sich in der Breite von ein paar Metern bis zu einer Werst und mehr ausdehnte und mit der Küstenlinie parallel lief. Diese Formation erstreckte sich 100 Meilen und mehr in nördlicher Richtung; kein weißer Mann war bis jetzt weiter als ungefähr 80 Meilen (engl.) vorgedrungen, und die Eingeborenen konnten über die darüber hinaus liegenden Strecken nur vom Hörensagen berichten. Von der Mündung des Tymi erstreckt sich die Bai von Ri ungefähr 20 Meilen nordwärts und verengert sich dann zu einer Durchfahrt, die in die Bai von Chai führt. Ueber diese hinaus sind den noch unerforschten Buchten bis jetzt keine Namen gegeben worden. Diese Mauer schützender Sanddünen war von drei engen Straßen durchbrochen, welche auf der Strecke von 30 Meilen Zugang zum Meer gestatten.

Die Küstenlinie zu unserer Linken stellt das vorgeschichtliche Gestade dar, und die Terrasse darüber das ursprüngliche Niveau des Meeres. Die Sanddünen, welche durch die Ablagerung der Alluvium führenden Gewässer des nach Norden fließenden Tymiflusses gebildet und durch die Ochotskische, nach Süden fließende kalte Strömung zurückgehalten wurden, hatten sich im Verlauf der schon erwähnten allmählichen

Entstehung der Insel über die Oberfläche des Wassers erhoben. Von dieser Zeit an hatten Samenkörner, die der Wind oder die Vögel dort hingetragen hatten, sowie das Wachsen von groben Gräsern, der Zirbelkiefer und sogar der wilden Rose dazu beigetragen, daß der Sand einen festen Halt bekam und diese langen, sandigen Inselchen entstanden.

Von dem Tymidelta aus fuhren wir in nordöstlicher Richtung durch die Bai zu einer Gruppe von Hütten an der Innenseite der Düne. Der Wind machte sich schon fühlbar; unser leichtes Fahrzeug schaukelte, und die Morgenluft pfiff kalt durch unsere feuchten Kleider. Die Dörfer Niwo I (es gibt deren zwei) und Kamawo mit ihren mit Fichtenzweigen besteckten Bärenkäfigen hoben sich augenfällig von der sandigen Fläche ab. Eine Menge bellender und plätschernder Hunde stellte ihr Fischen ein, um ihren Unwillen über das Erscheinen von Fremden zum Ausdruck zu bringen. Eine Werst oder zwei hinter Kamawo stand ein Zelt; unser Boot wurde ans Ufer gezogen, wir wateten ans Land und wurden von zwei oder drei Kasaken angeredet, die uns vor einen russischen Polizeibeamten führten.

Für einen Posten war dies ein seltsamer, weltentlegener Ort, und nur außergewöhnliche Umstände konnten es rechtfertigen, daß man die Leute an diesen weitentfernten Ort verbannt hatte. Von der Insel Jesso pflegten japanische Schuner, die ohne festen Bestimmungsort Handel trieben, hierher an die Tymimündung zu kommen, um mit Reis, großen und kleinen Kesseln, Gewehren, Ohrringen usw. Tauschgeschäfte gegen Pelze zu machen und um während der Laichzeit Lachse zu fangen und einzusalzen. Dieser Zustand hatte sicherlich schon seit 1868 bestanden, als die Japaner und Russen plötzlich anfingen, sich um die noch nicht besetzten Orte zu streiten, was sie wahrscheinlich auch schon früher getan hatten, aber in diesem Jahre erwartete man russische Schiffe, welche die Bai aufsuchen würden. Man befürchtete jedoch Störungen oder Einverständnis mit entwischten Sträflingen und hatte deshalb einen Beamten im Juli hierher geschickt. Jetzt war es September, aber kein russisches Schiff war erschienen;

der Beamte war im Begriff, seiner Verbannung ein Ende zu machen und nach einigen Tagen abzureisen.

Er war über die Ankunft von Leuten aus der Außenwelt hocherfreut, überhäufte uns mit Gastfreundschaft, entwarf eine Karte der Bai für uns und lauschte begierig unseren Nachrichten. Von ihm hörten wir noch mehr Einzelheiten über die Geschichte des ehemaligen Kapitäns und Brodjaga, dessen frühzeitigen Tod der Beamte aufrichtig beklagte. Der Sträfling war ihm seinerzeit ein angenehmer Gesellschafter gewesen, als dieser unter seiner Aufsicht stand; er hatte ihm auf Ehrenwort Bewegungsfreiheit gestattet. Der Beamte vermutete, daß zwischen den Soldaten und ihren Gefangenen Streitigkeiten entstanden seien. Soweit ich es beobachtet hatte, war die Behandlung der Sträflinge seitens der Soldaten auf dem Weg nach Sachalin eine freundliche gewesen, aber die verzweifelten Verbrecher und die allgemeine Umgebung auf der Insel härten sie natürlich gegen alles und jeden ab. Ein Mann, der bei der Ausführung seiner harten Zwangsarbeit, z. B. beim Schleppen von Baumstämmen, wegen Schwäche oder Krankheit zurückbleibt, erhält Stöße mit dem Gewehrkolben in den Rücken, und dies ist kaum zu verwundern, denn bei der großen Entfernung von der Hauptverwaltung ist es sehr schwierig, Verstellung von einem wirklichen Krankheitsfall zu unterscheiden. Es hat eine Zeit gegeben, wo die Sache noch unendlich viel schlimmer stand, wo nur ein einziger Arzt auf der Insel lebte, und rohe Soldaten Gelegenheit hatten, die armen, ihnen zur Bewachung anvertrauten Sträflinge willkürlich zu behandeln und ihren Groll an ihnen auszulassen, wobei es nicht selten vorkam, daß die Gefangenen unter dem Vorwand der Zurechtweisung getötet wurden; der Totschlag wurde dann unter Bezeichnung „Unfall" gemeldet.

Wir hatten uns in dem engen Bereich des Zeltes niedergekauert, als der japanische Agent, der das Lagern der zubereiteten Fische zur Verladung beaufsichtigte, erschien und uns einlud, die beiden Schuner zu besichtigen. Wir ruderten zu einem derselben, kletterten über das Hackbord, gingen in

die niedrige, kleine Kabine und lehnten nach gebührender Begrüßung: „O hayo!" (Rechtschaffen früh!) unsere Gewehre an die Wand, worauf wir mit untergeschlagenen Beinen uns auf den mit Matten bedeckten Boden niederließen. Während des à la Russe getrunkenen Tees machten wir dem Japaner den Antrag, daß sie uns mit nach Süden nehmen sollten; denn die Gelegenheit ihrer baldigen Abreise hatte uns die Möglichkeit eröffnet, entweder die Orotschonen und Giljaken an der Nabil-Bai zu besuchen, eine kurze, eintägige Segelfahrt nach Süden, wo wir hoffen konnten, irgend eine Gelegenheit zu finden, den Nabilfluß hinaufzufahren und von da aus mit eingeborenen Führern Derbensk zu erreichen oder wir konnten auch bis zum Süden der Insel, nach der Patience-Bai, segeln und die Ainus besuchen. Dies war eine plötzliche Aenderung unserer Pläne, aber in Gegenden, wo die Verbindungs- und Beförderungsmittel so ungewiß sind, keineswegs ein ungewöhnlicher Vorfall. Der japanische Kapitän entgegnete jedoch, daß er Befehl habe, direkt zurückzukehren; außerdem sei das Wetter unbeständig und er könne nicht voraussagen, wie viele Tage vergehen würden, bevor er ans Land setzen könne.

Schließlich bestimmte uns die Ungewißheit und die Möglichkeit, später meinen Anschluß an das Festland zu verfehlen, sowie die Gefahr, vielleicht am Nabilflusse ohne Transportmittel und mit ungenügenden Lebensmitteln zu stehen, den Gedanken aufzugeben, bei unserem ersten Plan zu verharren, und weiter nach Norden zu fahren.

Zu dieser Reise bedurften wir eines größeren Kanus und einer Mannschaft, welche die Küstenlinie und womöglich die Eingebornen kannte, denn die Buchten waren nicht nur von Giljaken, sondern auch von anderen Eingebornen bewohnt, die von den Russen Orotschonen genannt werden. Während die Vorbereitungen im Gange waren, wanderten wir zu dem nächsten Kiljakendorf Kamawo. Wie willkommen war jetzt die Sonne! Durch eine gute Mahlzeit innerlich erwärmt und mit getrockneten Kleidern angetan, lebten wir neu auf, als wir im Sand dahinwanderten und uns in der

warmen Nachmittagssonne aufwärmten. Ich lief über die eine viertel Meile breite Sanddüne, um einen Blick auf die große Brandung zu erlangen, deren wildes Brausen die ganze traurige Nacht hindurch daherrollte. Sie kam noch immer donnernd heran, aber wie prachtvoll war sie jetzt, im glänzenden Sonnenschein. Dies waren also die Gewässer des weiten Stillen Ozeans, obwohl man sie, nachdem sie sich durch die unbedeutende, halbmondförmige Schranke der Kurileninseln gedrängt hatten, mit dem Namen Ochotskisches Meer zu benennen beliebt hat. Nach Osten, in einer Entfernung von 500 Meilen, erstreckt sich die Halbinsel Kamtschatka hinunter, jener Inbegriff höchster Kälte für einen englischen Schuljungen.

Als ich mich wieder zur Bai gewandt und das Dorf Kamawo erreicht hatte, trat ich in eine der Giljakenhütten. Die Giljaken sind die glücklichen Besitzer zweier Arten von Hütten, eine für den Sommeraufenthalt bestimmte „Tolf Tuf“ genannt, die andere für den Winteraufenthalt bestimmte „Torif“ genannt. Die außergewöhnlichen Gegensätze des Klimas und die Berührung mit ihren Nachbarn haben die Giljaken zu dieser doppelten Wohnart geführt; aber noch in jüngerer Zeit, wahrscheinlich bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, waren auf dem Festlande und noch später auf der Insel die Winterhütten ihre einzigen Wohnungen.

Schutz gegen Wind und Kälte sind die Haupterfordernisse, die an eine Winterwohnung gestellt werden müssen; man wählt also eine Lage im Wald, die den weiteren Vorteil besitzt, daß sie für die Winterjagd gut gelegen ist. Eine viereckige Grube wird ungefähr drei Fuß tief gegraben. In den vier Winkeln eines kleineren Vierecks dieser Grube werden vier starke Pfosten eingetrieben, welche oben durch vier andere Balken miteinander verbunden werden. Dieses Gebälk bildet das Hauptfachwerk dieser Hütte. Vom Boden aus, d. h. drei Fuß über dem Boden der Hütte, werden kleinere Pfosten, gewöhnlich aus Lärchenholz, ringsherum gegen dieses Fachwerk gestützt, und dadurch wird ein zeltförmiger Bau gebildet, dessen konisches, oberes Ende abgeschnitten ist. Der

ganze Bau wird mit der aus der Grube ausgeworfenen Erde bedeckt, nur oben am Dach wird ein Loch für den Rauchabzug gelassen. Ein bedeckter Eingang oder Tunnel, ebenfalls aus mit Erde bedeckten, hölzernen Stützen bestehend, bildet den Eingang zu der Wohnung. Dieser Zugang ist zu ebener Erde, und der Fremde, welcher soweit vorgedrungen ist, findet ihn plötzlich gesperrt; aber wenn er eine kleine Schiebetüre oder vielmehr ein eingefügtes Holzbrett fortschiebt, wird sich eine kleine, in die Erde geschnittene Treppe zeigen, auf welcher er zum Boden der Hütte hinabsteigen kann.

Man kann hieraus ersehen, daß die Winterhütten, wenn sie mit Schnee bedeckt sind und innen durch ein loderndes Feuer erwärmt werden, sehr gemütlich sind. Dr. Schrenck und Sternberg haben aus dieser Form der Hütte und aus dem Ueberbleibsel eines alten Gebrauches beim Bärenfest geschlossen, daß Ein- und Ausgang der Hütten ursprünglich nur durch den Schornstein erfolgte, und daß die Vorfahren der Giljaken aus dem Norden kamen. Die Worte, die für „Eintreten“ in die Hütte und „Verlassen“ dieser gebraucht werden, „kusind“ und „jigind“, bedeuten sinken und sich erheben und weisen auch auf den Gebrauch des Rauchfangs als Ein- und Ausgang hin. Solchen Autoritäten kann man nicht leicht widersprechen, aber man sollte bedenken, daß Grubenwohnungen dieser Art auf weit ausgedehnten Gebieten von verschiedenen Völkern benutzt worden sind, deren nordischer Ursprung nicht bewiesen ist, z. B. in Jesso, in der Priamursk-Provinz und in der Mandschurei, um nur die umliegenden Gebiete zu erwähnen; was in diesem Zusammenhang ebenfalls wichtig ist, ist, daß die Bewohner der Mandschurei, die Yih-len, in den chinesischen Annalen der späteren Han-Dynastie (25—219 n. Chr.) als Troglodyten beschrieben werden, die in Höhlen wohnten, und deren Rang durch die Tiefe ihrer Wohnungen bestimmt wurde. Die Vornehmsten hatten einen Abstieg von neun Stufen zu ihrer Wohnung, während spätere Chroniken besagen: „Der Eingang erfolgte durch den Gipfel.“



Sommerhütte der Giljaken auf Sachalin.

Was auch immer der Ursprung der Winterhütten gewesen sein mag, so gilt es doch als ziemlich sicher, daß die Einrichtung der Sommerwohnung ihm aus Nordchina durch die Mandschurei übergekommen ist. Es ist leicht zu begreifen, wie sie dem Giljaken annehmbar erscheinen mußte. Der schmelzende Schnee machte im Frühjahr seine Winterwohnung feucht und naß, und die zunehmende Hitze der Sonne sie dumpfig und heiß.

Der Besitz zweier Häuser für die verschiedenen Jahreszeiten erwies sich auch als ein Vorteil in bezug auf ihre Beschäftigungen. Im Winter ist es bequem, im Walde zu wohnen, um der Jagd auf Bären, Füchse usw. nachzugehen, während der Fischfang im Sommer auf das Ufer der Flüsse oder auf die Meeresküste als geeignetsten Aufenthalt hinweist. In der Form gleicht die Sommerhütte einem roherbauten Schweizerhäuschen. Einige, aber nur wenige, waren auf Pfosten erbaut; augenscheinlich war man von dieser Bauart abgekommen. Diejenige, die wir in Kamawo betraten, war nicht groß — ungefähr 16 Fuß lang und 13 Fuß breit. Die Seitenbalken erhoben sich bis zu einer Höhe von 4 Fuß 6 Zoll. Auf diesen Balken ruhte das schräg abfallende Dach von Pfählen oder Dachsparren, die mit Rindenstücken als Schindeln oder Ziegeln belegt waren. Wir bückten uns tief, als wir in dem drei Fuß hohen Zugang dahinkrochen und nahmen vorsichtigerweise nur eine halb aufrechte Stellung an, um uns nicht den Kopf zu stoßen, jedoch ohne Erfolg. Nachdem sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, denn es war nur ein Loch im Dache, welches als Fenster und Schornstein diente, unterschieden wir in der Mitte eine größere, mit Erde und Asche bedeckte, 4 Fuß lange und 2½ Fuß breite Stelle, auf welcher rauchende Holzblöcke lagen. Darauf stand ein Kessel, während von einem Sparren darüber ein anderer, größerer Kessel herabhing. An den beiden Seiten und an der hinteren Wand der Hütte war eine roh gezimmerte Bank oder Nakh 15 Zoll über dem Boden angebracht, die etwa vier Fuß breit war und einen schmalen Gang zwischen der Bank und dem Feuer (tur) ließ. Auf der Nakh saßen mehrere

Giljaken, eine Mutter mit einem Säugling, ein rauchendes Mädchen und drei oder vier Männer. Oben hing ein Durcheinander von verschiedenen Gegenständen, von einer Wiege an bis zu einer ungefügen Axt zum Aushöhlen von Kanus. Die hölzerne Wiege war wie eine Schaufel ohne Griff geformt und hing an einem Querbalken an Seehundsriemen. Fischnetze, Näpfe von Birkenrinde für Wasser oder Seehundsöl, getrocknete Fischhäute, Hundefelle, Winterkleider, Seehundsöl



in Seehundsmagen usw. lagen auf der Bank oder hingen an den Wänden. Vielleicht ist es am besten, den Zustand der Atmosphäre der Einbildungskraft des Lesers zu überlassen. Nachdem ich das Innere photographiert hatte, der herrschenden Dunkelheit wegen leider mit geringem Erfolg, wandte ich meine Aufmerksamkeit zwei oder drei „Kunstwerken" zu. Zwei kleine, flache Stückchen Holz in Form einer Scheibe und eines Halbkreises hingen von einem Balken herab. Sie stellten Sonne und Mond dar und wurden als Zaubermittel gebraucht. Auch zwei Stöcke mit Holzspänen, ähnlich demjenigen, welchen ich als Schutzmittel des im Bau begriffenen Kanus gegen böse Geister beschrieben habe, waren vorhanden; aber diese besonderen Stäbe waren, wie ich erfuhr, dazu bestimmt, über ein krankes Kind gelegt zu werden, dessen Genesung sie sicherlich bewerkstelligen würden.

Zeichen der Gottesverehrung, geschnitzte Bilder usw., gab

es indessen nicht, denn der große „Kiskh“ ist für sterbliche Augen unsichtbar. Zaubermittel, Amulette, sind vorhanden; aber sie haben bei dem abnehmenden Einfluß des Cham und im Verkehr mit den Russen ihren Wert in den Augen der Giljaken verloren. Die Giljaken lachen über dieselben, wenn sie vom Fremden darüber befragt werden; aber auf dem Grunde ihres Herzens lauert trotzdem noch ein Gefühl von Furcht.

Später werden wir sehen, daß der Cham oder Medizinmann Geister beschwört, die ihren zeitweiligen Aufenthalt in Zaubermitteln nehmen, die in Gestalt von menschlichen Körpern angefertigt sind. Andererseits werden diese menschenähnlichen Schnitzereien als Amulette gebraucht. Ein paar dieser, aus Holz geschnittenen Amulette, die ich besitze, sind dazu bestimmt, auf dem kranken Glied oder Teil des Körpers getragen zu werden, z. B. werden diese kleinen Figuren um den Hals gebunden, wenn man Halsschmerzen hat.

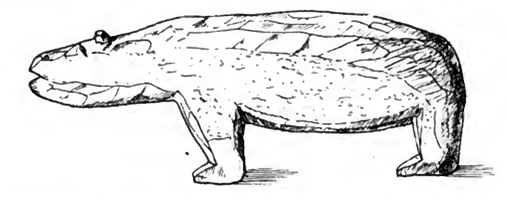


Nur bei einer Gelegenheit hörte ich etwas, was einigermaßen dem unbestimmten Ausdruck „Götzendienst“ näherkam.

Es wurde mir von einem früheren Aufseher in Derbensk erzählt, dessen Dienstpflichten ihn in früheren Jahren den Tymifluß hinabgeführt hatten. Auf einer seiner Reisen wurde er von einem heftigen Schneesturm gezwungen, Obdach in einem Giljakendorf zu suchen, wo er nicht bekannt war. Als er in der Hütte des Dorfältesten saß und gerade eine Mahlzeit zu sich nehmen wollte, sagten die Giljaken zu ihm: „Gib dem Gott etwas zum Opfer!“ Der Aufseher legte hierauf einige kleine Kuchen in den Birkenkorb, der in der Ecke vor einer hölzernen Figur hing, wie ich sie beschrieben habe; die Figur hatte die Hände auf der Brust gefaltet und trug einen

Gürtel. Am folgenden Morgen bemerkte der Russe, daß der Korb leer war, die Kuchen waren verschwunden. Am Abend opferte er deshalb wieder einige, legte sich dann hin und stellte sich, als ob er schliefe. Er gab genau, aber unbemerkt Obacht und sah, wie ein Giljake hervorkam, die Kuchen nahm und sie aß. Er rief ihm deshalb zu: „Was tust du? Laß den Gott sie essen!" was den Giljaken, wie man sich denken konnte, sehr kränkte.

In der Regel wurden Opfer unter freiem Himmel dargebracht, z. B. immer, wenn wir unsere Lagerfeuer verließen. Die Opfergaben wurden zum Gebrauch der Gottheit zurückgelassen. Man war die Opfer nicht allein den Göttern schuldig, sondern die Ausführung dieser Pflicht brachte auch Glück, die



Unterlassung dagegen Unglück. Alles Unglück wird dem Zorn des Gottes zugeschrieben. Wenn der Giljake sich keiner Schuld bewußt ist, dann muß irgend einer seiner Verwandten den gerechten Zorn des Gottes heraufbeschworen haben; vielleicht war es seine Frau, die die Ehre des häuslichen Herdes nicht gebührend gehütet hatte, weil sie es zugelassen hatte, daß jemand darauf spukte, oder daß jemand die Hütte verlassen und vorher seine Pfeife an dem heiligen Feuer angezündet hatte. Dr. Laufer, ein Mitglied der Jesup-Expedition, die vor kurzem von Washington abgeschickt worden ist, die größte Autorität auf dem Gebiete der Kunst der Amurstämme, hat erklärt, daß die Kunst der Giljaken und Golden realistischer Darstellung ermangelt. Ihre rein dekorative Arbeit — er schließt hiervon alle hölzernen Gegenstände, Tiere usw., aus, die als Zaubermittel oder Spielsachen ge-

schnitzt sind — ist, wie er ausführt, auf Nachbildungen von chinesischen Darstellungen von Tieren beschränkt, die von diesen Eingebornen niemals gesehen worden sind, wie z. B. der Hahn, die Schildkröte und der mythische Phönix. Im Zusammenhange damit dürfte es interessieren, daß ich gerade in dieser besonderen Hütte des Dorfes Kamawo an den Holzwänden mehrere Schnitzereien fand, die Bären vorstellen sollten und andere roh schachbrettartige Wandverzierungen bildeten. Vielleicht kann man dieselben als Ausnahmen von der Regel betrachten.

Als wir aus der Hütte traten, wurden wir von einer



Bärenfütterung

Menge kläffender Hunde umringt und schenkten unsere Aufmerksamkeit dem Bärenkäfig. Vor demselben hing ein Korb aus Birkenrinde, wie auf der Illustration zu sehen ist, der frisches Wasser für Meister Braun enthielt. Der Eigentümer des Bären holte ein Stück getrockneten Fisches und hielt es vor ein Loch in dem Zwinger; der hieran schon gewöhnte Bär steckte seine große Tatze heraus, um den Fisch zu ergreifen, während ich eine Momentphotographie davon aufnahm. Dieses Tier war schon vollständig ausgewachsen und sollte bei dem Bärenfeste im kommenden Januar die Hauptrolle spielen.

Das Bärenfest, das wahrscheinlich ursprünglich ein rein religiöses Fest war, ist in dem giljakischen Kalender ein gewohnter, feststehender Feiertag geworden und unterbricht die Einförmigkeit des langen Winters. Die Vorgänge sind

eigenartig und interessant. Wenn das Tier jung gefangen und bis zu seinem vierten Jahr aufgefüttert worden ist, wird ein Fest für den kommenden Januar festgesetzt. Dann werden die Einladungen in die benachbarten Dörfer geschickt, obwohl die Bewohner derselben solcher Ankündigung kaum bedürfen, da sie mit dem kommenden Ereignis schon wohl bekannt sind. Am Morgen vor dem Fest zeigt das Dorf ein geschäftiges Treiben; die Gäste kommen in großer Anzahl; ihre von Hunden gezogenen Schlitten gleiten von allen Seiten des schneebedeckten Waldes rasch heran. Schon tagelang vorher sind große Mengen von Lebensmitteln bereitgestellt worden. Die Hütten sind gedrängt voll, und Gastfreundschaft wird freigebig erwiesen. Gleichzeitig fällt für den Eigentümer des Bären und für seine Nachbarn bei dieser Festlichkeit ein großer Gewinn ab, denn Luxusgegenstände, wie Tabak, Reis, Wodki usw. werden feilgeboten und mit gutem Nutzen verkauft. Den Hauptbestandteil des Schmauses bildet natürlich Yukola oder getrockneter Fisch, jedoch bereitet die Giljakenhausfrau eine Menge verschiedener Gerichte, deren Grundlage Yukola bildet. Getrocknet und hartgefroren wird er zu feinem Pulver gerieben und mit Seehundsöl und Heidelbeeren vermengt. Wenn man zu diesen drei Zutaten noch Reis, Lachsrogen und Wurzeln hinzufügt, so werden viele Arten von Gerichten möglich, und diese Errungenschaften der Kochkunst erscheinen den Giljaken höchst schmackhaft. Die am häufigsten benutzten Wurzeln sind pu-chi und pis (Bärenklau und Flügeltang). Diese sind beim Würzen des geschmorten Bären-, Renntier- und Seehundsfleisches sehr beliebt; eine Lilie, die sie Kashk nennen, wird gewöhnlich zu Fischrogen gegessen. Bei besonderen, festlichen Gelegenheiten und in der Nähe russischer Niederlassungen werden die Gäste mit Kartoffeln regaliert, in welchen Fällen sie sehr sparsam ausgeteilt werden; von den Kartoffeln darf kein bißchen, auch nicht die Schale, übrig gelassen werden.

Am Tage vor dem Fest wird eine Probe abgehalten. Mehrere Männer des Dorfes gehen mit dem Eigentümer zum Bärenzwinger und schicken sich an, einen oder zwei Balken

des Daches abzudecken. Dann lassen sie an einem Stocke einen Riemen mit einer Schlinge hinein und werfen diese geschickt über den Kopf des Bären, dann über eine Tatze und Schulter, um zu verhindern, daß er sich erwürgt, wenn der Riemen festgezogen wird. An diese Schlinge werden andere Riemen befestigt, und jetzt können die Männer das Dach weiter abnehmen und den Bären herausziehen. Wenn es sich um größere Bären handelt, ist das Herausziehen gewöhnlich nicht nötig, denn er kommt nur zu schnell mit Knurren und Brummen heraus; dann ist nur eins zu wünschen, daß nämlich alle Riemen straff angezogen werden, damit der Bär daran verhindert wird, den einen oder anderen seiner Fänger anzugreifen. Die Art der Fesselung des Bären ist in den verschiedenen Teilen der Insel nur wenig verschieden; in unserem Falle kann der Leser auf der Illustration sehen, daß die von den Eingebornen aus Gras selbstverfertigten Seile um seine Tatzen geschlungen sind. Damit der Bär keinen Schaden anrichten kann, wird ihm zwischen die Vorder- und Hinterbeine ein auf beiden Seiten hervorstehender Pfahl gesteckt, an dessen Enden mehrere Männer stehen; dann werden die Seile befestigt. Auf diese Weise festgehalten, ist es dem Bären unmöglich, seine Tatzen zu bewegen. Nun konnten die Giljaken dazu übergehen, ihm das Maul zuzubinden. Mit einem Klotz, an welchem ein Seil befestigt war, wurde der Bär solange geneckt, bis er diesen ins Maul nahm, worauf seine Schnauze schnell und fest mit diesem „Bissen" gebunden wurde. Zur Vervollständigung seiner Toilette wird dem Bären statt des Lederhalsbandes ein Kragen von Seehundsfell mit zwei kurzen eisernen Ketten über seinen Hals gestülpt. An den Enden der Ketten wurden Riemen befestigt, die dazu dienten, ihn herumzuführen.

Dann wurde das Tier eine kurze Zeit lang spazieren geführt, um die Festigkeit seiner neuen Ausstaffierung zu probieren, hierauf angebunden und schließlich wieder in seinen Zwinger zurückgeschafft. Damit endete die Probe. Dies läßt sich schnell beschreiben, aber der wirkliche Vorgang nahm lange Zeit in Anspruch, z. B. brauchte man eine halbe

Zum Bärenfest bei den Giljaken.



„Er kommt nur zu schnell mit Knurren und Brummen."



„Nun konnten die Giljaken ihm das Maul zubinden."



„Das Tier wurde zur Hütte seines Eigentümers geführt."



Eine einzigartige Musikkapelle.

Stunde, um das Tier zum Verlassen des Käfigs fertig zu machen.

Am folgenden Tag wiederholte sich derselbe Vorgang; das Tier wurde nun zu der Hütte seines Eigentümers und dreimal um dieselbe herumgeführt. Jedesmal, wenn er an der Türe der Hütte seines Besitzers vorbeikam, stieß ihn derselbe mit einem Tzakh oder Baumast, an dem noch die abgeschnittenen Späne hingen; der Ast mußte durch die Kraft des Stoßes zerbrechen. Dieses Herumführen wurde von den Tönen einer einzigartigen Musikkapelle begleitet. Drei oder vier junge Mädchen schlugen im Takt mit Stöcken auf einen Stamm, der auf kurzen aufrechten Stützen ruhte. Diese vielfach abwechselnde „Musikaufführung" wurde vom Tanz begleitet. Obgleich die Tänzerin in diesem Fall die älteste Frau des Dorfes war, so war doch die Vorstellung bei weitem interessanter als der ritualistische Tanz, welchen der Reisende im Osten gewöhnlich sieht, wie z. B. das Tanzen junger Mädchen in dem heiligen Tempel von Nara in Japan.

Zu allererst stampfte die alte Dame, die in Seehundsfelle gekleidet war, den tiefen Schnee nieder und bildete dadurch eine kleine, ebene, viereckige Fläche. Dann nahm sie zwei Zweige Immergrün, die sie als Fächer verwandte, in die Hände und nahm nun die wunderlichsten Stellungen ein. Ihre Bewegungen waren keineswegs schnell, manchmal geriet sie unbeabsichtigt über die Grenzen ihres Tanzplatzes und purzelte dann in den tiefen Schnee, in welchem sie zur Belustigung der Musikkapelle und der Zuschauer herumzappelte; sie ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen, denn sie stand lachend wieder auf, um die Vorstellung von neuem zu beginnen.

Dann wurde der Bär in feierlichem Zuge durch eine Allee von Tzakhs, die in den Boden gesteckt waren, zu seinem Richtplatze geführt. Auf dem Festlande wird das Tier viel unbarmherziger gequält als auf Sachalin. An den Ufern des Amur wird das arme Vieh drei Tage lang umhergeschleppt und muß der Reihe nach alle Hütten besuchen: in jeder wird er angebunden, gestoßen und gequält, wobei es

nicht immer ohne Gefahr für seine Quäler abgeht. Die Kleinheit der Sachaliner Hütten machte solche Vorstellungen seitens des Bären unmöglich. Während das arme Tier festgebunden



„Das Tier wird allein gelassen um über seine Lage nachzudenken."

und allein gelassen wurde, um über seine Lage nachzudenken, gingen die Eingebornen zum Schmause; zuvor brachten sie jedoch von ihren Leckerbissen, Reis, Heidelbeeren usw. und



Stumpfe Pfeile mit hölzernen Spitzen werden auf den Bären abgeschossen.

fütterten ihre Opfer, bis es nichts mehr fressen konnte. Dies ist ein charakteristischer Zug ihrer Stellung dem Bären gegenüber. Sie waren im Begriff, ihn zu töten, aber trotzdem ehrten sie ihn. Gewissermaßen sollte es eine Entschuldigung sein. Sie sahen wohl ein, daß ihr Betragen ihm zweideutig

erscheinen mußte, deshalb wollten sie alles tun, was sie nur konnten, um sich seine gute Meinung zu erhalten, wenn er auch von ihrer Hand getötet wurde. Daher bewirten sie ihn nach Möglichkeit mit allerhand Leckerbissen, bevor er sein Schicksal aus ihrer Hand empfängt.

Als die Giljaken mit Essen, Trinken, Rauchen und Schwätzen fertig waren, machten sie sich zum Ort der Hinrichtung auf. Auf dem Wege dahin machte die Gesellschaft am Anfang der Allee Halt, um einigen Festteilnehmern Gelegenheit zu geben, stumpfe Pfeile mit hölzernen Spitzen auf den Bären abzuschießen. Sie schienen gar nicht zu versuchen, das Tier zu treffen, oder sie verfehlten ihr Ziel ganz schmählich, denn ihre Pfeile gingen entweder kläglich weit vom Ziel nieder oder über dasselbe hinaus. Dies scheint ein weiteres Beispiel dafür zu sein, wie sich überlieferte Gebräuche abschwächen, denn das Schießen mit stumpfen Pfeilen nach dem armen Bären pflegte in alten Zeiten eines der größten Vergnügungen zu sein. Auf dem Platz angekommen, stellte sich die Menge in einem Halbkreis vor dem Tier auf.

Ich habe schon erwähnt, daß die Sitten von Küste zu Küste, von Dorf zu Dorf verschieden sind; auch hier zeigte sich eine Abweichung. In vielen Fällen wird der Cham oder Medizinmann, wie ich glaube, nicht zugezogen, um seines Amtes zu walten, möglicherweise weil sein Einfluß geschwunden ist, wie mir die Tro-Giljaken ja auch sagten: „Wir haben jetzt keinen großen Cham.“ Folgendes ist jedoch die Rolle, die dieser Medizinmann bei dieser Gelegenheit zu spielen hat, wie mir von einem Aufseher auf der Insel mitgeteilt wurde.

Unter tiefem Schweigen der Zuschauer tritt der Cham mit einem Fichtenzweig in der Hand dicht an den Bären heran und flüstert ihm ins Ohr:

„Du hast viele Beeren gefressen,

„Du hast viele Fische gefangen,

„Du hast viele Leute erschreckt;

„Deine Vorfahren und Deine Kameraden haben viele Giljaken zerrissen;

„Deshalb mußt Du dafür sterben.

„Doch Dein „Wirt“ hat Dich drei Jahre lang gefüttert und nicht mit dem köstlichen Jukola (getrocknetem Fisch) gekargt,

„Er hat Dir das beste Wasser gegeben,

„Er hat Dich spazieren geführt,

„Er hat Dich im Sommerjahr dreimal täglich*) gebadet,

„Und drei Winterjahre lang hast du in einer schönen, warmen Wohnung gelebt;

„Er, Dein Wirt, will Dich nicht töten;



„Der Pfeil hat das Herz verfehlt.“

„Deshalb darfst Du Dich nicht über ihn bei dem großen Herrn der Berge beklagen.“

Am Schluß der Beschwörung tritt der Cham ein wenig zur Seite, noch immer den Fichtenzweig über dem Kopf des Bären haltend. Bis zu diesem Punkte stimmen die Berichte überein. Nun tritt ein Bogenschütze vor und legt, ein paar Meter von dem Bären entfernt, einen Pfeil mit eiserner Spitze auf den Bogen. Das Tier will jedoch sein Herz dem Pfeil nicht aussetzen und muß geneckt werden, bis es sich umdreht, worauf der Schütze den Pfeil abschnellt. Merkwürdigerweise stößt der arme Braun keinen Ton aus, sondern versucht einfach,

*) Ich fürchte, daß hiermit dem Gedächtnis des Bären eine starke Zumutung gemacht wird. Es ist sehr schwierig, ihn aus dem Käfig herauszuholen, die Bären, welche ich gesehen habe, wurden nur alle vierzehn Tage zu einem Verdauungsspaziergang herausgeführt, damals war es Herbst.

den Pfeil mit seiner Tatze aus der Wunde zu zerren; da ihm das nicht gelingt, setzt er sich nieder und sieht sich um, als ob nichts geschehen wäre. Der Pfeil hatte das Herz verfehlt und war in die Lunge gedrungen; aber das Tier ließ noch kein Zeichen von Schmerz sehen und hustete nur. Ein anderer Pfeil wird abgeschossen, trifft jedoch nur den Kragen. Jetzt wird der erste Pfeil herausgezogen, das Blut hat einen Ausgang gefunden, das arme Tier sinkt um und verendet. Wenn es ganz tot ist, kommen die Weiber mit Stöcken heran, heben seine Tatzen auf und schleppen den toten Bären dreimal um den Opferplatz herum.

Wenn der Cham zugegen ist, schneidet er zuerst das Herz des Bären heraus, zerteilt es und gibt die Stücke den vornehmsten der anwesenden Giljaken. Wer von dem Herzen des geopferten Tieres genossen hat, darf sicher sein, daß er während der ganzen Jahreszeit eine erfolgreiche Jagd hat.

Nachdem das Fell schnell abgezogen worden war, wurde der Körper zerlegt, und bald dampfte das Bärenfleisch in den verschiedenen Kesseln. Alle Leckerbissen von getrocknetem Fisch, Reis, Wurzeln, Rogen, Seehundsöl usw. wurden hervorgebracht, und das Schmausen beginnt von neuem. Die Männer sitzen in Gruppen, die Frauen bedienen sie erst und nehmen dann selbst am Mahle teil. Die Jünglinge wetteifern im Bogenschießen, Ringen und Laufen, während primitive, musikalische Instrumente ertönen und Lieder gesungen werden, die von den Heldentaten berühmter Jäger berichten. Ein Lieblingssport der jungen Giljaken ist ein Ballspiel. Die Kunst dabei besteht darin, den Ball in der Luft im Schwung zu halten, ohne daß er den Boden berührt. Nur die Hände dürfen dabei gebraucht werden. Der Ball wird aus einem Baumschwamm gemacht.

Die ursprüngliche Bedeutung aller dieser Zeremonien des Bärenfestes ist im großen ganzen verloren gegangen, aber der religiöse Beweggrund scheint nach der Anschauung der jetzigen Giljaken der zu sein, daß sie an den großen Herrn der Berge, Pal ni vookh, einen Boten senden wollen, welcher ihre peinlich genaue Beobachtung der feierlichen Opferge-

bräuche bezeugen soll. Damit ihr Boote seinen Bestimmungsort nicht verfehlt, war es Sitte, und ist, glaube ich, in einigen Dörfern noch gebräuchlich, dem Geist des Bären beizustehen, daß er seinen Weg zu Pal ni vookh auch wirklich findet. Zwei Hilfen werden ihm mitgegeben; die eine besteht darin, daß man auf dem Opferplatz einen Stock einpflanzt, der nach Osten weist, wo Pal ni vookh, der große Herr, wohnt, die andere, daß man zwei Hunde schlachtet, deren Geister den Geist Meister Brauns zu Pal ni vookh jagen sollen. Denn es wurde mir erklärt, daß, obwohl der Bär ein Giljake sei, er doch kein frommer Giljake wäre. Er pflegte wohl von allem Genießbaren, was Pal ni vookh und Tol ni vookh, die Herren des Waldes und des Wassers, für ihn und alle Bewohner der Taiga erschaffen haben, zu fressen, aber sich für nichts zu bedanken, während ein wahrer Giljake nach jeder Mahlzeit etwas opfert; daher konnte man nicht erwarten, daß er Pal ni vookh aufzufinden wisse, oder wenn er es wüßte, daß er nicht geneigt war, zu ihm zu gehen. Sogar Wanka war immer höchst gewissenhaft, etwas Fisch oder Tabak auf die Asche unseres Lagerfeuers als Opfergabe für Pal ni vookh zu legen. Bei einer Gelegenheit verdankten wir, wie er uns versicherte, unsere Errettung vor einem Wassertode nur dieser rechtzeitigen Opfertat seinerseits.

Wahrscheinlich erhöht der Umstand, daß der Bär dasjenige Tier ist, welches am schwersten und gefährlichsten zu fangen ist, den Wert des Opfers, wovon der Geist des Bären ein Zeuge sein sollte. Noch eine andere Bedeutung verbirgt sich, wenn auch unbewußt, hinter dieser Feierlichkeit. Der Bär ist nicht allein schwierig zu fangen, obwohl die Gefahr jetzt dadurch abgeschwächt ist, daß man sich auf den Fang junger Bären und ihre Aufzucht beschränkt; der Bär ist auch zu gleicher Zeit der stärkste Nebenbuhler der Giljaken. Er lebt wie sie von den Fischen des Flusses, von den Beeren des Waldes und beraubt sogar die Schlingen der Giljaken der kleinen Tiere, die sie darin gefangen haben. Deshalb muß er auf jeden Fall sterben. Es lohnt nicht, die Giljaken von heute nach den Gründen dieses Gebrauchs zu fragen, denn

sie kennen sie nicht; sie würden auch unter keiner Bedingung einem Fremden die verborgene Bedeutung ihrer religiösen Feierlichkeiten offenbaren. Folgende Erfahrung machte ein Russe, als er versuchte, die Bedeutung der Zeremonie herauszulocken; auch ich habe keinen besseren Erfolg gehabt.

Giljake: Es bedeutet ein Opfer für Pal ni vookh.

Russe: Warum redet Ihr nicht darüber, während der Bär getötet wird?

Giljake: Das weiß ich nicht.

Russe: Bestrafen die Giljaken den Bären seiner Verbrechen wegen?

Giljake: Nein.

Russe: Warum spricht der Cham seine Beschuldigungen in das Ohr des Bären?

Giljake: Das haben die Giljaken von alters her getan. Fragen Sie die alten Männer. Vielleicht wissen die etwas darüber.

Als die alten Männer jedoch befragt wurden, wußten sie nichts mehr davon. Einen Umstand, den ich noch nicht erwähnt habe, der aber eine besondere Bedeutung besitzt, gibt es noch bei der Feierlichkeit. Dies ist nämlich das Aufbewahren des Kopfes des Bären, der nie, unter keinen Umständen gegessen wird. Ein Bärenfell, welches mir angeboten wurde, ebenso die Hundefelle, die ich eintauschen wollte, waren sämtlich ohne die Köpfe.

Es ist bemerkenswert, daß der Kopf des Bären nicht gegessen wird, wohl aber das Herz. Letzteres verleiht dem Jäger Erfolg und Mut, aber ich entnahm ihren Aussagen, daß die Giljaken glauben, das Essen des Gehirns mache denjenigen, der es verzehrt, bärenähnlich und zu einem Feinde seiner Volksgenossen. Der Schädel wird endlich dem Giljakenfriedhof überwiesen und dort mit den Schädeln von Delphinen usw. auf Stöcken aufgepflanzt. Diese Sitte ist bei den Ainu ziemlich verbreitet, nur stellen sie die Schädel in der Nähe ihrer Hütten auf und bringen ihnen Opfergaben von Sake (Reisbranntwein) usw. dar, um sie zu besänftigen und ihren Schutz zu erlangen; die Beerdigungsstätten der

Giljaken liegen dagegen in der geheimen Abgeschiedenheit der Wälder und werden von ihnen selten besucht. Was der diesem Golgatha zugrunde liegende Gedanke ist, weiß ich nicht; aber es ist wahrscheinlich, daß sie glauben, daß die Ueberbleibsel der Tiere, deren Geister zu dem großen Pal ni vookh zurückgekehrt sind, in der Nähe derjenigen der Giljaken ruhen sollten; oder daß die Geister dieser Tiere an diese Orte zurückkehren werden, um entweder die Ueberreste der Giljaken zu hüten oder wenigstens davon abzustehen, die Lebenden zu verfolgen.

Zwölftes Kapitel.

Chaiwo-Bai und darüber hinaus.

Ein Orotschonendorf. — Seltsame Umgebungen. — Ein Tunguse erstrebt ein Monopol. — Vorbereitungen zu einem großen Fest. — Das Neujahrsfest. — Tauschhandel. — Unser Wirt „der reichste Mann der Welt". — Der Wert einer Nähnadel. — Petroleumseen. — Die Tundra. — Eine unbeschriebene Tragödie.

Wir nahmen von dem Bären in Kamawo, der bald in einem Schauspiel, wie ich es beschrieben habe, die Hauptrolle spielen sollte, Abschied und kehrten zurück, um eine neue Mannschaft zu werben, mit welcher wir unsere Reise nach Norden fortsetzen wollten. Unser Ziel war jetzt ein Ort, der drei oder vier Meilen von der Küste entfernt in der Tundra lag, wo zwei Ingenieure in einer Entfernung von etwa 80 Meilen mit Schürfen usw. beschäftigt waren; wir hofften, sie in zwei oder drei Tagen zu treffen. Wenn wir diesen Ort erreichten, hatten wir die letzte, bekannte Niederlassung der Giljaken und Orotschonen hinter uns gelassen. Unsere neue Mannschaft bestand aus einem alten Giljaken und zwei jungen Männern. Der alte Mann hieß Jungkin, aber wir nannten ihn ohne Unterschied entweder Kapitän oder Charon, denn ich konnte ihn nicht ansehen, ohne an den berühmten Fährmann auf dem Styx erinnert zu werden.

Wir kamen schnell voran, denn unsere neue Mannschaft ruderte gut. Jungkin stand in dem Ruf, jeden Zoll der Küste zu kennen, und in der Tat war das sehr notwendig. Zu unserer

Linken lag das niedrige, sumpfige Ufer, hinter dem sich in weiter Entfernung Wälder und eine lange Hügelkette zeigten. Zu unserer Rechten dehnten sich die Sanddühnen aus, die kahl oder spärlich mit grobem Binsengras und verkümmerten Zirbelkiefern bewachsen waren. Sandbänke waren sehr zahlreich und es bedurfte der ganzen Geschicklichkeit und Kenntnis unseres Kapitäns, um uns hindurchzulotsen. Bei unserem Herannahen flogen große Scharen von Möwen auf. Strandläufer und Schnepfen wateten und plätscherten in der ebbenden See. Wir fuhren an einigen Dörfern vorüber und landeten auf einer kleinen, sandigen Insel, wo wir uns ein paar Schnepfen zum Abendbrot schossen. Gegen vier Uhr waren wir einer engen Straße gegenüber, die ins Meer hinausführte. Hier war die ganze Oberfläche der Bai in Aufregung; mein Dolmetscher, der als Russe wenig Erfahrung auf See hatte, wurde von Besorgnis ergriffen, aber das Gefühl war in Wirklichkeit neu und entzückend. Es ist unmöglich, das in der Tat gehobene Gefühl zu beschreiben, mit welchem wir in einem kiellosen Kanu auf den Kämmen der Wogen tanzten oder in die Wellentäler hinabtauchten. Ich glaube, es kommt der Empfindung am nächsten, als ob man in der Luft schwebt. Nach ungefähr einer Stunde wich die Küste plötzlich auf eine beträchtliche Strecke landeinwärts ab, und unser Kapitän steuerte quer hindurch dem entfernten Ufer zu. Die Dunkelheit brach herein, und selbst er schien in Verlegenheit zu sein. Mehrere Meilen wurden noch zurückgelegt, als unser Charon uns gegen 8 Uhr 30 Minuten ein Dorf ankündigte. Ich spähte durch die Dunkelheit und glaubte auch die unbestimmten Umrisse einiger Hütten zu erkennen.

Ich feuerte zwei Schüsse aus meinem Revolver ab, das einzige Anmeldungszeichen in diesem Teil der Welt, wo es weder Klingeln noch Klopfer gibt; dann eilten die freundlichen Orotschonen herbei, um uns zu bewillkommnen. Sie waren schon von unserem Herannahen benachrichtigt worden, obwohl wir nicht wußten, wie oder wann. Der Dorfälteste von Dagi, wie dieses Dorf hieß, führte uns durch eine Schar bellender Hunde in seine Hütte. Auf allen vieren krochen wir,

mit unseren Gewehren in der Hand, hinein und suchten in halb aufrechter Stellung die Querbalken zu vermeiden, an denen Fische zum Räuchern hingen, bis wir die die Renntierfelle erreichten, die sehr zuvorkommend uns zu Ehren ausgebreitet worden waren. Wir ließen uns sogleich auf dieselben nieder. Der Grund für dieses plötzliche Niedersinken war nicht weit zu suchen. Der Rauch des Feuers, der die Hütte anfüllte, blendete uns und trieb uns die Tränen in die Augen. Als ich meine Sehorgane ausgewischt hatte und wieder um mich schauen konnte, war ich von der Seltsamkeit und Merkwürdigkeit der Szene sehr betroffen, und ich fragte mich, ob meine Freunde mich wohl je wieder in ihren reinen Wohnungen empfangen würden?

Die Atmosphäre war nicht allein voller Rauch, sondern auch dick von dem fettigen Geruch der Fische durchsetzt, die in den verschiedenen Stadien des Räucherns über unseren Köpfen hingen. Um das Feuer herum, welches die Mitte des Fußbodens oder der Erde einnahm, hockten ungefähr 20 seltsame Gestalten in merkwürdiger Kleidung. Hier sah man schmutzige Frauen mit braunen Gesichtern, die Kinder säugten oder der Reihe nach aus einer japanischen Pfeife rauchten — eine neue Form der Genossenschaftsarbeit; dort verzehrten Männer in Gruppen aus derselben Schüssel Stücke eingeschrumpften, getrockneten Fisches, nachdem sie diese in einen gemeinschaftlichen Napf oder vielmehr in einen Korb aus Birkenrinden getaucht hatten, der mit Seehundsöl gefüllt war. Dicht neben mir an meiner rechten Seite saß eine alte, in Felle gekleidete Frau, anscheinend die Großmutter; ihre ungekämmten, rabenschwarzen Locken hingen ihr über das Gesicht, ohne daß sie es beachtete; sie hatte ihr Augenlicht fast gänzlich verloren — kein Wunder bei diesem Rauch, den sie jahrzehntelang ertragen hatte — nur die langen Wimpern ihrer geschlossenen Augen waren sichtbar, als sie ihre Pfeife hervorstreckte, um sie anzünden zu lassen. Die Pfeife wurde schnell von einem kleinen Burschen von ungefähr vier Jahren ergriffen, der ein brennendes Stück Holz vom Feuer nahm, sie anzündete und erst drei oder vier Probezüge



Ein Orotschone vom Festlande.

aus ihr tat, bevor er sie der alten Dame wiedergab. Säuglinge wurden heftig in Wiegen geschaukelt, die von Querbalken herabhingen, und kleine Kinder versuchten, sich aus den abgelegenen Winkeln der Hütte, wo sie in Zelttüchern eingewickelt gelegen hatten, einen Weg zu bahnen, um die fremden Ankömmlinge zu betrachten. Aber am auffallendsten von unserer ganzen Umgebung waren die unheimlich aussehenden Gesichter mit ihren ungekämmten Haaren, die man nur einen Augenblick beim Aufflackern des Feuers sah und die dann wieder in dem Dunkel der Hütte verschwanden.

Die Orotschonen-Sommerhütte, in der wir uns zum erstenmal befanden, war anders gebaut, als die Sommerhütte der Giljaken. In der Form hatte sie nicht wenig Aehnlichkeit mit einem Zelt oder mit einem Boot, dessen Kiel zu oberst lag. Ein einfaches Gerüst im Innern stützte einen horizontalen Balken, gegen den von allen Seiten eine große Anzahl von Lärchenpfosten gelehnt war. Der Grundriß der Hütte war oval. Stücke von Pappelrinde bildeten das Dach, das von außen durch einige weitere Pfähle festgehalten wurde. An jedem Ende war ein niedriger Ein- und Ausgang von zwei oder drei Fuß Höhe gelassen, der abends zugemacht wurde; ein verschobenes Stück Rinde im Dach ließ ein wenig Rauch entweichen.

Die Giljakenhütten, mit ihrer großen Anzahl von Bewohnern, ihrer Insektenbevölkerung und dicken Atmosphäre waren kein idealer Aufenthalt für einen wählerischen Menschen; aber zu diesen Nachteilen fügten die Orotschonen noch den Geruch von Fischüberreste, Köpfen und Schwänzen, hinzu, der durch einen schwachen Ventilationsversuch nur noch verstärkt wurde. Und doch, wie ich so dalag auf den Häuten und das gewölbte Dach über mir betrachtete, mußte ich mich fragen: Hat es wohl je eine Halle aus getäfeltem Eichenholz gegeben, die klarer die Familiengeschichte, die Geschichte der früheren Bewohner derselben erzählte? Die Balken und die reichliche Bekleidung mit Rinde glänzten buchstäblich wie poliertes Ebenholz und weckten die Erinnerung an manches Tausend Fische, die hier über dem lustigen Feuer geräuchert

worden waren und den Duft von Generationen von See- und Flußbewohnern ausgeströmt, welche die Hüttenbewohner ernährt und gekleidet hatten.

Wie unangenehm jedoch für den Fremden dieses Fischräuchern bei den Orotschonen auch sein mag, es bildet doch einen der wenigen Vorteile, die sie vor den Giljaken voraus haben. Letzterer ist ganz von einer sonnenreichen Jahreszeit für das Trocknen seines Fanges abhängig; ist die Jahreszeit regnerisch, so kommt er wegen ungenügender Ansammlung von Vorräten in Gefahr, Hungers zu sterben, bevor der Winter vorüber ist; denn getrockneter Fisch ist für diese Stämme Brot und Fleisch während des langen Winters. Der Orotschone dagegen hängt seine Fische zum Abtropfen auf, spaltet, zerlegt und räuchert sie im Schutze seiner Hütte über dem Feuer.

Dieses Räuchern findet nur während eines Teils der Sommersaison statt; aber die Wirkung des vielen Rauches in ihren Hütten machte sich offenbar in den halbgeschlossenen Augen der Orotschonen bemerklich und gab ihrem Gesichte einen Ausdruck, der sie viel seltsamer aussehen läßt als die Giljaken, welch letztere von ihnen tatsächlich an Intelligenz übertroffen werden. Die Giljaken sprechen gewöhnlich nur ihre Sprache, während die Orotschonen neben der ihrigen auch die der Giljaken beherrschen. Außerdem sind die Orotschonen geschicktere Jäger und bessere Handelsleute. Auf einigen ihrer Reisen waren die Orotschonen mit russischen Priestern in Berührung gekommen. Die Wirkung ihrer Belehrung zur griechisch-orthodoxen Kirche war im Ablegen ihrer Zöpfe und in einigen Fällen im Aufgeben der Bärenhaltung zu bemerken, nicht zu vergessen, daß den Priestern viele Zobelfelle abgetreten wurden.

Der Name dieses Volkes scheint tungusischen Ursprungs zu sein. Dr. Schrenck nennt sie Oroken, aber offiziell sind sie unter dem Namen Orotschonen bekannt. In der Tat sind dieser Stamm, ferner die Orotschis oder Oroktis (Dr. Schrenck nennt sie Orotschen) des Küstengebiets, die Oltscha am Amgunfluß und die Orotschonen am oberen Amur sämtlich

tungusische Völker und kaum anders voneinander zu unterscheiden als durch die verschiedenen Gegenden, die sie bewohnen.

Bei den tungusischen und mongolischen Völkern wird der Buchstabe „l“ oft für „r“ gesetzt, so daß Oltscha auch Ortscha oder Orotscha sein kann. Orontschun ist der Name, unter welchem sie bei den Mandschu bekannt waren, und Oron oder Oro heißt tungusisch Renntier; es soll damit ausgedrückt werden, daß alle diese Völker Leute sind, die Renntiere benutzen.

Dies ist der Hauptunterschied zwischen den Gewohnheiten der Orotschonen und Giljaken. Erstere benutzen Renntiere zum Ziehen der Schlitten, letztere Hunde. Die Orotschonen halten Hunde nur für Jagdzwecke. Die Giljaken auf Sachalin nennen den Orotschonen Ornish, letzerer selbst nennt sich Orumada.

Wahrscheinlich werden wir der Wahrheit nahe kommen, wenn wir sie als einen Zweig des großen tungusischen Volkes betrachten, von welchem die Mandschu die zivilisiertesten und die sogenannten Tungusen Ostsibiriens die wildesten Repräsentanten sind. Der Orotschone ist nur etwas weniger wild als der Tunguse, aber er scheint mehr mit den benachbarten Stämmen in Berührung gekommen zu sein, z. B. mit den Golden, Giljaken, Samogiren, Dauren, Ainu und ist dadurch veranlaßt worden, ein weniger nomadisches Leben zu führen wie der ursprüngliche Stamm. Im Sommer hat er sich niedergelassen, wie ich ihn gefunden habe. Im Winter führt die Jagd ihn, sein Renntier und seine tragbaren Zelte aus Häuten in die Tiefen des Waldes, und bevor der Frühling kommt, ist er mit seiner Jagdbeute aufs Festland gegangen, um dort Tauschhandel damit zu treiben.

Unter diesen Stämmen schien es keine Traditionen von einem großen Anführer oder König zu geben. Die Giljaken sind, wie wir gesehen haben, in verschiedene Stämme geteilt, nämlich die Tymi- und Tro-Giljaken sowie die Stämme der Westküste, außerdem die Giljaken des Festlandes oder Amur-Giljaken. Diese Stämme sind wiederum in Khala oder Sipp-

schaften eingeteilt. Jeder Khal besteht aus einem Familienkreis. Die Grenzen desselben sind unbestimmt, jedoch schließen sie Großeltern, Onkel usw. ein. Der älteste Repräsentant des Kahls ist das Oberhaupt, die Mitglieder desselben finden sich in verschiedenen Dörfern zerstreut. Jedes Dorf hat seinen Rat der Aeltesten, an den sich diejenigen wenden, denen Unrecht geschehen ist. In Fällen tödlichen Angriffs gehen beide Teile, der Verbrecher und der älteste Mann der Familie des Getöteten mit gespanntem Bogen und aufgelegten Pfeilen aufeinander los, aber der auf dem Kampfplatz anwesende Rat sucht sie zu bewegen, die Sache friedlich zu beendigen, was ihm gewöhnlich auch gelingt. Dann umarmen sich die Feinde, besprechen den Frieden, und der Verbrecher bezahlt eine schwere Strafe.

Die russischen Behörden enthalten sich vernünftigerweise des Einschreitens und erwarten vom einflußreichsten Mann eines jeden Dorfes, den sie Sstaroßta nennen, daß er Ordnung hält usw.

In früheren Zeiten führten Mut und Gewandtheit auf der Jagd zu Reichtum und Ansehen im Dorfe, aber heutzutage weichen diese, wie z. B. auch der Feudalismus in Japan dem Handel als Mittel zum Zweck. Auf der Insel gibt es einen unter dem Namen Maxim bekannten Tungusen, welcher wahrscheinlich der reichste Eingeborene auf Sachalin ist, wobei ich keineswegs die gebührende Hochachtung für meine Freunde, die Gebrüder Fizik, die wir später kennen lernten, außer acht lasse. Maxim verschafft seine Einkünfte dadurch, daß er anderen Eingeborenen, wenn sie in Not sind, Vorschüsse macht und hierdurch einen Rechtsanspruch auf ihre Jagdbeute erlangt. Auf diese Weise sucht er sich ein Monopol zu verschaffen und den Verkauf der Häute an andere Leute, als an ihn selbst, auszuschließen.

Ein ergötzlicher Zwischenfall passierte ihm mit den Prospektoren. Diese hatten, nachdem sie mehrere ihrer Sträflings-Arbeiter entlassen hatten, einige Fries-Khalati übrig behalten und boten sie im Tauschwege den Eingeborenen an, die sie gern kauften. Als Maxim davon hörte, hielt er dieses

Geschäft für einen Eingriff in seine Rechte und verbreitete das Gerücht, daß diese zwei Weißen Brodjagi seien. Die beiden Männer, welche er mit seinen Geschichten herabzusetzen suchte, bekamen Wind von der Sache. Als nun der Monopolschleicher eines Tages an ihrer Hütte erschien, erlaubten sie ihm einzutreten und bewirteten ihn. Sie weigerten sich jedoch, irgend etwas von ihm anzunehmen oder zu kaufen und fragten ihn, wie er es wagen dürfe, die Hütte von Brodjagi zu betreten.

Das verdutzte ihn und machte ihn verlegen. Vergebens versuchte er, sich auf alle mögliche Weise zu verteidigen. „Er habe sie nur dafür gehalten. Wie konnten sie nur so etwas glauben?" usw.

Aber ich will auf das Abendessen in der Orotschonenhütte zurückkommen. Nachdem die Männer bedient worden waren und die Frauen alle Anordnungen ihrer Eheherren ausgeführt hatten, setzten sich die Frauen zu den Kindern, um mit diesen ihr Abendbrot einzunehmen. Augenscheinlich war der Hausherr ein Sstaroßta, wie die Russen den Vorsteher des Dorfes ihrer heimischen Sitten gemäß zu nennen pflegen und ein reicher Mann, denn auf den Tellern der Kinder war Reis; ein kleines, dickes Kerlchen von ungefähr drei Jahren bemühte sich vergebens, seine Portion Fisch und Reis mit Hilfe eines Mitteldings zwischen einem Eßstäbchen und Löffel in den Mund zu stopfen, aber kurz entschlossen nahm er seine linke Hand zu Hilfe, und nun ging es. Neben ihm saß eine Mutter, die ihren Teller ausgegessen hatte und sich nun anschickte, denselben für ihre Nachbarin herzurichten. Dies bewerkstelligte sie, indem sie den Teller gründlich ableckte, ihn mit einem Bündel Gras abtrocknete und ihn endlich an ihren Gamaschen blank scheuerte. Nach der Mahlzeit wurde das Feuer aufgehäuft, und alle begaben sich zur Ruhe. Die Männer und Frauen zogen ihre Gamaschen aus, wickelten sich in eine besondere Tunika und streckten sich auf dem Boden der Hütte aus.

Am frühen Morgen waren die Frauen wieder an der Arbeit; sie brachten Brennmaterial und Wasser aus dem

Flusse in ihren Rindenkörben herbei und richteten das Frühstück von Tee und Jukola her, das beim Aufstehen ihrer Männer fertig sein mußte. Dann herrschte große Rührigkeit im Küchendepartement. Als ich auf meinem Renntierfell lag, konnte ich nur teilweise die Wichtigkeit dieser Geschäfte begreifen. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um die Zubereitung des Weihnachtsplumpuddings oder des Gerichts, das bei den Festschmäusen der Orotschonen dieselbe Stellung einnimmt. Eine Frau schabte die Schuppen von Salmhäuten ab und tat sie in einen Kessel, während eine andere damit beschäftigt war, Reis, Fisch und Heidelbeeren in einem hölzernen Trog, der wie eine Metzgermulde aussah, zu zerstoßen und alles mit Seehundsöl zu vermengen. Diese Mischung wurde tüchtig umgerührt und gekocht und mit einem Zusatz von Meerwasser begossen, das ihm wahrscheinlich den erforderlichen, feinen Geschmack verleihen sollte. Diese Vorbereitungen wurden sehr gründlich vorgenommen, das Mischen und Stampfen dauerte stundenlang. Sollte doch durch den Schmaus der Beginn der Zobeljagd gefeiert werden!

Bei den Giljaken geht der Jagd eine interessante Zeremonie voran. Mit der Jagd auf den Zobel (Mustela zibellina) und Seehund fängt im Kalender der Giljaken jedesmal ein neues Jahr an, so daß sie zwei Jahre statt unseres einen haben. Wenn die Giljakenkinder ihre Geburtstage feierten, könnten sie den Neid ihrer westlichen Kameraden erregen. Diese zwei Jahre, welche im Oktober bezw. April anfangen, heißen das Winterjahr (Tulf-an) und das Sommerjahr (Tolf-an) und werden mit großen Festlichkeiten eröffnet. Das Zobelfest wird Pal ni vookh chi-sonch oder „Gebet zu dem Herrn des Waldes“ genannt.

Die Landschaft sieht ganz winterlich aus. Schlingen auf Bäumen und Zweigen überspannen die schmalen Wasserläufe im Walde. Der Schnee ist gefallen und bedeckt den ganzen Wald mit einem dünnen, weißen Mantel. Der kalte Nordwind fegt über das Land. Die Bäume stehen ruhig in den finsteren Tiefen und lassen ihre bereiften, mit Flechten bedeckten Aeste

herabhängen. Geräuschlos schleicht ein Schatten über die Szene. Es ist ein Zobel. Er geht auf gewohntem Wechsel. Da er nicht gern durch das kalte Wasser schwimmt, sucht er sich einen gefallenen Baumstamm oder Ast, auf dem er über den Bach gehen kann. Ganz ahnungslos schleicht er auf dem Baumstamm dahin, findet plötzlich seinen Weg durch ein kleines Hindernis aus Ruten versperrt, das in Form eines Fächers aufgerichtet ist; ein Weg ist jedoch offen gelassen, ein einziger Weg und zwar durch eine Schlinge im Mittelpunkt. Der Zobel erhebt sich auf die Hinterbeine, drängt sich durch, zappelt, und macht dadurch einen an einem Sperrhaken hängenden Pflock frei; gleichzeitig schnellt ein gebogener Zweig an einem Ende der Schnur zurück und zieht die Schlinge zusammen. Viele Jäger sind unterwegs, aber alle bringen ihren ersten Fang an einen bestimmten Platz, wo dem großen Spender desselben, dem Herrn des Waldes, gebührende Ehren erwiesen werden. Es würde wie gefräßige Gier, wie ein Essen ohne Tischgebet aussehen, wenn man ohne die schuldige Dankbarkeit für den Geber auf die wichtige Jagd der Zobel ausziehen wollte, dieser Tiere, deren Fell so wertvoll ist, daß alles — in späteren Zeiten sogar „Feuerwasser" — dafür gekauft werden kann. Ein Schmaus wird veranstaltet, denn welches Geschäft könnte wohl ohne einen solchen abgemacht werden? Stücke gebratenen Fleisches, Tabak usw. werden als Opfergabe für den Gott in der Erde vergraben, gerade so wie bei dem Seehundsfeste, wie wir sehen werden, Knochen ins Meer geworfen werden. Hierbei ist es nötig, die Aufmerksamkeit des Pal ni vookh auf ihre Opfergaben zu lenken, wenn er etwa nicht darauf achtete oder anderweitig beschäftigt ist. Deshalb flüstern die Opfernden: „Chookh, Chookh!", d. h. Gott, Du Gott! Sie tun dies im Flüsterton, damit es die Pal-rush (Dämonen) nicht hören; denn diese bösen Geister wohnen in den Sümpfen und in der Tiefe des Waldes und könnten mit den Opfergaben davonlaufen. Aus diesem Grund, und weil Pal ni vookh gewöhnlich in den Bergen umherwandelt, gebrauchen die Giljaken die Vorsicht, ihre Opfer auf Anhöhen darzubringen.

Wenn die Jagdzeit schon weiter vorgerückt ist, wird eine andere Methode für den Fang der Zobel angewandt. Der Eingeborene zieht mit seinen Hunden aus, die bald die Spur des kleinen Tierchens aufnehmen und es auf einen Baum hetzen. Dann sendet der Jäger einen stumpfen Pfeil ab und betäubt damit seine Beute, wenn er geschickt ist. Bei entsprechendem Erfolg kann er so in einem Tag sieben oder acht Zobel erlegen. Er bemüht sich, sie so zu töten, daß er das Fell, das er wie einen Strumpf abzieht, nicht verletzt. Die eine Hälfte des Fleisches bekommen die Hunde, die andere Hälfte wird dem Pal ni vookh geopfert.

Obgleich die Orotschonen weiter vorgeschritten sind als die Giljaken, übten sie die Kunst des Waschens nicht aus. Als ich mich anschickte, außerhalb einen Teil meiner Toilette vorzunehmen, entstand große Aufregung. Ich spreche — mit Erlaubnis — vom Reinigen meiner Zähne. Dies genügte, etwa zehn Orotschonen um mich herum zu versammeln, von denen besonders einer einen ausgezeichnet guten Beobachtungsposten einnahm, indem er sich dicht vor mich hin stellte, während alle zusammen lebhaft über diesen Gegenstand sprachen. Unglücklicherweise verstand ich ihre Sprache nicht, aber ich vermutete, daß sie unter sich ein außerordentliches, anthropologisches Komitee gebildet hatten, um Zweck, Bedeutung und wahrscheinlichen Ursprung einer so interessanten Zeremonie zu erörtern.

Fremden gegenüber waren die Orotschonen und Giljaken ernsthaft, beinahe feierlich und zurückhaltend; aber wenn man bekannter mit ihnen wurde, gingen sie aus sich heraus und wurden manchmal lustig und zu Späßen aufgelegt. Bei dieser Gelegenheit verursachte ein Mißverständnis ihrerseits viel Heiterkeit, so viel, daß der an sich ganz harmlose Vorfall ohne Zweifel jetzt schon geschichtlich geworden ist und der Tradition erhalten bleiben wird.

Unser Gepäck war immer noch ganz durchnäßt, denn als ich ein Kricketthemd hervorzog, war es noch ganz feucht. Ich bat nun auf russisch mit den erläuternden Geberden, dasselbe zu trocknen. Schnell liefen sie damit fort und steckten

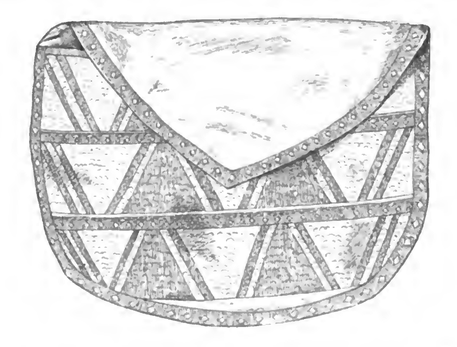
es sofort ins Wasser; als ihnen aber der Irrtum durch unseren Giljaken-Kapitän auseinandergesetzt wurde, erblickten sie darin einen ausgezeichneten Spaß und brachen in lautes Gelächter aus. Die Würdigung desselben ihrerseits hatte damit übrigens durchaus nicht ihr Ende erreicht, denn einige Tage später, als wir zu unserer Flußmannschaft zurückgekehrt waren, gab es eines Abends große Heiterkeit in der Hütte. Als ich um die Ursache derselben fragte, erfuhr ich, daß die Geschichte vom nassen Hemd wieder erzählt worden war.

Bevor wir dieses Dorf verließen, brachte ich Tuch, Knöpfe, Schießpulver usw. zum Vorschein, um sie gegen Geräte und Kleidungsstücke der Eingeborenen umzutauschen. Zurzeit waren die Frauen gerade damit beschäftigt, Fischhäute zu Kleidern herzurichten; sie schienen wirklich immer sehr fleißig und beschäftigt zu sein, während die Männer, deren Arbeit zu gewissen Zeiten allerdings anstrengend war, lange Perioden der Ruhe und des Nichtstuns genossen. Außer einigen jungen Leuten, die mit dem Behauen eines Bootes beschäftigt waren und einigen Männern, welche die Renntiere aus dem Walde eintrieben, lungerten alle anderen Männer rauchend und plaudernd herum.

Mein Vorschlag, einige Tauschgeschäfte zu machen, war das Zeichen zu einer Volksversammlung, eine alte Dame eröffnete das Geschäft damit, daß sie ihre Garderobe stolz vor mir ausbreitete. Meinerseits wurden außer den Knöpfen bunte Halstücher, Nadeln, Ziegeltee, Tabak usw. hervorgeholt. Es wurde eifrig hin und her gehandelt, denn der Aelteste der Hütte war wohlhabend und hielt auf gute Preise. Mit Hilfe von vier Sprachen, Englisch, Russisch, Giljakisch und Orotschonisch wurde der Handel abgeschlossen, und ich war schließlich der glückliche Besitzer von einem Paar Kinderschuhen aus Seehundsfell, des Arbeitsbeutels der alten Dame, wie er etwa bei einem orotschonischen Nähkränzchen gebraucht werden dürfte, wenn dieser Grad der Zivilisation erreicht sein wird! Ich fürchte, meine Freundinnen werden ihn nicht zu würdigen wissen, obgleich er ein Kunstwerk ist. Da er ganz und gar aus Fischhäuten besteht, hat er einen etwas starken

Geruch; aber außerordentlich viel Fleiß und Geschicklichkeit sind darauf verwandt worden, um die helleren Stücke des Bauches und die dunkleren des Rückens des Fisches zu Mustern zusammenzusetzen. In der Form gleicht der Arbeitsbeutel einem flachen, abgerundeten Geldtäschchen.

Wir nahmen nunmehr unsere Reise wieder auf und fanden, daß die Bai sich hinter Dagi allmählich zu einer bloßen Durchfahrt verengerte und so seicht wurde, daß wir mehrere Male auf Sandbänken festliefen, obgleich unser Kanu nur



drei bis vier Zoll tief ging. Schließlich waren unsere Ruderer gezwungen, auszusteigen und auf Entdeckungsreisen auszugehen, um die weniger seichten Fahrrinnen ausfindig zu machen, durch die sie das Kanu ziehen konnten. So kamen wir langsam durch diese wilde, öde Gegend voran, wo nichts zu sehen war als Sandhügel und rauhes Binsengras, als wir plötzlich bei einer Biegung auf drei Russen stießen. Wir waren sofort auf unserer Hut, aber wir sahen sofort, woran wir waren, als wir ihr Boot bemerkten. Es waren Sträflinge im Dienst des Petroleumprospektor, die ausgesandt worden waren, um irgend einige Gegenstände zu holen, die hier wegen der Untiefen zurückgeblieben waren. Die Leute lagen hier fest und warteten auf die nächste Flut. Mit unserem

leichteren Fahrzeug waren wir glücklicher und krochen vorwärts, bis wir an eine Durchfahrt in die Chaivo*)-Bai kamen.

Hier mahnten uns große Scharen von Enten und Gänsen, die sich hier zum Flug nach Süden versammelt hatten, an das nahe Ende des kurzen sibirischen Herbstes. Nachdem wir in die Bai eingelaufen waren, steuerte unser alter Kapitän nach Westen auf das Ufer zu. Wir ruderten fünf bis sechs Stunden und hofften dann zu unserem Hafen, dem Orotschonendorf Wal zu kommen. Hier machten wir uns auf großartige Dinge gefaßt; denn hatte nicht Jungtin, ein Aeltester der Giljaken und eine Autorität in allen Angelegenheiten der Tro-Giljaken, uns mitgeteilt, daß wir diese Nacht im Hause des reichsten Mannes der Welt schlafen würden? Auf ein solches Ereignis waren wir in diesem Teil der Welt nicht vorbereitet — mein Frackanzug war zehn bis zwölf Tagereisen von mir entfernt. Unsere Neugierde war erregt worden. Wie würde dieser Vanderbilt und sein Haus aussehen? Würden wir ein Meer von elektrischem Licht und ein Heer von Livree tragenden Bedienten vorfinden?

Der zwei Tage alte Mond war untergegangen, und kein Zeichen nahender Herrlichkeit war in Sicht. Wenn wir schon in der vorhergehenden Nacht darüber erstaunt gewesen waren, wie unser alter Eingeborener seinen Weg gefunden hatte, so war es bei dieser Gelegenheit noch mehr der Fall. Aber es kam ein Zeitpunkt, wo selbst er seine Unsicherheit zugeben mußte. Unsere Aussicht, mit dem großen Plutokraten zusammenzutreffen, schien schnell zu schwinden. Wo waren wir? Das war die Frage! Eine bis jetzt sichtbare Klippe war in der Dunkelheit verschwunden; aber wir verspürten allmählich eine gelinde Strömung, die sicherlich von der Mündung eines Flusses zu unserer Linken herrühren mußte. Nach einigem Suchen fanden wir unsere Vermutung bestätigt. Wir konnten

*) Chaivo ist in erster Linie der Name eines Dorfes. Chai oder cha bedeutet in giljakischer Sprache Bai und vo ein Dorf, daher das Baidorf.

schwach die Umrisse von Bäumen und Gebüschen, die sich vom Himmel abhoben, unterscheiden. Der Fluß hatte mehrere Arme, vielleicht waren wir in einem Delta? Wenn dem so war, welches war dann der Hauptarm? Wir konnten es nicht bestimmen; daher wählten wir den ersten besten und ruderten ungefähr eine Werst weiter. Wir spähten durch die Dunkelheit, konnten aber nichts von Hütten entdecken. Schließlich riefen wir laut Halloh! in der Hoffnung, einen antwortenden Ruf oder das Geheul von Hunden zu erwecken und feuerten unsere Revolver ab. Einmal — zweimal — dreimal, aber der Nachtwind trug uns außer dem Schrei eines aufgeschreckten Wasservogels keine Antwort zu. Sollten wir kalt, steif und hungrig auf dieser Wasserwüste schließlich ohne Obdach in diesem Sumpf kampieren? Nach Erörterung der Lage entschlossen wir uns, wieder bis an die Mündung des Flusses zurückzufahren und in der Dunkelheit entlang der Küste zu suchen. Eine halbe Stunde oder mehr war vergangen, als wir, dahinschleichend, noch einmal schossen. Bald darauf wurde zu unserer Beruhigung ein Lichtschimmer sichtbar, dem das Gebell der Hunde folgte. Wir steuerten auf die Stelle los und feuerten unsere Revolver ab. Bald liefen dunkle Gestalten ans Ufer herab, um uns das Boot ans Ufer ziehen zu helfen und unser Gepäck zu den Hütten zu tragen. Wie sah der Palast dieses Vanderbilt oder vielmehr dieser Vanderbilts aus, denn es waren zwei Brüder? Er unterschied sich im äußeren in nichts von den anderen Hütten, nur war er ein wenig größer, vielleicht 22 zu 16 Fuß groß. Worin bestand denn ihr Reichtum? Sie besaßen, wie man uns versicherte, mehr als genügend Fisch, Wurzeln, Reis, Tabak, Tee, um den ganzen Winter hindurch damit auszukommen, auch viele Felle; aber außerdem besaßen sie noch wenigstens siebzig Renntiere, mehr als alle anderen Orotschonen zusammen, wie unser giljakischer Dolmetscher uns berichtete. Auf meine Frage, ob diese reiche Familie anders lebe als die übrigen Mitglieder des Stammes, und wie sie sich ihres Reichtums erfreuten, erhielt ich die Antwort: Sie essen dieselbe Nahrung, denn das ist „Gesetz“, aber sie haben mehr Schlitten,

und sie reisen im Winter öfter nach Nikolajewsk, um ihre größere Anzahl von Renntieren, Pelzen usw. zu verkaufen.

Ich vermute, daß Luxusartikel, mit Einschluß von Reis und buntem Stoff, wie z. B. chinesischem Seidenbrokat, welch letzterer teilweise als Kapitalanlage dient und manchmal bei der Ausstellung der Leiche verwandt wird, die Vergünstigungen ausmachten, die ihr größerer Besitz ihnen gestattete. Außerdem haben die Reichen das Vorrecht, die Armen zu unterstützen und wegen ihrer Gastfreiheit geachtet zu werden, die ihnen nicht allein Befriedigung in dieser und in jener Welt gewährt, sondern ihnen auch Macht über die Empfänger verlieh.

Wir verursachten hier sehr viel Unruhe, wie ich glaubte, aber unser Wirt — Vanderbilt, oder um ihn mit seinem wirkwirklichen Namen zu benennen, Fizik — und die verschiedenen Glieder der Familie waren sehr zuvorkommend; ohne den geringsten Einwand wurden die unteren Querbalken auf unseren Wunsch von den Fischen befreit und abgewischt, damit unsere noch durchnäßten Reisedecken zum Trocknen aufgehängt werden konnten. Das Innere der Hütte gewährte einen ähnlichen Anblick wie in vergangener Nacht. Wie gewöhnlich waren drei Generationen in der Hütte vertreten, die Großmutter mit ihren verheirateten Söhnen, deren Frauen und Kinder und die Gäste. Beim Schein des Feuers konnte man mehrere Männer sehen, welche rohe Fischköpfe mit den Zähnen zerrissen; andere waren mit einer Mahlzeit getrockneter Fische und Seehundsöl beschäftigt, wieder andere rauchten vergnügt und kritisierten in den Zwischenpausen die weißen Fremden oder gaben auf die Kinder, die sie sehr gern zu haben schienen, Obacht. Zu unserer Rechten saß die Frau des Bruders unseres Wirtes, der zurzeit im Walde war, um die Rentiere zu hüten. Wir wurden besonders auf die Frau aufmerksam gemacht, weil sie für die schönste Frau von ganz Sachalin galt, in die sich alle Männer verliebten.

Der Vorzug, ihre unbestrittene Schönheit betrachten zu können, war für uns, wie ich leider befürchtete, ohne Wert,

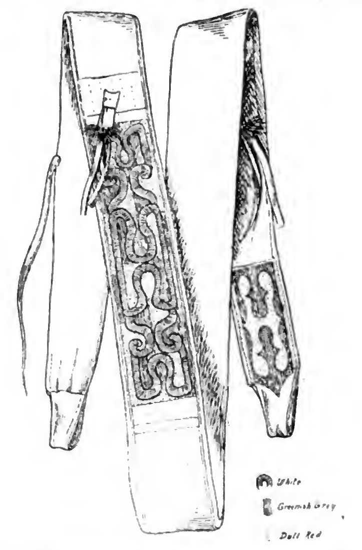
denn kläglicherweise verstanden wir ganz und gar nicht, ihre Reize zu würdigen.

Als ich mich für die Nacht auf das Rentierfell gelegt hatte, fiel mein letzter Blick auf die zahllosen Reihen trocknender Fische; bis in die dunklen Winkel des Daches hing Reihe an Reihe, Fisch an Fisch.

Am nächsten Morgen frühstückten wir Schwarzbrot, den letzten Rest unserer wochenalten Butter und Kakao und machten uns dann auf, um die riesigen Reichtümer unseres Wirtes, nämlich die Renntierherden zu besichtigen. Nachdem wir in das Kanu gestiegen waren, hatten wir die Ehre, ungefähr eine Meile weit von dem „reichsten Mann der Welt" gerudert zu werden. Als wir den Fluß hinauffuhren, der sich durch Niederungen schlängelte, fiel mir der große Kontrast in der Gegend auf. Statt durch sandige Wüsten, an verkrüppelten und verkümmerten Zirbelkiefern, wilden Sümpfen oder dichten Wäldern vorbei, schien sich der Fluß jetzt durch Wiesen und Parkland zu winden. Geschützt vor den rauhen Winden und der kalten Strömung des Ochotskischen Meeres waren die Ufer reich und bedeckt mit Blumen und Binsen. Weiden und Nußbäume, wo sich die Fische in den kühlen, geheimnisvollen Tiefen verbargen; stattliche Tannen, zierliche Ebereschen oder eine dunkle Gruppe von Zirbelkiefern wechselten malerisch mit dem hellen Grün der Wiesen ab. An einer, unserem Führer bekannten Stelle stiegen wir aus und schritten mit unseren Gewehren im Arm durch niedriges Gebüsch, bis wir an eine mit Hügeln bedeckte Lichtung kamen. Von hier aus erblickten wir die auf dem mit Flechten bedeckten Moorland grasende, entfernte Herde. Die unruhigen Tiere waren angebunden, andere, sowie die jungen, liefen frei herum. Die Glieder einer Herde verirren sich manchmal sie sind jedoch gekennzeichnet, um sie von den wilden Renntieren zu unterscheiden, was jedoch nicht immer verhindert, daß sie zufällig oder sonstwie geschossen werden. Es sind große, kräftig gebaute Tiere von graugelber Farbe, manchmal auch ganz weiß. Man begreift, daß sie stark genug

sind, um einen Reiter zu tragen oder einen Schlitten zu ziehen.

Wir schlichen uns unter dem Winde an die Herde heran und fanden den Bruder unseres Wirtes in einem kleinen Segeltuchzelt. Da unsere Vorräte zur Neige gingen, beabsichtigten wir, ein paar Keulen Fleisch von ihnen zu kaufen;



sie weigerten sich jedoch, ein Renntier zu schlachten, wenn wir nicht das ganze Tier kaufen wollten, für welches sie den äußerst hohen Preis von dreißig Rubeln forderten. In Nikolajewsk wird ein Renntier im Winter, wenn frisches Fleisch sehr rar ist, mit fünfundzwanzig Rubel bezahlt, obwohl es mehrere hundert Meilen weit hergeschafft wird. Außerdem hatten sie, wie wir später erfuhren, kürzlich eins für acht Rubel verkauft und erst vor drei Tagen ein zweites

für ihren eigenen Bedarf geschlachtet. Augenscheinlich glaubten sie, uns gehörig übers Ohr hauen zu können; aber wir ließen uns nicht prellen und erstanden endlich auf unserer Rückreise eine Keule zu einem anständigen Preise, dessen Bezahlung, wie ich mich erinnere, mit zwei Rollen Zwirn abgetan war.

Wir ersuchten einen der Brüder, eine Renntierkuh aus seiner Herde zu melken, da ich immer gern einmal Renntiermilch versuchen wollte. Ich fand sie sehr dick, süß und außerordentlich nahrhaft. Als ich den reichsten Mann der Welt photographiert hatte, kehrten wir ins Dorf zurück. Vor unserer Abreise machten wir noch einen kleinen Tauschhandel, und ich hatte das Glück, ein besonders schön gearbeitetes Renntiergeschirr zu erstehen. Die Verfertigerin desselben, eine alte Dame, trennte sich nur sehr ungern von ihm; sie hatte, wie sie sagte, drei Jahre daran gearbeitet — drei Jahre, in denen sie, wie ich voraussetzen durfte, nur wenig freie Augenblicke für diese Arbeit erübrigen konnte. Das Geschirr besteht aus einem breiten Streifen Seehundsfell, der mit weißen Renntierhaaren nach giljakischem Muster bestickt und mit Verzierungen, wie sie etwa die Golden oder die Chinesen anbringen, geschmückt ist. Haare aus den Mähnen der Renntiere, Fischdärme und Nesselfasern bilden die Nähmaterialien dieser Stämme.

Eine wie wichtige Rolle das Nähen im Haushalt dieser Völker gespielt haben muß, kann man begreifen, wenn man bedenkt, daß die Kleidung aus Salmhäuten bestand, einem Material, welches man nicht meterweise beim Krämer kaufen konnte, sondern mit großem Fleiß zusammennähen mußte, um eine angemessene Kleidung zu schaffen. In früheren Zeiten benutzte man zum Nähen knöcherne Nadeln, als jedoch den Eingeborenen durch Zufall oder Tauschhandel eine große Segeltuchnähnadel in die Hände fiel, wurde sie als unschätzbarer Besitz betrachtet. Wie eifrig bemühte man sich um eine solche Nadel, und wie selten konnte man eine erlangen. Der glückliche Besitzer vermachte sie seinen Erben als Familienerbstück. In jenen Zeiten war eine Nadel, wie uns erzählt wurde,

von so hohem Wert, daß eine Frau dafür gekauft werden konnte, während heutzutage eine Lebensgefährtin so viel wie eine Narta (Schlitten) und ein Gespann von dreizehn Hunden kosten kann. Zur sicheren Aufbewahrung der Nadel benutzte man knöcherne (Nookh-tses) Nadelbüchsen, die mit merkwürdigen Schnitzereien versehen waren; es ist interessant zu beobachten, daß das Prinzip, nach dem sie gearbeitet werden, genau dasselbe ist, wie bei den kleinen Seidenwaren, die man heutzutage in Korea herstellt.

Das folgende zeigt den Wert, den sie einer Nadel beilegten. Ein Russe kam zu einer Giljakenfamilie, die weinte und klagte.

„Warum weint Ihr?" fragte er, „ist jemand gestorben?"



„Nein! Was bedeutet der Tod? Es wäre besser, wenn jemand gestorben wäre. Unsere Nadel ist verloren gegangen!"

Am nachmittag setzten wir unsere Reise in nördlicher Richtung weiter fort. Auf dem entgegengesetzten Ufer der Chaiwo-Bai lagen auf den Sandbänken Wurkowo und Chaiwo, beides Giljaken-Niederlassungen, ferner Neu-Wal, ein Orotschonendorf. Nördlich von diesen war keine Niederlassung mehr bekannt, außer einer oder zwei einsamen Hütten, die nur gelegentlich während des Fischfangs bewohnt wurden.

Diese konnten wir auf unserer Rückreise besuchen, unser jetziges Ziel war die Hütte eines Prospektors, die vier Meilen landeinwärts von der Küste lag. Ein paar Stunden Rudern brachten uns an einen anderen Fluß, der unter dem Namen Boatassin bekannt ist. Als wir uns demselben näherten, bewegten sich zwei Gestalten auf dem linken Ufer und verschwanden auf etwas verdächtige Weise. Als wir uns jedoch dem Lande näherten, zeigten sie sich ganz offen, und wir sahen, daß eine derselben ein Soldat war, obgleich seine Uniform

alt, abgetragen und kaum noch zu benutzen war. Nachdem wir unser Gepäck mit einiger Schwierigkeit ans Land gebracht hatten, denn es war noch Ebbe, fanden wir, daß es unmöglich war, das ganze Gepäck sechs Werst weit zu der Hütte zu tragen. Wir brachten deshalb alle schwereren Stücke in einem in der Nähe befindlichen Loch unter. Unser Kapitän wollte sein Kanu nicht verlassen, weshalb wir ihn als Wächter zurückließen. Das übrige Gepäck wurde unter unser Gefolge verteilt.

Unsere Giljaken hatten außerordentliche Ausdauer im Rudern bewiesen, aber sie waren wenig geeignet, Lasten auf dem Lande zu tragen. Wir ordneten deshalb unseren Zug dementsprechend. Der Soldat ging voran, ihm folgte sein Gefährte, der Verbannte, der zwei Morde begangen hatte, dann kam mein Dolmetscher, und die beiden Giljaken — ich bildete den Nachtrab. Unser Weg führte durch eine Strecke, die vor kurzem noch dichter Wald gewesen, jetzt aber von ihrem Unterholze gesäubert worden war. Erst tadelte ich diese mutwillige Zerstörung: aber als ich die Bekanntschaft der noch vorhandenen Moskitos gemacht hatte, war ich mit den Leuten einverstanden, die sich mit Feuer ihren Weg durch den Wald geschaffen hatten. Wir kamen an Hügelabhängen vorbei, die fast aussahen, als läge Schnee darauf; es waren jedoch Flechten, welche die Renntiere gern fressen; dann marschierten wir unter grauweiß aussehenden Bäumen dahin, von denen Kapillarflechten herabhingen, die ebenfalls von den Renntieren genommen werden. Die Abhänge machten endlich Sümpfen Platz, die zeitweilig mit Lärchenstämmen überbrückt waren, über die man à la Blondin hinübergehen mußte. Der Sohn des Prospektors kam uns entgegen und bewillkommnete uns herzlich; merkwürdigerweise befand sich ein junger Engländer, der durch eine Reihe eigentümlicher Zufälle an diesen wilden, weltentlegenen Ort verschlagen worden war, in seiner Gesellschaft. Sie waren ungefähr zwei Monate früher angekommen als wir.

Petroleum hatten die Eingeborenen schon lange gekannt, auch der Sachverständige der Regierung, Basewitsch, hatte

1894 darüber Bericht erstattet. Der Prospektor hatte seine Forschungen so weit ausgedehnt, bis er nicht allein Ausflüsse von Petroleum an dieser Stelle, sondern auch einige Meilen nördlich in der Nähe des Nutowo-Flusses Petroleumbecken entdeckte. Ein solches, das ungefähr achtzehn Fuß im Durchmesser hatte, befand sich in steter sprudelnder Wallung. Die anderen hatten an ihrer Oberfläche eine Schicht mit Erdpech versetzten Schlammes, eine Masse, die durch die Verdunstung des Petroleums entstanden war. Diese Kruste war weich, bot jedoch soviel Widerstand, daß man darauf gehen konnte. Beim Bohren an einem vier Meilen nördlich am Boatassinflusse gelegenen Ort, war man in einer Tiefe von 10,5 Meter auf ewig gefrorenen Boden gestoßen. Dies ist sehr tief und daher ist auch die Tundra in dieser Gegend weniger stark hervortretend als an den nordwestlichen Ufern. An der Westküste fand Doktor Poliakow, Mitte Sommer, am 1. Juli im Tale des Duikaflusses (Großer Alexandrowkafluß) bei einem halben Meter Tiefe ewig gefrorenen Boden.

Ein Jahr nach meinem Hiersein besuchte und besichtigte ein russischer Petroleumexperte, Herr N. S. Platanow von der Bakuer Petroleum-Gesellschaft, diese Gegend. Auf derselben Reise hatte er schon die Oelfelder von Texas und Pensylvanien besucht. Der russischen Zeitung „Kaukasus" vom Juni 1903 zufolge hat er eine sehr optimistische Meinung von dem Reichtum und der Ausdehnung der Sachaliner Felder. Er soll berichtet haben, daß alle, die er in Amerika gesehen hatte, nichts im Vergleich zu denen seien, welche er auf Sachalin gefunden habe. Er soll sogar behauptet haben, daß die an den Ufern des Nutowoflusses gelegenen Felder, diejenigen von Baku in jeder Hinsicht übertreffen. Das Oel soll kein Benzin enthalten und deshalb sofort als Brennmaterial verwandt werden können. Eine solche Entdeckung kann sich sowohl für die russische Flotte, die Mandschurische und die Ussurische Eisenbahn, als auch für die Unzahl der Konsumenten von Lampenöl in China, Korea und Japan nützlich erweisen.

Es ist zu wünschen, daß Herrn Platanows hoffnungs-

voller Bericht sich bewahrheitet, und daß die Vorräte sich als mächtig genug zeigen. Sollte die Ausbeutung sachgemäß betrieben werden, so dürften sich die Petroleumfelder beiläufig auch für die Ansiedlerverbannten als ein unerwarteter Gewinn erweisen, denn dann würden sie nicht, wie bisher, wegen Mangel an Beschäftigung in großer Anzahl wieder in ihre alten Laster zurückfallen.

Im Jahre 1898 wurde Gold gefunden; eine Gesellschaft zur Goldgewinnung wurde sofort gebildet, aber bald wieder aufgelöst. Es verbreitete sich das Gerücht, daß man auf ewig gefrorenen Boden gestoßen sei, weshalb man die Arbeiten einstellte. Gefrorener Boden bietet keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, aber wahrscheinlich lag der Kiessand in beträchtlicher Tiefe (im Vitimbezirk nordöstlich vom Baikalsee soll er bis zu einer Tiefe von 150 Fuß gefroren sein) und die Ausbeutung war deshalb nicht vorteilhaft genug.

Infolge des gefrorenen Untergrundes der Tundra kann im Sommer das Wasser der Oberfläche nicht durchsickern und das Land bietet den Anblick eines Gebietes von Sümpfen und Weihern dar, das in sonnenbeleuchteten Nebel gehüllt und mit grobem, feuchtem Gras, knorrigen, verkümmerten Gebüschen von Lärchen und Birken und mit niedrigem, beerenreichem Unterholz bedeckt ist, im Winter ist alles eine erstarrte Wüste, über welche die Tungusen mit ihren Renntierschlitten dahinjagen.

Die beiden folgenden Nächte brachten wir in der Blockhütte zu, welche den Prospektoren und den von ihnen beschäftigten Sträflingen zur Wohnung diente. Durch das lange, niedrige, mit einem Fußboden aus gestampfter Erde versehene Zimmer der Sträflinge gelangten wir in die Wohn- und Schlafräume der Herren. An diese stieß eine Vorratskammer an, welche Fässer mit gepökeltem Rindfleisch, Kartoffeln, Mehl usw. enthielt, denn man mußte sich wie zu einer Belagerung verproviantieren. Von außen sah diese Vorratskammer wie eine Erdaufschüttung aus, eine in Sibirien sehr häufige Bauart, welche den Zweck hat, die außerordentliche Kälte und Hitze abzuhalten.

Ihr Leben war ein hartes, einsames, da sie sogar von der nächsten russischen Sträflings-Niederlassung noch durch eine 300 Meilen lange Meer- und Flußreise getrennt waren. Bei Krankheit, Unfällen oder Bedrohung durch Brodjagi waren sie ganz auf sich selbst angewiesen. Ihre Sträflinge führten sich ziemlich gut auf und erwiesen sich als leidlich treu, da sie gut behandelt wurden und wußten, daß sie hier weit besser daran waren als unter der Aufsicht der Beamten; aber wenn Brodjagi auftauchen sollten, mußten die Prospektoren darauf vorbereitet sein, daß sich ihre Leute neutral verhalten würden; dies ist jedoch eine Geschichte, die ich später erzählen werde.

Der Winter würde die Traurigkeit ihrer Lage noch vermehrt haben, aber er brachte ihnen die Befreiung von ihrem Posten, denn ohne entsprechend eingerichtete Gebäude, welche gegen eine Kälte von 40–50 Grad Schutz bieten mußten, konnte die Arbeit nicht fortgesetzt werden. Sechs oder sieben Wochen später traten sie ihre Rückreise nach Derbensk an. Durch Stoßen, Rudern und Ziehen gelang es den Sträflingen, das Boot bis zu den Untiefen zu bringen, welche die Buchten von Chaiwo und Ni verbinden. Hier wurden sie vom Eis aufgehalten, durch welches sie sich schon eine Strecke weit durchgearbeitet hatten. Es half ihnen nichts, sie mußten zurückkehren, was aber leichter gesagt als getan war, denn das Ei war mittlerweile zusammengetrieben und zwischen ihnen und ihrem Abfahrtspunkt wieder zugefroren. Sie mußten deshalb bei einer nahen Stelle ans Land gehen und zwar bei dem Orotschonendorf Alt-Wal, von wo aus sie auf dem Landwege nach ihrer Hütte zurückkehrten. Auf ihrem Weg kamen sie an einer Giljakenhütte vorbei, in welcher sechs Leichen in verschiedenen Stellungen lagen. Später untersuchte man diese, um die Todesursache festzustellen, und ob vielleicht ein Mord der Brodjagi vorläge. Man nahm jedoch allgemein an, daß die Giljaken durch den Genuß verdorbener Fische vergiftet worden waren.

Die Stellung der Prospektoren war jetzt eine schwierige, denn die Vorräte reichten für sie und ihre Leute nur noch

wenige Wochen, und Transportmittel waren nicht vorhanden. Um die zehn Sträflinge nicht der Gefahr des Verhungerns auszusetzen, gab man ihnen soviel Lebensmittel mit, als sie tragen konnten und befahl ihnen, sehr gegen ihren Wunsch, ihren Rückmarsch zu Fuß anzutreten. Ein Giljake führte sie auf ihm bekannten Pfaden längs des zugefrorenen Flusses; nach vielen erschöpfenden Tagemärschen kamen sie an ihrem Bestimmungsort an. Ihre Vorgesetzten suchten inzwischen einige Giljaken ausfindig zu machen, welche sie auf ihren Schlitten fortbefördern sollten, sobald die zugefrornen Buchten und Flüsse dies gestatteten. Das Thermometer hatte schon eine Zeitlang 20° Celsius Kälte gezeigt. Mit großer Mühe fanden sie endlich Giljaken, welche sie auf ihren von 13 Hunden gezogenen Schlitten über die Buchten und den Tymifluß hinauf, bis zu dem Dorfe Ischir fuhren, von wo aus sie ihren Weg durch den Wald bis Ado-Tymi fortsetzten. Auf der Reise mußte man bei einer Temperatur von 40 Grad Kälte unter freiem Himmel schlafen. Bei der Schlittenfahrt auf dem Fluß brachen die Schlittenkufen gelegentlich durch das Eis; wo die Strömung besonders stark war, traf man auch offenes Wasser an. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß an einigen Stellen die oberen Gewässer des Tymi bei einer Temperatur von 40—50° unter Null nicht zufrieren; hierher kommt der weißschwänzige Seeadler (Haliaetus albicilla), um zu fischen. Die Giljaken nennen auch den Monat Februar Kham-long oder Adlermonat, wie sie den März Karr-long oder Krähenmonat nennen.

Am Tage nach unserer Ankunft bei den Petroleumquellen versuchten wir, unsere Reise nach Norden fortzusetzen, um die Oelbecken am Nutowofluß zu besuchen. Wir lenkten also unsere Schritte zu unserem Kanu zurück, fuhren mit unserer Mannschaft durch die Bucht und beabsichtigten, den Fluß hinaufzufahren. Wir hatten jedoch kaum fünf Meilen zurückgelegt, als sich „weiße Pferde" (Sturmwolken), oder wie die Russen sagen, „weiße Schafe" am Himmel vor uns zeigten. Wir wollten uns von einem Sturm keinen Strich durch unsere Rechnung machen lassen und achteten deshalb nicht auf die

Einreden unserer Mannschaft, bis die Wellen unser Kanu zu versenken drohten und uns zwangen, von unserem Vorhaben abzustehen und mit Widerstreben den Versuch aufzugeben, an der Nordostküste weiter vorzudringen, als dies bisher irgend einem weißen Mann gelungen war. Sieben Meilen weit wurde unser Fahrzeug vor dem Sturme hergetrieben; unser gewandter Kapitän verhütete jedoch mit seinem kurzen Ruder, daß wir breitseits mit dem Kanu trieben. Bis auf die Haut durchnäßt, landeten wir wieder an der Mündung des Boatassin. Hier kamen uns zwei oder drei Orotschonen entgegen, um uns im Namen des Dorfältesten von Neu-Wal an der anderen Seite der Bucht zu bewillkommnen.

Wir eilten in die Hütte und verbrachten noch eine Nacht bei unseren gastfreien Wirten, die uns am folgenden Morgen über Land und Meer zu dem Dorfe Neu-Wal begleiteten. Meine Zeit gestattete mir nicht, weiter nach Norden vorzudringen; es waren keine Eingebornen mehr aufzutreiben, auch konnten wir in dieser Jahreszeit unsere Giljaken nicht bewegen, ihre Rückreise länger aufzuschieben; wir hatten schon die ausbedungene Zeit überschritten und fanden zwei Tage darauf, als wir in die Bucht von Ni kamen, daß unsere Flußmannschaft gerade im Begriff war, ohne uns abzufahren.

Auf unserem Weg durch den Wald führte mich einer meiner Wirte beiseite, um den Schauplatz einer ungeschriebenen Tragödie aufzusuchen. Wir suchten eine Zeitlang in verschiedenen Richtungen, riefen einander laut zu und fanden endlich den Platz. Was wir sahen ist auf der Illustration abgebildet, ein einfaches russische Kreuz mit drei Stäben. Die Begebenheit ist zwar auf den Blättern der Geschichte nicht aufgezeichnet, enthüllte sich aber hier an Ort und Stelle sehr deutlich. Eine kleine Schar Brodjagi war von Soldaten hart bedrängt worden und, vielleicht durch die Vorräte der Prospektoren angelockt, so weit nach Norden vorgedrungen. Es war ihnen gelungen, sich von Renntieren zu ernähren, auch mußte einer von ihnen krank geworden sein, was aus der sehr langen Zeit geschlossen werden kann, die sie an einem und demselben Orte zubrachten. Sie hatten bei ihrem längeren

Aufenthalt mehrere Renntiere aufgezehrt, wie man dies deutlich aus der Anzahl der Geweihe und Knochen und aus dem kleinen Fußpfad, der im Walde niedergetreten war, ersehen konnte. Ihr kranker Gefährte mag möglicherweise bei einem Zusammentreffen mit einem Bären verletzt, oder, was noch wahrscheinlicher ist, durch Entbehrungen und Anstrengungen



Ein nicht aufgezeichnetes Trauerspiel.

krank geworden sein; auf jeden Fall war er langsam dahingesicht, bis er starb und von seinen Kameraden in der Taiga begraben wurde; sie hatten nicht versäumt, auf dem Grab ihres armen, geächteten Bruders das schützende Kreuz zu errichten. Es war eine so melancholische und pessimistische Geschichte, wie sie nur aus der Feder eines russischen Romanschreibers hervorgehen kann, nur waren hier Schicksal und Natur die Verfasser gewesen.

Dreizehntes Kapitel.

Bei dem „Cham“ in Chaiwo.

Ein interkontinentales Ruderwettfahren. — Der Cham und der Schamane. — Beschwörung des bösen Geistes. — Weshalb die Giljaken keine Schriftzeichen besitzen. — Die Wanderungen einer Seele nach dem Tode. — Seltsame Gebräuche beim Begräbnisscheiterhaufen.

An der Mündung des Boatassinflusses lag ein Kanu aus dem Orotschonendorf Neu-Wal, unsere Wirte, die Prospektoren, stiegen mit einem Eingebornen als Steuermann hinein und forderten uns zu einer Wettfahrt auf; Giljaken standen gegen Europäer, und ich glaube nicht, daß die fünf Werst durch die Chaiwo-Bucht an der Mündung des Boatissinflusses bis zum Dorfe Neu-Wal je in kürzerer Zeit zurückgelegt worden sind. Die Flut hatte gewechselt, und die weniger seichten Fahrrinnen konnten nur mit beträchtlicher Schwierigkeit aufgefunden und befahren werden; aber nachdem dies gelungen war, strengten alle ihre Kräfte aufs äußerste an. Hier gab es keine Zuschauermenge, die den großen Kampf zwischen Europa und Asien aufmerksam verfolgte, keine jener altbekannten Zurufe vom Ufer her, die von allerhand musikalischen Instrumenten begleitet wurden, weder die wohlbekannten Rufe des Trainers, noch das heisere „eins — zwei — drei“ des Bootssteuerers. Europa hatte ein kleineres Kanu, kein Gepäck und außer seinen zwei Ruderern nur den Steuermann; dieser Vorteil wurde aber dadurch aufgehoben, daß es nur zwei Ruder

hatte. Asien hatte ein längeres Kanu, zwei Passagiere mit 6—7 Pud Gepäck außer seinem Steuerer und zwei Ruderern; dafür gingen aber zwei Paare kurze Ruder ins Wasser.

Unsere Giljaken beteiligten sich mit großer Begeisterung an dem Spaß. Wir — d. h. Asien — kamen rasch durch das Netzwerk von Kanälen und erlangten dadurch einen Vorsprung, den wir bis zur Hälfte der Wettfahrt behaupteten. Europa kam jedoch Zug um Zug gleichmäßig näher, bis beide Boote in gleicher Linie waren. Dann benutzte Europa geschickt die Kenntnis der Anfahrt zum Dorf seitens ihres Steuerers und landete in kühnem Bogen, während die Mannschaft Asiens sich noch besann, wo sie ihr Boot an Land bringen sollte.

Dies ist am Ende nur eine Allegorie des Rassenkampfes um die Existenz zwischen den Eingebornen und den Weißen. Der Giljake auf Sachalin hat einen Vorsprung von zwei oder drei Jahrhunderten gehabt, aber er ist schon weit an Zahl übertroffen worden und wird bei dem ferneren Eindringen der Europäer sicher aussterben. Die Hauptursachen des Aussterbens der Eingebornen sind Krankheiten, die Einengung ihres Jagdgebiets, der Verfall des Rassengeistes und ihr Unvermögen, sich einer anderen Lebensweise anzupassen, die ihnen allmählich aber sicher aufgezwungen wird. Die Stellung der Regierung ihnen gegenüber ist eine korrekte. Sie erkennt sie als russische Untertanen an, mischt sich so wenig wie möglich in ihre ganz ungenügende Organisation und verbietet den Verkauf von berauschenden Getränken an sie. Was ihnen jetzt wirklich fehlt, was man aber schwerlich von Beamten erwarten kann, deren Aufgabe in der Bewachung von Verbrechern besteht, ist eine patriarchalische Regierung, die ein Interesse an der Rasse und an ihren veränderten Lebensbedingungen nimmt.

Wenn die Giljaken mehr solche Freunde hätten, wie Herrn Pilsudski, der als politischer Verbrecher auf der Insel war, dann könnten sie vielleicht vor dem Aussterben bewahrt werden. Er erkannte, daß die Mittel, durch welche sie sich ihren Lebensunterhalt verschafften, nämlich Jagd und Fischfang, anfingen, nicht mehr auszureichen und versuchte des-

halb, die in der Nähe russischer Niederlassungen wohnenden Giljaken zu bewegen, Kartoffeln anzubauen und Fische einzusalzen. Da die Eingebornen ganz und gar nicht an eine solche Arbeit gewöhnt waren, fanden sie dieselbe außerordentlich anstrengend; der eine gab sie nach zwei Stunden auf, weil ihm sein Rücken schmerzte, die andern baten dringend um die Erlaubnis, die Saatkartoffeln verzehren zu dürfen! Ich fürchte, daß seine nicht unterstützten und nicht befolgten Anstrengungen gescheitert sind, obgleich es ihm nach vieler Ueberredung gelang, die Giljaken zum Stecken von mehreren Pud Saatkartoffeln zu veranlassen.

Wir wurden vom Sstaroßta von Neu-Wal bewillkommnet und den orotschonischen Schönheiten vorgestellt, deren seltene Anmut unserer bescheidenen und ungebildeten Meinung nach sehr viel zu wünschen übrig ließ; dann führte man uns in eine Hütte, wo nicht allein Fischhäute, sondern auch zwei Stücke schönen, chinesischen Seidenbrokats uns zu Ehren ausgebreitet worden waren. Es konnte natürlich keine Rede davon sein, daß wir mit unseren großen, schmutzigen Stiefeln darauf traten; wir wandten uns deshalb zu einer Ecke und ließen uns auf die Fischhäute nieder. Ich überlasse es dem Leser, sich den seltsamen Gegensatz zwischen dem hellblau-goldenen Brokat und dem geräucherten Fisch, dem fettigen Holzwerk und schmutzstarrenden Menschen vorzustellen.

Die Erklärung für das Vorhandensein des Brokats war darin zu suchen, daß derselbe als Altardecke für eine in Aussicht stehende russische Kirche bestimmt war. Man erzählte, daß ein russischer Priester vor vier Jahren die Chaiwo-Bucht besucht und 483 Rubel für den Bau der Kirche gesammelt hatte, aber bis jetzt hatten sie von ihr noch nichts als eine Handglocke. Ich glaube, Sachalin ist diesen Popen los geworden, dessen eigentliche Mission, nach allem, was man hörte, in der Einsammlung möglichst vieler Zobelfelle bestanden haben dürfte. Ein Priester kommt einmal jährlich, während der Jagdzeit im Winter, an irgend einen der Hauptorte auf der Insel, gewöhnlich nach Ado-Tymi (eine Entfernung von ungefähr 250 Meilen auf dem Flusse) und läßt

die Aeltesten der Orotschonen davon benachrichtigen. Von denen, die dem Rufe folgen, empfangen einige das heilige Abendmahl oder wohnen dem Totenamt für ein Mitglied ihrer Familie bei, welches etwa im Laufe des vergangenen Jahres gestorben ist. Die Aufforderungen werden jedoch nicht gern gesehen, da, wie es in der russischen Kirche Gebrauch ist, die gottesdienstlichen Verrichtungen bezahlt werden müssen, und die Orotschonen dadurch um so und so viele Zobelfelle erleichtert sind.

Die Russen behaupten, daß der Priester Wodki mitgebracht und Felle dafür eingetauscht habe. Ich fürchte, daß die Beschuldigung begründet war; die Ausrede, daß der Priester schlecht bezahlt wurde, muß als Beschönigung für ein vom Gesetz bestraftes Vergehen als höchst unzureichend betrachtet werden. Natürlich war er nicht der einzige, welcher der Versuchung nachgab, einen so sicheren Weg zur Erlangung großen Gewinnes zu betreten, indem er den Eingebornen Wodki im Tauschhandel zugänglich machte.

Daß die Priester für die Eingebornen nur des Gewinnes wegen ein Interesse zeigen, ist sehr bedauerlich; wir müssen jedoch bei ihrer Beurteilung bedenken, daß sie keine Missionare und auch nicht einmal Priester einer Gemeinde sind, sondern daß sie in Wirklichkeit nur die Stelle von Gefängnis- oder Militärgeistlichen einnehmen. Es würde ebenso abgeschmackt sein, den Kaplan eines z. B. in Bombay stehenden Regiments zu tadeln, weil er keine Missionsarbeit in Indien verrichtet, als diese Priester auf Sachalin. Was ihre Beziehungen zu ihrer eigenen Gemeinde betrifft, so werden wir etwas darüber hören, wenn ich von meinem Aufenthalt in Alexandrowsk spreche.

Wir verließen das Orotschonendorf Neu-Wal und ruderten in südöstlicher Richtung nach der Giljaken-Niederlassung Chaiwo hinüber, welche an der Nordseite der Straße liegt, die hier eine Einfahrt zum Meer bildet. Chaiwo war ein Dorf von ziemlicher Größe, denn ungefähr 30 Kanus waren aufs Ufer gezogen, und die Einwohnerzahl belief sich, wie wir hörten, auf ungefähr hundert Seelen. Wir landeten hier

und wurden herumgeführt, um uns den Bären in seinem Zwinger, zwei gefangene Füchse, die ihrer Pelze wegen aufgefüttert wurden und drei große, weißschwänzige Adler, die an den Ecken eines Blockbaues angebunden waren, zu besehen. Es waren prachtvolle Vögel, deren große, mächtige Schwingen und furchtbare Schnäbel aussahen, als ob sie sich ihre Freiheit schon längst hätten erzwingen können. Sie waren jung gefangen worden und hatten den Inhalt eines Nestes gebildet, welches nach Abschießen des weiblichen Vogels ausgenommen worden war. Die Eingebornen zogen sie auf, weil sie hofften, die Schwanzfedern dieser Vögel an die Japaner verkaufen zu können.

Seit meinem ersten Zusammentreffen mit den Giljaken hatte ich stets gefragt, wo ich einen Cham oder Medizinmann des Stammes antreffen könnte. Ich war sehr darauf gespannt, weil ich hoffte, von ihm mehr zu erfahren, als ich von dem giljakischen „Mann von der Straße" oder vielmehr „Mann im Kanu" herausbekommen konnte. Auf alle meine Erkundigungen war mir Chaiwo als Aufenthaltsort ihres Cham angegeben worden. Bei meiner Ankunft in Neu-Wal, das ganz in der Nähe liegt, hielt ich es für ratsam, mich zu erkundigen, ob der große Mann zu Hause wäre. Die Antwort fiel bejahend aus. Als ich jedoch in Chaiwo anlangte, erfuhr ich, daß er nach Neu-Wal gegangen sei. Dies paßte mir nicht. Ich vermutete, daß dies eine Ausrede war und bestand darauf, daß meine Kanumannschaft ihn holen sollte. Dies hatte den gewünschten Erfolg; kurze Zeit darauf kam ein Mann von ungefähr 30–35 Jahren, dessen Aeußeres weniger wild war als das der anderen — in der Tat ein ziemlich milde aussehendes Wesen — zögernd auf uns zu. Ich bot ihm einige Tabaksblätter an und erklärte ihm, um seinen Argwohn zu entwaffnen, denn die Eingebornen sprechen nicht gern über ihre Religion, durch die Dolmetscher, daß ich ein Freund der Giljaken wäre und sehr weit her übers Meer gekommen sei, um gern etwas über sie und ihre Vorfahren zu erfahren.

Der Reisende verliert auf seinen Wanderungen bald das



Unser Abendessen, aus Fisch bestehend, hing über dem Feuer.

Gefühl des Neuen und Seltsamen in seiner Umgebung, und es kommt nach der ersten kleinen Verlegenheit selten vor, daß er sich überraschen läßt und die Dinge nicht so nimmt, wie sie eben kommen. Das ist eine nützliche Angewohnheit und spart viel Unruhe, aber es gibt Gelegenheiten, wo er in Gedanken an seine Heimat und an seine Freunde versunken ist und plötzlich wieder an seine jetzige Umgebung erinnert wird. Ein solcher Augenblick war jetzt für mich gekommen; ich stand einem Cham der Giljaken gegenüber, und vielleicht gelingt es mir, den Leser für einen Augenblick an jenen weit entfernten Ort zu versetzen, wenn ich die Szene beschreibe, wie sie auf mich einwirkte.

Es war Abend, wir hatten uns auf der Sanddüne gelagert, welche die vor uns liegende Bucht vom Stillen Ozean trennte, der ganz in unserer Nähe mit seiner donnernden Brandung daherrollte. Im Westen lag ein herrlicher Sonnenuntergang vor unsern Augen, wilde Massen dunkler Wolken erglänzten feurig, von den rötlichen Strahlen gefärbt, als sie sich hinter den fern ragenden, blauen Bergen zusammenzogen, während sich zwischen diesen und uns unabsehbare Wälder dahinstreckten. Es war ein Sonntagabend und ruhig, wie auf einem englischen Dorfe — und doch wie verschieden. Welch ungeheurer Abstand trennte uns von der gebildeten Welt! Zwischen uns und England lagen undurchdringliche Wälder, die Heimat des Bären und des entsprungenen Sträflings, der bewaffnet und vor Hunger verzweifelt war. Tag um Tag mußte man sich durch Stromschnellen hindurcharbeiten, um durch diese Wälder zu kommen, Woche auf Woche folgte, bevor man wieder aufs Festland kam, dann mußte man immer noch das schneebedeckte Sibirien durchqueren. Um uns herum kauerten schwarzbraune, bezopfte, ungewaschene Eingeborne, seltsam gekleidete Kinder und Frauen, letztere mit großen Ringen in den Ohren und Fischmessern an den Gürteln. Unser Abendessen, welches aus Fisch bestand, hing über dem Feuer. Die seltsamen Gestalten rückten mit ihren Hunden näher zu uns heran, während wir von den Vorfahren der Giljaken, den Göttern ihrer Väter und

der Heimat der Abgeschiedenen sprachen; indessen sie sich darüber wunderten, warum die weißen Männer aus einem fremden Lande diese Dinge zu wissen begehrten. War es möglich, daß wir das nicht wußten, was jedermann wußte, oder lachten wir sie nur aus?

Nach den einleitenden Höflichkeitsformen fing ich an, den Cham zu fragen:

„Hat Ihr Vater oder der Vater Ihres Vaters Ihnen je etwas von dem Ort erzählt, von wo aus die ersten Giljaken kamen?"

„Nein. Sie kamen daher!" Er weist nach Westen auf das Festland, welches der Ueberlieferung zufolge als ihre Heimat bekannt ist. Bevor er jedoch meine Frage beantworten wollte, hatte er mich gefragt:

„Warum sind die Russen hierhergekommen und weshalb wohnen sie in großen Dörfern und nicht im Walde?"

Welche Offenbarung einer von Grund aus verschiedenen, volkswirtschaftlichen Anschauung lag nicht in dieser Frage! Sicher ein geeignetes Thema für die neuen nationalökonomischen Prüfungen in Cambridge!

Wie konnte ich die verwickelte Zusammensetzung unseres volkswirtschaftlichen Lebens, die gegenseitige Abhängigkeit zwischen Land und Land, ja sogar einer Hemisphäre von der anderen, das ungeheure Netzwerk der Verkehrsmittel der zivilisierten Welt, welches sie zur Grundlage haben, dies alles mit wenigen Worten diesem Glied eines primitiven Stammes verständlich machen?

Diese „Kinder des Waldes", die ihre Nahrung, ihre Kleidung, ihre Wohnstätten im Walde fanden, die sich sogar ihre Götter in demselben verschafften, wie war es ihnen möglich, andere Daseinsbedingungen zu begreifen. Die Tradition behauptet sogar, daß die Orotschonen von einer männlichen und weiblichen Birke abstammen.

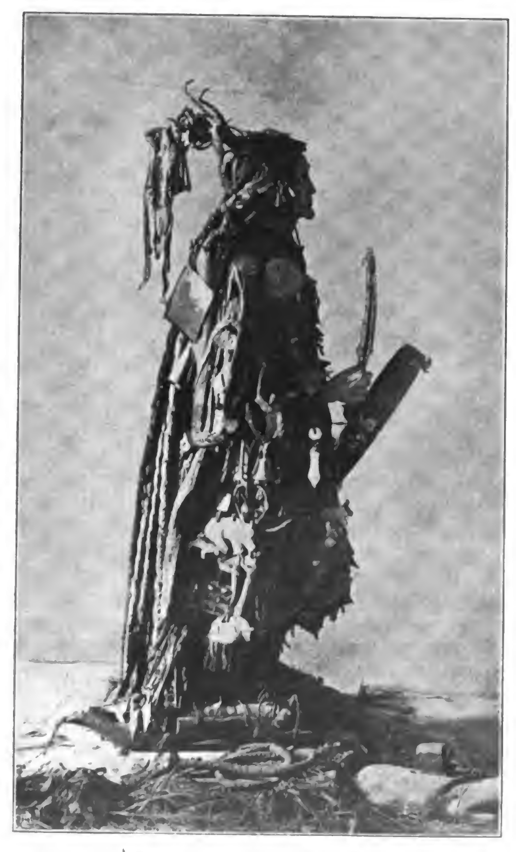
„Wie war es uns möglich, in Städten zusammenzuleben und in der Nachbarschaft derselben genug Fische zur Nahrung im Winter zu fangen, und außerdem ausreichend viele Tiere

zu schießen, um uns die Felle zu unserer Kleidung zu verschaffen?"

Ich überlasse es dem Leser, sich dieses Bild auszumalen und sich vorzustellen, wie die achtbaren Bürger Londons, in Felle gekleidet, nach St. Johns Wood strömen, um Bären und Renntiere zu jagen, oder wie sie geschickt auf dem Vorderteil ihrer ausgehöhlten Kanus balanzieren, um in den durchsichtigen Gewässern der Themse an der London Bridge Salme zu speeren und Seehunde zu harpunieren.

Ich stellte dem Cham viele Fragen, erhielt aber kaum befriedigende Antworten; entweder war er nicht so intelligent, als wir gehofft hatten, oder er machte Ausflüchte, weil er befürchtete, ausgelacht zu werden. Die Giljaken erklärten selbst: „Wir haben jetzt keinen großen Cham! Wir hatten einen; er starb im letzten Winter. Er war in der Tat groß! Wenn ein Mann Fische nötig hatte und kein Wind wehte, der ihm die Fische zutreiben konnte, ging er zum Cham und fiel auf die Knie; sofort wurde sein Gebet erhört, und der Wind fing an zu wehen." Sein Nachfolger behauptete indes, die Macht zu besitzen, bestimmt den Aufenthaltsort eines Bären angeben zu können. „Wenn der Giljake einen zu finden wünscht," sagte er uns, „dann höre ich die Stimme des Geistes sagen: Dort ist ein Bär im Walde; ich gehe in den Wald und entdecke einen Bären!"

Der Cham der Giljaken ist in vielen Beziehungen dem Schamanen der Orokten, der Golden und der Tungusen auf dem Festlande ähnlich. Beide sind abergläubischen Gebräuchen ergeben. Die ursprüngliche Tätigkeit des Cham scheint darin bestanden zu haben, daß er die ergangenen volksgerichtlichen Urteile vollstreckte, und zu diesem Zweck wird er gewählt. Er ist es, der im „Strafgerichtshof" der Aeltesten das Urteil spricht und es nachher vollstreckt. Dies waren gesetzlich die Grenzen seiner Tätigkeit; aber in Wirklichkeit hört hier sein moralischer Einfluß nicht auf, und das Schicksal des Verbrechers hängt in hohem Grade von ihm ab. Wahrscheinlich wurde er gewählt, weil die in älteren Zeiten notwendige Todesstrafe für einen Mörder den freundlichen,



Ein Tungusischer Medizinmann.

heiteren Giljaken jetzt sehr gegen den Strich ging und weil sich der Cham durch seine Zauberkraft von jeder Sünde reinigen konnte, die nach ihrem unwillkürlichen Gefühl mit der Tötung eines menschlichen Wesens verknüpft sein mußte. Die Todesstrafe besteht jetzt nicht mehr, sondern ist in eine Geldstrafe umgewandelt worden.

Der Schamane hingegen wird nicht gewählt, sondern erlangt seine Stellung durch seine Charakterstärke und gegenüber nicht wenigen Lächerlichkeiten. Ist er erfolgreich, so wird er zum Orakel seines Stammes. Zu ihm kommen diejenigen, welche zu wissen wünschen, wo ein verlorener Gegenstand zu finden ist, wie der Fischfang in der kommenden Saison ausfallen wird, oder wie man einem bevorstehenden Unglück entrinnen kann. Aber als Heiler von Krankheit und Beschwörer der bösen Geister wird er am meisten gesucht. Margaritoff hat in einer Monographie über die Oroktis*) eine lebendige Beschreibung von der Vorstellung eines Schamanen in Priamursk gegeben. Zuerst schickte er sich an, sich in einen Aufputz zu hüllen, wie er etwa dem beigegebenen Bilde entspricht. Um seine Hüften band er einen Unterrock, von welchem eine bemerkenswerte Sammlung von „mineralischen Schätzen" in Gestalt von Metallglocken, Stahl, Metallscheiben, Ketten, Teilen von Zinntöpfen und Eisenstücken herabhingen. Das Gewand, das ich sah, schien mir vom Gesichtspunkte des Orokti aus eine Sammlung von Kuriositäten vorzustellen, bei deren Anhäufung zivilisierte Länder — hauptsächlich England und vorzugsweise Birmingham — nach Hausgerätschaften durchwühlt worden waren. Der Kopfputz bestand aus einem Hirschgeweih, von welchem wieder Glocken, Ringe, Metallplatten und Lumpen herabhingen. In der Tat könnte ich den so aufgeputzten Schamanen nicht besser beschreiben, als wenn ich ihn mit einem umherwandelnden Lumpensammler vergleiche. Nachdem der Schamane in seiner Hütte Gras verbrannt hatte, bis ein erstickender Rauch darin

*) Ins Englische übersetzt von M. F. A. Fraser, Journal of the Royal Asiatic Society, China Branch 1894.

herrschte, nahm er ein mit Renntierfell bespanntes Tamburin in die Hand, ging zum Eingang der Hütte und kündete den Ausbruch seiner Verzückung an. Hierauf fing er an zu heulen, stieß geheimnisvolle Töne aus, drehte sich wild in der mit Rauch gefüllten Hütte um und um, schlug das Tamburin und sich selbst, bis er sich, von diesem rasenden Gebaren ganz erschöpft, auf sein Lager warf. Die mit scheuer Furcht erfüllten Zuschauer erwarteten alsdann voller Hoffnung am folgenden Tage die Offenbarung.

Da ich gern wissen wollte, welche Ansprüche auf Heilkraft der Cham erheben konnte, fragte ich ihn, ob er Krankheiten heilen könnte. Er erwiderte darauf: „Wenn ein Kind oder ein Mensch krank ist, bete ich und opfere dem Gott des Feuers Tabak, auch werfe ich den Geistern etwas Reis oder Tee zur Türe hinaus. Es ist nur ein Gott — die Natur —“ fuhr er fort, „und wir opfern einmal dem Feuer und das andere Mal dem Wasser und dem Wald.“ Die ganze Heilungszeremonie ist wohl eine Beschreibung wert.

Wenn ein Giljake so krank ist, daß alle Hausmittel nicht mehr helfen, wird nach dem Cham geschickt. Er kommt in Begleitung eines der älteren Bewohner der Hütte an, welcher dazu ausgewählt worden ist, dem Heilenden die gebührenden Ehren und Aufmerksamkeiten zu erweisen. Eine Untersuchung des Kranken genügt ihm gewöhnlich, um zu bestimmen, ob der Leidende genesen wird oder nicht; bevor sich jedoch der Cham über seine Maßnahmen entscheidet, versucht er von den Verwandten herauszubekommen, was der Patient vor seiner Krankheit getan hat. Dann teilt er ihnen mit, daß der böse Geist über den kranken Mann erzürnt ist und diese Krankheit als Strafe geschickt hat. Aber er will mit dem Geist darüber sprechen und ihn fragen, wie sein Zorn besänftigt werden kann. Vor dem Abend kann jedoch nichts getan werden, denn das Element, in welchem der Geist lebt, ist die Nacht.

Wenn die Sonne untergegangen ist, erscheint der Cham, treibt alle überflüssigen Personen aus der Hütte und legt sich um den Kopf ein Band aus Birkenrinde, mit drei kleinen

raschelnden Rosetten von papierähnlichen Rindenstreifen. Diese sollen ihm dem Vernehmen nach bei der Vertreibung des bösen Geistes aus dem Kranken helfen, sind aber viel wahrscheinlicher dazu bestimmt, das Geheimnisvolle und das Ansehen des Beschwörers zu erhöhen. Hierauf stellt er auf die Herzgegend drei kleine Näpfe mit Fisch, Tabak und Wurzeln, eng daneben noch zwei hölzerne Bilder, Ch'khnai, die Rücken an Rücken zusammengebunden sind; das eine Bild hat das Gesicht eines lachenden Mannes, das andere das Gesicht einer weinenden Frau. Die Ch'khnai werden dahin gelegt, damit der böse Geist Gelegenheit hat, hineinzufahren, wenn er den Körper des kranken Mannes verläßt. Man bemerke hier, wie schlau der Cham ist. Er stellt die Ch'khnai so, daß das Bild der weinenden Frau den Näpfen zugewendet ist, welche die Nahrungsmittel enthalten; durch die Beschwörung wird der böse Geist aus dem Körper des Kranken entweichen, aber von den Delikatessen angezogen und fährt natürlich in das so aufgestellte Bild. Wenn er diese Gestalt angenommen hat, wird er selbst so gutherzig und schwach wie eine weinende Frau. Der gute Geist wird dann beschworen und nimmt seine Zuflucht im andern Bild, wo er lustig und stark wie ein lachender Mann wird, besonders wenn der Cham eines der Näpfchen mit Nahrung näher an ihn heranschiebt.

Da sich der böse und der gute Geist so nahe beisammen finden, fangen sie an zu kämpfen: aber über den Ausgang des Kampfes kann niemals ein Zweifel bestehen, denn der Sieg muß dem stärkeren, dem guten Geist gehören. Hierauf beginnen die Verhandlungen zwischen dem Cham und dem bösen Geist darüber, wieviel oder welche Opfer er annehmen will, um dem kranken Mann fern zu bleiben.

Während aller dieser Beschwörungen und Verhandlungen ist die Hütte der Schauplatz eines ehrfürchtige Scheu einflößenden Auftritts gewesen. Während der kranke Mann auf der Nakh oder Bank liegt, wirbelt der Cham in der Hütte herum, schlägt das Kos-cha, ein mit Fischhaut bezogenes Tamburin, stößt alle möglichen seltsamen Töne aus und be-

schleunigt seine wilden Kreisbewegungen, um den bösen Geist daran zu hindern, daß er aus seinem Bereich entkommt. Mit der Zeit hat der Kampf des guten und bösen Geistes, der wilde Tanz seine höchste Steigerung erlangt und wenn die Verhandlungen beginnen, ist der Cham in einem verzückten Zustande. Er beginnt seine Beschwörungen fast in flüsterndem Tone und begleitet sie mit langsamen, gleichmäßigen Schlägen auf das Tamburin. Er spricht seine Gebete aus dem Stegreif und paßt sie den Umständen an, allmählich arbeitet er sich in eine sehr erregte Verzückung hinein, lallt mit heiserer Stimme, heult und kreischt sogar. Wegen der großen Anstrengung versagt dem Cham zuweilen die Stimme, aber er lenkt die Aufmerksamkeit davon ab und wirbelt mit erstaunlicher Behendigkeit in dem Halbdunkel umher: seine Füße scheinen ganz den Boden zu verlassen, wenn seine wilden Luftsprünge immer häufiger und schneller werden, während die Flammen in entsprechender Weise bei seinen tollen Sprüngen emporflackern. Schwarze Schatten huschen stoßweise über die Hüttenwände, rascher und rascher wächst das wilde Geheul und die dumpfen Töne des Tamburins. Die Herzen der Zuschauer werden von Schrecken erfaßt und selbst der ungläubigste Giljake wird unwillkürlich bestrickt.

Die Augen des Cham lodern wie Flammen, er schäumt aus dem Munde und singt nun die Befehle des bösen Geistes:

„Nimm zwei große Hunde,
Einen schwarzen,
Und einen weißen;
Töte die zwei Opfer
Dort,
Wo ein Bär gehalten wird:
Das wird den kranken Mann gesund machen!“

Die erste Silbe jeder Zeile wird rasch und deutlich ausgesprochen, die letzte dagegen langsam, sie geht in ein Geheul aus.*)

*) Jede Zeile im giljakischen Original endet mit a — aa.

Wenn der Cham auf den kranken Mann böse ist oder gegen ihn oder seine Verwandten irgend einen Groll hat, kann er durch seine Auslegung der Forderungen des Geistes die ganze Familie zugrunde richten, indem er sie zwingt, alle ihre Hunde und alle für sie wertvollsten Besitztümer zum Opfer zu bringen. In früheren Zeiten sollen sogar Menschenopfer gefordert worden sein.

Am nächsten Tage nimmt der Aelteste der Hütte die Opfer und begibt sich so rasch als möglich nach dem bezeichneten Dorfe, wo sich der Bär befindet, selbst wenn es hundert Meilen entfernt ist. Hier tötet er die Hunde bei dem Bärenkäfig, nimmt ihnen Herz und Leber heraus und wirft diese nach Osten in den Wald, wobei er singt: „Mache es, daß der kranke Mann bald gesund werden mag!“ Das Opfer wird beim Bären gebracht, weil derselbe ein großer Freund des bösen Geistes ist und letzterer deshalb leicht in seiner Nähe zu finden ist.

Der Cham wird freigebig für seine Mühen belohnt und damit ist die Angelegenheit zu Ende.

Ein alter Giljake antwortete auf meine Frage, was geschieht, wenn der Kranke stirbt, mit gleichmütiger Ergebung: „Wir bringen Opfer und wenn das Kind genest, ist es gut: aber wenn der Geist das Kind nicht wieder gesund macht, ist es auch gut.“

Die Giljaken erklären die Heimsuchung mit Krankheit in folgender Weise. Der kranke Mann muß den guten Geist Ki-kh beleidigt haben, welcher ihn daraufhin verläßt und der Gewalt des bösen Geistes überliefert. Das dem letzteren dargebrachte Opfer ist ein Bestechungsgeschenk, durch welches der Leidende den bösen Geist verlocken will, ihn zu verlassen.

Der Giljake bringt dem Ki-kh, dem Schöpfer, dem großen Geist, dem Gott der sittlichen Welt kein Opfer dar, denn er weiß nicht, wo dieser ist; seine Vorstellung von ihm ist in der Tat so unbestimmt, daß man sagen kann, sie existiert in seinem Geist nur als ganz verschwommener Begriff. Was die Stellung des Cham betrifft, so kann der böse Geist wegen des ihm gespielten Streiches und wegen des Mangels an gebührender Ehrfurcht ihm nur zürnen: aber wir brauchen

um den Heiler nicht besorgt zu sein, denn er ist in der Kenntnis seiner vielen Beschwörungskünste sicher.

Der moralische Einfluß des Cham hat bei seinem Stamme sicher an Boden verloren, da die Giljaken mehr in Berührung mit den Russen kommen. Ein Giljake sagte einmal zu einem Russen: „Ein Cham sagt sehr viele Lügen!"

„Warum ruft Ihr ihn dann herbei?"

„Er ist notwendig. Wenn er böse wird, wäre es schlimm für uns," war die Antwort.

Es ist wahr, daß die Sache für den Giljaken schlimme Folgen haben kann, nicht weil der Cham den göttlichen Zorn auf sein Haupt heraufbeschwören kann, aber wenn der Giljake einen Streit hat oder eines Verbrechens beschuldigt wird, kann sich der Cham seiner Uebergehung oder Beleidigung erinnern und die Bestrafung zu einer sehr schweren gestalten, weil er beim Urteilsspruche das letzte Wort hat.

Unter der Gruppe seltsamer Leute, welche in dem schwindenden Tageslichte am Strande umherhockten, befand sich auch ein besonders intelligent aussehender älterer Mann, welcher augenscheinlich von den Russen mehr gesehen hatte, als viele der anderen Giljaken. Er hatte die erste Frage, welche ich an den Cham wegen seiner Vorfahren gerichtet hatte, gehört und rief in nachdrucksvoller Weise aus: „Wie kann ich das sagen? Weder mein Vater, noch meines Vaters Vater konnten schreiben; deshalb haben sie mir nichts Geschriebenes hinterlassen, was ich erzählen könnte. Aber selbst wenn sie Geschriebenes zurückgelassen hätten, könnte ich es nicht lesen. Wie können Sie daher erwarten, daß ich es weiß?"

Die Giljaken haben keine geschriebene Sprache, besitzen aber eine Sage, die den Grund dafür angibt. Ich erfuhr dies von einem Mitgliede ihres Stammes, Imdin mit Namen, dem einzigen bekannten Sachaliner Giljaken, welcher von den Russen aufgezogen und ausgebildet worden war. Er ist ein intelligenter Jüngling und war in eine Schule in Wladiwostok geschickt worden, wo ich ihn im Dienste eines politisch Verbannten traf, dem er nahezu alles verdankte.

„Die bei meinem Stamme umlaufende Sage," berichtete er mit einem Lächeln, „erzählt, daß ein Giljake und ein Chinese eines Tages am Ufer miteinander plauderten. Der erstere zeigte dem letzteren seine Bücher und Schriftzeichen (Buchstaben), als sich unglücklicherweise ein großer Wind erhob, welcher alle Buchstaben mit Ausnahme von fünfen wegwehte. Damit dieses große Unglück vollständig wurde, rannte der Chinese auch noch mit dem kleinen Ueberreste der Buchstaben davon, als der Giljake den Rücken wandte."

Die Ainu haben eine nicht unähnliche Sage, nach welcher einer Version zufolge ihre Buchstaben und Urkunden von ihren Gästen aus Japan gestohlen wurden, als sie sich von den Wirkungen eines reichlichen Mittagessens etwas erholten. Dr. Laucher*) gibt die Giljakensage in anderer Gestalt. Er sagt: „Der erste lebende Mann und sein Weib hatten 47 Söhne und 47 Töchter. Die 47 Söhne heirateten ihre 47 Schwestern. Die Sage erzählt, daß sie einst von dem Gotte Taighan**) ein Stück weißes Papier empfingen und alsdann schreiben konnten. Als sie eines Tages von der Jagd zurückkehrten, konnten sie einander nicht mehr verstehen und sprachen in 47 verschiedenen Sprachen. Sieben der Brüder verblieben im Lande; die anderen vierzig bauten Kanus und segelten übers Meer und nahmen die Papiere mit sich, welche ihre Urkunden enthielten. Auf dem Wege wurden sie getrennt und zwanzig von ihnen gerieten in einen heftigen Regensturm, in welchem ihre Papiere naß wurden. Nach einer langen Reise kamen diese zwanzig ans Ufer. Sie machten sich eine Mahlzeit zurecht und breiteten die Papiere am Ufer zum Trocknen aus; aber plötzlich begann es zu donnern und zu blitzen und — traurig, aber wahr — ihre Annalen waren gänzlich vernichtet. Die Giljaken- und Tungusenstämme sind die Nachkommen dieser Brüder, welche ihre Papiere verloren und die Kunst des Schreibens vergessen haben. Die andern zwanzig Brüder wurden von gutem Wetter begünstigt, brach-

*) American Anthropologist, April bis Juni 1900.

**) Vielleicht ist damit der Gott der Taiga d. h. Pal ni vooth gemeint.

ten ihre geschriebenen Schätze sicher in ein neues Land und wurden die Vorfahren der Chinesen und Japanesen, die noch jetzt schreiben können.

„Diese Ueberlieferung," fügt Dr. Laufer hinzu, „weist auf die Tatsache hin, daß die Giljaken sich als nah verwandt mit den Tungusen und ebenso mit den Chinesen und Japanern halten."

Unser Gespräch sprang dann auf den Eingang der Toten in die zukünftige Welt über und der Giljakenälteste gab eine sehr beachtenswerte Darstellung davon; aber ich war damals und bin auch heute noch nicht gewiß, inwieweit die Form derselben dem Dolmetscher zuzuschreiben ist. Unglücklicherweise war im vorliegenden Falle der Uebersetzer nicht Herr Xi, auf dessen sorgfältige und genaue Abwägung der erörterten Punkte ich mich immer verlassen konnte.

Der Giljake sagte: „Wenn ein Mensch stirbt, ändert er sich nicht. Er hat Ohren, Augen, Nase, Hände und ein Herz gerade wie zuvor, nur sein Geist fehlt ihm. Wenn dieser zurückkommen würde, würde der Mensch wieder lebendig werden. Deshalb glaube ich, daß der Geist lebt, wenn nicht hier, dann anderswo. Ich hoffe, daß ich meinen Vater sehe, aber ich kann nicht sagen, wo." Unser Kapitän Jungkin behauptete, daß beim Tode seines Vaters sein Großvater im Feuer zu ihm kam und ihn wegholte und Jungkin selbst wartete in der Hoffnung, daß auch sein Vater in derselben Weise ihn abholen würde. Das ist ein hübscher Zug und ein Glaube, der keine geringe Tröstungskraft besitzt.

Wenn sie von ihren Toten sprachen, nannten sie dieselben niemals beim Namen. Das würde uich, unheilbringend, von böser Vorbedeutung sein. Kindliche Liebe ist bei den Chinesen eine Haupttugend, der alte Giljake vor uns machte keine Ausnahme von dieser Regel. Er hatte bei der Verbrennung der Leiche seines Vaters nicht weniger als zehn Hunde getötet; sein Vater war ein wohlhabender Mann gewesen und deshalb mußte sein Geist mit einem ansehnlichen Gefolge in jene Welt reisen.

Wenn ein Giljake im Winter stirbt, ist es üblich, den

Leichnam in Rinde einzuhüllen und die Bestattung bis zum Ende des Winters aufzuschieben, weil dann die Feierlichkeit leichter vor sich gehen kann. In diesen froststarrenden Gebieten ist das Aufbewahren eines Leichnams eine leichte Sache.

Ich will nun die Feierlichkeiten beim Tode einer Frau beschreiben, wobei ich vorausschicke, daß dieselben ebenso wie viele andere von mir beschriebene merkwürdige Gebräuche bei den Stämmen der Giljaken und selbst bei den einzelnen Khal (Clan) in Einzelheiten voneinander abweichen. Wo der Khal durch Berührung mit den Russen stark beeinflußt ist, sind beträchtliche Abänderungen eingetreten. Der Einfluß ist bei einigen Sippen so groß, daß sie z. B. die Totenverbrennung aufgegeben und dafür das Begräbnis eingeführt haben.

Auf den Leichnam der Frau werden vier Gewänder — Röcke ohne die Taille — gelegt. Es werden nur die besten ausgesucht und bei einem wohlhabenden Giljaken wird sogar der schon erwähnte seltene chinesische Brokat dazu genommen. Der Leichnam mit sämtlichen Kleidungsstücken wird in eine Schuba eingehüllt. Der Grund, weshalb man der Leiche vier Kleider mitgibt, ist folgender. Der Geist der toten Frau muß der Reihe nach vor jedem der Götter oder Herren erscheinen. Tol ni vookh, der Herr des Wassers, Pal ni vookh, der Herr des Waldes, Tur ni vookh, der Herr des Feuers und Kiskh, der Richter über Gutes und Böses. Da es auf Erden vornehmste Pflicht der Frau gewesen ist, den Herd zu hüten, d. h. nach dem Feuer zu sehen, so ist Tur ni vookh ihre vertrauteste Gottheit. Sie muß vor jedem Gott erscheinen, der Weg ist lang und schwierig, also sind vier Anzüge nötig, obwohl einer für eine Reise genügen würde, aber die Frau darf vor den Gott nicht in abgetragenen Kleidern treten. Wenn die Familie der Toten arm ist und keine vier Anzüge erschwingen kann, werden die Götter natürlich diesen Mangel an Anstand hingehen lassen; aber wehe den leichtsinnigen Mitgliedern einer reichen Familie, wenn sie es unterlassen, vier Kleider auf ihre Toten zu legen. Sie werden mit ihren Verwandten eine schlimme Zeit haben; ihr Leben in der zukünftigen Welt wird genau so ärmlich sein wie der elende Aufzug, in dem sich

die Tote gezeigt hatte und ihre Verwandten werden von den Göttern, deren Würde beleidigt worden ist, viel Unglück erdulden müssen.

Vier Tage lang liegt der Leichnam der toten Frau auf der Nakh der Hütte; während dieser Zeit schwebt ihre Seele zu den vier Göttern, um ihnen Rechenschaft über ihr irdisches Leben abzulegen und von ihnen Verhaltungmaßregeln für das Leben nach dem Tode zu empfangen. Alle ihre Verwandten müssen zusammenkommen und dürfen die Hütte während dieser Zeit nicht verlassen. Sie müssen sich vielmehr eifrig bestreben, sich alle Tugenden ihrer verstorbenen Verwandten ins Gedächtnis zurückzurufen und dieselben laut zu verkünden. Dies geschieht, um ihrem Geist einzuhelfen, damit ihr vergeistigtes Ich bei dem mündlichen Bericht vor den Göttern nicht einige ihrer Tugenden ausläßt. Der Herr des Feuers als der jüngste Gott dient in diesem Falle als Bote, deshalb wird auch das Feuer sorgfältig in vollem Brande unterhalten.

Geschrei und lautes Gespräch erfüllt die Hütte. Die Leidtragenden lösen ihr Haar aus den Zöpfen, alle wetteifern miteinander, ihren Verzicht auf Vergnügungen zu zeigen. Leckerbissen und Genüsse werden gemieden, Pfeifen in Stücke zerbrochen, Tabak darf ausfallen.

Wenn der Verstorbene ein Mann ist, sind die Feierlichkeiten ähnlich. Da jedoch der Mann nicht der Unterhalter des Herdes ist, hat er nur drei Göttern von seinen Taten Rechenschaft abzulegen; deshalb braucht sein Leichnam auch nur drei Anzüge und liegt nur drei Tage in der Hütte. Wie die Frau, so trägt auch der Mann über die übrigen Kleider eine Schuba; denn ihre Geister haben noch nicht jene übernatürliche Fähigkeit erlangt, welche den Elementen Trotz bietet und warme Kleidung ist auf ihren langen Reisen notwendig.

Haben die Leichen lange genug auf dem Paradebett gelegen, so wird der Leichnam bei den Frauen am fünften, bei den Männern am vierten Tage aus der Hütte genommen und auf eine Narta, einen von einem Gespann Hunden gezogenen

Schlitten gelegt. Die Schuba wird jetzt weggenommen, denn wenn auch die Seele ihre göttlichen Eigenschaften jetzt noch nicht hat, so ist doch die Reise gemacht und deshalb braucht sie keine solchen warmen Kleidungsstücke mehr. Diese Eigenschaften werden jetzt durch Läuterung erlangt.

Zu diesem Zeitpunkte verlassen einige Leidtragende die Trauerversammlung und laufen rasch zum Kirchhof, den jedes Dorf in den unzugänglichen Tiefen des Waldes besitzt und zwar an einer Stelle, die ein Fremder ganz unmöglich finden kann. Hier wird an einer von der Familie ausgewählten Stelle ein Scheiterhaufen aus sauber abgeschälten Stöcken in Mannshöhe errichtet. Der Scheiterhaufen ist rautenförmig und besteht aus acht Schichten, die Enden der Stöcke stehen vor. Auf der Spitze liegen noch mehr trockene Stöcke, Moos, Zweige und Lärchensprossen. Einige Fuß vom Scheiterhaufen entfernt wird nun von diesen Freunden der Familie aus Holzplanken rasch ein kleiner hüttenähnlicher Bau, ein Kaff, errichtet, der etwa zwei und einen halben Fuß lang, breit und hoch ist und ein schräges Dach hat. Dieses kleine Gebäude hat an der dem Scheiterhaufen zugewandten Seite ein Loch oder eine kleine Türe. Da die Arbeit fertig sein muß, bevor der Leichenzug ankommt, so wird mit großer Eile gebaut. Man verwendet deshalb auch Material, das von Freunden des Toten schon vorher zugerichtet worden ist.

Das Kaff zur Aufnahme der Seele des Verstorbenen zu errichten, bevor die göttliche Genehmigung dazu erteilt worden ist, würde eine schwere Beleidigung der Götter sein. Deshalb warten die Leidtragenden, bis das Trauergeleite zum Abgang bereit ist. Die Reisen zu den Göttern sind pflichtgemäß gemacht worden, die Seele ist nunmehr bereit und erwartet nur noch die Läuterung durch das Feuer, welche ihr die göttlichen Eigenschaften sichern soll.

Das Trauergefolge wird von einer Menge von Verwandten und Bekannten mit aufgelöstem Haar bekleidet, welche laut schreien und aufrichtige oder geheuchelte Tränen vergießen. Sie überbieten einander im Aufzählen der Tu-

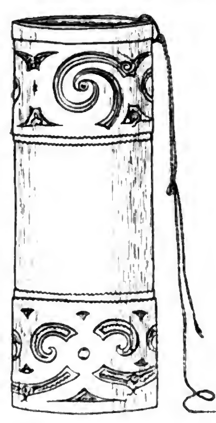
genden des verstorbenen Kameraden und hoffen dadurch seine Fürsprache zu erlangen.

Der Leichnam wird auf den zur Verbrennung fertigen Scheiterhaufen gelegt. Alles ist nun bereit, nur das Feuer muß noch angelegt werden. Dieses Feuer muß auf besondere Weise erlangt werden. Die früher übliche Weise, Feuer aus Feuerstein und Stahl zu schlagen, darf nicht angewendet werden, auch dürfen weder russische, noch japanische Streichhölzer gebraucht werden. Man steckt deshalb einen zugespitzten Stock in ein Loch, das in ein am Boden liegendes Brett gebohrt ist. An dem Stock sind vier Riemen befestigt und darumgewickelt. Vier Männer ergreifen nun jeder das Ende eines Riemens und ziehen heftig. Der Stock dreht sich rasch, erzeugt Reibung und entzündet den um den Stock aufgehäuften trockenen Zunder. Das obere Ende des Stockes wird festgehalten, indem man es gegen ein flaches Stück Holz preßt; wenn es not tut, stemmt sich auch ein Giljake mit der Brust dagegen. Nun werden Fackeln angezündet und Feuer an den Scheiterhaufen gelegt; wenn der verstorbene Mann eine Witwe hinterlassen hat, kommt diese zuerst an die Reihe.

Wenn die Flammen den Scheiterhaufen aufzehren, nimmt die Seele durch das Loch oder die offene Tür des erwähnten Raff Zuflucht. Später kommt sie wieder daraus zum Vorschein und begibt sich auf ihre lange Reise zu dem Dorfe Mligh-vo in der andern Welt. Nach Aussage der Amurgiljaken liegt es im Mittelpunkt der Erde, aber die Sachaliner Tro- und Tymi-Giljaken sagen, es ist: „Dort, wo die Sonne aufgeht" und zeigen nach Osten.

Da der Geist des Verstorbenen so reisen muß, wie er es auf Erden gewohnt war, müssen alle Geister der Hunde befreit, der Schlitten aufgegeben werden usw. Je nach dem Reichtum des Abgeschiedenen wird eine Anzahl von Hunden getötet, entweder erdrosselt oder zu Tode geschlagen. Der Schlitten wird zerbrochen, ebenso der Speer (Kakh), der Bogen (Punch), die Pfeile (Ku) und der Köcher (Kh'm) des Toten; ist die Verstorbene eine Frau, so werden ihre Ohr-

ringe (Meskh), ihre Ringe (Koi-ba) und ihr Fischmesser (Ungu-Dzhakho) zerbrochen. Alle diese Gegenstände braucht der Tote im zukünftigen Leben; aber sie müssen zerbrochen werden, damit ihrem irdischen Dasein ein Ende gemacht wird und ihre Geister befreit werden. Jeder Gegenstand hat seine Seele, die ihm gleicht. Diese Seele wird bei unbelebten Gegenständen dadurch in Freiheit gesetzt, daß man dieselben zerbricht. Die befreiten Seelen werden dann von der Seele des Verstorbenen benützt. Es ist gar nicht daran zu denken, diese Gegenstände zu verbrennen, denn diese Ehre kommt ihnen nicht zu.



Wir kampierten einmal im Wald an den Ufern des Tymiflusses und suchten umher nach Feuerungsmaterial, als Herr X. ein Stück geschweiftes Brett aufhob und dasselbe gerade ins Feuer werfen wollte. Sogleich hinderte ihn Wanka daran und rief: „Nein, nein! Uich, uich! Es ist ein Stück von einem Giljakenkanu!“ Die Läuterung durchs Feuer ist nur dem menschlichen Wesen vorbehalten. Die Hunde werden weder erschossen, noch wird ihnen die Kehle durchschnitten; denn wenn einem von ihnen das Fell verletzt würde, müßte er mit diesem schweren persönlichen Makel in der zukünftigen Welt herumlaufen.

Die Asche des verbrannten Leichnams wird gesammelt, in einen sargähnlichen Kasten (Raff) getan und neben der Verbrennungsstelle begraben. Zuweilen, wie auf dem Festland, wird die Asche unter einem Loch im Boden des Raff begraben. Ein Stock mit Fetzen von den Kleidungsstücken der Verstorbenen wird in den Boden neben das Raff gesteckt und dient anscheinend als Erinnerungszeichen für die Ver-

wandtschaft, vielleicht auch als Merkzeichen für die Wiederkehr der Seele der Abgeschiedenen.

Vor dem Loch oder der Tür des Raff werden zwei Pfosten mit einem Querpfosten aufgerichtet. An der Querstange werden allerlei Vorräte, wie Tabak usw., zum Gebrauch der Seele des Verstorbenen auf ihrer langen Reise aufgehängt. Ich besitze zwei hölzerne Büchsen — eine zylindrisch, die andere rechtwinkelig geformt, in welche interessante Rollmuster eingeschnitzt sind; freilich riechen die Büchsen sehr schlecht — welche ursprünglich bei einem solchen Grabe hingen und Reis, Fisch, ein Paar hölzerne Eßstäbchen usw. enthielten. Alle diese Vorräte werden mit Rindenstücken bedeckt, um sie vor der Vernichtung durch Vögel und wilde Tiere zu schützen.

Vierzehntes Kapitel.

Niwo.

Der mächtige Tol ni vooth (Wassergott). — Vogelwelt. — Der große Seefesttag. — Der schwarze Töter. — Fisch in Posten. — Der große alte Bettler. — Eine „große Stadt“. — Der Bürgermeister. — Vielweiberei. — Eine Entweichung. — Lied eines Giljakenmädchens. — Ein verschmähter Liebhaber. — Merkwürdige Heiratszeremonie. — Ursachen des Rückgangs der Giljaken.

Wir erwähnten bereits vier Götter — die Herren des Waldes, des Meeres, des Feuers und den Schöpfer oder Richter über Recht und Unrecht; aber sie erschöpfen nicht die ganze polytheistische Vorstellung des Giljaken. Sie sind seine nächsten Beschützer, die vertrautesten unter einer ganzen Menge, die zu zahlreich sind, um Verkehr mit ihnen zu unterhalten. Die Sonne, der Mond, die Sterne haben ihre Ni vookh (Götter), aber der Giljake hat keinen Verkehr mit ihnen.

Alle vier Götter sind Giljaken, haben Weiber, tragen Giljakenkleidung und haben mit den Menschen viel gemeinsam; tatsächlich sind es die griechischen Götter in giljakischem Gewande. Wie stark der Glaube des Giljaken an die Existenz seiner Götter ist, wird folgendes Gespräch zeigen. Es ist auch eine Illustration für die listige Vorsicht, welche notwendig ist, wenn man einen Eingeborenen über seine Religion ausfragt, über deren Geheimnisse sich zu äußern er in der Regel so widerstrebend ist. Ein Russe fragte:

Russe: Wie fangen die Giljaken Fische? und warum

fangen sie zu einer Zeit mehr, zu einer Zeit weniger und zu einer anderen Zeit gar keine?

Giljake: Ja, zu einer Zeit kommt der Fisch ins Netz und zu einer anderen Zeit nicht.

Russe: Das ist doch nicht der Grund. Wie kann ein Fisch selbst ins Netz gehen? Er würde niemals freiwillig ins Netz gehen. Ihr Giljaken wißt, daß Gott sie hinein schickt, der Gott, welcher alles geschaffen hat und im Himmel lebt.

Giljake: Nein, Ihr Russen wißt es nicht. Wie kann ein Gott, welcher im Himmel lebt, ins Netz den Fisch schicken, der im Wasser lebt? Nein, nicht im Himmel lebt der Gott, sondern im Wasser. Er, der Gott im Wasser, hat nichts geschaffen und befiehlt nur über die Fische und wohin er wünscht, dahin schickt er sie.

Russe: Was ist denn das für ein Gott, der im Wasser sein kann? Wenn er ein Giljake ist, muß er ertrinken. Er ist natürlich nicht darin und die Giljaken denken nur so in ihrer Dummheit!

Giljake: Es ist nicht wahr. Alles ist nicht wahr, was Du sagst. Der Giljake weiß es sehr gut. Ich selbst weiß es. Da sind solche (auffallende) Dinge vorgekommen. Ein Giljake war in seinen Kleidern ertrunken; aber nachher wurde er ohne Kleider am Ufer gefunden. Wie denkst Du, daß dies zugegangen ist?

Russe: Ich weiß nicht. Vielleicht hat ihn jemand beraubt.

Giljake: Haha! Kaukray! (nein!) Niemand hat ihn beraubt. Du selbst weißt es nicht. Der Tol ni vookh, kiskh (Wassergott) hat es getan!

Russe: Warum hat er es denn getan?

Giljake: Weil der Giljake ihn irgendwie beleidigt hat, deshalb hat ihn der Gott ertränkt und seine Kleider hat er für sich selbst genommen und den nackten Körper hat er an das Ufer geworfen, damit alle erfahren sollten, daß dieser Giljake den Gott beleidigt hat. Mögen alle sich fürchten, den mächtigen Tol ni vookh zu beleidigen.

Unsere Unterhaltung mit dem Cham (Medizinmann) und den eingebornen Aeltesten über irdische und himmlische Dinge

mußte plötzlich abgebrochen werden, da unser „Kapitän“ schon seit einiger Zeit ungeduldig war und abfahren wollte. Wir mußten noch einmal die schmale und seichte Durchfahrt zwischen den Sanddünen und Untiefen passieren, welche die Buchten von Chaiwo und Ni verbinden. Dies konnte nur nachts bei Hochwasser geschehen und in vierundzwanzig Stunden gab es nur einmal Flut, deshalb Jungkins Drängen. Die Dunkelheit brach herein, wir hüllten uns in Pelze, legten uns, so gut wir konnten, in unserem zerbrechlichen Fahrzeug nieder und lauschten träumend dem Aufschlagen des Wassers. Sechs Stunden lang ruderten unsere Eingeborenen vorwärts, wir waren in einen festen Schlaf versunken, als wir um Mitternacht rauh geweckt wurden. Der seichteste Teil der Ueberfahrt war überwunden, es hatte angefangen zu regnen und es blieb uns nur die Wahl, zu kampieren. Gähnend und uns reckend kletterten wir ans Ufer und stampften die groben Binsen nieder. Plötzlich aus einem gesunden Schlaf aufgestört und in die Trostlosigkeit eines Lagerns im Regen auf einer wüsten Sandbank gestürzt zu werden, ist wahrhaftig nicht dazu angetan, die schlechte Laune zu verbessern und wir ergaben uns daher vorsichtigerweise in ein gemeines Schweigen.

Brennmaterial wurde mit Schwierigkeiten herbeigeschafft und damit ein Feuer angezündet. Wir hatten noch ein kleines Maß Wasser und etwas Ziegeltee bei uns und richteten unsre Geister mit dem Kelche auf, der zwar erfreut, aber nicht berauscht, als das Plätschern eines Ruders in unseren Ohren ertönte.

Wir hatten kaum nach unseren Gewehren gegriffen, als Jungkin Giljaken ankündigte. Es war ein nach Chaiwo zurückkehrender Trupp, welcher unser Feuer gesehen hatte und nun anhielt, um sich zu wärmen, eine Pfeife Tabak und etwas Tee zu bekommen. Mit lebhaftem Schwätzen kamen sie an unser lustiges, loderndes Feuer und mit Vergnügen bezeichneten sie uns einen von ihnen, welcher, wie sie sagten, einen Teufel im Leibe hatte. Er war blödsinnig; ein Blick auf sein Gesicht genügte, um dies zu erkennen; ohne irgend welche

Heftigkeit zu zeigen, machte er fortwährend die sonderbarsten Verzerrungen. Seine Anwesenheit vervollständigte die zauberhafte Szene, diese Gruppe seltsamer Figuren eines primitiven Volkes, wie sie sich auf einer wüsten Insel in einer wilden Nacht rund um ein Feuer herum duckten. Der Wahnsinnige, welcher Oto hieß, lebte in einer von zwei Hütten, die an der gegenüberliegenden Seite der Straße von Chaiwo sich befinden. Er durfte nicht arbeiten, seine Gefährten versahen ihn mit allem, was er bedurfte, denn sie betrachteten ihn als eine Art geheiligter Person, welche von den unsichtbaren Mächten auserwählt oder ausgesetzt war. Es war ihm jedoch nicht erlaubt, ein Weib zu haben.

Der Trupp entfernte sich ebenso plötzlich, wie er gekommen war und uns blieb es überlassen, während der Nacht erfolglos mit den Elementen zu ringen, denn der Regen suchte und fand hartnäckig seinen Weg durch unser armseliges Obdach. Der Morgen brachte keine erfreulichere Aussicht, aber gegen elf Uhr schien der Regen in seinem Eifer nachzulassen und wir machten uns wieder zum Einschiffen bereit. Die sandigen Untiefen und gekrümmten Ufer der Bucht von Ni waren mit hunderten von Seevögeln belebt. Die zahlreichsten und bei unserer Annäherung scheuesten waren die Möwen (Larus canus niveus), die in Japan überwintern. Viel kühner waren die Wasserläufer, von welchen sowohl der gemeine (Totanus hypoleucus), der grüne (T. ochropus), der Holzläufer (T. glareola) und die Terekspezies (T. terekia), als auch der rotfüßige Wasserläufer (T. calidris) in der Bucht geschossen worden sind. Diesen verwandt, aber früher fortziehend, denn man sagt, daß sie in Australien überwintern, sind der Zwergstrandläufer (Tringa subminuta), sein Bruder mit roter Kehle (T. ruficollis), der Strandläufer (T. cinclus) und der östliche Felsenstrandläufer (T. crassirostris). Diese waren bereits nach Süden abgesegelt; meine besondere Aufmerksamkeit erregten indes der hübsche Austerndieb mit orangefarbigen Füßen (Haematopus osculans) und der Steinwälzer (Strepsilas interpres). Für unser Proviantmagazin hatten wir eine oder zwei gemeine Schnepfen (Scolopax gallinago) geschossen, die häufi-

ger vertreten waren wie die Spießentenvarietät (S. stenura). Die Seeschwalben (Sterna Kamchatica und Aleutia) waren noch nicht abgereist und obwohl der Sägetaucher und der weiße Säger (Mergellus albellus) nicht beobachtet werden konnten, sah ich Exemplare derselben, die an der Mündung des Tymi gefangen worden waren.

Das war ein langer Tag für unsere Ruderer, welche ununterbrochen bis neun Uhr nachts gearbeitet hatten; wir hatten nur an ein oder zwei Dörfern eine Unterbrechung, um zu landen. Bei einem dieser Halte hatte ich gerade Zeit, eine Familie abzunehmen, welche ihr Kanu verließ, um einen Nachmittagsbesuch zu machen, mit anderen Worten, um etwas Seehundsöl zu borgen und eine Tasse (Ziegel-) Tee einzunehmen. Am Dollbord des Kanus ist ein Y-förmiges Gestell angebracht, das zum Auflegen der Seehundsharpune dient. Dieser Cham-Gash, d. i. die Bezeichnung der Harpune bei den Giljaken, wird auf dem Eise gebraucht oder von einem Kanu aus geschleudert. Das Meer an der Ostküste hier ist im Winter auf zwei bis vier Werst hinaus zugefroren und wenn es aufbricht, beginnt der große Seehundsfang. Das große Operationsfeld dafür befindet sich jedoch im Tatarischen Golf, gegenüber der Mündung des Amur, und es ist eine sehr geschäftige Szene.

Der Winter hat lang über das Land regiert. Die schneebedeckte Taiga (der sibirische Wald), die zugefrorenen Flüsse, das eisstarrende Meer haben für sechs oder sieben Monate die einzige Aussicht gebildet. Endlich im Frühjahr weht der Wind von den Bergen und treibt die Eisflarden ins Meer hinaus. Dann wartet der Giljake geduldig auf die Windänderung, denn er weiß, daß diesmal die Eisschollen uferwärts getrieben werden und zwar nicht leer, sondern mit manchem Passagier beladen. In einem guten Jahr mögen im Tatarischen Golf an tausend gemeine Seehunde (Phoca vitulina oder wie der Giljake sagt Langerr) auf dem Eise liegen und sich unbekümmert um jede Gefahr da sonnen.

Am Ufer werden Vorbereitungen für den Chak vi hünch oder Tol vi hünch, d. i. das Wasser- oder Seefest, getroffen;



Ausfahrt zu einem Nachmittagsbesuch.

denn dies ist die feierliche Eröffnung des Tolf-an oder Sommerjahres.

Wilde Männer mit rabenschwarzen Zöpfen und hervorstehenden Backenknochen sind an den Flußmündungen geschäftig und bereiten sich vor, die arglosen Gäste zu empfangen. Die Vorräte des vergangenen Jahres sind sämtlich aufgebraucht und die Giljaken erwarten mit unterdrückter Erregung das Herankommen ihrer fetten, schwerfälligen Besucher. Der Wind wächst von der Seeseite her mit Heftigkeit und am Horizont sieht man die Eisschollen näher und näher ans Ufer treiben. Nun sind sie ganz nahe und bilden große, glitzernde Felder. Das ganze Giljakdorf ist lebendig, die Einwohner laufen auf der schwankenden, weißen Flur umher, nehmen rasch geeignete Stellungen auf und verbergen sich hinter den Eisbergen. Jeder hat in seiner Hand eine Harpune, die dem schon beschriebenen Fischspeer ähnlich, nur größer ist. Die Stange besteht aus fünf je sieben Meter langen miteinander verbundenen Längen und ist deshalb im ganzen etwa 135 engl. Fuß lang. Die Spitze, an welcher die Harpune durch einen Riemen befestigt ist, ist skiförmig und aufwärts gebogen, um besser in die Seiten der Seehunde einzudringen. Der Riemen selbst ist ebenfalls 135 Fuß lang, um dem Seehund genügenden Spielraum zu lassen. Diese große Länge der Waffe befähigt den Giljaken, seine arglose Beute auf eine beträchtliche Entfernung zu harpunieren. Er nähert sich heimlich seinem Opfer, indem er sich hinter den Eisbergen deckt, legt die Harpune aufs Eis und wickelt langsam den Riemen ab. Durch einen raschen Stoß wird das Tier angespießt und wirft sich erschrocken ins Wasser. Dabei macht es die Spitze der Harpune vom Schaft los, an welchem es jedoch nunmehr von dem Riemen festgehalten wird. Seine Anstrengungen, davon weg zu kommen, dienen nur dazu, der Harpune einen festeren Sitz zu geben und das arme Tier wird herangezogen und durch einen Schlag auf den Kopf getötet.

Der erste Fang wird gesammelt und am Ufer gelassen. Ihn in die Hütten zu schaffen und dort zu verzehren, würde

ein gottloses, gieriges Unterfangen sein, denn bis jetzt ist noch nicht die göttliche Genehmigung zum häuslichen Gebrauch des Fanges gegeben. Ein solches Vornehmen könnte infolge des Zornes des Gottes in ein Mißlingen des bevorstehenden Seehundsfanges hinauslaufen. Nein, der festliche Schmaus muß öffentlich und wenn auch mit einiger Unbequemlichkeit im vollen Ausblick auf den Bereich des Gottes erfolgen.

Am Ufer werden deshalb Feuer angezündet; das Fleisch der Seehunde wird gekocht und mit ihm wird zugleich alles zubereitet, was von den Wintervorräten noch übrig geblieben ist. Wenn alles hergerichtet ist, beginnt das Fest und dauert tagelang. Es wird nicht nur am Ufer, sondern auch in den Hütten gegessen und getrunken; zu gleicher Zeit wird aber streng darauf acht gegeben, daß keine Stücke von den neuerdings gefangenen Seehunden in die Hütten gebracht oder umher verstreut werden, ebensowenig darf Blut verschüttet werden. Wenn der Gott Seehunde zu fangen erlaubt hat, hat er nur gestattet, sie auf seinem Gebiete, d. h. am Ufer zu verzehren. Bei solcher Höflichkeit und kleinen Aufmerksamkeit seitens der Giljaken wird Tol ni vookh zufrieden sein und ihnen auch in Zukunft einen Ueberfluß an Seehunden und sonstigerlei Meeresbewohnern senden.

Es kommt oft vor, daß zur Zeit der Ankunft der Seehunde die Wintervorräte ganz erschöpft sind und daß im Dorfe Hunger herrscht; trotzdem muß das Fest mit aller gebührenden Feierlichkeit abgehalten werden. Am folgenden Tage zieht das ganze Dorf aus, und die Familiengruppen fangen an, die Ueberreste einschließlich der Knochen zu sammeln und sie in tiefer Stille und Ehrfurcht ins Meer zu werfen. Das gekochte und gebratene Fleisch und Fett — denn rohes hat der Gott selbst genug — wird dem Tol ni vookh mit der Bitte geopfert, daß er den Giljaken die Erlaubnis gibt, die Erzeugnisse seines Reichs, des Meeres, zu verwenden; die Knochen sind das Dankopfer zur Anerkennung des Wohlwollens des Gottes, daß er den Giljaken die Seehunde geschickt und ihnen erlaubt hat, das Neujahrsfest mit den ge-

ziemenden und schicklichen Feierlichkeiten zu eröffnen. Mit diesen Knochen wird der große Tol ni voокh noch viel mehr Seehunde machen. Es wäre eine Sünde, die Knochen in die vier Winde zu verstreuen und es ihm dadurch schwerer zu machen, aus Mangel an Material Seehunde zu schaffen. Tol ni vookh müßte in diesem Falle ganz von neuem erschaffen, während er, wenn ihm die Knochen gegeben werden, sie nur mit Fleisch zu bekleiden braucht und siehe da! die Seehunde sind fertig und lebendig!

Das Opfer wird bei völligem Stillschweigen ins Meer geworfen, denn es befinden sich viele Uichkha rush oder Wasserdämonen darin, welche, wenn sie das Gebet der Giljaken behorchten, die ganze Sache vereiteln würden, indem sie sich dessen bemächtigten, was für den Gott bestimmt war.

Nach dem Tage des Opfers steht es dem Giljaken frei, sich der Jagd hinzugeben; er ist mit seiner Harpune so erfolgreich, daß ein Kanu von fünf Mann zuweilen an die fünfzig junge Seehunde fängt, die gleichmäßig unter die Jäger verteilt werden. Die Jagd dauert solange, bis ein Südwestwind die Eisschollen und ihre Passagiere wegtreibt. Im Herbst kommen wenige Seehunde an den Fluß und werden dann von den Eingeborenen geschossen. Sie folgen im Kielwasser des Salmo lagocephalus oder fliehen vor dem Angriffe des gefürchteten Schwertwals oder schwarzen Töters (Orca atra). Dieser schreckliche Feind, der größte der Delphinfamilie, ist mit einer furchtbaren Rückenflosse bewaffnet, welche bei der Spezies rectipinnia die enorme Länge von sechs Fuß (engl.) erreicht. Nicht zufrieden mit kleinerem Braten, greifen diese schrecklichen Wölfe des Ozeans sogar einen großen Wal an, den sie umzingeln, an Kehle und Schnauze zerfleischen und schließlich zum Meeresboden niederholen, um dann mit großen Stücken von seinem Fleisch im Magen wieder in die Höhe zu steigen. Selbst das wilde Walroß kriecht mit seinem Jungen auf Felsen, um diesen gefräßigen Geschöpfen aus dem Wege zu gehen; wenn größere Beute, wie die kleineren Delphine oder Seehunde, nicht zu haben ist, liefern Salme und kleinere Fische die Mahlzeiten für dieses hungrige Tier.

Daher, bevor sie ans Ufer oder in die Flüsse getrieben werden, die Seehunde, Salme, Stinte, Meerforellen usw., von welchen die Giljaken leben! Es ist deshalb nicht unnatürlich, daß die Giljaken den Schwertwal als einen Freund ansehen, dem sie manchen ergiebigen Fang verdanken. Er wird deshalb von den Eingeborenen niemals feindlich empfangen und wenn gelegentlich einmal ein solcher toter Räuber ans Ufer treibt, werden ihm die gebührenden Ehren erwiesen.

Etwas anderes ist es mit dem weißen Fisch oder weißen Wal (Delphinapterus leucas), welcher an Flußmündungen erscheint; sein Fleisch verschafft den Giljaken ein Fest. Von seiner Haut, glaube ich, und sicher von derjenigen des selteneren Seehunds (Arctocephalus monteriensis) werden Riemen von mehreren hundert Fuß Länge spiralförmig ausgeschnitten. Diese werden wieder in Längen von etwa hundertdreißig Fuß (engl.) zerschnitten und als Harpunenriemen, Hundegeschirre und Riemen im allgemeinen sehr geschätzt.

Im Herbst kommt auch ein anderer Bewohner des Ozeans, der Seelöwe (Eumetopias Stelleri). Weit ins Meer hinausschauend. hat der Giljake einen schwarzen Punkt entdeckt, der verschwindet, wieder erscheint und dann ein zweites und drittes Mal dieses Spiel wiederholt. Das ist genug. Eilig bringt er seine Geräte herbei, seine Netze mit ihren Schwimmern von gebranntem Holz, die wie die Köpfe von Seelöwen geformt sind. Die Netze werden weit vom Ufer neben großen Felsen ausgeworfen, während der Giljake in seinem Kanu dahinter lauert und geduldig das Ergebnis abwartet. Eine kleine Woge bricht sich schwerfällig am Ufer und bespült den Kies. Die schwarzen Schwimmer werden sanft geschaukelt, einen Augenblick erscheinen sie auf dem Kamm, im nächsten in der Wölbung der Welle. Wer könnte zweifeln, daß dies eine Herde von Seelöwen ist, welche auf den Kies zuschwimmen? Die Mittagssonne hat die Oberfläche des Wassers erwärmt und lockt die Herde hinaus, um am Ufer ein Sonnenbad zu nehmen. Als sie diese Kameraden sichten, die ihnen in dieser Absicht zuvorgekommen zu sein scheinen, schwimmen sie alle ganz arglos auf sie zu. Bevor jedoch der erste See-

löwe diese Täuschung entdeckt hat, hat er sich in das Netz verwickelt, ein Kanu schießt rasch hinter dem Felsen hervor und ein geschickter Schlag beruhigt seine Aufregung für immer.

Es gibt noch viele andere Bewohner des Meeres und der Flüsse, besonders kleinere Arten, die für den Giljaken Interesse haben; und obgleich er dem aus dem Ochotskischen Meere kommenden kalten Strome seinen strengen Winter verdankt, verdankt er ihm doch auch die großen Fischzüge, die an die Küste von Sachalin kommen. Sie kommen in so rascher Folge, daß der russische Fischer sagt: sie kommen in Posten.

Da Fisch das Hauptnahrungsmittel, das Brot der Giljaken ist, ist notwendigerweise der Sommerfang von großer Wichtigkeit für sie. Die Wintervorräte von an der Sonne getrocknetem Kita (eine Lachsart, Salmo lagocephalus) sind gewöhnlich im Dezember aufgezehrt und dann kommt für sie eine harte Zeit. Bis zur Ankunft der Seehunde im April trifft nur ein anderer Besucher ein. Dies ist der gemeine Schellfisch (Gadus aeglefinus, russisch Wachnja) oder in der Giljakensprache kan-hi. Wenn man im Schlitten das Ufer entlang fährt und aufs Meer hinausspäht, wird man auf dem schimmernden Eise schwarze Flecken erblicken. Es sind die Gestalten von Männern, die von Kopf bis zu Fuß in Felle gewickelt sind und Schellfische fangen. Sie haben Stöcke mit großen Haken in den Händen und Löcher ins Eis gehauen. Wenn nun der hungrige und einfältige Schellfisch in einem solchen Loche nach dem Haken schnappt, ist er gefangen. Mit diesem Mittel kann ein Mann manchmal an die dreihundert Fische an einem Tage fangen.

Nach den Seehunden kommen die gemeinen Heringe (Clupea harengus) und dann der Heilbutt (Pleuronectes hyppoglossus), in der Giljaksprache pilencho, der mit einem großen Haken geködert und von einem Boote aus gefangen wird. Die Eingeborenen gestatten diesem mächtigen Fische, der zuweilen über hundert Pfund (engl.) wiegt, das Boot zu schleppen, bis sie ihn, wenn seine Kraft erschöpft ist, hereinziehen und mit dem Speer töten.

Nun erscheint ein Lachsfisch (der Salmo fario) in den

Flüssen, jedoch nicht in großer Anzahl; den nächsten großen Fang liefert der gemeine Aland (Idus melanotus), ein Weißfisch. (Hierzu gehören auch der Leuciscus idus, eine Art Plötze oder Rotauge [Leuciscus rutilus]). Zu diesem Zweck wird im Flusse ein stromaufwärts sich zuspitzendes Wehr errichtet. Zwei Reihen Hürden werden so aufgestellt, daß sie einen spitzen Winkel bilden; am Vereinigungspunkte ist ein großer, langer Korb angebracht. Stromauf wandernd findet der Fisch seinen Weg hier hinein und ein Giljake sitzt beim Eingangspunkte die ganze Nacht hindurch mit einem Schlägel oder Ruder, scheucht sie hinein und hindert sie am Umkehren. Am Morgen verschließt er den Korb und bringt seinen Fang ans Ufer. Der gemeine Stint oder Alander (Osmerus eperlanus) erscheint in solchen Mengen, daß er mit einem Handnetz gefangen und einfach aus dem Wasser geschöpft wird. Das Speeren des Gorbuscha (Salmo proteus) und Kita (Salmo lagocephalus), des für die Eingebornen wichtigsten aller Fische, ist bereits beschrieben worden.

Wir stiegen wieder ins Kanu in dem Dorfe, von welchem aus die Giljakfamilie nach Seehundsöl abgefahren war und ruderten viele Stunden weit südwärts. Das Mondlicht glänzte silbern auf der breit sich hinziehenden Bai von Ni (Anutschinabai); alles war still und ruhig, nur ein einsames Kanu von Eingebornen war auf der Rückkehr zum heimatlichen Dorfe begriffen. Später kam ein anderes Kanu mit zwei Männern eines besonderen Stammes, der Tungusen, vorüber, deren Sprache keiner von uns verstand. Wir grunzten uns gegenseitig Begrüßungen zu, obwohl ich niemals sah, daß die Giljaken einander grüßten, was ganz gegen die Gewohnheiten ihrer südlichen Nachbarn, der Ainu, ist, bei welchen die Begrüßungen eine lange und verwickelte Zeremonie bilden.

Die Tungusen bilden den am meisten nomadischen Stamm auf Sachalin; sie sind zu gleicher Zeit die besten Jäger und wahrscheinlich die Gewandtesten in Schnitz-, Nadel und Metall arbeit. Ihre Heimat ist die Taiga (Wald, Dschungel); zuweilen sieht man sie mit Renntieren und guten Jagdhunden den Flußläufen oder von wilden Tieren ausgetretenen Wald-

pfaden folgen. Wie man mir erzählte, sollen manche ihrer Hunde an einem Tage drei Zobel fangen, die ihre Herren dann in Derbensk gegen ein Pud (=16,379 kg) Pulver oder Munition austauschen.

Zwischen ihnen und den Giljaken bestehen gelegentliche Mißverständnisse und selbst die Orotschonen oder Oltscha beklagen sich, daß die Giljaken zuweilen ihre Renntiere stehlen, was bei der Zerstreuung ihrer Herden im Walde ganz gut möglich ist.

Benachbarte Stämme haben nicht die Gewohnheit, einander zu loben und selbst die Bürger so zivilisierter Städte wie Tarascon und Beaucaire begegneten sich nicht mit besonderer Zärtlichkeit, wenn wir Daudets Zeugnis gelten lassen wollen. Wenn man in der Mongolei das Gebiet eines anderen Stammes betritt und die Leute erfahren, daß man das Gebiet ihrer Nachbarn durchschritten hat, so werden sie einem Glück dazu wünschen, daß man einer solchen halsabschneiderischen Gesellschaft heil und ganz entronnen ist; andrerseits ist man vorher in ähnlichen Ausdrücken vor den neuen Bekanntschaften gewarnt worden.

„Die Tungusen," sagte unser Wanka, „sind ein wildes, im Wald lebendes Volk. Sie sind nicht gastfreundlich und geben den Giljaken nicht zu essen und zu trinken, wenn diese sie besuchen." Ich glaube, was er sagte, war in der Hauptsache wahr.

Der Giljake erwartet und findet fast allerwärts willkommene Aufnahme, da er in jedem andern Dorfe Verwandte oder Angehörige seines Khals (Sippe) hat. Gastfreundschaft ist keine Tugend, sondern eine Pflicht und es gibt wenige unter ihnen, welche einen unbilligen Vorteil daraus ziehen. Der Gast von heute kann der Wirt von morgen sein. Die zur Jagd zu alten Leute werden von der Arbeit der jüngeren Generation unterhalten und helfen zur Fangzeit Fische reinigen und zerlegen. Von diesen alten Leuten machte nur einer eine bemerkenswerte Ausnahme. Dieser alte Mann hatte nur auf dem Festlande Verwandte und wanderte also bettelnd umher. Die Giljaken schämten sich seiner sehr und ich fühle



Eine Gruppe Tungusen auf Sachalin.

mich fast eines Vertrauensbruches schuldig, indem ich dieses Geheimnis ihres Speiseschrankes ausplaudere. Der eigentliche Name dieses alten Mannes war Poeikan, aber so durfte er nicht mehr genannt werden, denn er hatte seinen Namen verunglimpft und ging deshalb unter dem Titel Pillanütsitsch oder „der große alte Bettler".



Pillanütsitsch, der „große alte Bettler".

Daß den Giljaken von den Tungusen keine Gastfreundschaft gewährt wird, ist nicht überraschend, denn ihre Beziehungen sind beträchtlich gespannt. Die ersteren beschuldigen die letzteren, ihre Schlingen zu bestehlen und sich auf den Jagdgründen der Giljaken festzusetzen. Sie erklären sogar, daß es zwar gefährlich ist, einen Brodjaga (entsprungenen Sträfling) Mann gegen Mann gegenüberzustehen, daß es aber

gewissen Tod bedeutet, wenn man einem Tungusen begegnet.

Die Tungusen erzählten Sternberg, daß sie die Giljaken und Orotschonen verachteten und setzten mit echt pharisäischem Hohn hinzu: „Wir sind Untertanen des Reichs und getaufte Christen, aber die Giljaken und Orotschonen essen Hunde.“ Es bewahrheitet sich, daß die Giljaken ihre Hunde und sogar Zobel essen, wenn sie im Winter durch Hunger dazu getrieben werden.

Die Stunde zum Lageraufschlagen war schon lange vorüber, aber die Hoffnungen unseres „Kapitäns“ waren darauf gerichtet, Niwo zu erreichen. Etwa um 8 Uhr 30 Min. nachm. hatten wir die Straße von Ni passiert und befanden uns gegenüber der Stelle, wo der inzwischen abgereiste russische Polizeibeamte sein Lager aufgeschlagen hatte. Da es so spät war, äußerte ich den Wunsch, hier zu halten, aber zu meiner Belustigung widersprach mir Jungkin in seinem gebrochenen Russisch und führte folgendes aus: „Hier kampieren! Warum, Niwo ist eine große Stadt (Baljschoi gorod) und es gibt viele fragwürdige Gestalten in der Umgebung, Tungusen, Orotschonen und Giljaken, die Sie in der Nacht umbringen könnten.“ Eine halbe Stunde später hielten wir vor der „großen Stadt“ Niwo, die aus weniger als zwei Dutzend Hütten bestand, Wohnplätze, die von den Bewohnern irischer Hütten als erbärmlich bezeichnet worden wären. Auf das übliche Zeichen hin waren zwölf Paar kräftige Hände bereit, unser Kanu ans Ufer zu ziehen und wir wateten durch den Sand, um den Vorsteher des Dorfes, oder wie mein Dolmetscher ihn nannte, „den Herrn Bürgermeister der Stadt Niwo“ aufzusuchen.

Das Herrenhaus des „Lordmayors von Niwo“, das ich nun in der üblichen bescheidenen Weise betrat, war größer als diejenigen, die wir seither gesehen hatten, aber in anderer Beziehung ganz ähnlich. Außerhalb, an jeder Seite des drei Fuß breiten Torweges, befanden sich zwei breite Bretterwände, welche durch eine Verlängerung des Daches geschützt wurden und Winterschlitten, sowie allerlei Gerät enthielten, das erst später im Jahr gebraucht wurde. Innen befand sich

eine stattliche Versammlung von Giljaken, ein ganzer Haufen, welche in dieser Nacht unsere Schlafgefährten sein sollten. Darin einbegriffen waren der Starosta, also unser Bürgermeister, seine zwei Weiber, seine Kinder und Verwandten, zu denen auch unser Armunka, ein entfernter Vetter, gehörte.

Der Ehrenplatz am Ende der Hütte gegenüber der Türe (in diesem Falle war es zufälligerweise das Ostende) wurde für mich und meinen Dolmetscher vorbehalten. Ehrenvoll wie er war, gebrauchten wir die Vorsicht, ihn reichlich mit Insektenpulver zu bestreuen, ein Vornehmen, das keineswegs als Beleidigung aufgenommen und wahrscheinlich nicht verstanden wurde; als ich jedoch ein Tuch über dem Feuer ausschütteln wollte, wurde ich höflich gebeten, von einer Handlung abzustehen, die Tur ni vookh, den Herrn und Meister dieses Elements, herabwürdigte.

Die Wichtigkeit, welche das Feuer im Leben der in subarktischen oder arktischen Gegenden wohnenden Völker spielt, kann nicht übertrieben werden. Es darf daher nicht sehr wundern, daß das Element, das sie im Winter beschützt und ihnen gestattet, ihre rohe und gefrorene Nahrung zu bereiten, zum Range einer Gottheit erhoben worden ist.

Dieser Beschützer ist auch ein Reiniger, welchem sie ihre Körper nach dem Tode übergeben. Ihre geliebten Angehörigen verschwinden — scheiden unsichtbar ab — und so werden sie auch unsichtbar wiederkehren, wie sie glauben. Hierzu kommt die erhöhte Heiligkeit des Herdes. In vergangenen Zeiten war es eine Sünde, das Feuer auszulöschen. Wenn die Hausfrau zu Bett ging, machte sie ein kleines Loch in die Asche, legte in dasselbe brennendes Feuerungsmaterial und bedeckte es mit Asche. So wurde das Feuer bewahrt und ununterbrochen unterhalten. Selbst heute noch habe ich gesehen, wie dies getan wird, obgleich diese Sitte weniger streng eingehalten wird als früher. Es ist noch immer Sünde, auch nur einen Funken Feuer aus der Hütte zu bringen oder aus der Hütte mit einer Pfeife zu gehen, die darin angezündet worden ist.

Der Vorsteher von Niwo zählte zu den reichen Giljaken; seine Hütte war mit Jagdwaffen und Jagdbeutestücken ausstaffiert. Da gab es Netze und Schlingen, automatische Bogen und Pfeile, Bärenspeere, merkwürdig geformte Messer, Seehundsfelle, Hundefelle, auch Rindenkörbe, die allerdings gröber gearbeitet waren wie diejenigen der Orotschonen. Zwei andere Gegenstände erregten meine besondere Aufmerksamkeit, ein kleines Bildnis des Zaren Alexander III. und eine alte doppelläufige, auf einem hölzernen Zweifuß befestigte Vogelflinte, ein schwerfälliges Schießzeug, wie es von diesen Eingebornen und den Tungusen bei den Winterjagden gebraucht wird.

Meine Büchse, die zufälligerweise geladen war, bildete den Gegenstand eines lebhaften Interesses, der Starosta betrachtete sie eingehend und hantierte daran herum, als plötzlich der Schuß losging, glücklicherweise über seine Schulter und ohne jemand zu verletzen; aber er war so erstaunt, daß er sie wegstellte und ausrief: „Das hat ja einen Teufel im Leibe!“

Ein gewichtigeres Zeugnis für die Wohlhabenheit dieses Bürgermeisters war der Besitz zweier Weiber. Sehr wenige Giljaken auf Sachalin, vielleicht noch zwei oder drei andere, waren reich genug, daß sie sich mehr als ein Weib kaufen konnten. Die Vielweiberei ist nicht mehr so gebräuchlich wie früher und wahrscheinlich aus zwei Gründen — die Abnahme der Zahl der Frauen und die wachsende Armut des Volkes. Es gibt keine zuverlässige Statistik, auf welche ich mich bezüglich des ersten Grundes stützen könnte, aber die Richtigkeit des zweiten kann man bei jedem Schritt feststellen. Die beiden jemals vorgenommenen (ungenauen) Volkszählungen beruhen auf den Erkundigungen von Sternberg 1891 und 1895 in gewissen Dörfern an der Westküste Sachalins; er fand, daß hier die Bevölkerung in dreieinhalb Jahren von 1041 auf 1049 gestiegen war; von dem Zuwachs waren zwei weiblich, sechs männlich.

Die Giljaken behandeln ihre Kinder bemerkenswert gut und obwohl ein Mädchen wirklicher Reichtum ist, weil es

einen Brautkaufpreis einbringt, ist doch der Knabe als frühzeitiger Brotverdiener, oder vielmehr Fischverdiener, natürlich von größerem Werte. Die Sterblichkeitsziffer unter kleinen Kindern ist sehr hoch. In den Dörfern der Westküste nördlich von Arkowo gibt Sternberg die Zahl der Geburten in dreieinhalb Jahren mit 130 an, von welchen 34 starben (dazu 88 Tote unter den älteren Personen), d. i. ein Durchschnitt von mehr als 26 Prozent. Der Hauptgrund des Abnehmens der Vielweiberei ist jedoch wahrscheinlich mehr in der wachsenden Armut zu suchen. Ein Weib muß gekauft werden und ist ein mäßig kostspieliger Gegenstand; auch ist sie durchaus nicht eine ertraglose Anlage, aber wenige Giljaken sind in der Lage, die Kapitalausgabe zu leisten.

Dr. Schrenck, welcher die Amur-Giljaken vor fünfzig Jahren besuchte, sagt, daß ihr Ausdruck „heiraten" (umgu genich) bedeutet: „ein Weib kaufen" und daß der Wert der für ein Mädchen zu zahlenden Artikel wie Bärenspeere, Kessel, Boote und Hunde eine große Summe ausmacht; in einem Falle bis zu 310 Rubel (31 Guineen). Die Sachalin-Giljaken sind viel ärmer und geben einen Schlitten mit einem Gespann von Hunden oder einen Speer und zwei Stück fremden Gewebes. Zuweilen wird ein Zusatz zu dem Uebereinkommen gemacht; wenn nämlich der Ehemann nicht imstande ist, einen anständigen Preis zu zahlen, muß er sich in Würdigung des Wertes seines Weibes als Fischputzerin und Fischbereiterin dazu verstehen, seinem Schwiegervater für einen oder zwei Tage in der Fangzeit Dienste als Jäger oder Fischer zu leisten.

In alter Zeit kauften die Amur-Giljaken Sklaven, meist Ainufrauen, aber bei beiden Arten dieser Vielweiberei und Sklaverei war nicht so sehr der Wunsch vorherrschend, einen Harem zu besitzen, als vielmehr ausreichend häusliche Hilfe zu haben. In einem Falle war es auch der Wunsch, dem geliebten Weibe im Alter eine junge und starke Gehilfin zu geben.

Die Giljaken sind kein unenthaltsamer Stamm und ein Vergleich mit der russischen Bevölkerung von Sachalin fällt sehr zu ihren Gunsten aus. Natürlich gibt es einzelne Aus-

nahmen, besonders jetzt, wo die zwingende Armut eine größere Anzahl erwachsener Männer daran hindert, ihren eigenen Hausstand zu haben. Jungkin, unser „Kapitän“, hatte uns noch am Abend vor unserer Ankunft in Niwo erzählt, daß er an Land gegangen war, um sich ein Weib für die Nacht zu stehlen. Wir fragten ihn, ob der Ehemann keine Einwendungen dagegen gemacht hätte. „Oh, vielleicht. Ja, er wird sie schlagen, aber ich werde ihm ein wenig Tabak geben.“ Wie man sagt, hatten in früheren Zeiten Vettern (ru-er) das gesetzliche Recht des gemeinsamen Besitzes von Cousinen und möglicherweise läßt eine schwache Erinnerung daran die unterschiedslose Geschlechtsverbindung späterer Tage zu.

Es ist wahr, daß das Weib sehr schwer arbeiten muß und wie bei allen halbwilden und wilden Völkern rasch altert; bei den Giljaken hat sie sich übrigens eine gewisse Unabhängigkeit erhalten; wenn sie sich über ihre Behandlung zu beklagen hat, steht es ihr frei, sich von ihrem Manne zu trennen und zu ihrem Vater zu gehen, welcher nicht einmal dazu angehalten werden kann, den ihm ursprünglich vom Ehemann gezahlten Preis zurück zu erstatten.

Piludski, ein großer und treuer Freund der Giljaken, erzählt, wie ein aufgewecktes Mitglied dieses Stammes, den er kannte — einer von den von der russischen Regierung zur Verfolgung von Brodjagi ernannten Aufsehern — eines Tages wegen Zerwürfnissen mit seiner Frau zu ihm kam. Er war zu einem weit entfernten Dorfe am Flusse Nabil (welcher sich an der Ostküste einige Meilen südlich von der Mündung des Tymi ins Meer ergießt) gewandert und hatte geheiratet. Eines schönen Tages kam er nun mit seinem Schwiegervater in die Hütte von Piludski und beide erzählten nun, wie das neu verheiratete Weib durchgebrannt und mit einem anderen Giljaken an die Bai von Ochotsk entflohen war. Das war eine Entfernung von hunderten von Meilen und Piludski war machtlos, etwas dabei zu tun. Er riet also dem jungen Ehemann, sich in sein Schicksal zu fügen und das Weib mit dem Manne leben zu lassen, den sie liebte; aber damit war er nicht zufrieden, er wollte ein Papier haben, auf dem etwas ge-

schrieben war. Er hatte gesehen, wie diese Papiere mächtige Wirkungen hervorbrachten; wie man ungezählte Reichtümer dafür kaufte (Rubelnoten) und wie man es damit fertig brachte, einen Verbrecher zu arretieren und deshalb wollte er auch ein solches Zaubermittel haben. Seine dringende Bitte war derartig, daß Piludski ihm schließlich ein Stück Papier gab, auf das er geschrieben hatte: „Es ist nicht gut, daß man das Weib eines anderen Mannes entführt.“ Der Giljake steckte das Papier in einen Umschlag und entfernte sich; kraft dieses Papieres, dessen Aufschrift in der Taiga niemand lesen konnte, hat er auch wirklich sein Weib wieder zurückerhalten.

Unter den 88 Erwachsenen, welche zwischen 1891 und 1895 an der Westküste starben, befand sich eine junge Giljakfrau, welche sich aufgehängt hatte, weil man sie einem ungeliebten Manne zur Heirat gegeben hatte. Unter diesem seltsamen, wilden Aeußeren, dieser in Schmutz gehüllten, in Felle gekleideten, ungekämmten, häßlichen Form werden wir plötzlich überrascht durch eine hinreißende natürliche Empfindung. Auch die alten Gesänge dieses Volkes erzählen meist von solchen Ereignissen — vom Tode des getäuschten Liebhabers oder von der leidenschaftlich bewegten Klage an die Geliebte.

Vielleicht dürfen wir eines Tages hoffen, eine Anzahl dieser lyrischen Gedichte der Giljaken aus der Feder des Herrn Piludski zu erhalten; inzwischen hat es mir seine Freundlichkeit ermöglicht, hier eines davon zu geben und die Geschichte eines andern zu erzählen.

Das gewöhnliche Motiv dieser Gedichte ist die Verlobung des jungen Mädchens und ihre spätere heftige, geheime Zuneigung zu einem andern jugendlichen Liebhaber. Wenn die gegenseitige Leidenschaft stark genug ist, dann werden sie und ihr Liebhaber eher Selbstmord begehen, als daß sie das Weib eines Mannes wird, den ihre Eltern gewählt haben. Der Selbstmord wird von beiden in derselben Weise ausgeführt, indem sich beide ein Messer ins Herz stoßen oder sich beide erhängen, denn nur diejenigen, welche sich auf dieselbe Weise umbringen, werden zusammen in den Himmel

kommen. Es gibt ein bei den Giljaken wohlbekanntes Lied, das erzählt, wie ein junger Mann ein holdes Mädchen liebte, welches schon in ihrer Kindheit einem andern verlobt wurde und wie sie beschlossen, Selbstmord zu verüben. Der junge Mann erwies sich jedoch als treulos und erfüllte nicht nur nicht sein Wort, sondern hatte nie die Absicht, es zu tun. Deshalb macht ihm der Geist des Mädchens bis auf diesen Tag Vorwürfe und ruft ihm immer zu: „Ach, du hast gesagt, Du wolltest Dich töten und Du hast es nicht getan. Du hast mich betrogen! Die Männer sind Lügner!“

Und heute noch können die vorwurfsvollen Töne des grausam betrogenen Mädchens in dem Knirschen des Schlittens und Heulen der Hunde gehört werden, wenn die Narta (Hundeschlitten) abfährt:

Du wolltest dich töten.
Du hast es geschworen
Und nicht getan!

Ich bin nun in Nöten,
Bin ewig verloren!
Was fang ich an?

Du hast mich betrogen.
Die Männer, sie logen
Und lügen stets!

Wie man sagt, sollen alle Giljaken die alten Gesänge und Heldenlieder ihres Stammes kennen; mit den lyrischen Gedichten verhält es sich jedoch anders, denn sie sind sehr zahlreich und immer kommen neue hinzu. Sie werden von den Mädchen des Stammes verfaßt, welche sie ihren Freundinnen mitteilen und so verbreiten sie sich unter dem ganzen Giljakvolk. Die Verfasserin darf nicht bekannt werden, denn das würde man als einen Mangel an Bescheidenheit auffassen. Zuweilen hört man sagen: „Da geht eine alte Frau, welche in ihrer Jugend Lieder verfaßte,“ aber es ist nicht

schicklich. Die Bestimmung der Frau ist der Haushalt. Die Begriffe des Giljaken von Bescheidenheit sind sehr streng. Wenn sie das Kindesalter hinter sich haben, ist es Brüdern und Schwestern nicht gestattet, zu einander zu sprechen. Wenn die ersteren es versuchen würden, würden sich die letzteren in beleidigter Bescheidenheit abwenden. Das folgende Lied, welches ich im Original mit Uebersetzung gebe, zeigt das Giljakmädchen in einem ganz anderen Lichte. Es ist keine leidenschaftliche Anklage, sondern eine summarische und grausame Abweisung ihres Liebhabers. Sie gibt ihn in ihrem Gesang der Lächerlichkeit preis und läßt ihn als Eule auftreten. Sie will nichts von seinen Bewerbungen wissen und endigt mit den Worten:

„Sage ja nicht von mir,
Daß ich leid tue dir!“

d. h. gestehe zu, daß du meiner unwürdig bist und höre auf zu sagen, daß du mich liebst.

Gesang des Giljakmädchens.	Uebersetzung.
Cheu zyau naklyo	Der Eulenvogel
Chakh pop chihro tivra	Saß auf dem Gipfel eines rindelosen Baumes
Chiziyon ihrirsh	Krächzend und zitternd
Hiti tan chera.	Und niedergeduckt.
Cheu zyau naklyo	Der Eulenvogel hebt den Kopf und schreit,
Pyalin yaliun kahre	Denn verschiedene Dinge fragt er;
Siati kshi akh tivra	Auf der Spitze vom Kap Siata saß er
Nyoliyo kharra	Voller Runzeln
Kat khit lyo ne	Und ohne Federn,
Tarukh mindre.	Von seiner Stirne troff Schlamm hernieder.

Nyatin hosko pshtchazinki intint	Oh, ich Unglückliche! Ich schaue um mich her,
Finenko tehre	Ich bin betrübt um mich,
Cheu zyau nonko	Die kleine Eule
Ni fat shtchiv shtchivra	Saß auf meinen Knien*)
Chiziyon ihrirsh	Krächzend und zitternd;
Osinkh tokra	Er erhebt sich
Chikh pokhitra.	Sein Kopf (ganz) weiß.
Mkhilyan kut chinta	In meinem Boot sah ich dich,
Msha kin vulke	Auf gleicher Höhe mit dem Rande,
Alif cheu mumko	Aber das Boot war ohne Vorschiff,
Mkhilyan kanen nazlyo	Eine lange Peitsche (lag)
Alif ziumpru	Ueber dem Bug,
Nas char khiti	Ich ergriff die Peitsche
Chiziyon ihra	Und schrie:
Cheu zyau naklyo	„Eulenvogel,
Ken oska khainkyo	Dein Gesicht ist gegen die Sonne und deshalb
Teni nav kharra	Gerunzelt
Nyokl visha khitlyo.	Ist deine Stirn.“
Finenko tehre	Ich bin betrübt um mich;
Tu ni lier itiya	Aber sage ja nicht von mir,
Nerakh pefin tar itikh.	Daß ich dir leid tue.

Die Bedeutung ist nicht überall klar und man muß der Versuchung widerstehen, mehr in den Gesang hineinzulesen, als beabsichtigt ist. Es besteht jedoch kein Zweifel an dem niederschmetternden Hohn des Mädchens. Ihr enttäuschter Liebhaber wird als federlos (kahl) geschildert und wie ihm der Schlamm über die Stirn läuft; dann wieder zeigt er mürrisch in seinem Schreien nach verschiedenen Dingen.

*) Sie ist bekümmert, weil sie ihn im Geiste herabkommen und auf ihre Knie niedergelassen sieht.

Im dritten Vers (die Einteilung ist von mir) bricht sie in Klagen aus, anscheinend weil seine Aufmerksamkeiten sie unglücklich machen und er darauf besteht, sich bei ihr niederzulassen, während sie mit ihrer Bezeichnung als „kleine Eule“ oder eben flügge gewordenes Vögelchen einen Ton der Verachtung anstimmt.

Ohne jeden Uebergang entsteht vor uns ein neues Bild im vierten Vers. Es mutet an wie die von einem Kinde unter dem Drange des Augenblicks erzählte Geschichte. Sie ist in einem Boote, anscheinend einem Kanu (ohne Vorschiff) und eine Peitsche, eine lange Hundepeitsche, wie die Worte andeuten, liegt über dem Bug. Dann ruft sie: „Dein Gesicht schaut gegen die Sonne und deshalb ist deine Stirne gerunzelt“ und man ist versucht, darin eine Warnung an den Freier zu sehen, daß er seine Augen zu hoch erhebt — er, eine Nachtgestalt, die zu dem Sonnenlicht ihrer Gunst emporstrebt. Ich halte es indessen für wahrscheinlicher, daß die mädchenhafte Sängerin, als sie ihre Metapher so lange beibehielt, schließlich ins erzählen geriet, und nur ein Bild aus ihrem Gedächtnis hervorgeholt hat.

Wenn ein junger Mann heiratet, kann er sein Heim bei seinem Vater aufschlagen; ist er aber noch ledig und wünscht eine Hütte für sich allein, dann muß er heiraten, denn es ist unter seiner Würde, häusliche Arbeiten zu verrichten. Das Fischmesser der Frau (ungu-dzhakho) in seine Hand zu nehmen, betrachtet ein Giljake als Schande.

Wenn auf Sachalin der heiratslustige Mann — nicht der alte Mann, welcher ein zweites, dreizehn Jahre altes Weib zum Beistande seiner alternden Gattin kauft — sondern der junge Mann, welcher nach einem eigenen Hausstande strebt, genug Reichtum besitzt, um den geforderten Kaufpreis zu zahlen, so steht er doch noch einer Schwierigkeit gegenüber, bevor er sein besonderes Hauswesen haben kann. Er mag sich damit begnügen, im väterlichen Heim zu leben oder, wenn nicht, wird er wahrscheinlich imstande sein, seine Freunde und Kameraden zu veranlassen, ihm beim Bau einer Hütte zu helfen; aber das ist nicht genug, er muß einen Kessel haben,

und ein solcher ist ein recht kostspieliges Möbel. Er wird den Preis desselben mit 45 Rubeln in Fellen bezahlen müssen. Ich habe sogar gehört, daß man 60 Rubel dafür bezahlt hat. Diese Schwierigkeit bestand bei unserem Wanka, welcher nach seiner Schätzung ein fähiger junger Mann von fünfzehn Sommern war, nach unserer Auffassung aber 26—28 Jahre zählen mochte. Er wünschte zu heiraten und erbot sich, mich und meinen Dolmetscher mit Unterstützung von drei seiner Gefährten während des folgenden Sommers bis ans Ende der Welt zu geleiten, und zwar um den geringen Lohn von vierzig Rubeln für jeden. Mit dieser Summe wäre er imstande gewesen, sich einen Kessel zu kaufen; für den Erwerb eines Weibes hatte er sich schon genug gespart. Das Angebot war entschieden annehmbar und verglichen mit den Kosten einer Reise um die Welt mit den Herren Thomas Cook und Sohn entschieden günstig! Mit Wankas vorgeschlagener Tour verglichen, finde ich, daß es Cook und Sohn unbedingt an Unternehmungs- und Wagelust fehlt. Soweit ich in meiner gelehrten Unwissenheit ermitteln konnte, liegt das Ende der Welt weit im Norden; wie wir es aber in den Nußschalen der Tymi- oder Tro-Giljaken erreichen sollten, überlasse ich denen auszudenken, welche sich gemütlich über das unterhalten können, was selbst dem Präsidenten der Londoner Königlichen Geographischen Gesellschaft und dem großen Tol ni vookh verborgen ist, welch letzterer uns seither mit günstigen Augen angesehen hat.

Es waren Erzählungen im Umlauf, welche besagten, daß Kap Maria (oder Kap Elisabeth) im äußersten Norden der Insel als das „Ende der Welt" angesehen wurde. Wir hörten von „schwarzen Männern, die Menschenfresser*) wären", aber über ihrem Lande hinaus, versicherte uns Wanka, läge unser Ziel. Das Giljakkanu schien mir denn doch ein zu armseliges Seefahrzeug und die von den Eingeborenen gezeigte Unbekanntschaft mit den Sternen erwies sie als eine Landrasse.

*) Woher dieser Bericht über schwarze Menschen stammt, weiß ich nicht, aber in den alten Legenden wird der Giljakheld oft dargestellt, wie er seinen Gegner erschlägt und ißt.

Andrerseits waren sie aber bekannt wegen ihres ausgezeichneten Orientierungsvermögens im Dunkeln. Von Wanka konnten wir keine Aufklärung über den Mond erhalten und so fragte ich ihn, ob er etwas von dem Mann im Mond wüßte. Nein, sein Vater hatte ihm einmal etwas darüber erzählt, aber er hatte es vergessen und obgleich er wüßte, daß er dort wäre, könnte er wirklich nicht sagen, ob er ein schlechter Mann wäre, welcher dazu verurteilt war, dort zu leben, oder ein guter Mann.

Der Kessel spielt eine wichtige Rolle nicht allein in der täglichen, häuslichen Oekonomie, sondern auch gerade an der Schwelle des neuen Zusammenlebens — bei der Hochzeitsfeierlichkeit selbst. Wenigstens ist dies so bei einigen Stämmen auf Sachalin. Eine religiöse Amtsvorrichtung, wie wir sie verstehen, verschönert diesen Akt nicht, nur ein einfacher Gebrauch, welcher als überlieferte Bekräftigung dieses wichtigen Abschnittes im Familienleben des Giljaken erscheint.

Nachdem der Kaufpreis ohne Förmlichkeit an den Vater der Braut erlegt worden ist, wird in seiner Hütte ein Schmaus hergerichtet, zu welchem der Bräutigam mit seinen Freunden kommt und zu dem er einen neuen japanischen Kessel mitbringt. In diesem neuen Kessel wird dann der Hochzeitsschmaus zubereitet und von allen fröhlich verzehrt; das gemeinschaftliche Essen gehört notwendig zur Feier. Wenn das Essen vorüber ist, werden beide Kessel, der neue und der zur Hütte gehörende alte, gereinigt und von Verwandten des Bräutigams vor die Braut gestellt, welche mit ihrem Partner mit dem Rücken gegen das Feuer, mit dem Gesicht gegen die Tür der Hütte zu steht. Sie stellt dann ihren linken Fuß in den neuen Kessel, ihren rechten in den väterlichen, oder vielmehr mütterlichen Kessel; beide Kessel stehen einen Schritt weit auseinander. Der Bräutigam schiebt dann einen Kessel nach dem andern immer einen Schritt weit vorwärts, bis die Braut an der Tür angelangt ist. Hier hebt das Paar unter den Zurufen seiner Verwandtschaft seinen eigenen Kessel auf und begibt sich nach seiner neuen Hütte.

Wir haben schon gesehen, wie heilig der Herd dem Gil-

jaken ist, welche Gebräuche bei der Ausstellung der Leiche einer Frau herrschen und wie innig die Beziehungen und Pflichten der Frau gegenüber Tur ni vookh, den Gott des Feuers, sind. Ist das Feuer ihre rechtmäßige Domäne, so ist der Kessel ihrer besonderen Obhut anvertraut und ihr ausschließlich; nicht einmal ihre Töchter dürfen sich in diesen ihren besonderen und geheiligten Wirkungskreis einmischen. Sie allein hat das Recht, den Kessel aufs Feuer zu setzen; das ist ihr Recht als Hausfrau. Was immer das Stellen der Füße in die Kessel bedeuten mag, die Tatsache, daß die Braut den einen Fuß in den mütterlichen, den andern in den neuen Kessel stellt, bezeugt augenscheinlich erstens ihre nunmehrige Gleichheit mit der Mutter, dann ihre rechtmäßige Stellung als Hausfrau und als Haupt ihres eigenen Haushalts. Von nun an ist ihre Stellung unter der Verwandtschaft ihres Mannes gewährleistet.

Am folgenden Morgen ging ich in Niwo auf den Tauschhandel, um mit Schießpulver, Pulver- und Schrotbeuteln, Feuerzeugen aus Feuerstein und Stahl usw. Schlingen (yu ru), Gürtel (vi bu is) und besonders den Brautschatz der „Frau Bürgermeisterin", des älteren Weibes unseres Wirtes einzutauschen. Der Trousseau war mir zugesichert worden. Die Dame war sehr schlau und feilschte ganz gehörig; aber schließlich gelang es mir, ihren Rock aus Seehundsfell, ein hübsches Gewand, das aus verschieden schattierten Fellstücken zusammengesetzt und schön gemustert war, ihre Pelzhandschuhe und einen mandschurischen, seidenen, wattierten Hut zu erlangen, welch letzterer in den jüngeren Tagen der Frau Lordmayor wahrscheinlich der Neid aller ihrer Freundinnen gewesen war.

Die Schubi oder Pelzkleider der Männer und Frauen sind oft gleich und werden von beiden verwechselt; die Frauen ziehen jedoch Seehundsfell, die Männer Hundefell vor. Wahrscheinlich geschieht dies, weil die ersteren sich selten weit von ihrer Hütte entfernen und weil es zu warm und unbequem ist, bei den häuslichen Geschäften einen großen Pelzrock (das Haar wird auf der Außenseite getragen), statt eines leichten

und glatten Seehundsfelles anzuhaben. Der Frauenhut (hakh-pisakh) ist in der Form einem Sonnenhut nicht unähnlich, hat aber drei Zipfel, zwei für die Ohren und einen für die Coiffure, die mit Ringen in zwei Zöpfen hübsch aufgesteckt wird. Diese Hutform hat den Vorzug, daß sie die Ohren vor der Kälte schützt und doch leicht abgenommen werden kann, ohne sich in den Ohrringen zu verfangen und die Ohren zu zerren. Ohrringe (Meskh) werden allgemein getragen; sie sind meist von japanischer oder chinesischer Arbeit und bilden einfache, große, silberne Ringe von anderthalb oder mehr Zoll Durchmesser mit einem oder mehreren Achaten. Diese Ringe und die seltenen seidenbrokatenen und Zobelfellhüte, Schubi, und Schuhe werden als Familienerbstücke betrachtet. Sie werden nacheinander von dem überschüssigen „Reichtum" der Giljakfamilie gekauft und repräsentieren das Kapital der Hütte. Ein Bündel Papiergeld oder ein Haufen von Silberstücken haben für den Eingebornen wenig Anziehungskraft, während ein Zobelfell, eine Schuba, oder ein Stück himmelblaue Seide „eine schöne Sache und eine Freude für immer" ist. Ja noch mehr, die letzterwähnten Gegenstände sind im Tauschhandel ebenso wertvoll; denn der Eingeborne ist seit langer Zeit daran gewöhnt, sich mit Wirklichkeiten zu befassen und kennt genau ihren Wert, während ihm Geld ungewohnt ist. Wenn er auf seinen Fahrten in einen russischen Laden kommt, hat er keinen Maßstab, nach welchem er den Wert seiner Rubelnoten beurteilen kann.

Der Leser würde mit dieser Stellung des Giljaken übereinstimmen, wenn er sich plötzlich in einem koreanischen Dorfe an einem Markttage mit einer Tasche voll barem Gelde befinden würde. In einem solchen Falle kann er sich Glück wünschen, wenn er für seine Einkäufe nur den doppelten Marktpreis bezahlt hat. Daher kam es, daß die Giljaken und Orotschonen im Handel von uns viel mehr Geld als Güter forderten und daß also der Tauschverkehr für uns vorteilhafter war.

Das jüngere Weib unseres Wirtes wurde für die schönste aller Giljakinnen gehalten, aber ich will es dem Leser über-



Der Bürgermeister von Niwo und seine beiden Frauen.

lassen, über ihre Ansprüche auf Schönheit nach der beigegebenen Illustration zu urteilen, auf welcher sie ein Musikinstrument spielend dargestellt ist. Wanka, welcher Anspruch darauf erhob, ein Vetter dieser Schönen zu sein, hatte das Instrument aus einem Winkel der Hütte hervorgezogen. Vetter und Cousine spielten auf dem Instrument. Nun ist es in meinem Besitz; aber ich muß gestehen, die Musik wandte sich mehr an die Einbildungskraft, als an das Ohr; denn man konnte nur schwer etwas hören, mochte man das Instrument nun mit einem Schlagringe oder mit den Fingern spielen. Es besteht aus einer Fischdarmsaite, die auf einen Stock und über ein zylindrisches Stück Birkenrinde gezogen ist und geht unter dem schwerlich wohlklingenden Namen Tin-kirn. Andere musikalische Instrumente sind eine kleine hölzerne Maultrommel, genannt Kanga; ein kleiner Sack von Fischhaut wird wie ein Trommelfell straff auf ein kreisförmiges Stück Holz gespannt; der Sack enthält Knochen, mit denen gerasselt wird; das Fischhauttamburin wurde bereits erwähnt.

Im Dorfe Niwo, das mit Chaiwo das am besten bekannte an der Ostküste ist, hörten wir viel von „den guten alten Zeiten", von der körperlichen Entartung der jetzigen Giljaken und ihrer Abnahme an Zahl sprechen. Jungkin erzählte, daß sie früher „groß und stark wie die Riesen waren, daß sie aber jetzt klein, kurz und dürr seien."

Zur Erläuterung sei bemerkt, daß die Russen die Giljaken der Faulheit bezichtigen; nach unseren Wahrnehmungen haben sie damit zum großen Teil recht. Man kann den Giljaken an einem Flusse, der von Fischen wimmelt, sitzen sehen; aber wenn er einen Fang gemacht hat, hört er auf zu fischen, er braucht nicht mehr. Wenn jedoch der Winter vorbei ist, sind seine Vorräte aufgezehrt. Für diesen Stand der Dinge sind Gewohnheit und Ueberlieferung verantwortlich. Es würde wie Gier und vielleicht sogar wie Mißtrauen gegen Tol ni vookh aussehen, wenn man den herkömmlichen Brauch übertreten wollte. „Der große Geist wünscht nicht, daß wir soviel fangen", ist die Antwort auf die Frage des Fremden. Und

wahrscheinlich war in alten Zeiten, wo ihre Jagdgründe und die wilden Bewohner darin tatsächlich unbegrenzt waren, ein solches Vertrauen auf die Vorsehung nicht übel angebracht. Hat doch noch vor zwanzig Jahren, wie man sagt, ein Giljake während der Laichzeit an einem Tage dreihundert Kita (Salmo lagocephalus) gespeert, während er es jetzt nur auf achtzig bringt.

Bei alledem ist es bedauerlich, daß der Verfall der Rasse der Berührung mit dem weißen Mann zugeschrieben werden muß. Das Vorhandensein des letzteren hat das unmittelbare Ergebnis gehabt, daß die Jagdgehege des Eingebornen eingeengt worden sind; es ist richtig, daß die Russen außerhalb ihrer Hauptniederlassungen in der Taiga nur wenig Spuren hinterlassen haben, aber die besten Fischgründe, d. i. der Fluß Tymi und die Westküste, haben naturgemäß den weißen Mann angezogen und insoweit die Möglichkeiten der Giljakfischerei beschränkt. Dann haben die Lichtungen und Brände — die man in verschiedenen Fällen sorglos zu ausgedehnter Vernichtung des Waldbestandes anwachsen ließ — natürlicherweise das Wild vertrieben oder vernichtet und auf einen kleineren Umfang beschränkt.

Einige der älteren Giljaken erzählten uns, daß „es vollauf Bären, Zobel und Renntiere gab, bevor die Russen kamen, aber seit sie gekommen sind und die Wälder verbrannt haben, sind die Reichen arm geworden. In jenen Tagen konnte der arme Mann in die Taiga gehen wie der reiche Mann heutzutage" (d. h. mit einem ebenso großen Gefolge von Helfern und mit ebensovielen Schlingen zum Fangen).

Ein Beispiel, in welcher Weise die Nähe der Russen beiläufig die Lebensbedingungen der Giljaken verschlechtert hat, kann man aus der Fütterung der Giljakhunde ersehen. Diese Hunde kann man nicht immer frei herumlaufen lassen, die wilderen müssen vielmehr angebunden werden, damit sie nicht das Vieh der russischen Nachbarn angreifen — ein gewisser casus belli. Gewöhnt, sich selbst zu ernähren, müssen die Hunde nunmehr gefüttert werden. Dadurch gehen natürlich die Wintervorräte ihrer Herren früher zu Ende. Um dies zu

vermeiden, wandern die Eingebornen weiter zu weniger günstigen Fischgründen.*)

Die älteren Giljaken sagen, daß zu ihrer Zeit und zur Zeit ihrer Väter nur eine Hungersnot vor etwa achtzig Jahren geherrscht hat, bevor die Russen kamen; seither haben sich aber mehrere eingestellt. Im Winter und Vorfrühling 1896 und wieder 1897 waren nacheinander schlechte Zeiten und in der Gegend von Rikowsk mußten die Behörden den Eingebornen besondere Hilfe angedeihen lassen. 1898 verhinderte ein nasser Herbst die Anhäufung der gewöhnlichen Vorräte an getrocknetem Fisch; außerdem folgte abermals ein sehr schlechter Winter. Der schätzbare Aufseher a. D. in Derbensk, in dessen Hütte wir Halt gemacht hatten, stand während jenes Jahres am Flusse Tymi in Dienst. Die Sache stand so schrecklich, daß er „in jeder Hütte einen oder mehrere Sterbende fand". Er hatte in der Hoffnung, die den Verheerungen der Hungersnot folgende Woge der Krankheit einzudämmen, die Verantwortung auf sich genommen, die Vorräte der Krone zu verteilen; aber in den meisten Fällen war es schon zu spät und eine große Anzahl starb an Grippe. Die schmutzige Beschaffenheit der Hütten und die Anhäufungen des Winters verschlimmerten die Wirkungen der verheerenden Krankheiten und des strengen Klimas.

Solche Zustände setzen den Kindern hart zu und erklären die hohe Sterblichkeitsziffer derselben. Da aus den früheren Jahren der russischen Okkupation keine Statistiken vorhanden sind, so können wir nur aus der Ueberlieferung, aus dem Zusammenschrumpfen von Dörfern und aus vereinzelten Statistiken jüngerer Jahre die allmähliche Verminderung des Giljakvolkes auf Sachalin zusammenrechnen.

Die schon angeführten Zahlen zeigen für die Bevölkerung der zwischen Orkowo und Kap Maria an der Westküste liegenden Giljakendörfer den erbärmlichen Zuwachs von $^{10}/_{43}$ Prozent oder kaum $^{1}/_{4}$ Prozent jährlich.

Lungen- und Halskrankheiten, ferner Skorbut forderten

*) Dr. Pogaevsky in einem Bericht über die Nahrung des Giljaken in dem lokalen, offiziellen Sachaliner Kalender von 1899.

die meisten Toten unter den älteren Leuten: vier starben jedoch durch Unfall, davon eine Person durch Ertrinken, eine durch Erfrieren, eine hängte sich, wie schon bemerkt, auf, eine Frau wurde von ihrem Mann zu Tode geprügelt.

Husten, Erkältungen und Lungenkrankheiten machen sich stark geltend, die Heilungsmethoden sind schwerlich angemessen. Gegen schlimmen Hals wird eine Abkochung von Moshun-tomash (Feldkamille) gegurgelt und gegen Lungenentzündung wird ein verdünnter Auszug von Baumschwämmen anstatt Tee getrunken.

Ob diese pflanzlichen Heilmittel aus Erfahrung und aus der beim Giljaken angeblich beträchtlichen Kenntnis medizinischer Kräuter heraus verschrieben werden oder ob alles nur eine schamanistische Lehre und eine Reihe von Gaukeleien ist, vermag ich nicht zu sagen. Die für andere Leiden, wie Zahnweh, Geschwülste, Ohrenreißen und Geschwüre angewendeten Behandlungsweisen sind sicher letzterer Art. Bei Zahnweh wird etwas Flaum des Haselhuhns (Tetrao bonasia) auf die Wange gelegt; bei Geschwülsten wird der Schweif eines Eichhörnchens (Olf-rega) und beim Ohrenweh ein Stück vom Ohr des Eichhörnchens (Tul-noss) auf die betreffenden erkrankten Teile gelegt; bei Geschwüren wird Gazhu, d. i. ein Stück von einem Wespennest, auf das Geschwür gelegt.

Viele Völker dieser nördlichen Gegenden bereiten berauschende Getränke, so z. B. die Jakuten ein solches aus Giftschwämmen. Die Giljaken dürften als Ausnahme hiervon zu betrachten sein. Sie machen indessen, wovon man freilich wenig hört, durch Abkochen ein Getränk aus dem Saft der Birken. Diese liefern einen schwarzen Saft, von dem eine ganz kleine Masse genügt, um einen ganzen Kessel des Getränks herzustellen. Der Absud schmeckt süß und hat eine angenehme, milde Wirkung auf die Atmungsorgane.

Russischer Wodki ist heute zwar von der Regierung verboten, wird aber eifrig begehrt und häufig auch erlangt.

Fünfzehntes Kapitel.

Von Niwo nach Irr-Kirr.

Ein Aristokrat. — Eine Gesellschaft beabsichtigt, einen Bären zu kaufen. — Fünf Brodjagi auf unserem Pfade. — Ein merkwürdiges Entweichen von Sträflingen. — Ein zweimonatlicher Feldzug. — Kannibalismus. — Vogelwanderungen. — Seehund auf der Speisekarte. — Tol ni vookh befreit uns. — Auf den Spuren eines Bären. — Ein Winterduell mit Meister Braun. — Renntierjagd im Schneesturm.

Von Niwo aus machten wir mit unserer Schiffsmannschaft, Wanka und Armunka, einen Abstecher, um den Fluß Tymi hinaufzufahren. Beiden Giljaken hatte es bisher beliebt, uns in beinahe aufdringlicher Weise Dienste zu leisten, als wir aber nunmehr einpacken wollten, fand ich Armunka abgeneigt, dabei zu helfen. Ich machte ihm Vorstellungen, daß er außer der kleinen Arbeit, die ich und mein Dolmetscher verrichteten, Wanka die ganze Arbeit überließ, aber das hatte keine Wirkung; ich ging also auf ihn zu, nahm ihn bei den Schultern und schüttelte ihn. Ich war wirklich ärgerlich und wurde nur durch die Bitte Wankas und das Bedenken über die Haltung des zuschauenden Dutzends von Giljaken davon abgehalten, ihn zu ohrfeigen. In gutmütiger Weise entschuldigte Wanka seinen Gefährten, erklärte, daß dieser sich nur einen Spaß gemacht hätte und noch nicht damit zu Ende wäre. Die Sache lag jedoch tiefer und wir amüsierten uns köstlich, als wir später erfuhren, daß Armunka, wie wir sagen

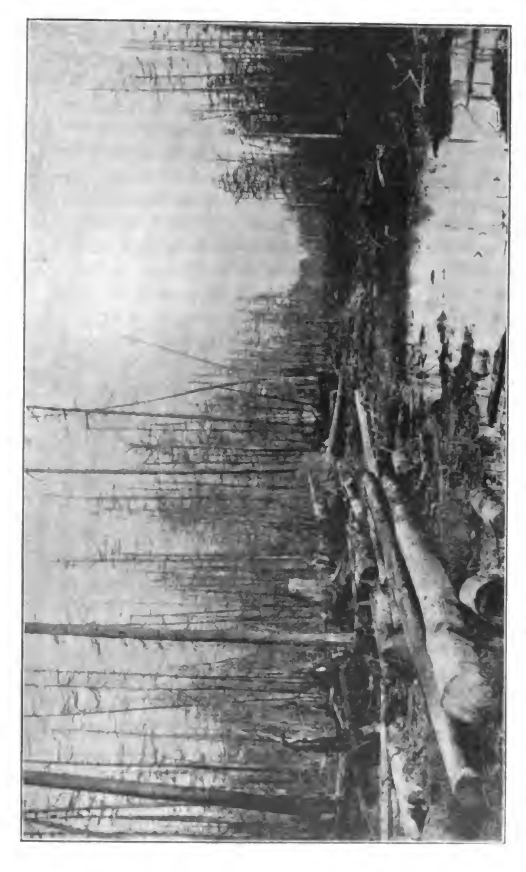
würden, unabhängig und vermögend war und aus einer aristokratischen Familie stammte; deshalb zeigte er manchmal seinen Ahnenstolz und weigerte sich, Knechtsdienste zu tun! Einige Tage später kamen wir an seinem Heim im Dorfe Irr-Kirr vorbei, aber ich schaute mich vergebens nach den väterlichen Grundstücken und großen Gütern dieses Giljakenpairs um. Die Hütte war verhältnismäßig klein und kahl. Die Gerechtigkeit gebietet mir jedoch zu sagen, daß er ohne Zweifel ein großer Jäger war. Im vergangenen Jahre hatte er drei Bären getötet und zwei gefangen, was ihm Ehre und Gewinn einbrachte.

Nach vielem Widerspruch erreichte ich endlich, daß das Kanu abfuhr. In der Bucht ging eine rauhe See, „weiße Pferde" wiegten sich noch auf ihrer Oberfläche und den ganzen Tag über drohte es zu regnen. Mit der Weisheit eines Wetterpropheten sagte unser Wirt voraus, daß wir kentern würden und selbst Wanka weigerte sich ganz entschieden, abzufahren. Ich darf hier gestehen, daß ich, als unser gebrechliches Fahrzeug mitten in diesen brodelnden Gewässern tanzte, mich zu fragen begann, ob ich nicht tollkühn gewesen sei. Persönlich lief ich ja wenig Gefahr, denn ich konnte schwimmen; aber mein Dolmetscher und die Eingebornen konnten es nicht und ich hatte kein Recht, ihr Leben zu gefährden. Das Glück lächelte uns jedoch wieder und wir erreichten schließlich den schützenden Kanal des Deltas. Wir hatten nur ein wenig Wasser geschöpft; das Gepäck war vorsichtigerweise von Wanka mit unserem Zeltsegeltuch zugedeckt worden. An der Flußmündung, auf den Inseln des Deltas lagen große Blöcke von Treibholz aufgestapelt wie faule Riesen, die auf die Flut warteten, um wieder zur Tätigkeit zu erwachen. Wir wählten den tiefsten Kanal, gelangten darauf in den Hauptstrom und hatten zwei oder drei Meilen zurückgelegt, als die Sonne unterging und uns zwang, unser Lager in den Sümpfen aufzuschlagen.

Wir hatten uns kaum ausgeschifft, als ein von vier Paar Rudern und einem Ruder am Hinterteil getriebenes Boot in Sicht kam. Es war eine Gesellschaft Giljaken von Niwo, welche

nach Derbensk fuhr, um einen Bären zu kaufen. Das Kaufgeld befand sich nicht in ihren Geldbeuteln, denn selbst wenn sie solche besessen hätten, wäre es etwas schwierig gewesen, das Geld dahinein zu stecken, denn der geforderte Preis war ein Hund, ein Stück chinesische Seide und etwas Tabak. Wir waren über ihre Ankunft etwas überrascht, denn wir hatten vorher von ihrer Absicht nichts gehört. Ich vermutete, daß sie noch nicht ganz fertig gewesen waren und dies teilweise die Ursache ihrer Besorgnis war, uns aufzuhalten. Augenscheinlich wünschten sie uns zu begleiten; ob zu ihrem eigenen Schutze oder gemäß geheimer Befehle des Polizeioffiziers zu unserem Schutz, wußten wir nicht. Der Grund dieses Zuges war eine uns von Wanka in Niwo mitgeteilte Nachricht, die dem Starosta dortselbst durch Eingeborne von der Polizei zugeschickt worden war. Die Nachricht besagte, daß fünf Verbrecher entsprungen waren (ich glaube, drei waren wirklich entsprungen und die andern zwei waren aus einer Niederlassung zu ihnen gestoßen), von welchen drei es möglich gemacht hatten, zwei Soldatengewehre, eine Winchesterbüchse und einige Revolver zu erlangen. Zu gleicher Zeit war unseren Giljaken die Erlaubnis erteilt worden, auf jeden Russen zu schießen, der sich unserem Lager näherte. Das Erscheinen dieser fünf Eingebornen war uns sehr willkommen, denn angesichts der Möglichkeit einer Ueberraschung hatten wir beschlossen, nachts abwechselnd Wache zu halten. Einige Tage später holten wir den Polizeioffizier ein. Er teilte uns weitere Einzelheiten über diese fünf Brodjagi mit, welche, wie er sagte, entschlossen waren, unsere Wirte, die Prospektoren, zu ermorden. Wenn ihnen dies mißlang, sollten die Vanderbilte, d. h. die Orotschonenbrüder Fizik oder die Kapitäne der japanischen Briggs drankommen, welche sämtlich im Besitz von Vorräten waren. Die japanischen Kapitäne waren offenbar gewarnt worden, denn anstatt daß ihre Schuner in der Bucht festlagen, hatten sie in der Niwostraße geankert, als wir am Abend unserer Ankunft in Niwo an ihnen vorüber kamen.

Da der Fluß Tymi den einzigen Ausweg für die Ge-



Ein gelichteter Straßenzug von Onor nach Nay-ero.

ächteten darbot, mußten wir entweder mit ihnen zusammentreffen, oder an ihnen vorbeikommen.

Wie die meisten dieser Leute, denen es gelingt, aus den Gefängnissen zu entspringen, trachteten diese Männer, jenseits des Kordons der Soldaten den Norden der Insel zu erreichen und beim Kap Pogobi auf das Festland zu gelangen. Ich habe mich schon darüber ausgesprochen, daß sie wenig Aussicht haben, zuletzt doch zu entkommen; aber der Leser kann sich schwerlich eine Vorstellung davon machen, welche verhältnismäßig große Anzahl von Gefangenen im Sommer die Freiheit zu erhaschen sucht und weitläufig auf der Insel umherschweift.

Die Wichtigkeit dieses Umstandes, daß der Brodjaga die Entwicklung der Hilfsquellen der Insel hemmt und das Los derjenigen hart und ungewiß macht, welche ein ordentliches und gedeihliches Leben zu führen versuchen, kann aus nachfolgender Erzählung ersehen werden. Es ist eine Geschichte, wie sie am Lagerfeuer oder bei der Abendmahlzeit in Sachalin oft erzählt wird. Ich gebe sie auf die Gefahr hin, den Leser mit den Namen unbedeutender Plätze zu verwirren, ungekürzt wieder und zwar in dem genauen Wortlaut (übersetzt) des Berichts des Militärgouverneurs von Sachalin an seinen Vorgesetzten, den Generalgouverneur des Amurdistrikts. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß dieser Bericht nicht dazu bestimmt war, in meine Hände zu fallen. Handelte es sich nicht um diese unanfechtbare Autorität, so würde der beschriebene Zustand, verschlimmert durch die Furcht der Behörden vor einem nahen allgemeinen Aufstand, unmöglich erscheinen.

„Im Sommer 1896 sind aus den Gefängnissen von Rikowsk und Alexandrowsk neun Sträflinge entlaufen, von denen zwei, Krevenko und Vergulenko, Russen und die andern sieben kaukasische Bergbewohner waren. Obgleich sie zu verschiedenen Zeiten entsprangen, vereinigten sie sich irgendwo zu einer Bande und schlugen sich in den Timowsker-Distrikt an der Terpenijabai (de Patience), wo sich auf eine Länge von zwei-

hundert Werst längs der Küste japanische Fischerstationen*) befinden.

„Da von dem Regiment in Korsakowsk sehr wenige Soldaten entbehrt werden konnten, wurden zwei Patrouillen von je fünf Mann ausgeschickt. Eine von denselben befand sich in Tikmenjeff,**) dreihundert Werst von Korsakowsk, die andere in Manuje, auf halbem Wege zwischen beiden. Die Brodjagi kamen ungehindert auf dem abgeholzten Straßenzuge von Onor nach Nay-ero bei Tikmenjeff, wurden die Patrouille nicht gewahr und waren gefangen, bevor sie Widerstand leisten konnten.

„Am 27. Juli (a. St.) ging der Transport mit Bedeckung nach Korsakowsk ab. Der Unteroffizier Kuyat, welchem nur vier Soldaten zur Verfügung standen, bestimmte drei von denselben und sechs Ansiedlerverbannte, von welchen fünf Schrotflinten besaßen, zur Bedeckung. Am 29. Juli hatte der Transport Salutora, eine Entfernung von sechzig Werst, erreicht. Hier machten sie einen Tag Rast; die Ansiedlerverbannten wurden von sechs anderen von Salutora abgelöst, von denen aber nur drei Schrotflinten hatten. Am 31. Juli marschierten sie weiter und hatten zwölf Werst am Ufer zurückgelegt, als die Vagabunden bemerkten, daß die Soldaten und Verbannten keine scharfe Wache hielten und plötzlich einen gemeinsamen Angriff auf ihre Bedeckung machten. Der Sträfling Vergulenko entriß einem Ansiedlerverbannten das Gewehr und verletzte den Soldaten Dumnitzky tödlich. Ein anderer Vagabund ergriff das Gewehr des toten Soldaten und erschoß den Verbannten Kartowitsch, worauf die andern Verbannten davonliefen und es den übrig gebliebenen zwei Soldaten überließen, die neun Brodjagi zu bekämpfen. In diesem ungleichen Kampfe erhielt der Soldat Liutschetzky einen heftigen Schlag mit einem Ruder und wurde bewußtlos, während ihm das Gewehr aus der Hand fiel, bevor er geschossen hatte. Der andere Soldat, Vilzhus,

*) Von den Japanern okkupiert.

**) An der Mündung des Cronaiflußes.

wurde von den Vagabunden fürchterlich geprügelt und seiner Waffen beraubt. Nachdem sie sich so befreit hatten, schnitten die Brodjagi den Telegraphendraht zwischen Salutora und Korsakowsk entzwei. Im Besitze von drei einläufigen Büchsen mit 23 Patronen und zwei Schrotflinten machten sie nun am Abend desselben Tages einen Angriff auf die japanischen Fischer im Dorfe Kaspuchi. Hier tötete die Bande einen Japaner, verwundete einen andern, prügelte viele andere und machte sich dann mit dem großen japanischen Boote davon, in der Absicht, eine japanische Insel (Jesso, oder eine der Kurilen) zu erreichen oder mit einem Piratenschiff zusammen zu treffen. Dieser Versuch gelang ihnen jedoch nicht, denn es brach ein großer Sturm los und sie wurden bei Kapuchi wieder an die Küste geworfen. Die Räuberbande verschwand nun mit ihrer japanischen Beute in die Taiga. Unterdessen hatten die beiden verwundeten Soldaten Liutschetzky und Vilzhus das Bewußtsein wieder erlangt und waren mühsam nach Salutora zurückgegangen, wo man ihre Wunden verband. Späterhin war ein von Korsakowsk gesandter Arzt imstande, sie wieder der Heilung entgegenzubringen. In Tikmenjeff waren zwei, in Manuje fünf Soldaten zurückgeblieben, sowie an letzterem Orte noch einige zur Bewachung der Jacht Emilia; diese gehörte den Kaufleuten Semeinoff & Co. Als die Soldaten erfuhren, was vorgefallen war, standen sie zusammen und entsandten fünf von ihnen, vier Soldaten unter dem Befehl eines Skiptschik.

„Am 3. August kamen sie zu der angegriffenen japanischen Fischerstation und folgten am nächsten Tage der Spur der Brodjagi in die Taiga. Sie fanden die Verbrecher etwa vier Werst entfernt auf einem unzugänglichen (sic) Berge lagernd, dessen Abhänge dicht mit hundertjährigen Bäumen bestanden waren. Trotzdem griffen die Soldaten an und die Vagabunden liefen mit Hinterlassung ihrer ganzen Beute davon; zwei von den Angreifern wurden verwundet. Dies zwang die Patrouille, nach Salutora zurückzukehren, um dort ihre Verwundeten abzuliefern.

„Am 5. August stellten sich zwei der Vagabunden, Kre-

venko und Vergulenko, wieder als Gefangene und letzterer gestand,*) daß er den Soldaten Dumnitzky getötet hatte. An demselben Tage trafen auch ein: der Distriktsarzt Sorminsky, um die Verwundeten zu verbinden, der Beamte Okula Khulak zur Vornahme einer Untersuchung und der Leutnant Merzhanoff (von einem Kosakenregiment) mit einer Abteilung von sechs Soldaten.

„Am 8. August wurde eine weitere Abteilung von sechs Soldaten als Verstärkung von Korsakowsk**) geschickt und bei Mogun-kotan***) (46 Werst von Salutora) aufgestellt.

„Leutnant Merzhanoff erhielt folgenden Befehl:

a) alle Soldatenabteilungen an der Ostküste von Sachalin unter seinem Befehl zusammenzuziehen;

b) die Brodjagi aufzusuchen;

c) die japanischen Fischereien vor Beraubung zu schützen;

d) die Beschädigung des Telegraphendrahtes zu verhindern;

e) die zur Reparatur desselben ausgeschickten Personen zu beschützen.

Er hatte vier Abteilungen unter seinem Befehl, im ganzen 21 Mann. Mit einer so kleinen Streitmacht die Vagabunden zu verfolgen, die Küstenlinie auf zweihundert Werst zu beschützen und zu gleicher Zeit die zwei schon arretierten Verbrecher zu bewachen, war ein schwieriges Unternehmen. Trotzdem das Regiment in Korsakowsk seine Wachen vermindert und alle Abkommandierungen, die nicht militärischen Zwecken dienten, eingezogen hatte, war es nicht imstande, noch mehr Verstärkungen zu senden. Es wurde deshalb befohlen,†) die Abteilungen durch Verbannte und Ainus, die in zweiter Linie

*) Wahrscheinlich nach fürchterlichen Prügeln.

**) Augenscheinlich waren die Behörden des Hauptortes des Distrikts besorgt, daß die Bande ihren nächsten Angriff auf diesen Ort richten könnte und die Verbrecher sich empören würden.

***) Dieser Name, wie die meisten Ortsnamen an der Bai de Patience, gehören der Namengebung der Ainu an. Kotan heißt bei den Ainu Dorf. Dieses Wort hat eine andeutende Aehnlichkeit mit dem mandschurischen khotun, das Stadt bedeutet; z. B. Kirin ula khotun: die Stadt am Flusse Kirin.

†) Vom Militärgouverneur.

Felddienst tun mußten, zu verstärken. Zugleich wurde dem Vorsteher des Timowsk-Bezirks befohlen, eine Abteilung von Onor nach dem Tikmenjeffskposten (Tikmenjeff) zu schicken.

„Bevor jedoch die Abteilungen imstande waren, ihre Vereinigung zu bewirken, hatte die Bande eine japanische Vorratshütte bei der Fischerstation Beng-kotan beraubt und am 8. August um 11 Uhr nachts einen Angriff auf die japanische Fischerei in Sung-kotan gemacht. Hier wurde sie jedoch von einer kleinen Abteilung unter Leutnant Merzhanoff, welcher auf den Kampfplatz geeilt war, zurückgeschlagen; es gelang ihr indes, in die Taiga zu entkommen.

„Nach diesen Vorkommnissen wurde die von den Soldaten hart bedrängte Bande an verschiedenen Stellen der Ostküste zwischen Salutora und Nay-ero gesehen; sie wagte aber auf die japanischen Fischereien keinen Angriff mehr.

„Am 22. August stießen die Soldaten in einem dunklen Teile des Waldes, zwei Werst von Nay-ero auf die Bande. Es war eine stockfinstere Nacht und unter ihrem Schutze flohen die Brodjagi, nicht ohne zwei ihrer Verfolger, einen Kosaken Buburikin und einen Ainu, verwundet zu haben. Diese beiden wurden nach Salutora gesandt, wo der Regimentsarzt Sakaloff sie behandelte. Die Bande, welche durch solche hartnäckige Verfolgung daran gehindert wurde, Räubereien bei den japanischen Fischern zu begehen, verließ nun die Seeküste und wandte sich nach Norden gegen Onor; auf dem Wege überfiel sie Dal, eine 35 Werst von Nay-ero entfernte Station, die nur aus zwei Einwohnern, einem Aufseher und einem Wachmann bestand; beide waren Verbrecher aus dem Gefängnis in Korsakowsk. Die Vagabunden hatten schon Feuer an die Brennstoffe gelegt, die sie um die Wohnung geschichtet hatten, als sie von Leutnant Merzhanoff mit seinen Leuten überrascht wurden; es gelang ihnen aber, nach Norden zu entwischen. Am folgenden Tage setzte der Leutnant mit seiner Abteilung die Verfolgung 35 Werst weit bis zum Dorfe Khoy fort, das von Einwohnern und Vorräten entblößt war. Da die Soldaten ganz erschöpft und ohne Lebensmittel waren,



Das Dorf Hambasa II auf Sachalin.

konnte man nicht weiter gehen; es wurde also hier einen Tag gerastet und dann zurückgekehrt.

„Am 25. August wurden auf Befehl der Militärverwaltung sechs Soldaten mit größter Beschleunigung abgesandt. Am Abend des 28. August hatten sie das Dorf Hambasa II. erreicht, eine Entfernung von hundert Werst. Die mit diesen Bewegungen unbekannten Vagabunden machten einen Nachtangriff auf die Gefängnismagazine dieses Dorfes, das von den Soldaten verteidigt wurde. Während dieser Vorgänge wurde ein Mann der Bande getötet. Um die Sache zum Ende*) zu bringen, wurden am 29. August zwei weitere Abteilungen von je sechs Soldaten nach den Dörfern Taulan und Paliwo abgesandt. Sechs Tage später, am 5. September, griffen die von der Anwesenheit der Soldaten nichts ahnenden Brodjagi das Dorf Taulan an. Sie wurden mit einem Verlust von einem Toten, einem Schwerverwundeten zurückgeworfen. Zwei von ihnen wurden gefangen genommen, die übrigen zwei verschwanden mit ihren Gewehren in der Taiga.

„Zehn Tage später, am 15. September, gelangten diese zwei Vagabunden an den Fluß Pilinga im Bezirk Alexandrowsk, wo sich eine Sommerhütte befindet. Hier stießen sie plötzlich und unerwartet auf zwei Soldaten, welche ausgesandt waren, um in der Nachbarschaft einen Bären zu erlegen. Es entspann sich ein Gefecht, in welchem ein Brodjaga schwer verwundet wurde. Er erlag seinen Wunden,**) der andere entkam in die Taiga. Nach Verlauf von drei Tagen wurde er eingefangen."

Hier endigt der Bericht, aber der letzte einer solchen berüchtigten Bande wurde ohne Zweifel gehenkt.

Drei Jahre zuvor war die Straße zwischen Rikowsk und Onor das Schauspiel tragischer Ereignisse, die sogar in England einen Widerhall fanden. Obgleich die an die Londoner Zeitungen gelangenden Berichte von Zügen von Verbrecherleichnamen und von vorgekommenen schrecklichen Grausam-

*) Und einem Angriff auf Rikowsk zuvorzukommen.

**) Wahrscheinlich wurde er von seinen Gegnern nach dem Streite gehörig geprügelt.



Wassiljew, der „Kannibale“.

keiten übertrieben waren, waren die Umstände in diesem Falle schlimm genug. Im Sommer 1892 wurden zweihundert Verbrecher aufgeboten, um diesen Weg durch die Taiga herzustellen. Zum Unglück für sie und ihre Bewachung war es nicht nur die Taiga, sondern auch die Tundra, durch die man dringen mußte, denn der Pfad sollte dem Poronaiflusse folgen, welcher durch eine weite Ebene und durch ein sumpfiges Tal fließt. Eine große Anzahl des Haufens starb an Dysenterie und Fieber und der Hunger folgte ihren Spuren; denn unerwartete Regenfälle machten die Sümpfe ungangbar und schnitten einzelne Parteien von ihrer Zufuhrbasis ab. Gegen Ende des folgenden Sommers planten drei Mann des Haufens, welche die Entbehrungen nicht länger ertragen konnten, einen Fluchtversuch in die Taiga. Derselbe gelang, aber er erwies sich nur als eine Veränderung zum schlimmeren. Viele Tage lang entgingen sie ihren Verfolgern; dafür gerieten sie aber tiefer in den Urwald und fanden es immer schwieriger, sich die nötige Nahrung zu verschaffen. Als schließlich zwei von den dreien eingefangen wurden, bestand wenig Zweifel darüber, daß erstere in ihrer äußersten Not dazu getrieben worden waren, ihren Kameraden zu töten und aufzuessen. In dem Sacke des einen wurde ein Menschenknochen gefunden, aber der Unglückliche war infolge seiner schauerlichen Erlebnisse geistesgestört und es war aus seiner Erzählung nicht zu entnehmen, ob sein Gefährte gestorben oder ermordet worden war. Seine Geistesgestörtheit rettete ihm das Leben; er wurde in ärztliche Behandlung genommen und nunmehr Wassiljew der Menschenfresser genannt. Die Illustration ist nach einer Photographie, die nach seiner Wiederergreifung aufgenommen wurde. Der andere Wiederergriffene wurde zu 99 Streichen mit der Plet (dreischwänzige Knute mit Bleistücken an den Riemenenden) verurteilt und starb daran.

In der Regel sind die Verbrecher auf Sachalin von stumpfsinniger und schwerfälliger Veranlagung und ermangeln unbedingt jedes Organisationsvermögens; dagegen besagt es viel für diese kühnen kaukasischen Bergbewohner, daß

sie imstande waren, sich 5 oder 6 Wochen lang der Gefangennahme durch ihre Verfolger zu entziehen. Manche sind länger in Freiheit wie diese große Bande, aber zu zweien oder dreien sind sie besser imstande, genügende Nahrungsmittel zu erlangen und die Aufmerksamkeit der Treiber zu vermeiden. Sie sind auch nicht der Gegenstand außerordentlicher militärischer Maßnahmen.

Unsere neuen Bekanntschaften, die soeben angekommenen fünf Giljaken, lagerten neben uns in Orotschonenzelten. Ob die Orotschonen gelernt hatten, solche Zelte anzufertigen, wie berichtet wurde, oder ob sie dieselben ihrerseits von den Japanern oder Mandschu erhalten hatten, weiß ich nicht. Es waren dünne Zeltdecken von leichtem Drillich, nicht mehr wie drei oder vier Fuß hoch und geformt wie eine viereckige Markise. In den Boden wurde schräg eine lange Stange getrieben, von welcher das Zelt wie eine Taucherglocke herabhing; die Ecken wurden an einem Bärenspeer, Ruder usw. befestigt. Wie zwei oder drei Leute in einem solchen Zelte schlafen konnten, ohne zu ersticken, kann ich mir nicht erklären.

Ich und mein Gefährte waren vor einem solchen Schicksal sicher, da unser Bau kaum den Namen eines Obdachs verdiente; dabei fegte in dieser Nacht ein Hagelsturm, gefolgt von einem schneidenden Winde aus dem Ochotskischen Meere in unser Zelt hinein. Die Unbequemlichkeit, um 6 Uhr früh aufstehen und mit ungenügend warmer Kleidung einem kalten, beißenden Winde entgegentreten zu müssen, ist etwas, was sich der gewöhnliche Bewohner zivilisierter Gegenden nicht sogleich vorstellen kann. Aber diesem Mißbehagen folgte noch etwas viel Unangenehmeres, nämlich sechs Stunden lang mit steifen und abgestorbenen Beinen auf dem Boden eines Kanus zu sitzen, sich vom Winde anblasen zu lassen und sehnsüchtig nach einem Sonnenstrahl auszuschauen, der ein wenig die Hände auftauen könnte.

In dieser Nacht war Schnee gefallen; der Winter mit seinen in diesen Gegenden sehr rauhen Manieren war plötzlich angekommen, um wenigstens auf dieser, der östlichen Seite der Insel, zu verweilen. Die Berge hatten ihre weißen

Hauben aufgesetzt und weigerten sich nun, dieselben vor Juli nächsten Jahres wieder abzunehmen. Der nächste Morgen begann ganz windstill, aber kalt. Unser Speiseschrank befand sich in einem jämmerlichen Zustande, unsere Konserven waren erschöpft und wir hatten uns nur mit Hilfe einer tags zuvor geschossenen Ente und mit den ziegelsteinharten Ueberbleibseln eines Laibes schwarzen Brotes durchgeholfen, den uns die Prospektoren gegeben hatten. Jetzt waren, wie Wanka vorausgesehen hatte, die wilden Enten südwärts geflogen.

Die Herbstwanderung der Vögel findet auf Sachalin etwas später statt wie auf dem Festlande. Reisende wie Prschewalskij und Beobachter wie Seebohm und Harvie-Brown haben uns Mitteilungen über die Frühlings- und Herbstwanderungen von Vögeln nach und von Sibirien über die mongolischen Sandwüsten gemacht. Die befiederten Einwohner, welche ihren Sommer auf Sachalin verbringen, haben keine großen wasserlosen Ebenen zu überqueren und keine langen Umwege zu machen, um, wenn möglich, Flußtälern zu folgen. Ihre Reise ist kurz, denn sie überwintern meist in Japan oder China und einfach, weil der lange Rücken von Sachalin ein unfehlbarer Führer ist und sie auf dem Wege durch die Bergströme zur Not versorgt.

Aber zu dieser Zeit — Ende September — ist die Hauptmasse der zur Vogelwelt gehörenden Bewohner Sachalins schon nach südlicheren Himmelsstrichen abgereist. Die Enten, die gemeine Wild- und Stockente (Anas boschas), die Harlekinente (Clangula histrionica), das goldene Auge (C. glaucion); die Krickenten, die Garganeyente (A. querquedula), die Baikalente (A. querq. formosa) und die Schopfente (A. falcota), welche in der Bai von Ni und auf dem Tymiflusse geschossen werden können, sind fast die letzten, die fortziehen. Wir sahen einige wenige davon und schossen nach einer drei- oder viertägigen Reise auf dem Flusse noch eine Stockente. Fortgezogen war schon der Singschwan (Cygnus musicus), dessen Schreie zuweilen unsere Nachtruhe gestört hatten. Bei den Giljaken geht dieser gefiederte Freund unter dem onomatopoetischen Namen Kikkik. Die Saatgans (Anser segetum, Middend.), von

welcher wir auf unserer Ausreise verschiedene Flüge gesehen hatten, war auch abgereist, denn sie überwintert wie die Enten in Japan oder China.

Vielleicht einer der am frühesten fortziehenden Gäste ist der Kuckuck (Cuculus canorus), bei den Giljaken Kik genannt. Da er nach der südlichen Erdhälfte eine lange Reise vor sich hat, so sahen wir ihn wegen seiner frühen Abreise niemals und dann ist er auch ein seltenerer Besucher Sachalins.

Wenn der Kuckuck am frühesten abreist, tut dies die Schneeammer (Plectrophanes nivalis L.) am spätesten. Zwischen diesen beiden Grenzen nimmt eine Mannigfaltigkeit von kleineren Vögeln, von welchen die meisten schon abgereist sind, ihren Flug südwärts. Die Uferschwalbe (Hirundo s. Cotyle riparia L.) war gegangen, ehe wir unsere Reise begonnen hatten, die Bachstelze (Motacilla lugens und taivana) waren seitdem weggeflogen und wir sahen weder den weißrumpfigen Segler (Cypselus pacificus), noch die nadelschwänzige Abart (Chaetura caudacuta) davon, welche gewiß am Tymiflusse ungewöhnlich sind. Der Bergfink (Fringilla montifringilla L.), der Gimpel (Pyrrhula rosacea) und viele andere kleinere Vögel, einschließlich der japanischen Lerche (Alauda japonica), dem sibirischen Rotkehlchen mit rubinroter Kehle (Erythacus calliope) und das pfeifende Rotkehlchen (E. sibilans) waren fort. Bei unserer Rückkehr trafen wir auch die östliche Turteltaube (Turtur orientalis), von den Giljaken Tu Tut genannt, nicht mehr an.

Einige wenige Nachzügler, wie der japanische Zaunkönig (Troglodytes fumigatus), die langschwänzige Meise (Acredula caudata), der rotkehlige Pieper und der östliche Baumpieper (Anthus cervinus und maculatus) und die schwärzliche Wasseramsel (Merula fuscata) zauderten hinter den Hauptmassen her.

Die Wälder schienen ohne Vögel zu sein — vergleichsweise gesprochen — und nur sehr selten wurde ein weißschwänziger Seeadler (Haliaëtus albicilla L.), der im oberen Laufe des Tymiflusses fischte, eine einsame Eule (Syrnium uralense), oder eine vorüberstreichende Rabenkrähe (Corvus corone Gm.) gesehen oder gehört.

Tief im Walde, wenn man es unternahm, den Spuren

irgend eines wilden Tieres zu folgen, konnte man noch eine Vogelfamilie — eher Nomaden, als Auswanderer, wie Charles Dixon sie nennen würde — nämlich die Waldhühner zu Hause finden. Wir sahen das Haselhuhn (Tetrao bonasia L.), den Auerhahn (T. urogallus L.), aber nicht das Schneehuhn (Lagopus albus Steph.), obgleich es auch hier gefunden wird.

Unser Speiseschrank litt infolge der Abreise der Enten, Schnepfen und Gänse; aber wir konnten uns noch immer eine Mahlzeit Reis leisten und unser Menu erfuhr an diesem Morgen noch eine andere, obwohl schwerlich geschmackvolle Bereicherung. Das andere Kanu mit seiner Rudermannschaft von fünf war uns einige Zeit voraus, als es uns ein Zeichen gab, die Ruder herauszunehmen und uns ruhig zu verhalten. Offenbar hatten die Giljaken etwas gesehen, wir beobachteten sie genau. Zuerst ruderten sie ans Ufer und landeten einen von ihnen mit einem Gewehr. Derselbe kletterte an das mit Binsen überdeckte Ufer, kroch, so gut er konnte, den Saum entlang und verschwand weiter oben. Plötzlich tönte der Knall eines Gewehrs in unsere Ohren, dem das Plätschern der ins Wasser getauchten Ruder folgte. Mit langen, aber beschleunigten Ruderschlägen trieb man das Kanu vorwärts, um die Beute zu fangen.

Wir folgten in langsamerem Tempo und fanden, daß sie den Leichnam eines Seehunds (Phoca vitulina) ins Kanu zogen. Das Tier hatte schlafend auf einem Baumstamm im Flusse gelegen, als die Giljaken es erblickten. Es schlief so fest, daß sie vorsichtig eine Verzögerung wagten, um mit einem Schuß vom festen Lande aus sicher zu treffen.

Unser Abendessen war uns also für diesen Tag sicher, obwohl wir kaum erwarteten, in Seehundfleisch eine große Delikatesse zu finden. Die Giljaken ziehen den Speck vor, in diesem Falle wurde alles davon verzehrt. Wir, mein Dolmetscher und ich, entschieden uns dafür, daß das Gehirn der am wenigsten zu tadelnde Teil des Seehunds sein dürfte und hofften uns selbst damit zu täuschen, indem wir uns einbildeten, daß wir Kalbsbröschen äßen; aber wir wußten

wenig davon, wie nahe wir daran waren, eine Todsünde zu begehen. Denn bei den Giljaken war es allgemein bekannt, daß es unbedingt eine Todsünde ist, wenn man Seehundsgehirn ißt.

Ein Seehundsgehirn gesalzen, gebraten und gegessen zu haben, hätte zur Folge gehabt, daß wir niemals wieder einen Seehund erlegt hätten, ganz abgesehen von den uns in der andern Welt erwartenden Schrecken. Ich muß offen gestehen, daß wir noch ungläubig und unbesonnen genug waren, vorsätzlich unser Schicksal zu versuchen, aber alle Versuche, die Erlaubnis zu erhalten, schlugen fehl und wir kamen zu dem Schlusse, daß unsere Eingebornen in ihrem Glauben ganz aufrichtig waren, was auch die raison d'être davon sein mochte. An diesem Abend schien der Mond durch die Bäume des Waldes auf eine seltsame Szene. Sieben wildblickende Gestalten mit rabenschwarzen Zöpfen kauerten um einen brodelnden Kessel und rissen mit Zähnen und Fingern das Fleisch von den Knochen des Seehundes. Für uns selbst war ein Stück Fleisch ausgewählt und an Pflöcken besonders gebraten worden. Man kann unter solchen Umständen so ziemlich alles essen. Ich gestehe aber doch, daß, wenn meine Freunde, welche einigen Wert auf ein menu recherché legen, mich fragen, ob es lecker war, meine gewöhnliche Antwort ist, daß es nicht unähnlich dem Schwarzwild schmeckt, das man in einer vorher zu Heringen benützten Pfanne gebraten hat.

Am Tage vorher waren wir über ein oder zwei verlassene Lagerfeuer gekommen, heute kamen wir an einem neu gemachten Floß vorbei; unsere Eingebornen erklärten es für dasjenige der fünf Brodjagi, welche in der Taiga verborgen sein mußten. Wir machten uns Sorge wegen der Prospektoren, welche ein von Angriffen freier Zeitabschnitt in eine trügerische Sicherheit eingelullt hatte. Wir gaben sobald als möglich den Eingebornen warnende Nachrichten und hofften, daß dieselben unsern letzten Wirt erreichen würden. Einen Monat später hörten wir, daß sie in Sicherheit waren und mehrere Monate später empfing ich von einem derselben einen Brief, der die Ankunft der fünf Brodjagi mitteilte.

Glücklicherweise waren die Ingenieure zu ihrem Empfang gebührend vorbereitet und konnten sich auf ihre Leute verlassen. Diese Leute waren selbst Sträflinge und freigelassene Sträflinge, erklärten sofort ihre Neutralität und gestatteten keinem der fünf, in die Hütte zu kommen. Als die Ingenieure eines Abends aus dem innern Raum der Hütte traten, fanden sie zwei oder drei der Brodjagi unter den Arbeitern sitzen. Dem konnte nur rasch und entschlossen abgeholfen werden. Ohne Zögern spannten die Ingenieure ihre Revolver und drohten mit schießen, wenn die Geächteten nicht sofort die Hütte verließen, um nie wiederzukommen. Diese entschlossene Haltung wirkte; die Vagabunden sahen ein, daß sie ihre Genossen nicht überzeugen konnten, mit ihnen gemeinsame Sache zum Angriff auf ihre Meister zu machen und gingen ab. Einer hatte sich den Vagabunden lediglich angeschlossen, weil er mittellos war; er ließ sich bereden, nach Derbensk zurückzukehren, während die andern in der Taiga verschwanden, um nach dem ungastlichen Norden zu wandern. Mein Korrespondent fügte hinzu: „sie wurden entweder erschossen oder wieder gefangen genommen.“ Der eine Soldat an den Oelquellen war zwar bestrebt, sie zu arretieren und wenigstens bis Niwo zu schaffen; aber wenn er es versucht hätte, wäre er sicher ermordet worden und einen oder zwei der arbeitenden Verbrecher zur Bedeckung zwangsweise mitzunehmen, wäre schlimmer als nutzlos gewesen.

Nach mehr als dreitägigem Rudern kamen wir an das erste Giljakendorf, seit wir die Bai verlassen hatten. Das ganze Männervolk war abwesend, denn es war am Ende des giljakischen Finanzjahres; wenn ich auch nicht hörte, daß Rechnungsführer zusammenberufen oder Rechnungsrevisoren bestimmt waren, so wird doch zweifellos im Gedächtnis des Giljaken genaue Rechnung über Schulden und Zahlungen geführt. Die gangbare Münze war getrockneter Fisch und die nach der Laichzeit davon aufgehäuften Vorräte wurden von den flußaufwärts gegangenen Männern nunmehr zur Bezahlung von Schulden für geborgten Reis, Seehundsöl und in Ausnahmefällen für von den Russen überlassene Kar-

toffeln verwendet. Unsere Eingebornen lagerten etwas weiter oben auf der andern Seite des Flusses im Walde und waren sehr vergnügt, obwohl der Seehund sogleich aufgezehrt worden war und getrockneter Fisch und Seehundsöl als einziger Gang auf ihrer Speisekarte stand. Hierzu kamen als Frühstück am nächsten Morgen die Samenzapfen der Zirbelkiefer (Pinus cembra pumila). Ein zum Zuge gehöriger Giljakjunge verschwand im Walde und kam rasch mit einem Haufen Zapfen zurück, von welchen sie mit Zähnen und Fingern wie Affen die Samen herausholten. An diesem Tage holten wir den Polizeibeamten ein, den wir in der Bai von Ni getroffen hatten. Obgleich er mit seinen Soldaten drei oder vier Tage vor uns abgefahren war, hatte er doch nur bis hierher kommen können. Am raschen Vorwärtskommen hinderte ihn sein schwerbeladenes, mit einem flachen Boden versehenes Boot, das abwechselnd gerudert und mühsam gegen den Strom geschleppt werden mußte, bei welch letzterem Geschäfte die Soldaten bis an die Hüften im Wasser wateten. Sie boten einen bemitleidenswerten Anblick dar. Ihre Stiefel waren zusammengeflickt und zusammengebunden und in einigen Fällen war es nur ein Bündel von Fetzen, was sie als Fußbekleidung trugen. Sie waren schon so lange unterwegs, daß sie kaum für den nächsten Tag genug Salzfleisch hatten.

Wir schossen voraus; als wir uns dem Mittelpunkt der Insel näherten, hörte der Wind auf, die Sonne behauptete noch einmal ihre Kraft und das Dasein war wieder nicht bloß erträglich, sondern erfreulich. Es war ein letzter Herbstschimmer, bevor uns der Winter packte und in seiner kalten Umarmung festhielt. Die Untiefen unten waren klar, der Himmel oben blau; an den Ufern stand ein Gemisch von Silberweiden (Salix macrolepis und Sakhalinensis) und gelb werdenden Birken (Betula alba L.), zu denen die schwarzen Föhrenwälder, welche sich an den Abhängen der Berge hinaufzogen, einen wirksamen Hintergrund bildeten. Und damit Leben und Bewegung in dem Bilde nicht fehle, tauchten fünf Stangen gleichmäßig ins Wasser und fünf Körper beugten und streckten sich bei dem Vorwärtsschießen des Kanus. Das

rief mir ein anderes Bild ins Gedächtnis zurück von palmenumgürteten sandigen Buchten, zerstörten Mahrattenfestungen und den anmutigeren Bewegungen der geschmeidigen Körper von Ratnagarifischern. Manches Jahr werde ich mich an die von der scheidenden Sonne beleuchteten Abende am ruhigen Tymiflusse, an die Wechsel des Bären und Fuchses und an die einfachen, lustigen Giljaken erinnern, welche stets zu einem Scherz oder Spaß bereit waren und sich aufs beste in jede Lage fanden, ob wir nun im Scheine eines goldenen Sonnenuntergangs auf einer angenehmen Sandbank unser Lager aufschlugen oder uns durchnäßt und steif mit einem sumpfigen Ort begnügen mußten, über welchen ein schneidender Wind pfiff. Nicht einmal, wenn wir in Gefahr waren, ihren geheiligten Glauben zu verletzen, wurden sie ärgerlich auf uns; freundlich wiesen sie uns auf den rechten Weg und bewahrten uns vor einer Todsünde. Glücklicherweise waren wir nicht in die Hände bigotter oder orthodoxer zivilisierter Völker gefallen.

Tol ni vookh, der große Herr des Elements, welchem wir uns anvertraut hatten, erwies sich selbst Ungläubigen gegenüber gnädig. Im Laufe des Nachmittags hatte das Kanu mit seiner fünf Mann starken Besatzung einen beträchtlichen Vorsprung erlangt; als wir nun an eine reizende Bucht zu unsrer Rechten, einem Wechsel von Bären und Zobeln kamen, meinte Wanka, daß dies ein kürzerer Weg sei. Wir hatten nichts dagegen einzuwenden und gaben unsere Zustimmung. Hier wanden wir nun unsern Weg durch Stromschnellen und zwischen gefallenen Baumstämmen hindurch, bis wir gewahr wurden, daß wir anscheinend in eine Sackgasse geraten seien. Baumstümpfe versperrten den Weg und der plötzlich behinderte Strom rauschte darüber hin. Selbst Wanka erklärte, daß es unmöglich sei, weiter zu kommen und daß wir umkehren müßten; da wir uns aber einmal auf die Sache eingelassen hatten, waren wir zum Umkehren nicht geneigt. Ich meinte, daß, selbst wenn das Kanu ein wenig schleifte, wir es ziehen und über das Hindernis schieben konnten; wenn wir uns gegen die Baumklötze stemmten, konnten wir das

Vorderteil in dem rauschenden Wasser geradeaus halten und durchkommen. Jedem wurde seine Arbeit angewiesen. Es war ein kitzlicher Augenblick, selbst Wanka, dunkel wie er war, erbleichte ein wenig; aber ein Heben und Drehen, ein oder zwei kräftige Züge und wir waren außer Gefahr. Innerhalb zwei oder drei Minuten lenkten wir mehrere Längen vor unseren Gegnern in den Hauptarm des Tymiflusses ein. Nun machte Wanka seiner Triumphesfreude Luft und erklärte, daß unsere Rettung aus einem wässerigen Grabe und unser Erfolg in dem Rennen nur dem Tol ni vookh und der Wirksamkeit seines Opfers zu verdanken sei; denn bei unserm letzten Halt hatte er ein wenig Tabak auf die Asche unseres Feuers gestreut, während die andere Schiffsmannschaft dies nicht getan hatte. Der Giljake vertraut wie ein Kind blindlings auf ein wohltätiges Ergebnis seines Opfers und sicher bleibt sein Gebet — sein einziges Gebet, Kiskh ni much, Gott gebe (das er auf den Fersen hockend und sein Opfer anschauend macht) — nicht unerhört. Er fängt an, hoffnungsvoller, fröhlicher und geduldiger zu werden und was hat man sonst auf der Jagd mehr nötig? Wenn man versucht, einen Giljaken zu bestimmen, daß er an die Wirksamkeit seines Opfers nicht glaubt, so wird er einem Dutzende von Namen solcher Giljaken hersagen, welche in der Befolgung der üblichen Gebräuche nachlässig waren, oder sie überhaupt unterließen und deshalb keinen Erfolg hatten. Mit Bezug hierauf sei das Geständnis eines solchen Sünders hier wiedergegeben: „Einmal lief ich von einem Bären davon. Das geschah, weil ich vergessen hatte, dem Gotte ein Opfer darzubringen. Der Gott sandte Furcht in mein Herz — und das Fell eines Bären ist zehn oder fünfzehn Rubel wert. Ich war zu erschrocken, um zurückzukehren und das Tier zu speeren, wie ich manches Mal vorher getan hatte. Ich war bange, weil ich wußte, daß der Gott den Bären zu dem Zweck gesandt hatte, mich an die ihm zugefügte Beschimpfung zu erinnern. Ach, es war schrecklich. Aber das Opfer ist sehr gut. Ihr seid leichtsinnig und habt keine Furcht!"

Wir hatten diese Nacht eben unser Lagerfeuer angezündet,

als der Knall eines entfernten Schusses uns veranlaßte, nach unseren Gewehren zu greifen; Wanka beruhigte uns jedoch und teilte mit, daß der Schuß von Armunkas Bruder herrühre, welcher eine Meile weiter aufwärts am Flusse einen Bären schieße. Wie er das wissen konnte, ausgenommen vielleicht infolge eines giljakischen Denkprozesses, ist mir unklar; genug, ungefähr eine Stunde später wurde ein kurzes Husten gehört und um die Flußbiegung schossen zwei Boote mit vier Giljaken, von welchen einer Armunkas Bruder war. Die Giljaken leisteten uns am Feuer Gesellschaft und der Bruder des großen Jägers erzählte, daß er am Flusse einen Bären beim Tränken gesehen und ihn in der Seite verwundet hätte; in der Dunkelheit war es jedoch ausgeschlossen, ihm zu folgen und deshalb wollte er die Jagd am Morgen wieder aufnehmen.

Die Nacht war sehr kalt und frostig. Der nächste Tag brach klar und sonnig an. Die beabsichtigte Bärenjagd war für mich sehr verführerisch und ich schlug also, obwohl die Zeit sehr drängte, vor, mich mit meiner Partie derjenigen von Armunkas Bruder anzuschließen. Die auf den Bärenkauf ausgehenden fünf Giljaken verließen uns, um ihre Reise fortzusetzen. Wir luden unsere Gewehre und landeten an der Stelle, wo Meister Brauns Spuren noch sichtbar waren. Mein Dolmetscher hatte einen giljakischen Bärenspeer und Revolver, ich hatte eine kleinkaliberige Büchse und die sieben Giljaken waren mit zwei Speeren und drei alten Flinten bewaffnet. Wir kletterten auf das steile und hohe Ufer, wobei wir Baumäste ergriffen, um besser vorwärts zu kommen, und folgten den Eingeborenen durch die Taiga. Der dichte Wald bestand aus Hollunder, Esche, Eberesche, Birke, Pappel, Lärche, das Unterholz aus wilder Rose, Spier und Heidelbeeren. Alle drei oder vier Schritte lag ein großer Waldriese da, unser Vormarsch war ein Brechen durch Gestrüpp, ein Klettern über gefallene Stämme und ein Springen über moosige Vertiefungen, von welch letzteren viele unverkennbar die Ruheplätze von Bären gewesen waren. Die Bäume waren natürlich groß und dick und eine gefallene Lärche, die ich



Auf zur Bärenjagd.

durch Schritte abmaß, habe ich in meinem Tagebuch als 145 Fuß (engl.) lang bezeichnet.

Die Eingebornen folgten den Spuren des Bären sehr rasch. Ein roter Fleck an einem Blatte, als Braun vorbeistreifte, ein Eindruck auf dem grünen Moose, wo er gerastet, oder ein Zeichen an einem Baum, wo er sich gescheuert hatte, um damit die Schmerzen zu vertreiben, jedes Merkmal wurde rasch bemerkt. Zuletzt waren jedoch auch die Giljaken mit ihrem Erkennen der Bärenspuren fertig geworden. Nun wurde ein Kreis gebildet und strahlenförmig auseinandergehend suchten wir weiter, aber die Spur konnte nicht gefunden werden. Die Giljaken beschlossen, die Jagd aufzugeben. Als ich indes erfuhr, daß in nicht großer Entfernung am Flusse ein Giljakdorf lag, bestand ich darauf, daß dorthin nach Hunden geschickt werde. Wir kehrten also unter Führung der Eingeborenen durch den Dschungel nach unserem Kanu zurück, nahmen ein frugales Mittagsmahl ein und gingen dann mit den Hunden und einer Verstärkung von ein oder zwei alten Männern und vier Gewehren abermals auf die Suche. Wir konnten nun unsern Eifer zügeln und es den Hunden überlassen, die Spur zu finden. Ihr Anschlag war das Zeichen, daß sie den Bären gestellt hatten. Die Hunde rannten hierhin und dorthin, wir gaben gut Obacht, strengten unsere Augen und Ohren an und hielten uns bereit, den Hunden so rasch zu folgen, als die Hindernisse auf unserem Pfade gestatten wollten. Plötzlich hallte ein Schuß durch den Wald und vorwärts eilend stießen wir zu meiner Enttäuschung auf einen alten Giljaken, welcher einen Teterew, einen Auerhahn (Tetrao urogallus) geschossen hatte. Noch ein anderer blinder Alarm, dieses Mal von den Hunden, wurde hervorgerufen, sonst passierte nichts weiter. Schließlich kamen die Eingeborenen aus verschiedenen Richtungen zurück und waren der Ansicht, daß der Bär doch nicht so gefährlich verwundet gewesen war, wie sie gedacht hätten. Er war auf eine große Entfernung in den Wald gelaufen und es würde ein oder zwei Tage dauern, bis wir ihn wieder antreffen würden. Widerstrebend mußten wir die Jagd aufgeben.

Der Herbst ist natürlich nicht die geeignete Jahreszeit zur Bärenjagd, da Braun sein ärmliches Sommergewand an hat, das als Pelzwerk von geringem Wert ist. Der Vorfrühling ist die beste Zeit, obwohl Hunger und unternehmende Jäger ihn auch Mitte des Winters aus seiner Erstarrung aufjagen mögen. Wenn er halbwach aus seiner Höhle hervorkommt und vom Rauch eines davor angezündeten Feuers oder von den Stöcken und Steinen der Jäger angetrieben wird, schießt einer aus dem Kreise der ihn umgebenden Giljaken einen Pfeil auf den Bären ab, oder der ganze Haufe versucht, ihn auf seinen Lieblingswechsel zu treiben, wo ein Yu-ru (ein automatischer Bogen und Pfeil) angebracht ist. Sowie sein Fuß die Sehne berührt, wird der mit einer Eisenspitze versehene Pfeil frei und fährt ihm in die Seite. Mit schmerzlichem Gebrumm wendet er sich gegen seine Verfolger, welche sich nach allen Richtungen zerstreuen, einige klettern auf Bäume. Einer ist jedoch zu langsam, der Bär stürzt sich auf ihn und hat ihn schon in seiner tödlichen Umarmung. Die Gefährten des unglücklichen Opfers kommen heran und versuchen, die Aufmerksamkeit des Tieres auf sich zu ziehen. Sie quälen es mit Stöcken und Steinen und wenn es den unglücklichen Mann losläßt, hält einer von ihnen fest entschlossen stand, um den Angriff des wütenden Tieres zu erwarten. Es scheint Tollheit, sich so hinzustellen, denn er macht keinen Versuch, mit seinem Speer nach Meister Braun zu stoßen; es wäre jedoch nutzlos, es zu tun, denn der Giljake weiß zu gut, daß der Bär ein Meister in der Kunst des Parierens ist. Der Giljake hält seinen Speer anscheinend ganz harmlos, denn der Schaft bleibt auf dem Boden hinter ihm und die Spitze, in einer Höhe mit seiner Brust, ist hinter seiner Tunika verborgen. Es ist ein schrecklich banger Augenblick. Wie kann der Mann heil davonkommen? Das wütende Tier wirft sich nun selbst auf ihn. Alle Hoffnung ist geschwunden. Aber nein. Was ist geschehen? Der Bär ist verwundet und der Mann ist unversehrt, denn als das Tier auf den Jäger losging, schritt letzterer in einem Nu einen Schritt zurück, ohne den Speer zu bewegen und das große

Tier spießte sich an demselben auf. Das Tier ist trotzdem noch sehr gefährlich; aber seine Bewegungen werden durch den Speer gehindert. Am Schaft ist ein halbmondförmiges Stück Eisen angebracht, denn Petzens Schlauheit ist so groß, daß er, wie erzählt wird, den Speer noch weiter in seinen Körper stößt, damit ersterer ihn nicht in seiner zornigen Verfolgung der Jäger hindert. Seine Anstrengungen werden nunmehr wegen des Blutverlustes schwächer und schließlich sinkt er tot nieder.

Die eigentliche Bärenjagd ist etwas später. Sobald der Schnee zu tauen beginnt und die dünnen Wasserläufe in den Hochtälern frei werden, erhebt sich der vorzüglichste Bewohner des Waldes von seinem Winterschlaf und sucht Nahrung, in den Bergen hin und herwandernd. Das ist die von den eingebornen Jägern benützte Gelegenheit. Die Giljaken spüren seine Lieblingswechsel auf und legen ihren Yu-ru. Ein argloses Tier tritt auf die Sehne, welche den Pfeil automatisch abschnellt, und wird verwundet, aber nicht getötet. Gleichwohl hinterläßt es seine blutigen Spuren. Die Jäger nehmen dieselben auf und quälen den Bären solange, bis er erschöpft einem Bogenschützen oder dem Besitzer einer alten Schrotflinte als Beute zufällt. Der Leichnam wird dann auf einem Schlitten in ihr Dorf gefahren und nach zwei oder drei Tagen wird ein Fest gefeiert. Während des Winters bildet solch ein glücklicher Fang eine willkommene Ergänzung ihres Menus, zu geschweigen von dem Werte des Fells.

Neben dem Bären bilden drei andere größere Tiere den Giljakjägern eine willkommene Beute, nämlich das echte Moschustier (Moschus moschiferus), der Fuchs (Canis vulpes) und das Renntier (Cervus tarandus).

Auf den Berggipfeln findet der Eingeborene das Kabarga, wie die Russen das Moschustier nennen, von dem eine sehr kleine Art in Sachalin gefunden wird. Diejenigen, welche ich gesehen habe, hatten etwa die Größe einer halb ausgewachsenen Ziege und zwei Fangzähne, ähnlich wie die wilden Eber. Ihre Behendigkeit, von Felsen zu Felsen zu springen und ihre Gewandtheit, längs Rändern zu laufen, die nur

Raum für ihre kleinen Hufe gewähren, ist so groß, daß es der Giljake bei all seiner Geschicklichkeit und Erfahrung für unmöglich erachtet, die Moschustiere in der Verfolgung zu fangen. Er legt daher Schlingen und da er beobachtet hat, daß dieses kleine Tier ganz ausnahmsweise reinliche und regelmäßige Gewohnheiten hat, ist er imstande, sich untrüglich seiner Spur zu vergewissern und es in der Schlinge zu fangen.

Ungefähr zu derselben Jahreszeit wird die Kas-ma oder Fuchsfalle aufgestellt; dieselbe ist wegen ihrer außerordentlichen Einfachheit besonders interessant. Der Giljake nimmt einen Stock, an dem sich eine Gabel befindet, und schneidet ihn sehr sorgfältig zu der erforderlichen Länge zu. In die Gabel wird ein Stück Fleisch eingeklemmt, das in einem Lumpen eingewickelt ist, damit die Vögel daran gehindert sind, es zu fressen. Meister Reineke stößt auf die Gabel und empfindet plötzlich die Qualen des Hungers, doppelt heftig, als seine Augen auf das Fleisch fallen. Wie gut es riecht! Vorsichtig schleicht er heran, erhebt sich zögernd auf den Hinterbeinen, schnüffelt und versucht vergebens, den Köder mit dem Maule zu erreichen. Es ist zu hoch. Dann versucht er es mit seiner Pfote, aber das Fleisch ist gut befestigt. Nun wird er ordentlich aufgeregt, versucht es wieder und wieder, „überlistet sich selbst“ und haut mit seiner Pfote in die Gabel des Stockes; er kann seine Pfote nicht mehr herausziehen. Hier steht er nun hilflos mit emporgestreckter Pfote, bis der Giljake kommt, um seine Fallen zu untersuchen. Armer Reineke! Seine Stellung ist so spaßhaft, daß man nicht umhin kann, herzlich darüber zu lachen.

Es erinnert mich an die Beschreibung, welche ein begeisterter Bewunderer von seinem Lieblingsprediger gab. Er wünschte, seinem Zuhörer einen eindringlichen Begriff von der kraftvollen und geistreichen Beredsamkeit des Geistlichen zu geben und schilderte ihn seinem entzückten Zuhörer, „wie der Pfarrer einen Fuß fest auf die Erde gestemmt hatte und mit dem andern gen Himmel zeigte!“

Alle diese Fallen und Schlingen der Giljaken werden

bei ruhigem Wetter, besonders bei Beginn und Ende des Winters gebraucht, wenn die Schneedecke noch dünn ist, bei eintretenden Stürmen könnten die Schlingen und Spuren jedoch zugedeckt werden. Der Eingeborene hat die Natur in allen ihren Formen kennen gelernt; wenn er also das Aufsteigen eines Windes erkannt hat, sammelt er seine Fallen ein, bevor sie verloren gehen und denkt bei sich, daß selbst die Stürme ihre Beute hergeben sollen.

Der Himmel hat sich schon in flatternde Schneekleider gehüllt. Der Nordwind bläst und fegt heulend durch den Wald; Windstoß auf Windstoß folgt, Wolken von frisch gefallenem Schnee wirbeln heran. Der Burjan (Schneesturm) ist obenauf und wird mit seiner bitteren Kälte eine lange Zeit andauern. Eine Gruppe von Renntieren hat sich am Waldrande zusammengedrängt. Sie haben den Kopf zu Boden gesenkt, denn selbst sie frieren bis auf die Knochen. Vom Schnee geblendet, von ihrem scharfen Gesicht und von ihrer feinen Witterung bei diesem Wetter im Stich gelassen, haben die Renntiere alle Vorsicht vergessen und stehen aus Furcht vor Bär und Mensch schauernd und zitternd da. Aber was ist geschehen? Ein kleines Getümmel. Sie haben einige dunkle Gegenstände eräugt und fliehen nun in der für einen Augenblick eingetretenen Windstille Hals über Kopf in den Wald zurück. Ihre Hufe sinken tief in den Schnee, die Renntiere sind vor Furcht fast sinnlos und können mit ihren Geweihen nicht mit der unfehlbaren Sicherheit ruhigerer Augenblicke den Baumästen ausweichen. Dunkle Gestalten in zottigem Fell gleiten wie der Blitz hinter ihnen her. Schon lange sind sie auf Skis der Herde gefolgt und warteten gerade die Gelegenheit des Burjan ab, um sie zu fangen. Jeder Jäger hat sein Messer in der Hand. In diesem Wetter und beim Laufen zu schießen, ist unmöglich, aber ein gutes Messer betrügt den Jäger nicht.

Plötzlich hat sich ein weißgrauer Renntierhirsch wie Absalom in einem Baum verfangen und macht vergebliche Anstrengungen, sich wieder zu befreien. Wie ein Vogel schießt der wilde Mann auf ihn zu, hält ihn am Geweih fest und

sticht ihm das Messer an der Schulter in den Leib. Mit einem schweren Atemzug fällt das Tier nieder, der Jäger zieht ihm rasch das Fell ab, setzt sich ruhig nieder und fängt an zu schmausen. Er wurde im Schneesturm geboren und hat im Schneesturm sein Heim.

Sechzehntes Kapitel.

Eine Wanderung durch die Taiga.

Irr-Kirr. — Erholungsspaziergang eines Bären. — Einen Lachs für einen Penny. — Ado-Tymi. — Die Schwierigkeiten einer Teljägafahrt. — Elende Ansiedlungen. — Eine aufregende Fahrt. — Der neunzehnte des Monats. — Das Gefängnis in Rikowsk. — Sophie Blüffstein. — Eine außerordentliche Laufbahn. — Zuflucht vor einem Sturm. — Ein Sträflingsheim.

Spät am Nachmittag nach der Bärenjagd kamen wir in dem Dorfe Irr-Kirr, der Heimat Armunkas, an. Mit einiger Erwartung schauten wir aus, um die Familie, das Heim und die Besitzungen eines so berühmten Jägers und Sprößlings eines edlen Hauses zu erblicken. Wir wurden jedoch enttäuscht, denn weder Wohnsitz noch Familie bekundeten etwas von ihrer stolzen Stellung. Die Hütte war von sehr mäßigem Umfange und ziemlich ärmlich mit dem üblichen Gemisch von Schlingen, Fellen und Hausgeräten ausgestattet.

Die väterlichen Grundstücke waren nicht zu sehen, denn von Landbesitz in unserem Sinne des Wortes haben die Giljaken keinen Begriff. Am nächsten kommt demselben das unvordenkliche, durch Gebrauch sanktionierte Recht, entlang gewisser Wasserläufe Schlingen zu stellen. Das Recht aller, zu Jagdzwecken im Lande umherzustreifen, wurde uneingeschränkt anerkannt. Die Giljaken würden es übel aufgenommen haben, wenn die Tungusen oder Orotschonen an

den von ihnen gewählten Flußläufen und Gewässern Schlingen gelegt hätten; obwohl sie es vermieden hätten, Feindseligkeiten herbeizuführen. Lieber wären sie einfach anderswohin gewandert. Die Teilung der Fisch- und Jagdgründe ist in alten Zeiten erfolgt, die durch die Zeit anerkannten, gewohnten Grenzen werden selten überschritten. Der Ueberfluß an Wild, gepaart mit der Tapferkeit der Pioniere, gab wenig Ursache zum Streit und die betreffenden Stellen wurden einfach nach der Zahl der Schlingen mit Beschlag belegt, die der Eigentümer der Hütte besaß. Hie und da entstand ein kleiner Streit, wurde aber durch Verweisung an den Klenu, den Rat der Dorfältesten, oder durch Zweikampf geschlichtet. Im letzteren Falle fochten die Streitenden mit einer Waffe ähnlich einer Heckensichel mit einer geraden Klinge; da sie aber immer mit einer Menge von Zuschauern umgeben waren, wurden die Kämpfer immer getrennt, wenn sie erschöpft waren und man gestattete nicht, daß der Zweikampf tödlich endete.

Von den Einwohnern der Hütte machten weder der Vater, noch die Schwester Armunkas irgend einen Eindruck, aber sein jüngerer Bruder zog unsere Aufmerksamkeit wegen seiner zarten, fast mädchenhaften Gesichtszüge auf sich. Die Wirkung derselben wurde in den Augen eines Menschen des Westens vielleicht erhöht durch sein haarloses Gesicht und weil er sein Haar geflochten trug. Der Reichtum der Familie bestand in dem Besitze mehrerer Bären. Da ich wünschte, diese Geschöpfe zu sehen und sie mir zu ihrem Erholungsspaziergang vorführen zu lassen, versuchte ich, dem Besitzer beizubringen, daß es hohe Zeit wäre, sie einen Spaziergang machen zu lassen. Aber auch hier wie in dem Dorfe, wo wir den Abend zuvor gewesen waren, waren die Männer meist nicht zu Hause und die übrigen gaben vor, nicht stark genug zu sein, um Meister Braun zu zügeln. Trotzalledem waren sie für einen halben Rubel bereit, zwei der drei Monate alten Jungen herauszuholen.

Armunka und Wanka beteiligten sich daran. Nachdem man einige Dachbalken von dem Käfige entfernt hatte, ließ man einige Schleifen von Riemen hinein und schlang sie ge-

wandt um den Hals der Tiere, worauf zwei Männer sie herauszogen. Ungleich den erwachsenen Bären, welche heftig um sich raffen, waren die Jungen erst etwas erschrocken, sträubten sich und bekamen die Schlinge etwas unbequem eng umgelegt, sodaß einer der Giljaken zuspringen und von hinten vorsichtig beistehen mußte.

Als sie heraus waren, verloren sie alle Furcht und wurden wütend zornig und boshaft. Von vier Mann, jeder Bär von zwei, gehalten, brummten und kratzten sie, machten Purzelbäume und versuchten, an uns heranzukommen; wir waren gezwungen, uns immer wieder vor ihren Angriffen zurückzuziehen. Bevor es dunkel wurde, photographierte ich die Bestien noch und die Giljaken schafften sie nunmehr in ihren Zwinger zurück. Das war keine leichte Sache, aber im verhängnisvollen Augenblick kam ein erfahrener alter Giljake dazu, packte einen nach dem andern von den Bären gerade hinter den Ohren und bevor sie kratzen konnten, befanden sich die Jungen wieder auf dem Boden ihres Käfigs. Nachdem ich zwei schöne, aber kopflose Hundefelle, deren Träger wahrscheinlich beim Bärenfest oder bei einem Begräbnis geopfert worden waren, tauschweise erhandelt hatte, schifften wir uns wieder ein und ruderten an vielen Sandbänken vorbei, welche von laichenden Scharen von Fischen auf der Suche nach einem geeigneten Grunde aufgeworfen worden waren und nun lieblich nach toten Fischen dufteten.

Am nächsten Morgen war Wanka in vorzüglicher Laune und eifrig bestrebt, seine Erziehung zu fördern. Die englische Sprache, der ich mich nun einmal ergeben habe, hatte schon seine Neugierde erregt und er hatte sich die englische Bezeichnung für das russische Medwjädi (Bär) und Rüba (Fisch) eingeprägt. Jetzt fragte er mich, nach oben zeigend, was englisch Ssolnze (Sonne) und Luna (Mond) hieße. Die russische Gewohnheit, eine Person bei ihrem Vornamen und nur amtlich bei ihrem Zunamen oder Familiennamen anzureden, ist wahrscheinlich dem Leser bekannt. Als Wanka einige Minuten gerudert hatte, waren ihm die neuen, soeben gelernten englischen Worte entfallen; er hielt also an, lehnte sich vorwärts

und fragte: „Ich habe vergessen, was haben Sie gesagt, daß der Familienname von Ssolnze (Sonne) war?"

An diesem Tage hielten wir bei Wankas Geburtsdorf Kheriwo; seine Mutter kam herzu, um ihn zu begrüßen. Anscheinend wurde kein äußeres Zeichen der Zuneigung zwischen ihnen gewechselt; aber dieses Volk ist verschlossen und grüßt nicht, wie ich schon gesagt habe. Er holte noch etwas Seehundsöl und wir setzten die Reise fast unmittelbar darauf fort.

In den letzten zwei Tagen war unser Speiseschrank leer gewesen; wir hatten keine Enten gesehen, der von dem alten Giljaken in der Taiga geschossene und von uns für ein halbes Pfund Tabak gekaufte Auerhahn hatte nur für eine Mahlzeit gereicht. Im übrigen mußte es gekochter Reis und Ziegeltee tun. Wir begrüßten deshalb am dritten Tage mit Freude ein Eingebornenkanu mit einem unerwarteten Fang von Kita (Lachs), dem letzten der Saison. Ohne einen Augenblick zu zögern, packte Wanka einen Fisch, riß ihm den Kopf ab und verschlang ihn gierig, während wir einen anderen, etwa achtzehn oder zwanzig Pfund (engl.) wiegenden auswählten und dafür die bescheidene Summe von vier Kopeken bezahlten.

Wir näherten uns nun Ado-Tymi, dem Dorfe, von welchem aus wir mit den ehemaligen Sträflingen den Fluß hinabgefahren waren. Unsere Schiffsmannschaft hatte sich nur verpflichtet, uns bis hierher zu fahren. Für die zwanzig Meilen nach Slawo, welche wir auf unserer Ausreise im Kanu gemacht hatten, mußten wir uns nun einrichten, so gut wir konnten.

Um fünf Uhr nachmittag landeten wir an der schon bekannten Stelle mit der Aussicht, nach vielen kalten Nächten am Flußufer eine bequeme Nacht in der Hütte der Madame Gregorieff und ihres „Mannes" zu verbringen. Die russische Ansiedlung liegt in einiger Entfernung vom Flusse; da unser Gepäck bedeutend war, mußten zwei Touren gemacht werden. Ich entschloß mich zu warten und die eine Hälfte desselben zu bewachen, während die andere von den Leuten zu

unserer Wirtin gebracht und letztere von unserer Ankunft benachrichtigt würde.

So stand ich allein und beschaute mir die Szenerie rundum; ich war überrascht von ihrer Schönheit und Wildheit; denn die Unbezähmtheit der Szenerie war das vorherrschende Merkmal alles dessen gewesen, was wir während der letzten drei Wochen gesehen hatten. Jenseits des Flusses erstreckte sich eine bewaldete Ebene, dahinter erhoben sich die reichlich und heiter mit herbstlichen Farben überzogenen Hügel und weit hinter allem standen die purpurnen Berge auf, hie und da mit schneeiger Weiße gekrönt. Der Himmel zeigte ein klares Blau, vom Sonnenuntergang rosig überzogen und auf der ganzen Gegend lag eine Stille, die nur von dem Plätschern eines Lachses unterbrochen wurde, der an die Oberfläche des Flusses schnellte. Nichts beeinträchtigte die Schönheit und Ruhe des Ganzen als die in Armut versunkene Verbrecheransiedlung drüben.

Ein russischer Beamter auf der Insel, welcher die Welt gesehen hatte, bemerkte einmal zu mir: „Was würden die Engländer oder Amerikaner nicht aus der Insel gemacht haben, wenn sie dieselbe besessen hätten!"

Und jetzt, wo ich an den Ufern des Tymi stand, tauchte vor meinem geistigen Auge eine Bergstation in Indien auf. Statt der waldigen Ebene eine glatte Fläche, auf der man allerlei Sport treiben konnte, dazu ein lachender Fluß, in, an und auf welchem sich Badende, Angler und Ruderer ergötzten. An den bewaldeten Abhängen erhoben sich die Bungalows (indischen Häuser) des Gouverneurs und der höheren Beamten und schließlich, aber nicht zuletzt: Das Dorf dahinter blieb nicht länger in Armut und Verbrechen versunken.

Warum war es hier nicht ebenso? Die Russen würden antworten, daß sie es nicht leisten könnten, ihr Gehalt ist zu klein; das ist allgemein als Axiom anerkannt worden. Aber wenn man der Sache nachforscht und die geringen Kosten des Lebensunterhaltes, die kostenlose Erziehung ihrer Kin-

der — selbst auf der Universität — die Sträflingsarbeit, welche ihnen nach Ansuchen auf Sachalin oft zugute kommt, in Anrechnung bringt, so kann es, wie ich glaube, nicht daran liegen. Aber wenn ich des Beweises wegen den Grund anführen soll, so dürfte der Betrag des für Champagner ausgegebenen, mit Karten verspielten und auf andere, nicht näher zu bezeichnende Weise vergeudeten Geldes in den meisten Fällen wohl ausreichen, den Hügeln ein anderes Aussehen zu geben. Die Russen haben keinen sportlichen Instinkt und wissen nicht, wieviel sie dabei verlieren. Wenn für uns in Indien so viel getan worden ist, um das Leben gesund zu erhalten, so ist dies nicht allein in Sibirien, sondern auch in Rußland selbst notwendig, wo das provinzielle Leben stockt und die Dörfer durch große Entfernungen voneinander getrennt sind, wodurch das Leben der Beamten über die Maßen eintönig ist.

In der nächsten halben Stunde hatten wir uns gemächlich in der Hütte unseres ehemaligen Sträflings und Wirtes und seiner Frau niedergelassen, wo wir schon seit zwei oder drei Tagen erwartet wurden. Unser ganzes Tun und Treiben, wieviel wir in Reis, Tabak usw. für diesen und jenen Artikel bezahlt hatten, war allgemein bekannt; die Neuigkeiten waren in der geheimnisvollen Weise und mit jener außerordentlichen Geschwindigkeit verbreitet worden, wie sie unter den Eingeborenen üblich sind.

Madame Gregorieff steckte bald in einem Strudel von Vorbereitungen, die sich für den Zustand ihrer Gäste geziemten. Es war gerade die Zeit der Kartoffelernte und die Frau war seit dem frühen Morgen damit beschäftigt gewesen, die Kartoffeln auszugraben und nach der Hütte zu schaffen. Bis an die Knie in ihren langen Schaftstiefeln steckend, machte sie auf dem Flur eine Falltüre auf und zeigte uns einen Vorrat von hunderten von Pud Kartoffeln. Sie hatte an diesem Tage, wie sie uns erzählte, nicht weniger wie zwanzig Pud ausgegraben. Mit Stolz erklärte sie: „Ich bin aus Kleinrußland. Ich muß tüchtig arbeiten. Ich behacke und behäufele die Kartoffelpflanzen. Ich scharre nicht bloß so

(macht die entsprechende Bewegung), wie es die Großrussen machen, deshalb baue ich auch so viel!"

Während das Abendessen zugerichtet wurde, fragte mein Dolmetscher, dessen Stiefel wegen eines dreiwöchentlichen Mangels an Schwärze etwas gelitten hatten, ob ein Schuhflicker im Dorfe sei. „Ja," antwortete Madame G., „aber ich würde ihm nicht einmal einen Ihrer Stiefel für die Nacht anvertrauen, denn er spielt Karten!" Das war immer eine der Schwierigkeiten, denen man in Alexandrowsk oder in den kleineren Ansiedlungen begegnete, die Ungewißheit nämlich, ob man auch einen Artikel wieder zurückerhalten würde, den man zum Ausbessern oder als Muster hingab. Häufig war der Handwerker zu arm, oder sagte wenigstens so, um das erforderliche Material zu kaufen und es blieb also nichts weiter übrig, als auch noch diese Gefahr zu laufen und einen kleinen Barvorschuß zu machen. Es wurde um die unwahrscheinlichsten Artikel gespielt und Geld war keineswegs unerläßlich — Kleider, Rationen, selbst zukünftige — wurden aufs Spiel gesetzt. Wenn ich nachts durch Alexandrowsk ging, habe ich oft das flackernde Licht in den Hütten der Umgebung gesehen, in welchen die Spieler, Männer und Frauen, geschäftig waren. Eine Frau ist imstande, mit einem halben Dutzend Kleidern zum Spiel zu gehen und eins nach dem andern dabei zu verlieren. Nicht allein dies, sondern auch das gestohlene oder zum Ausbessern übergebene Eigentum des Beamten verschwindet auf solche Weise und einen Ersatz gibt es nicht. Der Mann kann ins Gefängnis gesetzt werden, aber er schafft weder den Gegenstand noch das Geld.

Während wir auf das Abendessen warteten, erschien Wanka auf der Bildfläche, um die Bezahlung für seine Dienste einzuheimsen. Er hatte bereits einigen Vorschuß empfangen und ich mußte ihm noch 21 Rubel zahlen. Wir saßen zusammen auf der Fensterbank und ich händigte ihm sieben Dreirubelnoten aus. Es dauerte natürlich geraume Zeit, bis er den Betrag richtig befunden hatte und als er sich dann vergewissert hatte, daß alles stimmte, fing er an, von seinem Vermögen verschiedene Summen abzuscheiden, die demnächst für

Genußmittel und unentbehrliche Bedürfnisse angelegt werden sollten. Zwei der Noten wurden für Wodki, eine für Reis, eine andere für Schießpulver bestimmt. Zu meinem Erstaunen zog er ein russisches Portemonnaie hervor und begann die für die verschiedenen Ankäufe anzulegenden Noten in besondere Abteilungen zu stecken. Das war ein sehr ernsthaftes Geschäft. Mir wurde erzählt, daß es immer eine große Not und ein schreckliches Abmartern des Gehirns gab, wenn er kam, um im Laufe von ein oder zwei Tagen seine Einkäufe zu machen und sich immer erst besinnen mußte, welche Rubelnote er zu dem bestimmten Zwecke vorgesehen hatte. Es war wahrscheinlich, daß er am Ende die Lösung des Problems aufgab und von neuem begann.

Gegenwärtig war er jedoch in bester Stimmung, denn vor zwei oder drei Tagen war bei seinen Freunden in Ado-Tymi eine Bärenjagd gewesen, bei welcher eine Bärin und zwei Junge ihrer Tapferkeit zum Opfer gefallen waren. Ein alter Giljake beschrieb mir, wie die Jagd verlaufen war. Sie waren mit den Hunden ausgerückt, diese hatten den Ch'uff (Bären) mit den Jungen im Walde eingeholt und fingen sofort an, letztere zu quälen und in die Hinterbeine zu beißen, bis die Bärin ihnen zugerufen habe, sich „in acht zu nehmen" und auf einen Baum zu klettern. Dies taten sie, aber inzwischen wurde ihre Mutter erschossen. Ein erfahrener Jäger folgte dann den Jungen mit einer Schlinge von Seehundshaut in seiner Hand. Mit der Schlinge fing er sie ein und stieg dann wieder den Baum herunter, wodurch sie gezwungen wurden, nach und nach mit herabzuklettern. Der Leichnam des toten Tieres wurde auf einen von Hunden gezogenen Schlitten gelegt und mit den verwaisten Jungen, die geführt, gestoßen und gezogen wurden, ins Dorf gebracht. Morgen sollte ein großes Fest sein, zu dessen Feier Giljaken aus der ganzen Umgegend gekommen waren.

Bevor unsere Wirtsleute sich diese Nacht zur Ruhe zurückzogen, boten sie uns mit wirklicher Höflichkeit an, uns ihr Bett zu überlassen und im nächsten „Zimmer" zu schlafen. Wir waren neugierig, wo dieses andere Zimmer sein könnte,

wurden aber bald darüber aufgeklärt, als wir eine dünne Tür neben dem Ofen öffneten und die nicht mißzuverstehenden Baßtöne von Schweinen hörten!

Um Alexandrowsk von Ado-Tymi aus zu erreichen, mußten wir erst nach Slawo und dann nach Derbensk gehen, von wo aus wir für den Rest des Weges die Post benützen konnten. Zwischen Ado-Tymi und Derbensk, einer Entfernung von 43 Werst, bestand keine Posteinrichtung, was man auch schwerlich erwarten konnte, wenn man in Erwägung zog, daß die ganze Strecke eine bloße Waldlichtung war. Die Beamten erhielten jedoch zuweilen Pferde nach Ado-Tymi gesandt und der Polizeioffizier, den wir eingeholt und übergeholt hatten, hatte uns die Erlaubnis gegeben, die von ihm erwarteten Pferde zu benützen; aber dieselben kamen niemals an und die Transportfrage starrte uns wieder einmal in die Augen. Das Geld hatte jedoch seine Macht nicht verloren und das Angebot von zwölf Rubeln genügte, um eine Lösung herbeizuführen.

Am Tag zuvor, auf unserer Flußfahrt einige Meilen unterhalb Ado-Tymi, hatten wir einige halbwilde, ledige Ponys im Walde gesehen. Ich war wegen der Nachbarschaft von Bären darüber erstaunt, aber die kräftigen, kleinen Tiere hatten ihre besondere Verteidigungsweise. Sie fanden ihre Sicherheit im gemeinschaftlichen Zusammenwirken wie ihre Herren, welche ihr Artel (Handwerkergenossenschaft) haben mußten. Wenn die Ponys Gefahr witterten, hielten sie sich immer nahe zusammen, bildeten einen Ring mit der Hinterhand nach außen, die Fohlen in der Mitte und schlugen gegen den herankommenden Eindringling kräftig aus.

Es war beabsichtigt, daß die Dörfler in den Wald geschickt werden sollten, um ein paar dieser Tiere einzufangen. Unterdessen kam eine Teljäga, ein ungeschickter vierräderiger Wagen, zum Vorschein und der Sohn eines der Sträflinge erbot sich, uns nach Derbensk zu fahren. In der wunderbar kurzen Zeit von zwei Stunden waren die Ponys eingefangen und ins Dorf gebracht worden und hatten wahrscheinlich in

dem Wunsche, daß wir ihre Kraft nicht überschätzen sollten, die Teljäga in einen Graben vor der Hütte geworfen.

Ich fühle mich versucht, hier abzuschweifen und eine Abhandlung darüber zu schreiben, wie man eine Teljäga packt, oder wie man sie nicht packt, im Falle der Leser sich mit dem Gedanken eines Abstechers in die Wildnisse des östlichen Sibiriens tragen sollte; aber ich will davon absehen und ihm nur meine Erfahrung mitteilen. Vor allen Dingen ist die Sachaliner Teljäga nur ein Gerippe oder ein halbes Boot auf vier Rädern — sehr seicht und tatsächlich ohne Federn. In dieses Fahrzeug mußten wir unser ganzes Gepäck, unsere zwei Ich und den Kutscher verstauen. Wir fingen damit an, daß wir unsere bewegliche Habe sorgfältig in den dafür verfügbaren Raum stopften. Derselbe war aber so gering, daß das Gepäck darüber hinausragte. Als wir uns der ernsten Mahnungen der sibirischen Reisenden erinnerten, daß man seinen Sitz nicht auf dem Wagen, sondern auf seinem Gepäck nehmen müsse, konnten wir diese Einrichtung nur als befriedigend und in der Ordnung anerkennen. Wir argwöhnten nicht im geringsten die uns erwartenden Schwierigkeiten und stiegen auf. Solange der Wagen stand, war unsere Lage leidlich erträglich. Es ist wahr, wir hatten keine Lehne und wurden ein bißchen steif, aber auf solche Dinge mußte man sich gefaßt machen. Ein anderes Ding war es, als die Ponys anzogen. Wir saßen auf zwei runden Hügeln, von welchen wir jeden Augenblick herunterzuschießen drohten. Dabei mußten wir die Knie hochziehen, um soviel Raum zu schaffen, daß der Kutscher sich aufhocken konnte. So saßen wir da und suchten nach irgend einem festen Stützpunkte. Das schwierigste war, daß unser Weg einfach eine Waldlichtung darstellte, und daß das Schwanken und Stoßen des Fahrzeuges über Baumwurzeln, in und aus tiefen Geleisen die wirklichen Zeichen des Fortschritts anzeigten. Wir ließen halten, änderten die Lage des Gepäcks und versuchten uns niederzulegen, aber es war so etwas wie der Versuch, sich auf den oberen Teil einer rollenden Kugel zu legen.

So lagen wir Arm in Arm, unbequem hin und her

schwankend und einander zurufend, wenn tiefe Spuren und Wurzeln nahende Gefahr drohten. Fünfmal hielten wir, um das Gepäck neu anzuordnen und irgend eine neue Methode der Adhäsion zu versuchen; zugleich unterließen wir nicht, darüber nachzusinnen, wie man am besten herabrutschen und dabei die Räder reinigen könne. Die Achsen des Wagens waren von Holz, die Deichsel von frisch gehauenem Fichtenholz, an dem sich noch die Rinde befand, das Geschirr bestand aus Stricken. Der Pfad war einfach ein enger durch Feuer gelichteter Weg und so schlecht, daß wir trotz unserer mutigen Rosse zu den ersten zwanzig Werst fünf Stunden brauchten, also in einer Stunde etwa 4267 Meter zurücklegten. Die Waldszenerie war wild, aber schön, die Lärchen mit ihrem glänzenden Grün, die Birken in ihrem herbstlichen Gelb hoben sich scharf von den schwarzen Fichten ab. Auf dem Unterholz von Spiräen, Eberesche, Hollunder und wilder Rose leuchteten Blätter von brennendem Rot bis zum dunklen Purpur. Schwarze, angekohlte Fichtenstümpfe bezeigten, daß der Pfad erst kürzlich angelegt worden war und konnten aus der Ferne beim ersten Anblick leicht für Bären gehalten werden.

Einmal oder zweimal kamen wir an einer Lichtung, oder vielmehr einem schwachen Versuch dazu, vorüber, auf der sich eine Ansiedlung mit einigen Blockhütten und etwas rauhem Wiesenland beinahe in ursprünglichem Zustande befand. Eine Hütte beherbergte sechs Bewohner, alle Männer. Die Hütten waren etwa zwölf zu achtzehn Fuß groß, die Holzblockmauern ließen durch die Spalten die Kälte hinein; die elenden Rindendächer hatten ein Loch für den Schornstein und boten wenig Schutz gegen den Regen. In der Hütte fand man einen Tisch, einige Kästen für das Bett und einen im Lande gebauten Ofen. Das Ganze wurde durch ein kleines, mit Papier verklebtes Fenster schwach beleuchtet. Es war ein Geheimnis, wie es diese armen Leute fertig bringen konnten, zu leben: übrigens rekrutierten sich aus solchen Plätzen tatsächlich die Banden der Brodjagi. Einige bauten Kartoffel; in größeren Ansiedlungen hat ein „reicher“ Ansiedler einige Kühe oder zwei bis drei Ponys. Kartoffeln mußten gegen Mehl, Tee, Reis und

Fisch eingetauscht werden, welch letzterer für den Winter eingesalzen wurde. Verschiedene Leute waren selbst bei vieler Mühe nicht imstande, dies fertig zu bringen, mußten vor allem Saatkartoffeln oder Korn usw. von der Krone borgen und versanken mit den Faulen oder Hoffnungslosen tiefer und tiefer in Schulden. In den Dörfern, die groß genug sind, um einen Laden zu haben, ist der Krämer gewöhnlich der reiche Mann und Geldleiher. Dann hindert ihn niemand daran, die Lieferung von Waren zu verweigern, wenn er irgend einen geringen Groll gegen jemand hat oder den „Bauern" zwingt, zweimal soviel Kartoffeln in Tausch für Mehl, Reis oder Salz zu liefern, wie gewöhnlich.

Der arme Ansiedlerverbannte ist auch der Willkür irgend eines Beamten preisgegeben, welchem es beliebt, ihn zu knechten und zum Unglück für die im Alexandrowsker Bezirk wohnenden Ansiedler war der Ssmatritelj Posselenijä oder Leiter der Verbanntenabteilung ein Mann von sehr schlechtem Rufe. Es ist deshalb nicht überraschend, daß der neue Verbannte nicht allein an Orte geschickt wurde, welche für die ihm vertraute Bebauung ungeeignet waren, also z. B. ein Kaukasier in Niederungen, ein Großrusse in hügelige Gegenden, sondern in vielen Fällen an Sümpfe, wo ein Leben überhaupt unmöglich war. Manche dieser Orte waren so weit entfernt, daß keine Vorräte, nicht einmal die dem Ansiedler in den zwei ersten Jahren zustehenden Rationen, zu den Unglücklichen gelangen konnten. Jemand, dessen Autorität auf der Insel unbestritten war, bestätigte dies nicht nur, sondern führte auch ein Beispiel an, wie eine Niederlassung so von Sümpfen umgeben war, daß zwei volle Jahre lang niemand heraus oder hinein kommen konnte. Ich überlasse es dem Leser, sich den Zustand dieser armen Wichte auszumalen, welche auf Kartoffeln und Beeren als Nahrung angewiesen waren und sich in ihrer zerlumpten Kleidung gegen eine Winterkälte, die bis zu 40—50° unter Null stieg, schützen sollten.

Slawo wurde erst um vier Uhr erreicht; wir hatten einen noch längeren Weg als den bereits zurückgelegten vor uns, machten aber trotzdem einen kurzen Halt, um eine Mahlzeit ein-

zunehmen und teilweise unsere Kleider zu trocknen. Es hatte in den letzten zwei, drei Stunden geregnet und wir waren steif, kalt und naß. Wir suchten uns ein Haus aus, das weniger ärmlich aussah wie die übrigen und schickten unsern Kutscher hinein, ob wir da Tee trinken könnten. Die Erlaubnis wurde bereitwillig gegeben und naß, schmutzig, verdrießlich traten wir ein, unsere Lebensmittel brachten wir mit. In der Küche befanden sich zwei oder drei Weiber und Kinder; wir warteten darin, bis die bei einem Fremdenbesuch üblichen Vorbereitungen, das hastige Auskehren des besten Zimmers, besorgt waren. Das „beste" Zimmer, das einzige neben der Küche, diente als Schlaf-, Wohn- und Eßzimmer und enthielt eine Wiege, ein Gewehr, einen Tisch, zwei oder drei Stühle, eine oder zwei Schuba (Kleider aus Schafpelz), welche auf Pflöcken hingen, die üblichen Bilder des Zaren und der Zariza und einen weiteren Wandschmuck, welcher den Lebenslauf des Menschen von der Wiege bis zum Grabe versinnbildlichte.

Nachdem wir uns innerlich gewärmt und äußerlich gesäubert hatten — die Wirtin hatte mir einen Eimer Wasser übergegossen, um mich von dem überflüssigen Schlamm zu befreien — brachen wir nach dem 23 Werst entfernten Derbensk auf. Wir hätten eigentlich wissen können, daß wir es bei unserer Fahrgeschwindigkeit heute unmöglich erreichen konnten, aber was konnte es helfen? Wir dachten nur daran, vorwärts zu kommen, aber wir hatten die Schwierigkeiten nicht gebührend erwogen. Unser Kutscher, ein unerfahrener Jüngling von etwa neunzehn Jahren, wurde ernstlich beunruhigt; er hatte nicht damit gerechnet, nach Einbruch der Dunkelheit noch unterwegs, vielmehr vor beginnender Dämmerung bereits in Derbensk zu sein. Es fuhr fort zu regnen: der Weg war schwierig und vor allen Dingen waren die Brücken eine Quelle der Furcht für die Ponys, denn die auf den Unterbau gelegten losen Fichtenpfähle donnerten und verschoben sich unter ihren Hufen. Der Himmel war bewölkt, die Dunkelheit brach herein; der Wald wurde dichter und dichter und unser Jamschtschik (Kutscher), selbst Sohn eines Verbrechers, wurde immer aufgeregter.



Eine Sachaliner Brücke.

Darauf hatte er nicht gerechnet. Wir hatten uns so bequem hingelegt, als dies eben möglich war und hielten uns bei gefährlichen Punkten fest und nun bat er uns: „Wollen sich die Barüni (gnädigen Herren) nicht Rücken gegen Rücken setzen und in den Wald schauen und in dem Augenblick schießen, wo sie etwas sich bewegen sehen." Zugleich erklärte er in ärgerlichem Tone, daß er soviel als möglich versuchen werde, seine scheuen Tiere in der Gewalt zu behalten. Das waren gute Aussichten, denn er war ein jämmerlicher Kutscher und konnte gegen seine halbwilden Pferde nur wenig ausrichten. Wenn wir in einer Stunde nur drei Meilen weit daherkrochen, konnten wir nicht viel Hoffnung auf die Schnelligkeit unserer Rosse setzen. Der Weg war wegen der Brodjagi selbst am Tage gefährlich genug und unsere Rückkehr war seit zwei oder drei Tagen erwartet worden.

Ein ehrlicher Kampf auf freiem Felde oder bei Tageslicht, wenn man seinen Gegner sehen kann, läßt sich hören, aber das war hier etwas ganz anderes. Es war kein angenehmes Gefühl, erwarten zu müssen, daß man von irgend einem Punkte dieser schwarzen Finsternis aus heruntergeschossen werden konnte, ohne daß man seinem Angreifer etwas anhaben konnte. Auf einen sich bewegenden Gegenstand zu schießen, war ja leicht, aber was bewegt sich nicht unter solchen Umständen? In der Dunkelheit war es schwierig, in einigen Metern Entfernung etwas genau zu erkennen, wenn wir auch abwechselnd scharf in den Wald und zurück auf den Pfad schauten. So unangenehm es war, auf die Möglichkeit, daß man erschossen wird, warten zu müssen, so war mir doch, offen gestanden, das Fahren über die folgenden Brücken noch unangenehmer. Diese Brücken waren von Verbrechern errichtet, hatten Fichtenstämme als Träger und waren mit Querriegeln belegt. Zu diesem mehr als einfachen Gefüge kam noch, daß die Brücken kein Geländer hatten; wenn also die Pferde nach irgend einer Seite auswichen, mußten die Querhölzer umkippen und wir, Wagen, Gepäck und alles übrige, flogen in den darunter fließenden Bergstrom. Mehr brauchte es nicht, um wegen dieser sogenannten „Brücken" in den Harnisch zu geraten. Es

war kein Versuch gemacht worden, die steilen Wände der Hohlwege etwas einzuebnen und unser vorsintflutliches Fahrzeug hatte kein Schleifzeug aufzuweisen. Es blieb also nichts weiter übrig, als mit voller Geschwindigkeit die steilen Abhänge hinabzusausen und über die Brücke zu galoppieren, damit man die Abhänge auf der andern Seite überwinden konnte. Es war entschieden aufregend, wenn man den Glücksumstand erwog, bei größter Schnelligkeit die Mitte der in Dunkelheit gehüllten, unten liegenden Brücke nicht zu verfehlen. Zwei Stunden dieser sehr erheiternden Reise brachten uns zu der Ansiedlung Uskowo. Dieses Dorf war etwas größer wie die gewöhnlichen und zählte etwa zweihundert Einwohner; wir beschlossen, den Versuch zu machen, hier Unterkunft zu finden.

Während in den übrigen Häusern nur flackernde Flämmchen zu erblicken waren, glühte das erste Haus des Dorfes förmlich im Licht und wir vermuteten deshalb ganz richtig, daß es dem Aufseher gehörte; er bot den „ausgezeichneten Reisenden" mit größter Bereitwilligkeit Gastfreundschaft an. Unser Kutscher wurde im Dachraum untergebracht, während wir in das Familienwohn- und Schlafzimmer geführt wurden, wo rasch der Ofen angebrannt wurde, an welchem wir unsere nassen Kleider und Decken zum Trocknen aufhingen. Selbst die Bequemlichkeiten im Waldorf-Astoria-Hotel konnten sich nicht mit dem Luxus dieser Nacht vergleichen, der aus einem warmen Zimmer, einem Abendessen von Schwarzbrot und Butter und einem mit Heu gefüllten und auf der Flur stehenden Bette bestand.

Unser Wirt erfreute sich des glänzenden Gehaltes von 25 Rubeln monatlich und war, wie schon erwähnt, für die zahlreichen und mannigfachen Pflichten der Verwaltung und Polizei seines Bezirks verantwortlich.

Das Haus war nach den Ansprüchen eines englischen Arbeiters gemessen kahl und armselig, wurde aber von den Bauern des Dorfes als ein wohlhabendes Heim angesehen. Im Zimmer stand nur ein Bett, in welchem der Aufseher und seine Frau schliefen, während ihr Kind auf ein paar Stühlen

lag. Als ich am Morgen für unser Abendessen, Bett und Frühstück drei Rubel bezahlte, waren die Leute über die Höhe der Summe höchst erfreut.

Ich hatte beabsichtigt, ihnen eine Fünfrubelnote zu geben und mir herausgeben zu lassen, aber mein Dolmetscher hinderte mich daran, indem er sagte: „Es ist der neunzehnte des Monats.“ — „Was meinen Sie damit?“ fragte ich. „Weil,“ erwiderte er, „der zwanzigste Zahltag ist; sehen Sie nicht, daß sie den letzten Löffel voll Tee zum Frühstück verwendet hat?“

Uskowo wurde für ein ziemlich wohlhabendes, wirklich großes Dorf gehalten, aber seine Armut wurde recht deutlich erwiesen, als der Aufseher mit vielem Nachdruck erklärte: „Im Laden gibt es augenblicklich gar keine Leckereien für Kinder!“

Gegenüber dem Hause unseres Wirtes am Eingang des Dorfes, auf dem grünen Raum, wo eigentlich die Straße sein sollte, stand ein hölzernes Kreuz, das von einem kleinen dreieckigen Zaun geschützt wurde. Dies war der geheiligte Ort des Dorfes. Wie früher zu sächsischer Zeit in England ein Kreuz den Platz bezeichnete, zu dem gelegentlich ein Priester aus seinem Münster oder aus seiner Mutterkirche kam, um in auswärtigen Bezirken Gottesdienst abzuhalten, so war es auch hier. Sehr selten, vielleicht ein oder zwei Mal im Jahr kam ein russischer Pope an diesem Wege vorüber und hielt an dieser Stelle Gottesdienst. Wenn er zufällig am St. Georgstage (23. April a. St.) kommt, stellt er sich an diesem Kreuze auf und besprengt die Kühe mit geweihtem Wasser; an diesem Tage werden sie nämlich zum erstenmal in diesem Jahre auf die Weide getrieben.

Die Reise von Uskowo bis Derbensk dauerte nicht ganz bis Mittag. Hier wurden wir von dem Aufseher a. D. bewillkommnet, bei dem wir früher geblieben waren. Nachdem wir uns soviel wie möglich aufpoliert hatten, fuhren wir mit der Post fünfzehn Werst südwärts, um dem Vorsteher des Timowsker Bezirks in Rikowsk den von uns versprochenen Besuch abzustatten.

Dem Sturme des vorigen Tages war ein schöner Tag

gefolgt und die Vertauschung der daherkriechenden Teljäga mit einer galoppierenden Troika (Dreigespann), welche die zehn Meilen sehr schlechten Weges in etwas über einer Stunde zurücklegte, war entzückend. Verschiedene von Ochsen gezogene und von Soldaten bewachte Lebensmittelzüge wurden überholt; unser Iswoschtschikk (Droschkenkutscher) schien wirklich zu glauben, daß wir allen vorankommen müßten, ob wir nun dabei in den Graben flogen oder nicht. Er wurde erst durch das „Tischi, tischi!" (ruhig, ruhig!) meines Gefährten etwas zurückgehalten. Rikowsk, unser Bestimmungsort, ist der Mittelpunkt der Verwaltung des Timowsker Okruk (Bezirks), einer von den dreien, in welche die Insel geteilt ist. Die hervorragendsten Gebäude sind die von den Sträflingen gebaute schöne, hölzerne Kirche, ein großes Gefängnis und das Haus des Vorstandes. Dieser Beamte ist der dritte oder vierte Mann der Insel und ist wie seine Amtsgenossen in Alexandrowsk und Korsakowsk nur dem Gouverneur allein verantwortlich. Wir fanden ihn in Unterhaltung mit verschiedenen Gästen — Beamten — aber er hieß uns willkommen und wir alle setzten uns an einer für Sachalin überraschend gut gedeckten Tafel nieder. Die Russen verstehen es, ausgezeichnete Suppen zu bereiten; der Westländer ist aber geneigt, die russische Suppe im Vergleich zu der bei ihm üblichen, als eine Mahlzeit für sich anzusehen. Dasselbe darf von den Sakusska (Imbissen) oder dem einleitenden Gange der Hors d'oeuvre gesagt werden. Nebengerichte von Delikatessen wie Anchovis, Speck, Sardinen, Ikra (Kaviar) usw. werden reichlich herumgereicht, wie es die Russen eben tun und würden einen gewöhnlichen Engländer völlig befriedigen, bevor er mit dem Hauptteil der Mahlzeit anfangen würde. Nach dem Essen kam das Gespräch auf die Eingeborenenstämme, welche den Bezirk bewohnen und von unserem Wirt regiert werden, ihren Ursprung, ihre Anzahl, die Ursachen ihres Aussterbens usw. Im Laufe der Unterhaltung über den letzteren Punkt meinte ein jüngerer Beamter, welcher sich dafür interessierte, daß die Russen für die Einschleppung der Pocken und der Diphtherie verantwortlich zu machen sind. Natürlich unterbrach ihn sein Vorgesetzter

ärgerlich mit den Worten: „Das braucht der Engländer doch nicht zu erfahren, denn sicher schreibt er darüber!" Es war deshalb nicht wahrscheinlich, daß ich, als der Bezirksvorsteher sich selbst erbot, mich in dem Gefängnis herumzuführen, die schlimmste Seite der Zustände sehen würde; tatsächlich wurde auch, als mir derselbe Unterbeamte vorschlug, mit ihm einen Teil des älteren Gefängnisses zu besuchen, dieses Vorhaben rundweg abgewiesen. Zuerst betraten wir den neuen Teil des Gefängnisses, welcher die Einzelzellen enthielt, eine Neuerung, für welche der Vorsteher verantwortlich war und auf welche er augenscheinlich stolz war. Entschieden war in diesem Teil des Gefängnisses auch alles ganz neu eingerichtet. Die Gefangenen hatten bessere und reinlichere Wohnungen, als ich je gesehen hatte, Klapptisch, Klapppritsche, einen Stuhl und durften sogar täglich eine Stunde spazieren gehen, wenn es nicht zu viele waren; in letzterem Falle wurde nur eine halbe Stunde gewährt.

Dieses Einzelzellsystem, die neue, verbesserte und im ganzen Reich eingeführte Methode war aber keineswegs eine zufriedenstellende Lösung der schwierigen Frage des Strafvollzugs. Es würde besser sein wie das unterschiedslose Zusammensperren in den Kameri, wenn den Sträflingen außerhalb der Zellen Arbeit, hervorbringende Arbeit gestattet würde. Aber sollten die langen, ermüdenden Haftjahre, die schreckliche Langeweile, ganz besonders bei ungebildeten Menschen, welche nicht einmal die ärmliche Literatur der Gefängnisbücherei benutzen konnten, geeignet sein, den Verbrecher zu bessern? Es wäre wirklich ein Wunder, wenn er wieder gesund herauskäme.

Einen von diesen Leuten sah ich. Er war zu zwanzig Jahren verurteilt; bei gutem Verhalten, in seinem Falle zweifelhaft, oder durch einen Erlaß des Zaren bei irgend einem bedeutenden Ereignis konnte ihm etwas davon geschenkt werden. Der Mann gehörte zur Barrataswilibande und war der einzige, welcher nicht hingerichtet worden war.

Dumpf hallten unsere Schritte, als wir mit den Gefangenwärtern die Gänge entlang schritten und plötzlich an einer der ominös ausschauenden Türen stehen blieben. Der



Eine Mörderbande, von welcher die vier zur Linken gehängt wurden.

Vorsteher, ein sehr großer Mann, machte das Guckloch auf und schaute in die Zelle, wobei ihn der Wärter warnte, daß darin ein gefährlicher Gefangener säße. Mit einem vielleicht verzeihlichen Anschein von Mut befahl jedoch der Natschalnik (Bezirksvorsteher) dem Gefangenwärter, die Tür aufzuschließen und aufzuriegeln und ich konnte einen Blick auf den Gefangenen werfen, welcher finster und schrecklich blaß wie ein Tier in der Ecke kauerte. Trotz wiederholter Warnung des Wärters trat sein Vorgesetzter ein und wurde zwei oder drei Minuten lang zu dem Gefangenen eingeschlossen.

Ein anderer Sträfling, welcher mir gezeigt wurde, war Mitglied einer Bande von fünf Mann (siehe die Illustration), welche drei in einem Waldunterschlupf kampierende Soldaten angegriffen und ermordet hatte. Dieser eine, auf dem Bilde der äußerste rechts, entging allein dem Hängen. Noch ein anderer wurde mir bezeichnet, welcher aus dem Gefängnis entwischt war und plötzlich am hellen, lichten Tage in einem Hause in Alexandrowsk erschien, das zurzeit von einem Soldaten bewohnt wurde. Der Verbrecher sagte, er wäre von dem Kapellmeister nach den Musikinstrumenten geschickt worden; bevor sich jedoch der Soldat auf die Antwort besann, hatte ihn der Brodjaga mit einer Axt oder mit einem Knittel niedergeschlagen. Dann vollendete der Mörder sein gräßliches Werk mit einem Messer, zog den Leichnam zu einer Falltür auf dem Flur und warf ihn in einen Kartoffelkeller. Dies geschah um Mittag; kurz darauf kam der Bäcker, um einen Laib Brot abzuliefern, sah auf dem Flur Blut und argwöhnte sofort eine Ungehörigkeit, weshalb er: „Hilfe, Hilfe!" rief. Zwei Mann eilten auf sein Rufen herbei und hielten die Türen zu. Der Gefangene ging deshalb an ein Fenster, aber gerade ging der Militärgouverneur (der Vorgänger des jetzigen) vorüber, bemerkte die Aufregung, sprang herzu und kam gerade recht, um den Verbrecher in Empfang zu nehmen, als er aus dem Fenster sprang.

Im ganzen konnten die Gefangenen von Glück sagen, welche Herrn S. als Natschalnik des Bezirks hatten, in welchem ihr Gefängnis lag. Er war tatkräftig, nicht unfreundlich ver-

anlagt und helldenkend genug, um Versuche, ihn zu täuschen, zu durchschauen. Von seinem Privatleben beabsichtige ich nicht zu sprechen.

Folgendes wurde mir von jemand erzählt, der nicht sein Freund war und deshalb um so mehr Anspruch auf Beachtung hat. Ein politischer Verbannter war zum Schullehrer in seinem Bezirk ernannt worden und der Vorsteher ordnete an, daß ihm monatlich 25 Rubel zu bezahlen seien. Dieses Gehalt war wie die einem Ansiedlerverbannten im ersten und zweiten Jahr zu verabfolgenden Rationen am Ende des Monats zahlbar. Jede Vorstellung in der Hinsicht, daß ein Mann vor dieser Zeit sterben könnte, wurde mit der amtlichen Erwiderung zurückgewiesen, daß andererseits die Krone verlieren würde, wenn Lebensmittel oder Gehalt im voraus verabfolgt würden und der Mann vor Ende des Monats sterben sollte.

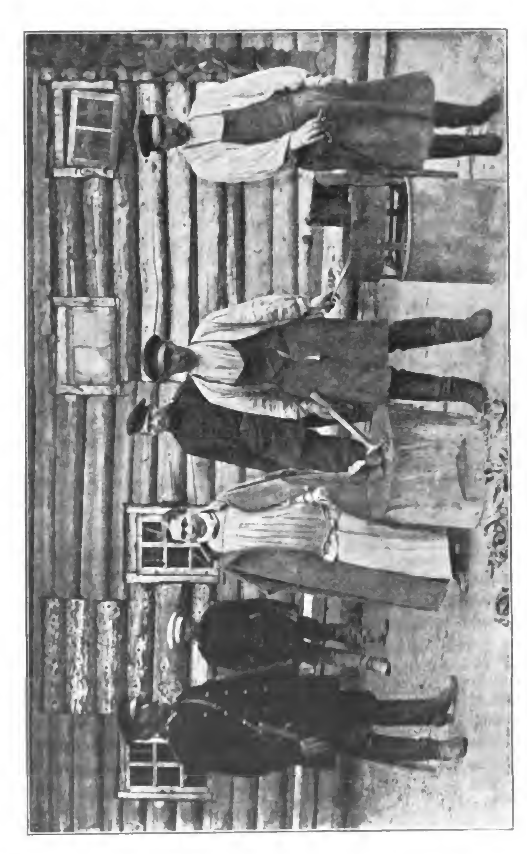
Der Bezirksvorstand, welcher die Armut des politischen Verbannten kannte, befahl, ihm fünfzehn Rubel am Anfang des Monats zu bezahlen und erwiderte, als ihm die verantwortlichen Beamten entgegenhielten, daß dies nicht sicher sei, und daß eine Quittung verlangt werden müßte: „Unsinn, behaltet fünf Rubel monatlich von seinem Gehalt zurück, bis es bezahlt ist.“

Es ist wahr, daß einige der Gefangenen in diesen Einzelzellen ihren Wärtern großen Verdruß bereiten, aber dies kann nicht immer der Grund dafür sein, daß sie von denselben Soldaten dafür insgeheim grausam gezüchtigt werden. Die Gefangenen zeigten alle ein schmerzlich eingeschüchtertes Wesen, denn die Hand des Gesetzes reicht in Sachalin nicht so weit, wie vielleicht näher an der Heimat. Kaum ein Jahr vorher hatte der Vorsteher eines kaukasischen Gefängnisses einen Mann fast zu Tode geprügelt. Der Staatsprokurator besuchte zufällig dieses Gefängnis eine Woche später, bemerkte, daß dieser Gefangene offenbar krank war und fragte, warum er nicht ins Lazarett geschafft worden sei. Der Vorsteher erwiderte, daß der Mann vor einer Stunde noch wohlauf gewesen sei. „Schämen Sie sich“, rief der Gefangene, „Sie wissen ganz genau, daß Sie selbst mich vor einer Woche ge-

schlagen und beinahe umgebracht haben." Der herbeigerufene Arzt untersuchte den Mann und fand, daß er drei Rippen gebrochen hatte; der Gefängnisvorsteher wurde zu schwerer Arbeit verurteilt.

Der Staatsprokurator und die Richter sind also imstande, zugunsten des Gefangenen oder Angeklagten einzugreifen. Folgendes ist solch ein Beispiel davon und wurde mir von dem wohlhabenden und vorwärtsstrebenden Farmer von Uskowo erzählt. Derselbe ging eines Tages die Straße entlang, als er sah, wie zwei Soldaten einen alten Mann grausam prügelten. Er guckte ihnen zu, bis er es nicht länger aushalten konnte und rief dann den Soldaten zu: „Was macht Ihr da?" Sofort ließen sie von dem alten Mann ab, wandten sich gegen den Farmer und sagten: „Geh!" „Was meint Ihr?" fragte er; aber sie wiederholten nur noch lauter: „Geh, geh!" und bedrohten ihn zugleich mit ihren Gewehrkolben. Er verwahrte sich dagegen und fragte: „Wo soll ich hingehen?" Aber jetzt nützte ihm seine Beweisführung nichts mehr, er wurde gezwungen, stramm vorauszumarschieren. Im Gefängnis angelangt, beschuldigten sie ihn des Ungehorsams gegenüber den Behörden. Der Leiter des Gefängnisses wollte von einem solchen „aufrührerischen Burschen" nichts hören und sperrte ihn bis zum Verhör ein. Dann wurde der Mann vor den Bezirksvorsteher gebracht, welcher zweifellos die Sache durchschaute, aber in diesem Falle aus privaten, hier nicht zu erwähnenden Gründen sehr eifrig bestrebt war, mit dem Gefängnisleiter auf gutem Fuße zu stehen; er machte also dem Mann heftige Vorwürfe und ordnete an, daß er demnächst vor Gericht gestellt werden sollte. Glücklicherweise war der Richter, welcher in der entsprechenden Zeit von Wladiwostok ankam, ein gewandter, ehrlicher Mann; er deckte den Schwindel auf und entließ den Gefangenen.

Diese umherreisenden Richter besuchen Sachalin einmal im Jahre, im Juli; deshalb müssen die meisten der arretierten armen Wichte, welche ich in einem großen kahlen Zimmer hinter Eisenstangen zusammengepfercht sah, zehn Monate warten, bevor sie zu ihrer gerichtlichen Vernehmung



Die berühmte Sophie Blüſſtein oder „die goldene Hand“ mit Handſchellen.

kommen. Es war eine elende und entsittlichende Gesellschaft für die Unschuldigen. Nun ging ich ins Lazarett, wo die Zimmer gut durchwärmt, hell und sauber waren; es befanden sich nur wenige Kranke darin. Einer dieser armen Teufel litt an einer schrecklichen Krankheit und bat mich in dem Glauben, daß ich ein Arzt sei, ihn in einen Gesundbrunnen zu schicken.

Im Laufe des Abends — der Bezirksvorsteher hatte mich in gastfreundlicher Weise davon abgebracht, an diesem Tage wieder nach Derbensk zurückzukehren, stellte sich der Natschalnik des Gefängnisses bei Herrn S. ein, um den Bericht über die Kronländereien abzuschließen. In England sind wir gewöhnt, amtlich angefertigte Zusammenstellungen, gleichviel wie verschiedenartig ihre Auslegung sein kann, als unanfechtbar anzusehen. Der Reisende erfährt, daß dasselbe gläubige Vertrauen mit dem Argwohn von Parteizwecken in den Antipoden gemischt werden muß, aber in Rußland! — Nun, das folgende wird die Art der Zusammenstellung veranschaulichen.

Der Gefängnismeister schlug vor, 22½ Desjatini (1 Desjätine = 109,25 Ar) auszuwerfen, welche sich als Kronland unter Anbau befanden; aber der Bezirksvorsteher sagte: „Nein, die Krone will zuviel daraus ziehen, schreiben Sie 18 hin." Im Laufe des Abends wurde unser Wirt ärgerlich und nicht wenig erregt und ich fragte mich, ob ich etwa die unwissentliche Ursache davon sei. Das war jedoch nicht der Fall, der Bezirksvorsteher war aber wegen des Ausbleibens der wöchentlichen Post von Alexandrowsk besorgt, die schon überfällig war und erwog die Möglichkeit, daß sie überfallen worden war. So ist die Lebensluft auf Sachalin.

Rikowsk ist bekannt als der erste Einsperrungsort einer Verbrecherin, welche vor einem Menschenalter in ganz Europa bekannt war. Sophie Blüffstein oder die „goldene Hand", wie sie genannt wurde, lebte anfangs der neunziger Jahre in Rikowsk. Sie hat eine bemerkenswerte Laufbahn durchgemacht. Die lange Haft hatte sie elend gemacht und abgemagert und der Leser wird, nach der Illustration zu urteilen, schwerlich glauben, daß sie einst so schön gewesen ist,

daß sie sogar ihre Gefangenwärter bezauberte. Es ist mehr als dreißig Jahre her, daß sie ihre Streiche, die ganz Europa von sich reden machten, begann. Sie hatte, wie man sagt, einen Stammesgenossen, einen Juden, geheiratet, welcher Agent oder so etwas war. Die Geschäfte desselben wurden bald sehr verwickelt und von dieser Zeit an spielte sie ihre große Rolle. Ihr Schauplatz waren die Hauptstädte Europas und ihre ersten Opfer die großen Ladeninhaber. Prächtig aufgeputzt, wie es sich für ihren angemaßten Rang gebührte, fuhr sie großartig an den feinsten Läden vor und suchte Juwelen usw. aus, die an ihre Adresse geschickt werden sollten. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß ihr Aufenthaltsort nur ein augenblicklicher war. Bevor man dahinterkam, waren sie und ihr Mann hunderte von Meilen entfernt und verbargen sich abwechselnd in St. Petersburg, Wien, Paris und sogar in London. Sie soll ungeheure Summen Geldes ausgegeben und eine hohe Stellung in der fashionabeln Welt eingenommen haben. Junge Männer wurden von ihrer Schönheit und ihren merkwürdigen Augen angezogen. Sie wurden natürlich von ihr betrogen und man kann es ihr zutrauen, daß sie dieselben köderte und dann ihrer Kostbarkeiten beraubte. Ihr größter Triumph sollte indes erst noch kommen. Sie wurde arretiert und in Smolensk eingesperrt, wo sie solchen Einfluß auf den Aufseher erlangte, daß derselbe nicht nur mit ihrer Entweichung einverstanden war, sondern sogar Weib und Kinder im Stiche ließ und mit ihr floh. Sie schüttelte ihn jedoch bald ab und kam auf ihre alten Schliche zurück. Es wurde berichtet, daß sie bei einer jener Gesellschaften von jungen Männern beteiligt war, die einen verhängnisvollen Ausgang nahm; sie wurde wieder verhaftet und nach Sibirien verschickt. Sie entwischte hier abermals, wurde wieder eingefangen und nach Sachalin verbannt.

Ihre Entweichungen waren aber keineswegs mit ihrer Landung auf dieser Insel zu Ende. Zuerst gestattete man ihr, in bedingter Freiheit zu leben, so viele und schwere Handlungen man ihr auch zur Last legte, aber nicht beweisen

konnte, so gewandt hatte sie ihre Pläne ausgeführt. Schließlich steckte man sie in eine Einzelzelle in dem Prüfungsgefängnis in Alexandrowsk. Zuvor hatte sie sich mit vielen zweifelhaften Gestalten, welche sie als Werkzeuge gebrauchte, verbündet; als sie noch in Freiheit war, hatten sie und ein anderer einen Kaufmann, welcher mehrere tausend Rubel bei sich trug, ermordet. Sie vergrub das Geld und, wie man erzählt, hat weder sie, noch sonst jemand, dasselbe bis heute wiedergefunden. Viele andere Verbrechen, welche in der Zeit begangen wurden, als sie sich außerhalb der Gefängnismauern befand, glaubt man, ihrer Anstiftung zuschreiben zu sollen, aber die Behörden konnten sie niemals überführen. Man legte ihr deshalb Handschellen an und sperrte sie in das Alexandrowsker Gefängnis. Sieben Jahre vor meinem Besuch hatte sie teilweise ihre Freiheit wieder erlangt und lebte in Rikowsk. Ihre spätere Laufbahn ist nicht weiter bekannt. Man gestattete ihr schließlich, nach Wladiwostok zu gehen, wo sie bis zu ihrem Tode eine Kneipe unterhielt.

Die Post kam zufälligerweise in dieser Nacht spät, aber glücklich an; am nächsten Morgen machten wir unsrerseits denselben Weg nach Alexandrowsk. Im Laufe des Morgens kamen wir nach Derbensk, packten nochmals ein und reisten um 1 Uhr 30 Min. nach Alexandrowsk, 35 Meilen Entfernung, ab, nachdem man uns versichert hatte, daß wir zur rechten Zeit in Arkowo eintreffen würden. Die Szenerie hatte ihr sommerliches Gewand geändert, seit wir letzthin diesen Weg gewandert waren und die herbstlich gefärbten Blätter waren reichlich gefallen. Bei der ersten Sstanzija, oder kleinem Postwirtshaus, fanden wir, daß die jungen Hühnchen für den Winter ins Haus genommen und unter dem Küchentisch untergebracht waren; aber ich bemerkte, als wir unsere großen Gläser Tee tranken, mit Erstaunen eine blühende Hortensie und Fuchsia im Fenster. Auf dem Wege nach Arkowo passierte nichts, was uns aufgehalten hätte. Wir kamen an einigen Verbrechern vorbei, welche auf dem Wege umherstrolchten, aber wir waren gut bewaffnet und das sahen sie. In der Dunkelheit bemerkten wir das Aufflackern eines Funkens im

Walde, etwa wie der Blitz eines Schusses; das Licht flackerte nochmals auf und wir lauschten auf den Knall; aber nicht ein Laut unterbrach die Stille der Nacht und als wir an die Stelle kamen, lachten wir laut auf, daß wir uns von einem noch glimmenden Baumstumpf hatten anführen lassen.

Als wir uns Arkowo III. näherten, wo wir zum letztenmal die Pferde wechselten, kam der Prokurator in voller Uniform an uns vorüber; er ging landeinwärts. Mit ihm gingen die frischen Pferde ab; wenn jedoch niemand die Pferde mit Beschlag belegt hatte, mit welchen er von Alexandrowsk gekommen war, konnten wir sie haben, nachdem sie etwas ausgeruht hatten. In dieser Beziehung wurden wir jedoch enttäuscht, denn als wir in die Sstanzija kamen, hatte der Rikowsker Arzt die noch verbleibende Kibitka (Wagen) bereits für sich belegt, um darin dem Prokurator zu folgen, und ein Kaufmann hatte die beiden andern Pferde genommen, um nach Alexandrowsk zurückzukehren. Das ganze Wirtshaus war in Aufregung und nicht ohne Grund, denn der Kaufmann, übrigens derselbe, welcher sich mir in der Nacht meiner Ankunft angefreundet hatte, war diesen Abend in einer ähnlichen, oder womöglich noch schlimmeren Verfassung. Er hatte soviel Champagner und Wodki getrunken, daß er bei dieser Gelegenheit vollständig den Kopf verloren und auf seinem Stuhle sitzend drei Revolverschüsse abgefeuert hatte, obwohl man von ihm sagte, daß er „benebelt" seine Geschäfte am besten abwickle. Die frischen Kugelspuren waren in der Decke und in den Wänden zu sehen, als ich einige Minuten später denselben Sitz einnahm. Jedermann war natürlich ausgerissen, um sich in Sicherheit zu bringen, da man nicht wissen konnte, was solch ein unverantwortlicher Mensch anstellen würde. Der Arzt erklärte, daß er alles mögliche getan hätte, um den Säufer zu beruhigen; aber er schien doch, natürlich genug, sehr erschrocken zu sein. Er erklärte, daß er Alexandrowsk wegen des übermäßigen Trinkens mied, das er aber ohne anzustoßen schwerlich umgehen könne. Ich fand den Kaufmann in diesem Augenblick ganz verdächtig liebenswürdig in seinem Willkommen und voller

Beteuerungen der größten Freundschaft und so schieden wir, er, um seine Reise fortzusetzen, wir, um eine Gelegenheit dazu abzuwarten. Der Postmeister erklärte, daß alle Pferde unterwegs seien und daß keine Kibitka vorhanden sei. Das war zwiefaches Pech, denn die Zeit drängte und jeder Augenblick verminderte die Möglichkeit, noch heute nach Alexandrowsk zu kommen. Ein etwas bestimmtes Auftreten hatte den Erfolg, daß etwa in einer Stunde eine holperige Teljäga und ein Paar Bauernpferde auftauchten. In einer Troika hatten wir unter günstigen Umständen die sechzehn Meilen in zwei oder dritthalb Stunden zurückgelegt, aber mit diesem erbärmlichen Ersatzmittel, das mit einer Geschwindigkeit von drei oder vier Meilen in der Stunde daherkroch, war es höchstens möglich, nach Alexandrowsk zu kommen, wenn der Ort längst im Schlaf lag. Unsere Aussichten waren nicht glänzend, denn unser voriger Unterschlupf in Alexandrowsk war, wie wir erfuhren, besetzt und wenn das Auffinden einer Wohnung, d. h. einer sicheren Wohnung, schon bei Tage zweifelhaft war, so würde es unmöglich sein, wenn die Einwohner zu Bett lagen. Trotzdem machten wir uns auf den dunklen Weg. Das Unbehagliche unserer Lage wurde noch dadurch vermehrt, daß wir erst in der vorigen Nacht von der Ermordung des Bruders unserer früheren Wirtin in Alexandrowsk gehört hatten. Der Mord geschah auf den Dämmen, an denen wir jetzt vorbeifuhren. Nach achtzehn Tagen war das Jackett des Ermordeten gefunden worden, der Wächter auf dem Piratenschiff war als Mörder verhaftet worden, sein Mitschuldiger, welcher in der Hütte am Fuß der Klippe wohnte, war noch flüchtig.

Unser Weg führte durch ein dicht bewaldetes Tal, die überhängenden Bäume, welche beide Straßenseiten einfaßten, vermehrten noch die Abscheulichkeit einer dunklen Nacht. Das Anzünden einer Laterne wäre nur eine Einladung zum Angriff gewesen und ich wundere mich noch, wie es unserem Jamschtschik möglich war, den Weg zu finden. Uebrigens werden das wohl die Pferde besorgt haben. Wir, mein Dolmetscher und ich, saßen wie in voriger Nacht Rücken



Eingang durch die Pfahlwand des Alexandrowsker Gefängnis.

an Rücken und hielten scharfen Ausguck nach sich bewegenden Gegenständen, denn wir waren von der Polizei wieder gewarnt worden. Die wachsende Dunkelheit war die Vorläuferin eines schweren Sturmes, der auf uns niederging, bevor wir halbwegs ans Ufer gekommen waren. Dieser Sturm, welcher uns damals unbekannt die Absichten von sechs Sträflingen im großen Gefängnis von Alexandrowsk begünstigte, erwies sich auch uns gegenüber freundlich. Die Gefangenen machen ihre Entweichungsversuche stets in der Nacht eines wütenden Windes, unter dem Schutze des Sturmgebrülls. Wie wir am nächsten Morgen erfuhren, hatten diese sechs Ausbrecher um die Spitzen der fünfzehn Fuß hohen Pfahlwand, welche das Gefängnis umschließt, Riemenschlingen geworfen, waren dann mit Hilfe der Riemen hinauf- und drüben hinunter geklettert und hatten sich aus dem Staube gemacht, als die Patrouille im Schilderhaus Schutz vor dem Unwetter suchte. In der Dunkelheit und im Getöse des Sturmes entkamen sie in den Wald, welcher sich gerade an unserer Straße am Meere hinzog.

Uns fehlte der Sturm gerade noch. Als wir deshalb an der Straße eine Hütte erblickten, die einem Verbrecher gehörte, suchten wir Unterkunft darin. Mein Gefährte kannte den Verbrecher, als letzterer noch Schullehrer im Dorfe gewesen war. Dieser Schullehrer war ein bedingt Freigelassener und eine angenehme Ausnahme von dem gewöhnlichen Schlage der Verbrecher. Seine Frau war ihm aus Europa gefolgt und ihm war, wie üblich, gestattet worden, mit ihr außerhalb des Gefängnisses zu leben mit der Bedingung, daß er das ihm zugewiesene Maß schwerer Arbeit erledige. Diese Zwangsarbeit bestand darin, daß er 120 Baumstämme nach Alexandrowsk zu schleppen hatte. Er erwies sich als sparsam und kaufte sich mit Hilfe eines Krondarlehns Ponys, wodurch er mit seiner schweren Arbeit in verhältnismäßig kurzer Zeit fertig wurde und nun genug für sich übrig behielt, um für sich und seine Familie arbeiten zu können. Mit einer Voraussicht und Tatkraft, die ihm anderswo eine angesehene Stellung verschafft hätten, erkannte er ein Bedürfnis

in seinem Dorfe und sorgte für dessen Befriedigung. Aus dem Innern vollzog sich auf diesem einen Wege der ganze Verkehr nach der „Hauptstadt"; wer Ochsen oder Ponys zum Verkauf auf den Markt nach Alexandrowsk führte, kehrte hier ein, was sehr natürlich zuging, da man gewöhnlich auf die Ebbe warten mußte. Der kleine Hof, welcher stets zu einem sibirischen Haus oder zu einer Hütte gehört, mußte von dem Schullehrer bald vergrößert werden, um Raum für das Vieh zu schaffen; diese Unterkünfte für das Vieh wurden auch mit Heubetten für die Viehtreiber versehen. Das Häuschen rühmte sich zweier Zimmer, die von unserem Wirt, seiner Frau und drei Kindern bewohnt wurden. Das älteste, eine Tochter von etwa zwanzig Jahren, war erst kürzlich aus dem Kaukasus hier angekommen und ihr war offenbar eine in Sachaliner Hütten seltene Freundlichkeit des kleinen Zimmers zu verdanken, in das wir nun von der Küche aus eintraten. Hier stand ebenfalls eine Bettstelle, was immer ein Zeichen des Reichtums auf der Insel ist. Das Bett wurde uns angeboten, aber wir lehnten höflich ab und zogen vor, auf der Flur zu schlafen. Daraufhin ging die Tochter in den Kuhstall und holte Heu, um es auf den Flur zu streuen. Dann schaute sie mit Erstaunen zu, wie mein Dolmetscher unsere Decken und Felle über das Heu breitete. Nachdem dies geschehen, wandte sie sich an meinen Gefährten und fragte ihn: „Ist der englische Barün (Herr) ein sehr berühmter Mann?" „Warum?" „Oh," sagte sie, „ich habe im Kaukasus große Generale gesehen, welche auch auf dem Heu schliefen; aber ich habe niemals einen gesehen, der auf soviel Decken geschlafen hätte!"

Ich war schwerlich auf solche ursprüngliche Anschauungen unter den Russen gefaßt und kann dem Leser versichern, daß er uns eher für Straßenräuber, als für Prinzen gehalten hätte, wenn er uns in der Dämmerung auf einer englischen Landstraße getroffen hätte.

Am nächsten Tage galoppierte von der Post eine Troika ab, um uns nach Alexandrowsk zu bringen. Unser Weg ging durch ein gewundenes Tal, das von fichtenbedeckten Abhängen

eingefaßt wurde; im Sommer war es knietief mit Blumen, die Hecken mit Büscheln von Beeren bedeckt, aber jetzt war alles bleich und kalt. Wir waren noch nicht weit gekommen, als ein unangenehmer Graupelschauer, der sich in einen ebensolchen Schneeschauer verwandelte, vom Ochotskischen Meere her auf uns niederprasselte. Wir hüllten uns von Kopf bis zu Fuß ein, denn das Gestöber war mit Eisnadeln untermischt, die einem durch die Haut zu dringen schienen. König Frost hatte seine sieben Monate lang dauernde Regierung angetreten. Entlaubt und kahl, fest und ernst standen die großen Pappeln und Föhren im Wintersturm da, nur gehoben von den heißen blutroten Farben einer dünnen Eberesche, deren Büschel von roten Beeren und karmoisin-purpurne Blätter der erstarrenden Kälte des Winters Trotz boten. Noch einige Meilen weiter und wir waren an der Küste des Meeres der vollen Gewalt des Nordsturmes ausgesetzt. Hier drehten wir ihm den Rücken zu und schienen wie auf Sturmesschwingen vorwärts zu fliegen. Wie lustig das war! Allmähliches Einlullen des Windes, Erholung nach dem Kampf und wie man sich selbst dem starken Element hingab und mit großem Rauschen vorwärts gejagt wurde. Was könnte es Ergötzlicheres geben, als einen Galopp über den harten Sand und durchs Meer bei dem munteren Geklingel der Glöckchen?

Siebzehntes Kapitel.

Szenen und Personen in Alexandrowsk.

Pläne zur Abreise. — Ein gebrochenes Kabel. — Japanische Kriegsgerüchte. — Ein Antworttelegramm in neunzehn Tagen. — Hauptgebäude von Alexandrowsk. — Einteilung der Gefangenen. — Auspeitschen. — Die Plet. — Verfaulte Sträflingsrationen. — Die schmerzliche Geschichte der Frau A. — Zwanzig Jahre im unterirdischen Kerker. — „Wer sind Sie?“ — Ankunft von Gefangenen. — Eine Mordgeschichte.

Nach Ankunft in Alexandrowsk fanden ich und mein Dolmetscher, dessen Dienste ich mir bis zu meiner Abreise von der Insel zu erhalten beschlossen hatte, zeitweilige Unterkunft bei dem Aufseher a. D., da seine erwarteten Gäste noch nicht angekommen waren. Die Familie desselben war in Trauer versetzt worden, da man den Schwager des Aufsehers ermordet hatte; seine Leiche war noch nicht gefunden worden.

Ich befand mich nun wieder in einer mißlichen Lage wegen meiner Abreise von der Insel. Mein Plan war, nach Nikolajewsk zurückzukehren und dann auf dem Dampfer auf dem Amur und Schilka nach dem Endpunkt der transsibirischen Eisenbahn in Strjetensk zu gelangen. Sollte mir dies fehlschlagen, so hatte ich eine unbestimmte Hoffnung, daß die in nahe Aussicht gestellte Vollendung der mandschurischen Eisenbahn mir gestatten würde, auf derselben den Anschluß an die transsibirische Eisenbahn von Wladiwostok

aus zu erreichen. Zwei Dinge hinderten mich daran, den ersten Plan zu wählen. Wenn überhaupt, hätte ich ihn sofort ausführen müssen und selbst dann wäre die Sache darauf hinaus gelaufen, daß ich zwei Monate lang am Amur auf den Anfang der Schlittenfahrt hätte warten müssen. Die Hälfte meines Gepäcks, einschließlich meiner Pelze, hatte sich verirrt und mein Geld war infolge des verlängerten Aufenthalts ausgegeben.

Das Fahrzeug, welches das Gepäck von Nikolajewsk brachte, hatte den vergeblichen Versuch gemacht, Waren und Menschen in Alexandrowsk zu landen und hatte deshalb seine Reise nach Wladiwostok, achthundert Meilen davon entfernt, fortgesetzt. Glücklicherweise war ein anderes zurückkehrendes Fahrzeug imstande anzulaufen und kam einige Wochen später an, gerade als ich zum Abfahren fertig war.

Was nun das Geld anbelangt, so hatten meine Bankiers in Wladiwostok zwar einen Agenten, aber keine Zweigniederlassung auf Sachalin, in der Person des ehemaligen Sträflings, Kaufmanns Y. Mein Kreditbrief war also nutzlos, wenn ich sie nicht veranlassen konnte, ihrem Agenten Auftrag zu geben. Ich schickte also ein Telegramm ab und erbat Anweisung zur Auszahlung von fünfhundert Rubeln. Dies war vielleicht einer der Umstände, welcher die Leute meiner Umgebung wegen der Sicherheit meiner Person beunruhigte, denn Telegramme sind auf Sachalin keine Dienstgeheimnisse und werden bald öffentlich bekannt. Herr X. ging eines schönen Tages in Alexandrowsk spazieren, als er von zwei oder drei Leuten mit der Bemerkung angehalten wurde: „Haben Sie schon das neueste gehört?" — „Nein, was ist es denn?" — „Nun, ein Telegramm mit hundert Rubeln ist für Sie angekommen."

Die Geschichte meines Telegramms und die Antwort veranschaulicht nicht bloß die Schwierigkeiten, sondern auch die Unwichtigkeit von Posten und Telegrammen in Sibirien. Das ist um so bemerkenswerter, wenn wir uns der Anstrengungen erinnern, welche die Regierung seit den frühesten Jahren der Eroberung Sibiriens machte, Posten und Post-

verbindungen zu billigen Sätzen einzurichten. Politische und militärische Erwägungen haben zweifellos den Weg dazu geebnet und die Möglichkeiten der Uebermittlung waren erstaunlich. Man erzählt, daß im achtzehnten Jahrhundert Abgesandte zu Pferd zwischen den Höfen des weißen Zaren und des Sohns des Himmels, eine Entfernung von über fünftausend Meilen (engl.) in 28 Tagen verkehrten. Von einem wird berichtet, daß er die Entfernung in der erstaunlich kurzen Zeit von 21 Tagen zurücklegte. Dies geschah anläßlich einer sehr eiligen Mitteilung von Peking. Der Gesandte ritt Tag und Nacht, eilte, ohne sich einen Augenblick mit Schlafen aufzuhalten, vorwärts, duselte nur etwas vor sich hin, soweit glatte Wegstrecken es gestatteten und kam nach Verlauf von drei Wochen gänzlich erschöpft in St. Petersburg an. Von seinem Pferde taumelnd, wurde er, staubig wie er von der Reise kam, eilig vor den erhabenen Adressaten geführt. Er überreichte sicher und persönlich seine Depeschen, wurde in ein Vorzimmer geführt und fiel sofort in einen tiefen Schlaf. Dem Zaren war unterdessen bei Durchsicht der Depeschen ein fraglicher Punkt aufgestoßen und er schickte nach dem Gesandten, um ihn zu befragen. Die Diener fanden den Mann aber in einem so tiefen Schlafe, daß alle ihre Anstrengungen, ihn wach zu bekommen, erfolglos waren und sie schließlich Seiner Majestät die Sachlage melden mußten. Ohne eine Minute zu zögern, sagte der Zar: „Ich will ihn aufwecken!“ Er ging ins Vorzimmer, stellte sich vor den Schläfer und rief mit lauter Stimme: „Loschadj gatowü!“ (Die Pferde stehen bereit!) Zu dem Erstaunen der umherstehenden Höflinge sprang der Mann sofort auf die Füße.

Um meine Lage noch ungünstiger zu machen, war auch noch das Kabel vom Festlande (De Castries-Bai) nach der Insel (Alexandrowsk), das einzige Verbindungsglied mit der übrigen Welt während des größeren Teils des Winters, im vorigen Juni gebrochen. Einige sagten, die Zerstörung wäre das Werk eines japanischen Schiffes gewesen, aber das war wahrscheinlich bloßes Gerücht, denn mir wurden von dem mit der Herstellung des Kabels beschäftigten Ingenieur

Stücke davon gezeigt; er stellte fest, daß es an mehreren Stellen abgenützt war. Die beständige Furcht vor Japan spiegelte sich in den militärischen Vorbereitungen — einschließlich der Einfuhr von Artillerie — wieder, die in jüngster Zeit gemacht worden sind und auch nach meiner Abreise fortgesetzt wurden. Während meines Aufenthaltes langten zweimal Telegramme an, welche besagten, daß der Krieg zwischen Rußland und Japan erklärt worden sei.

In ihrer jetzigen unentwickelten Beschaffenheit übt die Insel keine große Anziehungskraft auf den Handel aus. Japan bezieht sowohl von Sachalin als vom Amur Lieferungen von gesalzenem Fisch und nur im Falle von Feindseligkeiten mit Rußland wären diese gefährdet. Kohle wird allerdings gefördert, aber nicht in großen Mengen, auch hält man allgemein den Vorrat für beschränkt. Der Pelzhandel ist nicht länger von erheblichem Belang und es bleiben nur noch die Petroleumquellen, über deren wirklichen Wert noch nichts Bestimmtes verlautet. Mit Bezug auf ihre gegenwärtige Bevölkerung von Verbrechern und ehemaligen Sträflingen kann man nicht behaupten, daß die Insel eine große Anziehungskraft ausüben könnte. In militärischer Hinsicht beherrscht sie die Einfahrt in den Amur und könnte leicht genommen werden; aber da es auf Sachalin keinen Hafen gibt, welcher den Schiffen Unterkunft gewähren könnte, würde der Besitz der Insel von geringem Nutzen sein, ausgenommen etwa, wenn man z. B. bei Pogobi Truppen ansammeln wollte, um sie bei ruhigem Wetter in Booten über die fünf Meilen breite Straße auf das Festland zu führen. Der Amur-Liman, oder die Mündung des Amur bietet der Schiffahrt sehr große Schwierigkeiten und die Untiefen und schmalen Kanäle dürften sogar größeren wirklichen Schutz bieten, als die gegenwärtigen Batterien und Minen. Im Winter bietet die Kälte ein genügendes Hindernis für militärische Unternehmungen.

Das Gerücht bezüglich Japans wegen des Kabelbruches hatte keine andere Begründung als die Einbildung eines Wächters beim Leuchtfeuer auf der Jonquièrespitze, welcher berichtete, daß er ein japanisches Fahrzeug gesehen hätte,

das gerade vor der Trennung die Tatarenstraße nordwärts vorübergekommen wäre.

Unter den Umständen war das Kabel von beträchtlicher Wichtigkeit für die Inselverwaltung. Da man wegen des Mangels eines Hafens nur eine unregelmäßige und im Winter, abgesehen von zwei Monaten, wo man sich auf Hundeschlitten verlassen mußte, gar keine Verbindung mit dem Festland hatte, war die Unterbrechung des Kabels im Falle äußerer Verwicklungen und innerer, administrativer Krisen eine ernste Sache. Alle Telegramme von St. Petersburg, Botschaften vom Generalgouverneur in Chabarowsk, amtliche und geschäftliche Anordnungen aus Wladiwostok mußten Verzögerung erleiden, weil sie erst auf Schiffe warten mußten, die in der de Castries-Bai darnach fragten. Wenn es dann Neptun beliebte, diese Fahrzeuge nahe genug herankommen zu lassen, konnten die Depeschen bei Alexandrowsk an Land gebracht werden.

Es gibt ein offizielles Blättchen, die „Sachaliner Telegramme", das in Alexandrowsk für die Beamten herausgegeben wird. Es enthält Nachrichten und Telegramme aus St. Petersburg; als ich eines Tages eine Nummer desselben zur Hand nahm, stellte ich fest, daß eine telegraphische Nachricht acht Tage gebraucht hatte, um von St. Petersburg nach de Castries zu kommen (über 6000 Meilen), dagegen dreizehn Tage von de Castries nach Alexandrowsk (sechzig Knoten). Trotz der Wichtigkeit der Wiederherstellung der telegraphischen Verbindung mit dem Festland, besonders im Hinblick auf den herannahenden Winter, erreichten es die Beamten nicht, das Kabel wieder zu vereinigen und wiesen das Angebot eines entsprechend ausgerüsteten Schiffes von Schanghei zurück. Sie wühlten vielmehr mit einem alten, bei dem Ankauf von Alaska von Amerika mit übergebenen Kanonenboot nach dem Kabel, ohne ordentlich zuzugreifen. Monat um Monat verging, aber getan wurde nichts. Dann kam eine Lücke der Verbindung; Sachalin war von der übrigen Welt vollständig abgeschnitten, bis das Zufrieren der Meerenge erlaubte, Hundeschlitten zu entsenden; man beschloß, dieselben nun-

mehr alle fünf Tage, anstatt wie früher monatlich oder vierzehntägig, abzuschicken. Sechs Monate später, im Sommer vergangenen Jahres, ließ man das alte Kabel im Stiche und legte ein neues zwischen Kap Pogobi und Kap Lasarew; ein Landdraht verband das Kabel mit Alexandrowsk und Nikolajewsk.

Die Telegraphengebühren sind im russischen Reiche sehr niedrig; wie es in Indien je nach der Schnelligkeit der Beförderung drei Gebührenstufen gibt, bestehen in Sibirien deren zwei. Es war unter den damals bestehenden Umständen wenig wahrscheinlich, daß ich sofortige Uebermittlung beauftragen konnte; aber ich bezahlte die Gebühr für dringende Telegramme — das dreifache der gewöhnlichen — und die Gebühr für die Antwort voraus. Den Tag, nachdem ich mein Telegramm aufgegeben hatte, wurde dasselbe mit einem Schiff nach de Castries gesandt und von dort zu seiner Zeit nach Wladiwostok telegraphiert. Von dieser Zeit an zählte ich die Tage, hoffte und wartete auf Schiffe, die vom Festland kamen. Zuerst hoffte ich auf eine Antwort in drei oder vier Tagen; aber kein Dampfer kam. Ein ruhiger Tag folgte, ein kleiner Schlepper wagte sich mitten durch, brachte aber keine Nachrichten mit und ich tröstete mich natürlich mit dem Gedanken, daß keine Zeit zur Antwort gewesen wäre. Dann kam der nach Wladiwostok zurückkehrende Postdampfer an, er hatte Erfolg und konnte seine Depeschen und seine Ladung abliefern; ich eilte zum Postamt, aber für mich war nichts da. Dann brach ein Weststurm los und die Dampfer einschließlich des Kanonenbootes flohen nach de Castries. Zehn Tage waren schon verflossen und noch immer war keine Antwort gekommen. Mein bares Geld war verschwunden und meine Hoffnung, noch zurückkehren zu können, bevor der Winter einsetzte und meinen Abgang versperrte, wurde immer geringer. Von Tag zu Tag hoffte ich auf die Wiederherstellung des Kabels und den Empfang einer unmittelbaren Antwort durch dasselbe, aber es sollte nicht sein. Am sechzehnten Tage hielt ein Postdampfer auf seiner Herreise an der Küste; später am Morgen stürmte ich auf das Postamt und wieder

war es eine Enttäuschung. Der Vorsteher desselben belehrte uns ohne den leisesten Ton des Bedauerns, daß Sachalin „nunmehr vollständig von der zivilisierten Welt abgeschnitten war und den Forschungsreisenden eine ausgezeichnete Gelegenheit bot.“ Zur Erklärung fügte er hinzu, daß er von de Castries eine geschriebene Mitteilung empfangen hätte des Inhalts, daß die Telegraphenstation dort geschlossen worden sei. Auf dem Festlande wäre der Draht zerrissen und könnte nicht vor dem folgenden Mai oder Juni (infolge des beständigen gelinden Wetters wurde es in einigen Tagen ausgeführt) wieder hergestellt werden. Es scheint, daß ein Sturm oder eine Flut — ein nicht ungewöhnliches Vorkommnis — die Telegraphenleitung zerstört hatte und daß der Ingenieur, welcher mit einer Bedeckung von Soldaten ausgesandt worden war, um den Ort der Beschädigung festzustellen und diese zu beseitigen, von einem Schneesturm überfallen wurde. Da die Abteilung auf einen solchen plötzlichen Angriff des Winters nicht vorbereitet war, sah sie sich zum umkehren gezwungen. Das waren schlimme Neuigkeiten für uns; aber wir vergaßen die geziemende Höflichkeit nicht und beglückwünschten den Telegraphenamtsvorsteher dazu, daß er jetzt seinen Schalter zumachen und sich seiner Ferien erfreuen konnte.

Einige Tage später, nachdem die Linie auf dem Festland wiederhergestellt worden war, stiegen meine Hoffnungen wieder etwas, als ich die Nachricht empfing, daß mich ein Telegramm auf dem Amt erwartete. Wir gingen nach dem anderthalb Meilen entfernten Amt, aber hier suchte der Beamte erst lange herum und erklärte sodann, daß er kein Telegramm finden könnte. Gleichgültig setzte er hinzu, daß es ein Irrtum sei und die Mitteilung sich auf ein Telegramm bezog, das vor sechs Wochen abgegeben wurde. Solche kleine Unterschiede waren bei der Telegraphenverwaltung weiter von keiner Bedeutung.

Zwei Tage nach unserer Rückkehr aus dem Innern hatten wir auf dem Tisch im Amt ein Telegramm liegen sehen, das drei Tage vorher aus Derbensk, nur 35 Meilen Entfernung, abgesandt worden war. Es wartete darauf, bis der Bote

Muße und Lust genug dazu hatte, es abzugeben. Zu unserer Belustigung bemerkten wir bei einer anderen Gelegenheit ein Telegramm für den Telegraphenvorsteher selbst, das auf dem Tische lag und ihm nicht gegeben worden war, trotzdem er in demselben Hause wohnte und seit der Ankunft der Depesche nach Derbensk gegangen war.

Endlich, nach 19 Tagen des Wartens, kam die Rückantwort. Als ich schließlich nach Wladiwostok kam, erfuhr ich, daß zur Uebermittlung des Telegramms und der Antwort neun Tage gebraucht worden waren, und daß die Urschrift zehn Tage lang unerledigt auf dem Tische des Hauptpostamts in Wladiwostok gelegen hatte — dies gaben die Behörden meinen Bankiers zu!

Lange zuvor schon war es ganz offenbar, daß ich meine Hoffnung auf die mandschurische Eisenbahn setzen und darauf vertrauen mußte, die Erlaubnis zur Fahrt zu erlangen.

Unterdessen hatte ich den Gedanken, die Ainu zu besuchen, nicht aufgegeben. Ich hatte mir von Beamten, welche bei denselben stationiert waren, einige Photographien und alle erlangbare Auskunft verschafft. Wenn ich ein Schiff nach Korsakowsk nahm, konnte ich von dort aus die Südostküste erreichen und mich, wenn ich Glück hatte, sogar bis zur Terpenija-Bai (de Patience) vorwagen. Da die Verbindungen zwischen Korsakowsk und Wladiwostok oder Japan hier viel länger offen bleiben, konnte meine Abreise lange genug verschoben werden, um dies zu ermöglichen. Zur Erlangung der Erlaubnis mußte mein Dolmetscher, welcher mir von großem Nutzen war, den Gouverneur abermals bearbeiten. Dieser zeigte sich jedoch dieses Mal abgeneigt und machte eine technische Entschuldigung geltend, die selbst von seinen Unterbeamten bespöttelt wurde. Am nächsten Tage war Gesellschaft beim Gouverneur und ich steckte mich deshalb hinter vier der einflußreichsten Leute, den Prokurator, den Bezirksvorsteher, den Ackerbauinspektor und einen Arzt, welche sämtlich meinem Plane günstig waren. Sie versprachen mir alle, ihren Einfluß beim Gouverneur geltend zu machen; aber dieser war einer jener schwachen Männer, welche in wichtigen

Angelegenheiten keine entschiedene Ueberzeugung haben, aber bei unbedeutenden Sachen gelegentlich sehr halsstarrig sind, damit man sie nicht für schwach halten soll. Da mir dieser Weg verschlossen war, schlug ich vor, seinen technischen Einwand zu umgehen und auf dem Landwege über Derbensk, Rikowsk und den Poronaifluß zu den Ainu zu gelangen, aber ich hatte unglücklicherweise eine der schlimmsten Zeiten des Jahres gewählt. Es waren keine Transportmittel zu erlangen. Der Poronaifluß fror, war aber nicht zugefroren und auf den sumpfigen Pfaden konnte sich vor dem kommenden Januar kein Renntier bewegen. Noch schlimmer waren jedoch die reißenden Ströme an der Südostküste. Ich hätte tagelang warten müssen, bis sie genügend gefallen waren, viele Soldaten hatten bei dem Versuche, sie zu überschreiten, ihr Leben verloren; darüber belehrte uns Herr von Fricken, einer der wenigen Beamten, welche jemals den nördlichen Teil der Terpenija-Bai besucht hatten. Der Plan mußte deshalb widerwillig aufgegeben werden.

Während dieser Zeit des Wartens, Pläneschmiedens und Verwerfens hatte ich wie bisher noch kein anderer englischer Reisender Gelegenheit, von Tag zu Tag das Leben dieser einzigartigen Strafniederlassung zu beobachten, in welcher mehr als die Hälfte der zu schwerer Zwangsarbeit auf der Insel verurteilten Sträflinge untergebracht sind.

Wenn sich der Leser Alexandrowsk vorstellt, muß er nicht etwa an eine Stadt mit lebhaften Läden und Fabriken denken. Vielmehr ist es das Gefängnis, welches dem ganzen Orte sein Gepräge aufdrückt. Wenn es drei oder vier Kaufmannsläden und eine Eisengießerei gibt, so sind sie für die Gefangenen bestimmt; wenn es gut aussehende hölzerne Häuser, die Wohnungen der Beamten, gibt, so bestehen sie nur wegen der Gefangenen und wenn schließlich ein Museum vorhanden ist, das eine kleine ethnologische und naturgeschichtliche Sammlung enthält, so ist dies nur ein Zeichen von der Anwesenheit politisch Verbannter. Der sibirische Reisende kann nicht lange in Unwissenheit über die Schuld bleiben, welche die Wissenschaft diesen Verbannten abzutragen hat. Auf dem Fest-

lande, in Minusinsk und Tschita, weiß jedermann, wie viel Herrn Kuznetsow zu verdanken ist und welche wertvollen Denkmäler er in den dortigen beiden ausgezeichneten Sammlungen aufgerichtet hat. Einem Manne dieser Klasse, welcher dank der russischen kaiserlichen Akademie der Wissenschaften nunmehr nicht länger aus Europa verbannt ist, verdankt man tatsächlich das Museum in Alexandrowsk; eine Geschichte im Zusammenhange mit der ersten Gründung desselben gibt die grobe Unwissenheit wieder, welche einige Beamte zeigten, denen diese Verbannten unterstellt sind.

Auf einer Reise längs der Westküste machte dieser „Politische" eine interessante Entdeckung von steinernen Geräten der paläolithischen Periode und zeigte sie bei seiner Rückkehr dem Gouverneur der Insel und dem Beamten, welcher späterhin der Direktor des Museums wurde.

„Was sollen das für Sachen sein?" fragten die Beamten. „Steinerne Geräte, wie sie von einem der früheren Volksstämme auf der Insel zum hauen und schneiden gebraucht worden sind." „Unsinn. Wer hat jemals von solchen Dingern wie Steinmessern gehört. Das sind Kindereien, einfache Launen der Natur."

Ich zweifle nicht daran, daß sie über die „Verrücktheit" des Verbannten herzlich gelacht haben; aber es braucht nicht gesagt zu werden, daß diese Stücke heute als wohlbeglaubigte Obsidian- und Diorit-Celte im Museum aufbewahrt werden und ein weiteres wertvolles Bindeglied in der Geschichte der Bevölkerung der Insel darstellen.

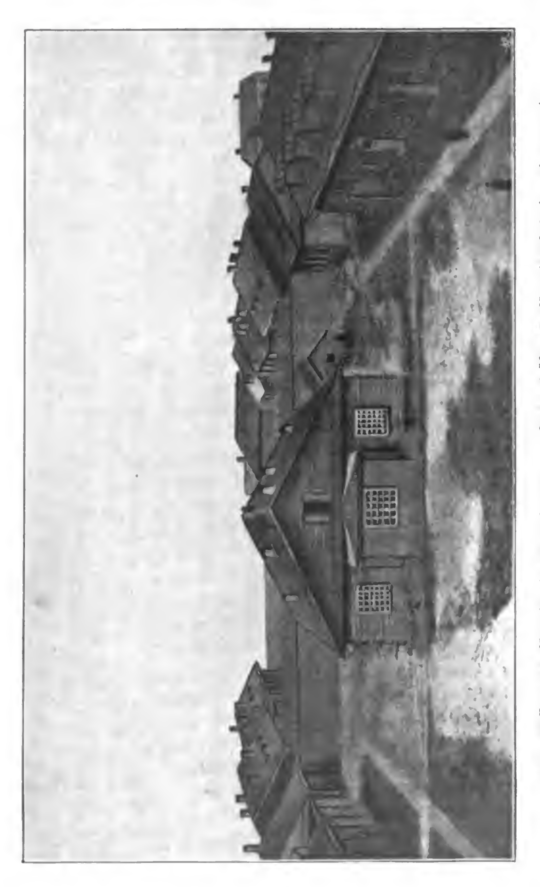
Zu den bereits erwähnten Gebäuden kommt die Kirche in der Hauptstraße und auf dem Marktplatze oder Basar, wo eine schlecht geordnete Sammlung elender Hütten zusammengewürfelt ist, befindet sich die überragende Moschee und die kleine lutherische Kirche. Jenseits der Brücke ist der Weg zum Hafendamm mit langen von Posten bewachten Vorratshäusern eingefaßt und dicht am Pristan (Kai) an der See liegen Quarantäne- und Zollschuppen, sowie das Lazarett, wo die Verstümmelten und Lahmen, welche noch arbeiten können, etwas Arbeit leisten, um ihre Rationen zu verdienen.



Eine Sträflings-Abteilung aus dem „Prüfungsgefängnis" beim Wegebau.

Außer diesen Hauptgebäuden ist dann die große Zahl kleiner Häuser oder Hütten zu nennen, in denen die ehemaligen Sträflinge und in einigen Fällen verheiratete Sträflinge wohnen.

Am frühen Morgen, Mittags und Abends ist die Stadt von Zügen von Sträflingen belebt, welche zur Arbeit gehen oder davon kommen. Alle sind in schmutziger Baumwollkleidung und tragen Lederschuhe, die Störenfriede außerdem Handschellen. Einige sind damit beschäftigt, Wagen mit großen Säcken amerikanischen Mehls aus dem Hafen zu ziehen, andere gehen in die Kohlenminen. In einer derselben, deren Tunnel man sehen kann, wenn man in der Troika den Hügel auf dem Wege nach Duje hinauffährt, ist eine Bande von einigen zwanzig beschäftigt, welche mit nur einem Aufseher hier stationiert sind. Sie leben und schlafen da oder vielmehr, man nimmt an, daß sie dort schlafen; denn man munkelt, daß verschiedene in der Nacht ausbrechen, auf Raub ausgehen und mit ihrer Beute zurückkommen. Sie tun es trotz ihrer Wache ganz ungeniert, denn der einzige Mann ist machtlos, es zu hindern, selbst wenn er es wollte. Bevor der gegenwärtige Gouverneur kam, wurde diese merkwürdige Nachtarbeit aus dem Gefängnis selbst besorgt — das heißt von der Besserungsabteilung (Rasrüad Issprawljajuschtschikschija). Gefangenen in dieser Abteilung, welche sich gut führen, wird auch erlaubt, mit einem Aufseher an der Spitze sonstige andere Arbeiten z. B. Anstreichen usw. zu verrichten; einige schleichen sich dann weg, wenn sich die Gelegenheit darbietet und kehren abends zurück; natürlich muß der Aufseher bestochen werden. In früherer Zeit waren jedoch die Tore offen, die im Gefängnis Zurückgebliebenen spickten die Wachen, verbrachten den Tag außerhalb und kehrten vor einbrechender Nacht mit dem zurück, was sie sich zu eigen gemacht hatten. Wenn dann auch eine Untersuchung angestellt wurde, um den Dieb oder die Diebe zu entdecken, und selbst das Haus des Gouverneurs von den Besuchen der Soldaten nicht befreit war, so saßen die wirklichen Missetäter doch sicher in ihrem „Hotel garni" im Gefängnis! Die Rotten aus dem „Prüfungsgefängnis" (Rasrüad Isspitujemikh) werden immer von bewaffneten Solda-

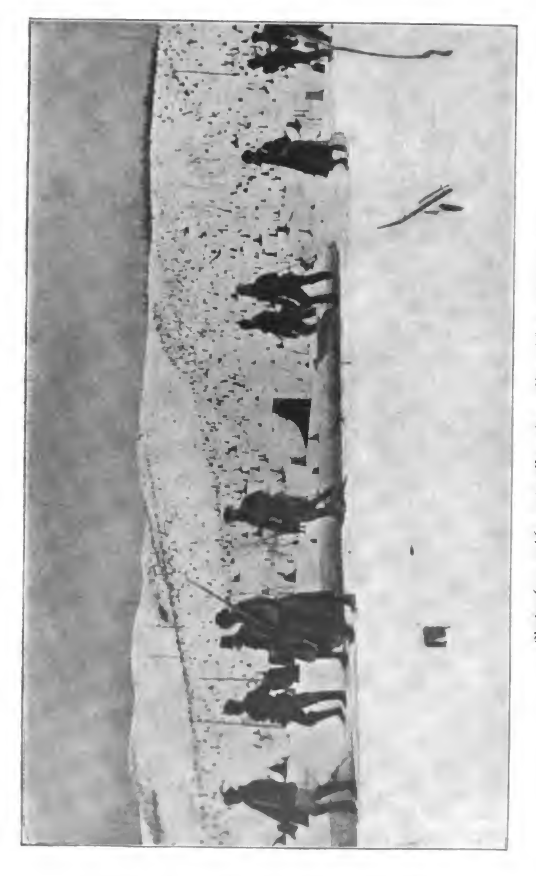


Das „Besserungsgefängnis“ in Alexandrowsk. — Das „Prüfungsgefängnis“ steht im Hintergrund.

ten begleitet, wie aus der Illustration zu ersehen ist, wo sie damit beschäftigt sind, einen neuen nach dem Gefängnis führenden Weg herzustellen. Die auf dem Bild wiedergegebene Stelle befindet sich nur einige Meter unterhalb des Geschäftslokals des „benebelten“ Kaufmanns, mit welchem ich meine erste Nacht auf der Insel verbrachte.

Außer den von Soldaten oder Aufsehern begleiteten Gefangenen gibt es noch eine andere Klasse von Gefangenen, die bedingt Freigelassenen, die sogenannten „Freikommandos“, welche mit einem Erlaubnisschein versehen sind; viele von ihnen — Männer und Frauen — kann man sehen, wenn sie morgens ins Gefängnis gehen, um ihr Arbeitsquantum zu verrichten. Auf meinem Wege zur Post sah ich oft Gruppen derselben vorübergehen, die Frauen in kurzen Röcken und langen ledernen Schaftstiefeln und Khalati (Oberröcken, Mänteln) aus Fries mit dem rautenförmigen Erkennungszeichen, einem auf der Rückseite befestigten Stück gelben Tuches. Diese Sträflinge waren „Weiber“ der Ansiedlerverbannten; die übrigen, von den Beamten dem Namen nach zur Reinhaltung des Gefängnisses zurückgehaltenen Weiber mußten im Gebäude verbleiben, wo man sie durch die Eisenstangen des Fensters rechts vom Eingang zu den Geschäftszimmern des Gefängnisses sehen konnte.

Das Gesetz schreibt vor, daß jeder Verbrecher mit einer Strafe von nicht weniger als zwei Jahren und acht Monaten, jede noch nicht über vierzig Jahre alte Frau mit einer Strafe von zwei Jahren oder darüber und jeder politische Verbrecher nach Ermessen der Regierung nach Sachalin verschickt werden kann. Man hat allgemein geglaubt, daß der Ukas von 1900 der Verschickung der Verbannten unmittelbar Einhalt getan hat, aber die zu schwerer Arbeit verurteilten Verbannten sind in diesen Erlaß nicht mit einbegriffen und daher kommt es, daß Verbrecher und politische Verbannte fortgesetzt auf Sachalin eintreffen. Der Ukas kann nur als eine Aeußerung des Wunsches der Strafgewalten angesehen werden; man wollte die Linie bezeichnen, welche man eingehalten zu haben wünschte; man wollte sich das Recht vorbehalten, besondere



Verbrecher, welche unter Bewachung Baumstämme schleppen.

Fälle in besonderer Weise zu behandeln und das System zu gelegener Zeit anzuwenden.

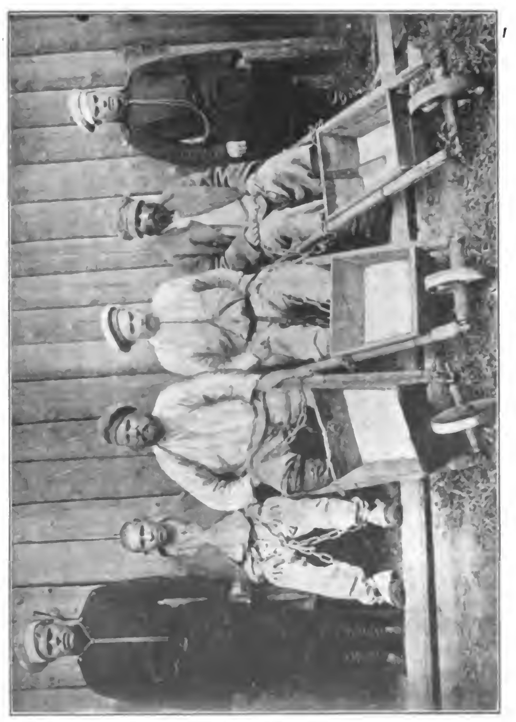
Die Verbrecher werden bei ihrer Ankunft nach ihrem Strafmaß eingeteilt. Diejenigen mit zwölf und mehr Jahren Gefängnis kommen in den schlimmsten Kerker, das „Prüfungsgefängnis“. Sie sind meistens Mörder; wenn sie sich widerspenstig gezeigt haben, werden ihnen die Ketten nach der Reise nicht abgenommen; sie werden dem Kandalnaja tjurma (Kettengefängnis) genannten Teil des Gefängnisses zugewiesen.

Das „Besserungsgefängnis“ umschließt die Sträflinge mit vier bis zwölf Jahren Gefängnis, während diejenigen mit weniger als vier Jahren nach kurzem Aufenthalt als „Freikommandos“ oder „bedingt Freigelassene“ behandelt werden. Die letztere Abteilung umfaßt Brodjagi aus Rußland, welche zu anderthalb Jahren verurteilt sind und dieselbe Klasse aus Sibirien, welche vier Jahre schwere Arbeit abmachen müssen.

Aus dem Prüfungskerker kann man ins Besserungsgefängnis und von hier aus zur bedingten Freilassung vorrücken; die Länge der in jeder Abteilung zu verbringenden Zeit hängt von dem Verhalten des Gefangenen ab. Unter den günstigsten Umständen braucht ein Mann nur vier Jahre im Prüfungsgefängnis zu verbleiben, während ein anderer acht und noch mehr Jahre darin zubringt. Im ganzen kann man sagen, daß ein Drittel der Strafzeit in jeder Abteilung abgesessen werden muß.

Genauer ausgedrückt gehören zu den bedingt Freigelassenen nach der russischen Bezeichnung alle innerhalb und außerhalb des Besserungsgefängnisses befindlichen Gefangenen, ich habe aber zur genaueren Unterscheidung diese Bezeichnung gewählt.

Die Ankunft des freigebornen Weibes eines Verbrechers verschafft ihm die Entlassung aus dem Gefängnis, selbst wenn er ein Mörder ist; er darf sofort als bedingt Freigelassener leben, muß aber vollständig die ihm zugewiesene schwere Arbeit ausführen. Der Verbrecherin gegenüber findet eine ähnliche Milderung der Strafe statt, wenn sie einen Ver-



Tag und Nacht am Schubkarren angekettet.

bannten heiratet — oder vielmehr zur Heirat wählt. Sie wird dadurch aus den Gefängnismauern befreit und darf, wie wir bereits erfahren haben, mit ihrem „Mann“ leben, vorausgesetzt, daß ihre schwere Arbeit geleistet wird.

Andrerseits ziehen sich viele Zusatzstrafen durch Entfliehen, Diebstahl und Gewalttätigkeiten zu. Ein Gefangener, welcher entweicht und wieder eingefangen wird, wird nicht nur mit der Plet ausgepeitscht, sondern erhält auch eine Zusatzstrafe von einem Viertel seiner ihm ursprünglich zugeteilten Haft. Im Jahre 1900 befanden sich auf Sachalin 510 Gefangene, welche auf Lebenszeit zu schwerer Arbeit verurteilt waren, 70 davon waren Weiber; aber das waren diejenigen, welche — fast möchte es irisch erscheinen — zu mehr als lebenslänglicher Haft verurteilt waren. Diese Leute hatten schon ein recht vorgeschrittenes Alter und mußten noch eine Strafe von vierzig bis fünfzig Jahren aushalten. Von letzteren waren 13 vorhanden, während 51, darunter eine Frau, zwischen dreißig und vierzig Jahre und 240 zwischen zwanzig und dreißig Jahre gut hatten.

Der Ablauf der Haft bringt durchaus noch nicht den lang erhofften Abschied von Sachalin mit sich, denn der ehemalige Sträfling erlangt seine Rechte nur stufenweise wieder. Er muß noch sechs Jahre als „Ansiedlerverbannter“ (Strafkolonist) auf der Insel verbleiben und wenn er dann in der Lage ist, wegzuziehen — sehr wenige kommen so weit — darf er als „Bauer“ für weitere sechs Jahre auf das Festland nach Sibirien gehen. Dann erst ist er in Freiheit und kann nach Rußland zurückkehren.

Das Prüfungsgefängnis in Alexandrowsk enthielt während meines dortigen Aufenthaltes etwa sechshundert Gefangene, viele davon in Ketten, die meisten unbeschäftigt. Nur hundert von diesen wurden, wie mir berichtet wurde, zur Arbeit geschickt, z. B. als Bergarbeiter, Wegmacher, Holzschlepper usw., während die übrigen ein elendes, müßiges Dasein verbrachten. Die Behörden entschuldigten diesen unzulänglichen Zustand damit, daß sie erklärten, diese Gefangenen wären solche schlimme Gesellen, daß sie dieselben zur Arbeit



Die „Kabula“ (Bank, auf welcher die Verbrecher ausgepeitscht werden), die „Rozgi“ (Birkenruten) und die „Plet“ (Knute) in Rikowsk.

nicht herauslassen durften. Dieses ermüdende und entsittlichende Dasein war die Ursache, daß die Gefangenen sich selbst zu helfen suchten und entsprangen.

Zwei der merkwürdigsten Charaktere waren Tag und Nacht an Schubkarren angekettet. Diese entehrende Strafe war seit einigen Jahren auf dem Festlande abgeschafft und nur auf Sachalin beibehalten worden. Während der Jahre 1894—96 waren fünf Mann so angekettet. Ihre Namen waren Kosulsky, Patschenko, Schirokoloboff, Ogurzoff und ein Kaukasier.

„Die Rozgi (in Salz eingetauchte Birkenruten) waren drei Jahre lang nicht ausgeteilt worden, weit weniger wie die Plet," sagt J. Y. Simpson in seiner Beschreibung des berühmten Mustergefängnisses, des Alexandrowsky-Zentralgefängnisses bei Irkutsk. Auf Sachalin waren beide in Anwendung. Selbst Frauen, welche nach dem Gesetz von körperlicher Strafe befreit sind, wurden noch im Februar 1902 mit den Birkenruten ausgepeitscht und zwei wehrlose, weibliche Gefangene wurden in Ketten gelegt, weil sie ihren schurkischen Aufsehern nicht zu Willen waren. Das Züchtigen mit Birkenruten ist nicht notwendigerweise eine grausame oder unpassende Strafe für verhärtete Verbrecher. Das Bedauerliche an der Sache war nur, daß einem ruhigen und höflichen Gefangenen willkürlich Streiche zudiktiert wurden, wenn Patrin, der Gefängnisvorsteher oder Beamte seines Schlages Laune dazu hatten oder zornig waren.

Die Plet ist eine abgeänderte Form der Knute. Die letztere, welche längst beiseite gelegt worden ist, ist nach der Beschreibung der Plet ähnlich, nur mit einem eisernen Haken am Ende der Riemen. Die Plet ist eine Peitsche mit einem festen dicken, etwa 18 Zoll (engl.) langen Stiel und einem sechs Fuß langen, in drei Streifen geteilten Riemen. Diese drei Riemen endigten gewöhnlich in kleine mit Blei angefüllte Säcke. Erst kürzlich (seit ich auf der Insel war) wurde eine derselben, so wie ich sie beschrieben habe, als Merkwürdigkeit von Sachalin nach St. Petersburg gesandt. Ich glaube, daß die mit Blei beschwerten Enden heute durch Knoten ersetzt



Golinsky, der gegenwärtige „Palach“ oder Strafvollstrecker mit der „Plet“ in Alexandrowsk.

werden. Mein Dolmetscher, welcher 1897 auf die Insel kam, sagte mir jedoch, daß während seiner Zeit im Besserungsgefängnis alle Gefangenen einmal im Monat Tribut an Suppe, Nahrungsmitteln usw. an den Palach oder Strafvollstrecker, bezahlten, damit er, wenn sie zur Plet verurteilt wurden, die Bleienden auf die Kabüla (Brett, Bank), auf welche sie geschnallt wurden, statt auf ihre bloßen Körper niedersausen ließe. Wenn der Palach dies tat, setzte er sich selbst der Strafe aus; aber ich hörte nur in einem Falle davon, daß ihm die Strafe selbst auferlegt wurde; er litt schrecklich darunter. Dieser Mann war der ehemalige Strafvollstrecker Komelewa, er wurde von seinem Feinde Terslili ausgepeitscht. Obgleich dieses furchtbare Auspeitschen 1882 vorgenommen wurde, zeigte eine 1899, also siebzehn Jahre später aufgenommene Photographie der Wunde noch Eiterungen.

Die bleibeschwerte Plet war eine so schreckliche Waffe, daß drei Streiche mit derselben genügten, den Tod herbeizuführen, wenn es dem Knutenschwinger so gefiel. Man erzählt eine solche Geschichte von einem Sachaliner Gefangenen, welcher zu hundert Streichen — neunundneunzig werden gegeben — verurteilt worden war und dem Palach eine Flasche Wodki versprochen hatte, wenn er ihn nicht mit den Bleienden verletzen wollte. Selbst die Riemen zerreißen und zerfetzen das Fleisch auf schreckliche Weise, aber das Opfer war ein abgehärteter Veteran. Als er nun 95 Streiche empfangen hatte, glaubte er durchzukommen und rief aus: „Das ist gar nichts, Du kannst mir nun nicht mehr wehe tun und brauchst nicht zu denken, daß Du Deinen Wodki bekommst.“ Aber er hatte nicht mit seinem Mann gerechnet, denn nach drei weiteren Streichen war er tot. Es war nur nötig, die Plet zurückzuziehen, als der Streich geführt wurde und dadurch mit den Enden die Leber zu verletzen, wodurch plötzlich das Blut nach dem Herzen zurückgedrängt wurde.

Mit der Verbrecherbevölkerung verglichen ist die Zahl der politisch Verbannten auf Sachalin unbedeutend. Nach der Zählung vom 1. Januar 1898 befanden sich unter insgesamt 7080 mit schwerer Arbeit Beschäftigten nur 76. Ihr Schick-

sal ist schlimm genug, wenngleich nicht so schrecklich als das ihrer Freunde an solch einem Orte wie Srednje Kolymsk innerhalb des arktischen Kreises. Die größte Bedrückung, die sie auf Sachalin erwartet, ist die Verbannung nicht nur aus ihrem Heimatland, sondern auch aus der sogenannten gebildeten Gesellschaft. In den Städten Tobolsk, Tomsk und Irkutsk sind diese Verbannten nicht nur in Berührung mit der zivilisierten Welt, sondern auch von gebildeten Leuten umgeben. Auf Sachalin ist es anders; die wenigen, welche zusammen eine kleine Gesellschaft bilden könnten, sind zerstreut und die sogenannte Elite, die Beamten, ziehen Trinken und Spielen der Wissenschaft und Literatur vor. Das alte Sprichwort, daß es ein schlimmer Wind ist, der niemand etwas Gutes zuweht, ist übrigens in ihrem Falle wahr. Der Mangel an gebildeten Leuten auf der Insel ruft eine starke Nachfrage nach ihren Diensten als Lehrer, Aerzte, Meteorologen und Buchhalter hervor und als solche gibt man ihnen eine entsprechende Beschäftigung. Solche Leute werden im Gefängnis gewöhnlich ruhig und erlangen die rascheste Beförderung, welche den Sträflingen von guter Führung zugebilligt wird. In den ihnen angewiesenen Stellungen haben sie das Recht, die Gefangenenrationen zu beanspruchen, aber keiner würde die unangenehme Erfahrung wagen, darum nachzusuchen; auch kann man wirklich nicht verlangen, daß sie den gesalzenen Fisch essen, der an die Gefangenen ausgeteilt wird. Es hängt deshalb sehr von dem Beamten ab, welcher sie anstellt und von dem Gehalt, das er ihnen zu geben für gut befindet, ob sie sich durchschlagen können oder nicht.

Gerade bevor ich die Insel verließ, bestand der Gouverneur darauf, daß mich mein Dolmetscher verlassen und als Schullehrer nach Duje mit einem Gehalt von fünf Rubeln monatlich zurückkehren sollte. Dies ist entschieden eine Summe, mit welcher man unmöglich Leib und Seele zusammenhalten kann. Ich freue mich übrigens, sagen zu können, daß mein Dolmetscher nicht mehr auf Sachalin ist.

Zu seiner privaten Bequemlichkeit bei der Verteilung der Gefangenenrationen teilte der Vorsteher des Alexandrowsker

Gefängnisses, Patrin, in Mengen aus, die für zehn Mann reichten und überließ denselben die Teilung und Verteilung. Dies wird das Folgende erklären. Als wir an einem Nachmittag zu dem Hause des ehemaligen Gefängnisaufsehers zurückkehrten, wo wir noch wohnten, fanden wir unsere Wirtin in Unruhe. Einer der Sträflingsbedienten, ein Mann aus dem Besserungsgefängnis, welcher seit einiger Zeit in ihrem Hause arbeitete, fehlte, und es wurde berichtet, daß er eingesperrt worden war. Er war ein anständiger, rechtschaffener, zu allem zu gebrauchender Mann, welcher alle häusliche Arbeit, Aufwaschen, unsere Aufwartung usw. besorgte. Wir gingen sofort aus, um uns zu befragen, fanden, daß der Mann eingesperrt war und besprachen uns dann mit unserem Wirt, welcher sich auf dem Kai befand. Einige Stunden später kam er an und brachte den Mann mit; wir hörten dann die Erklärung seines plötzlichen Verschwindens. Er wollte sich die ihm zustehenden Rationen holen, als ihn Patrin bemerkte, fortschickte und ihm kurz sagte, daß er sich einer „Zehn" anschließen müßte. Er ging ab, um neun andere zu finden, mußte aber erfolglos zurückkehren, worauf ihn der Vorsteher scharf anfuhr: „Du mußt sie finden, die Nummern 98 und 99 gehören nicht zu einer Zehn." Der Mann ging wieder ab, suchte diese Nummern und entdeckte sie auch; aber er erfuhr gleichzeitig, daß sie schon zu einer „Zehn" gehörten. Diesmal war Patrin so zornig, daß er den Soldaten befahl, ihn in eine Zelle zu stecken. Solcher Art war die Behandlung eines Sträflings von guter Führung, welcher einfach um die Nahrung nachsuchte, auf welche er ein gesetzliches Recht hatte. Die Zehnereinrichtung war ultra vires und hatte mit den Regierungsvorschriften nichts zu tun.

Ich will den Leser nicht mit den Einzelheiten der Gefangenenrationen, noch mit der Anzahl der den Gefangenen gewährten Solotniki (1 Solotnik = ca. 4 gr) und Teile eines solchen von Grecha (Buchweizen), Kartoffeln usw. beschweren. Es genüge zu sagen, daß die lange Liste, die ich vor mir habe, reichlich für die Bedürfnisse des Sträflings vorsorgt; der Speisezettel umfaßt u. a. Schwarzbrot, Grecha (Buchweizen),



Politische Gefangene in Rikowsk auf Sachalin.

gesalzenes Fleisch, gesalzenen Fisch, Ziegeltee und Suppe. Was man jedoch von der Menge sagt, kann man unglücklicherweise nicht auf die Güte oder Abwechslung anwenden. Gesalzener Fisch und gesalzenes Fleisch sind überwiegend, Gemüse dagegen selten. Gesalzenes Fleisch ist dreimal in der Woche angesetzt — davon einmal frisches Fleisch — für die übrigen Tage gesalzener Fisch. Die häufigen Fasten in Rußland berauben den Sträfling oft seines Anspruches auf Salzfleisch und wegen des Preises des frischen Fleisches kann davon fast gar nicht die Rede sein, ausgenommen, wenn eine Kuh fällt, oder krank wird und geschlachtet werden muß. Ein solches Ereignis ist ein Geschenk und eine Wohltat, denn es fällt dann von den Gefangenenrationen auch etwas für die offizielle Tasche ab!

Außerdem sind die große Entfernung von Sachalin und die im Winter unterbrochene Verbindung sehr nachteilig. Zur Vorsorge gegen etwaige Hungersnot müssen reichliche Vorräte aufgestapelt werden; die Folge davon ist, daß der Salzfisch bei der Verteilung oft ein Jahr alt, übelriechend und verfault ist. Aber noch schlimmer ist es, daß er zuweilen in diesem Zustande ankommt; Schiffsoffiziere bestätigten nur, was Dr. Lansdell schon vor zwanzig Jahren gehört hatte, daß der Fischgeruch an Bord unerträglich war, wenn Lebensmittelvorräte auf die Insel geschafft wurden.

Es wäre deshalb unwahrscheinlich, daß die politisch Verbannten freiwillig auf Rationen wie die eben beschriebenen Anspruch machten oder Gefahr liefen, so behandelt zu werden, wie ich es geschildert habe. Der Vorsteher war sicher mit einer solchen für seine Tasche vorteilhaften Zurückhaltung zufrieden.

Eine von diesen Verbannten, welche ich auf der Insel traf, war eine gebildete Dame, welche schreckliche Erfahrungen durchmachen mußte. Ihr Name ist in Sibirien und Rußland gut bekannt, aber ich will sie Frau A. nennen. Sie hatte ohne Vorwissen ihres Mannes einer geheimen Gesellschaft angehört und sah sich bei dem gewaltsamen Tode Alexanders II. 1881 genötigt, das Land zu meiden. Jahre vergingen, sie

veränderte ihr Aussehen und kehrte in dem Vertrauen, daß sich die Sache beruhigt hätte, nach Rußland zurück. Die Polizei verhaftete sie jedoch als verdächtig, sann auf ein Mittel, ihre Identität zu beweisen und verfiel auf eine ebenso glänzende wie grausame Probe. Sie ließ ihren Mann, welcher von ihrer Rückkehr nichts wußte, vorladen und stellte ihn plötzlich ihr gegenüber. Die Ueberlistung war ebenso erfolgreich wie grausam und das Wiedererkennen augenblicklich und spontan. Von dieser Zeit an verschwand diese Frau aus dem Bereiche ihres Kreises. Sie wurde in die unterirdischen Kerker von Schlüsselburg gesperrt; Jahre vergingen, über ihr Schicksal wurde vollkommenes Schweigen gewahrt. Die berühmte Festung Schlüsselburg, welche auf einer kleinen Insel im Ladogasee nahe bei der Newamündung liegt, ist das Staatsgefängnis für gefährliche, politische Missetäter. In jener Zeit hörte man von einem Gefangenen hinter diesen finsteren Mauern selten etwas wieder und Herr A., welcher seine Frau längst tot glaubte, heiratete wieder. Zehn Jahre und mehr waren seitdem vergangen, als er plötzlich durch die Nachricht erschreckt wurde, daß seine erste Frau noch am Leben war und nach Sachalin geschafft worden war. Die Sache kam seiner zweiten Frau zu Ohren, sie willigte ein, sich von ihm zu trennen und Herr A. reiste unmittelbar über England und Amerika nach Sachalin ab, wo er einige Monate vor mir ankam und wo ich beide traf. Ich verbrachte mehrere Abende bei ihnen, und es erschien mir wie ein Wunder, daß jemand, der zehn Jahre lang in diesen schrecklichen Kerker gesperrt war, seinen Verstand behalten haben konnte; aber eine fast übernatürliche Ruhe war alles, was eigentümlich an ihr war. Sie sah nunmehr einer helleren Zeit entgegen, denn im letzten Jahre (1902) war ihrem Mann erlaubt worden, sie mit nach Wladiwostok zu nehmen, wo sie sich niedergelassen haben.

An Bord des Jaroslaw kam im letzten Jahre mit einer Ladung von Verbrechern auch ein bekannter politisch Verbannter, Trigoni, an. Er war vor Frau A. in Schlüsselburg eingekerkert worden. Tatsächlich wurde er 1882, dem Jahre des großen Verhörs der Mitglieder der Partei des Volks-

willens verhaftet und in das Alexejeffsky-Ravelin der Petropawlowskfestung (gegenüber dem Winterpalast in St. Petersburg) gefangen gesetzt, von wo aus er 1884 mit 21 anderen nach Schlüsselburg überführt wurde, als letzteres in ein Staatsgefängnis umgewandelt wurde. Von diesen 21 sagte P. S. Powlianow in einem offenen Briefe an den Justizminister (Times, 8. August 1903): „Siebzehn sind (im Gefängnis) umgekommen und nur zwei haben zwanzig Kerkerjahre überlebt, um in die Verbannung zu gehen. Die übrigbleibenden drei sind zu lebenslänglichem Kerker verurteilt und bleiben fernerhin in diesem Grabe eingesperrt; sie haben keine Hoffnung, jemals wieder freiere Luft zu atmen." Diese beiden, welche nach zwanzig Jahren noch lebten, um in die Verbannung zu gehen, waren Powlianow selbst und Trigoni. Der letztere ist jetzt der alleinige Ueberlebende, denn Powlianow beging kürzlich Selbstmord, nachdem er 1902 aus dem Jakutskgebiet (Jakutsk Oblasstj) glücklich nach Paris entkommen war. Trigoni ist jetzt nach seinen schrecklichen Gefängnisjahren ein „Bauer" auf Sachalin. Er gab einem meiner Bekannten auf der Insel gegenüber zu, daß die ersten zehn oder zwölf Jahre des Schweigens und Alleinseins schrecklich waren, aber dann wurden die strengsten Beschränkungen gemildert: wenn ihm auch niemals erlaubt wurde, einen Verwandten zu sehen, so konnte er sich doch Bücher verschaffen und jährlich einen oder zwei Briefe schreiben. Er ist jetzt etwa fünfzig Jahre alt, grau und sieht wie ein Siebziger aus. Als „Bauer" muß er sich selbst unterhalten, kann aber gesetzlich nicht gezwungen werden, sich da anzusiedeln, wo der Vorsteher der Verbanntenabteilung etwa für gut hält ihn hin zu versetzen.

Man beabsichtigt, Trigoni die Leitung der kleinen Bibliothek zu übertragen, die kürzlich in Verbindung mit dem Werke der Schwester Mayer eröffnet wurde; ich werde später darauf zurückkommen.

Jemand auf Sachalin, den ich näher kennen lernte, war in der Peter-Paulsfestung (gegenüber dem Winterpalast in St. Petersburg) eingekerkert gewesen und beschrieb mir seine Erfahrungen darin folgendermaßen:

„Ich wurde in einem geschlossenen Wagen mit zugezogenen Vorhängen durch die düsteren Tore und an den Baracken vorbei nach der finsteren Festung gefahren. Hier wurden mir die Augen verbunden, dann wurde ich durch einen Irrgarten von Gängen an den Patrouillen vorüber in einen Gang geführt und von hier aus in die dunkle dumpfe Zelle, die man eher als Kellergewölbe ansehen konnte, denn diese Bezeichnung würde dem kerkerähnlichen, halbkreisförmigen, gewölbten Raume besser entsprechen. (Er zeigte mir dann Pläne und beschrieb das Innere, vielfach wie es Fürst Kropotkin und andere geschildert hatten.) Aufgeregt und erschreckt schaute ich mich wie ein gehetzter Hase darin um. Die Türe hatte sich kaum hinter dem Soldaten geschlossen, als ich ein leises Klopfen hörte. Was konnte das sein? Ich war beinahe außer Sinnen und konnte mich kaum in meine Lage finden. Meine Niedergeschlagenheit war so groß, daß ich mir selbst bei größter Mühe das Alphabet nicht ins Gedächtnis zurückrufen konnte. Dann war noch etwas, was mir auf die Nerven ging. In der Türe war ein ovales Stück Glas, das außen von einer Lederklappe bedeckt war. Durch dasselbe konnte der Wärter still und ohne von mir bemerkt zu werden, jede meiner Bewegungen beobachten. Als ich diese ovale Scheibe genau betrachtete und bemerkte, daß sie ungefähr wie ein belegtes Spiegelglas aussah, schloß ich daraus, daß niemand dahinter stehen könne, um mich zu beobachten. Ich stieg also auf einen Stuhl in der Ecke, aus welcher ich die Töne vernommen hatte. Gerade in meiner Höhe war ein Schieber über dem Loch, das mit dem von außen geheizten Ofen in Verbindung stand."

Es scheint, daß die Behörden, welche alles mögliche tun, um Heimlichkeit, tödliches Schweigen und unbedingte Absonderung zu sichern, einen taktischen Fehler aus Sparsamkeit gemacht hatten. Ein Ofen heizte zwei Zellen; in jeder befand sich ein Ofenrohr. Diese beiden Ofenrohre liefen in eines zusammen, wenn sie in den Ofen einmündeten. Es war deshalb möglich, daß Töne aus dem einen Raum durch die Rohre in den andern gelangen konnten.

„Ich richtete meine Augen auf das ovale Glas, horchte

und erhaschte einige unbestimmte Laute. Zuerst konnte ich nichts verstehen, aber allmählich fand ich die Frage heraus: „Wer sind Sie?“ Ich antwortete: „Ich bin A. L.“

„Als Antwort kam zurück: „Sprechen Sie lauter, ich kann Sie nicht hören.“

„Ich antwortete: „Ich möchte wohl, aber ich befürchte, daß mich der Soldat hört. Ich bin A. L. Wer sind Sie?“

„Ich bin Taisia Jakimowa“ und so wurde die Unterhaltung fortgesetzt.

Es ergab sich, daß seine Nachbarin nur ein neunzehnjähriges Mädchen war. Sie war angeklagt worden, weil man bei der Krönung des gegenwärtigen Zaren Sprengstoffe in ihrem Besitz gefunden hatte und 1895 zu fünfjährigem Kerker in der Peter-Paulsfestung verurteilt worden. Dies wurde natürlich nicht alles auf einmal mitgeteilt. Nach den ersten wenigen Sätzen richtete sich das schreckliche Auge auf den neuen Gefangenen. Der letztere sprang rasch vom Stuhle. Die Tür öffnete sich, der Soldat trat herein und sagte: „Ew. Gnaden werden begreifen, es ist verboten, zu sprechen.“ Dann aber wurde manches Klopfen gehört und manche Unterhaltung geführt. Bald darauf wurde in der nächsten Zelle ein Kind geboren. Der Verlobte des Mädchens war wegen Teilnahme an demselben Anschlag ebenfalls verhaftet worden, hatte aber gerichtlich auf Begnadigung angetragen und war gegen das Versprechen der Loyalität freigelassen worden. Sie hatte es verschmäht, dies zu tun und versuchte, ihn zu vergessen. Nach Verlauf der fünf im Kerker verbrachten Jahre wurde das Mädchen auf Lebenszeit nach dem weit entfernten Oblasstj (Bezirk) Jakutsk geschafft und führt, während ich dies schreibe, ein elendes Dasein in der arktischen Ansiedlung Srednje Kolymsk. Der neue Gefangene wurde anderthalb Jahre in der Kerkerzelle zurückgehalten und dann auf dem Jaroslaw nach Sachalin geschickt.

Dieses Schiff kommt zweimal im Jahre — im Mai und Oktober — nach Sachalin und bringt bei jeder Gelegenheit etwa achthundert männliche Verbrecher mit. Ein Unfall hatte dieses Jahr die Ankunft des Dampfers verzögert; ich traf

ihn in Wladiwostok, wo er nicht lange vor dem Schluß der Schiffahrt im Tatarischen Golf nach der Insel abfuhr. Infolge der neuen Anordnungen des Ukases des Zaren, die am 1. Januar (a. St.) in Kraft traten, war eine größere Zahl von Gefangenen vom sibirischen Festlande angekommen. Ueber tausend wurden während meines Aufenthaltes auf der Insel am Kai ausgeschifft; wie sie mit den weiteren auf dem Jaroslaw folgenden untergebracht wurden, war ein Rätsel. Im letzten Augenblick wurde an das Hauptgefängnis ein kleiner Flügel angebaut, welcher bei der Ankunft des letzten Schubs kaum fertig und gewiß nicht trocken sein konnte. Irgendwo mußte also Ueberfüllung eintreten.

Als ich eines Tages zum Hafen ging, fand ich eine Menge von Gefangenen, welche soeben vom Postdampfer gelandet worden waren. Es war ein kalter Tag, ein Nordwind wehte heftig, die Gefangenen standen da und wurden durchsucht, da der Kapitän an Bord irgend einen Gegenstand vermißte. Es war ein merkwürdiges Bild, diese Reihen ungekämmter, grau gekleideter Gestalten mit ihren an den Gürteln befestigten Fesseln und den Bündeln zu ihren Füßen. Kosaken standen als Wachen dabei und sahen in ihren ungestalteten Astrachanmützen, deren wollige, beschmutzte krause Haare herabhingen und sich mit den Haaren der Kosaken vermengten, ebenso reisestaubig und reisemüde aus wie ihre Gefangenen.

Einige Soldaten schwatzten gutmütig mit den Gefangenen und ich argwöhnte sehr stark, daß, wenn sich etwas in den Bündeln befand, was nicht darin sein sollte, es zeitweilig in den Taschen der Soldaten verschwand. Außerhalb des Kaitores, durch welches mir ein Posten zu gehen erlaubt hatte, stand eine Gruppe armer Verbannter, welche die Gelegenheit benutzen wollten, Wodki einzuschmuggeln.

Am 19. Oktober kam ein anderer Schub von etwa 150 Verbrechern vom Festlande an; in der Nacht vom 20. zum 21. Oktober weitere 700. Ich habe von der Schlaffheit der Beamten gesprochen und die Unwichtigkeit des Post- und

Telegraphendienstes berührt; können aber in einem anderen Lande solche Geschichten vorkommen wie die folgenden?

Bei der Ankunft des Verbrechertransports vom 19. Oktober fand man, daß das amtlich beglaubigte Verzeichnis der Schiffsladung, der Bericht des Kapitäns und die bei der Uebergabe im Hafen vorgenommene Kontrolle, der Appell der Gefangenen, in bezug auf die Anzahl der letzteren alle von einander verschieden waren. Die Gesamtzahl schwankte zwischen 147, 149 und 137. Hier war eine ausgezeichnete Gelegenheit zum Durchbrennen, auf ein halbes Dutzend mehr oder weniger kam es nicht an. Wenn die Zahl unwesentlich war, so war es auch die Zeit. Gerade dieses Schiff schien förmlich behext zu sein. Für einen Postdampfer war seine Geschwindigkeit entschieden außerordentlich. Als der Kapitän von Alexandrowsk nach Korsakowsk dampfte, entdeckte er, daß versehentlich zwei Matrosen bei de Castries an Land zurückgelassen worden waren. Er ging deshalb ans Festland zurück und am nächsten Tage erfuhren wir, daß er wieder nach Alexandrowsk zurückkehren mußte, weil dort der zweite Ingenieur und zwei Mann an Land gelassen worden waren.

Die bei der Uebergabe der Gefangenen entdeckten Unregelmäßigkeiten hätten das Entwischen mancher derselben begünstigt, wenn sie davon gewußt hätten; mit den Büchern der Gefängnisverwaltung war es jedoch ganz anders. Der Kanzleivorstand (des Gouverneurs) erklärte im Frühling vergangenen Jahres aus einem Grunde, den ich stark vermute, ganz keck, daß die Bücher und offiziellen Papiere auf dem Amte so schlecht in Ordnung gehalten wurden, daß eine Anzahl von Gefangenen fünf, ja sechs Jahre länger in Ketten und auf der Insel zurückgehalten wurden, als die Strafzeit betrug, zu der sie verurteilt waren!

Das System, Verbrechern, als bedingt Freigelassenen, zu gestatten, außerhalb des Gefängnisses, aber immer noch mit gewisser Einschränkung zu leben, hat seine Schwierigkeiten. Dazu trägt beträchtlich bei, daß man von St. Petersburg aus auf die Notwendigkeit der Sparsamkeit dringt und hier natürlich eine ungenügende Zahl von Gefangenwärtern



Ankunft von Verbrechern aus Rußland.

hat. Wenn jedoch die Beamten weniger Zeit mit Trinken und Spielen verbringen würden, könnte trotzdem viel getan werden, um Leben und Eigentum auf der Insel sicherzustellen.

Während meines Aufenthalts auf Sachalin wurden drei Leute, mit welchen ich zusammengekommen war, und der Vater eines vierten, eines Knaben, ermordet. Der erste war der junge Mann, dessen Tod ich schon berichtet habe, der nächste Mord geschah am 1. Oktober (a. St.). Ich war bei einem kleinen Hause neben dem Pristan gewesen, wo ein Zollbeamter wohnte und kam aus der Kirche — der 1. Oktober ist ein Festtag oder Feiertag — als ich meine neue Wirtin in Gesellschaft eines Freundes ihres Mannes als Schutz die Straße herabkommen sah. Der Begleiter ging nach der Stadt und ich trat an seine Stelle als Beschützer, da die Frau nach dem Hafen gehen wollte. Als wir entlang schritten, kamen uns zwei arme Geschöpfe aus dem meiner neuen Wohnung gegenüberliegenden Lazarett entgegen. Der eine Mann davon schwankte umher, als wenn ihm die Straße zu eng gewesen wäre. Meine Wirtin machte mit Bezug auf ihn die bezeichnende Bemerkung: „Eto prasdnikk" (es ist ein Feiertag).

Es ist viel über die Frage gesprochen und geschrieben worden, ob das russische Volk mehr oder weniger der Trunksucht ergeben ist wie die westlichen Völker. Ob die Verteidiger Rußlands damit recht oder unrecht haben, daß sie behaupten, der Bauer wird nicht häufig ein Opfer des Alkohols und hat an gewöhnlichen Werktagen nicht das Geld dazu in der Tasche, sei dahingestellt. Zweifellos ist es, daß er an Feiertagen des Guten zuviel tut und dann seine Schwäche offenbart.

Der Mann taumelte auf uns zu und begrüßte uns in seiner trunkenen, gutmütigen Weise: „Ssdrasstwuitje! Kakkvi paschiwaete" (Guten Morgen! Wie geht es Ihnen?). Um halb sechs Uhr abends lag er als Leichnam auf dem Marktplatz. Sein Gefährte hatte ihn wegen seiner sieben oder acht Rubel ermordet. Dies geschah an einem hellen, lichten Tage an einem lebhaften Orte, wo Soldaten und Polizei hätten sein sollen, möglicherweise auch gewesen waren; aber die ganze

Atmosphäre dieses Ortes scheint verbrecherisch zu sein und die Beamten schauen auf die Verbrecher herab, als wären es wilde Tiere und sind der Meinung, daß die Verbrecher ihre Streitigkeiten selbst ausfechten sollen. Wenn dieselben dann tödlich verlaufen, ist eben ein „Schuft“ weniger.

Der dritte Mord erfolgte drei Tage später. Ein Mann kam in unsere Wohnung, verweilte kurze Zeit in der Küche und wurde von unsern zwei Dienern (Verbrechern) hinausbegleitet. Seine Wohnung lag gerade gegenüber am Marktplatz. Kurz nachdem sie ihn verlassen hatten und er bei der Lampe in seiner Stube saß, wurden die Fensterladen aufgerissen und er durchs Fenster erschossen. Dies schien die neueste Mode beim Morden zu sein, denn innerhalb einiger Wochen war dies der dritte Fall. Ein anderer Mord wurde in einem Hause gerade gegenüber dem unsrigen bei den Zollschuppen verübt. Der vierte Fall war der des Vaters eines Schülers meines Gefährten in Duje, welchem ich einige Pence gegeben hatte. Zwei Tage später sahen wir, wie Soldaten den Leichnam seines Vaters, der in unserer Nähe ans Ufer geschwemmt worden war, herantrugen. Der Mann war von Nikolajewsk mit fünfzig oder sechzig Rubeln, dem Ertrag seiner kleinen Handelsunternehmungen, in der Tasche zurückgekehrt, als seine Kameraden in der Mitte des Golfs sich auf ihn warfen, ihn töteten und seinen Körper über Bord warfen. Der Tatarische Golf könnte manche solche Geschichte erzählen.

Am Nachmittag machte ich mit meinem Dolmetscher einen kurzen Spaziergang; wir wanderten zu dem auf einem Hügel im Norden der Stadt liegenden Kirchhof (die Stelle ist ersichtlich aus der Illustration im sechsten Kapitel). Es war ein windiger, kalter Hügelabhang, darunter die Sandbänke und das Piratenschiff mit seinen Erinnerungen an den jüngsten Mord. Eine düstere Szene breitete sich vor uns aus — ein aus dem windbewegten Walde ausgebrannter wilder und ungepflegter Fleck auf dem Hügel, auf dem man ein karges Ueberbleibsel dürrer, einzelner Bäume stehen gelassen hatte. Schwarze, braune und grüne hölzerne Kreuze, dicht zusammengedrängt, erzählten dieselbe traurige Geschichte.

Hier liegt . . . . .
Ermordet . . . . . 18 . .

Was machte es aus, von wem? Denn diejenigen, welche nicht von Verbrechern ermordet worden waren, hatten in den „guten alten Zeiten“ ihren Tod „zufällig“ durch die Hand der Soldaten oder Beamten gefunden. Kreuz auf Kreuz wiederholte die Geschichte von einem Mord, aber hier war eine ganze Familiengruppe zu gleicher Zeit der Waffe des Mörders zum Opfer gefallen. Die Familie bestand aus drei Brüdern und einer Frau mit ihrer Tochter; sie hatten drüben in dem Blockhaus gelebt, das nun in Trümmer gegangen ist; vor drei Jahren zu ihrer Zeit war es das Haus des Kirchhofwächters. Man sollte denken, daß, wenn jemand keinen Angriff zu fürchten brauchte, es doch sicherlich diese Wächter der Toten hätten sein sollen. Aber selbst die Geister der Abgeschiedenen gewährten ihnen keinen Schutz; einen Tag lang vermißte man sie, als der Bäcker morgens in das Haus kam, fand er alle fünf ermordet.

Drunten auf dem Markte, dem Schauplatz schrecklicher Taten, gibt es häufig Streitigkeiten, bei welchen Messer, Dolche oder Revolver gezogen werden; die Polizei und die Soldaten sind entweder abwesend oder verhalten sich ganz gleichgültig. Ich gebe hier ein typisches Beispiel, das sich während der Ostern des letzten Jahres (1902) ereignete. Es wurde mir von einem Augenzeugen erzählt. Als einziges Anzeichen, daß etwas nicht in der Ordnung sei, konnte der Vorübergehende nur sehen, daß sich plötzlich ein Haufen von kaukasischen Verbannten ansammelte. Endlich konnte man zwischen den Beinen des herumstehenden Haufens zwei sich auf der Erde herumbalgende Männer sehen, von welchen der die Oberhand behaltende mit seinem Messer auf den andern einstach. Es war eine Eifersuchtsgeschichte, die schon seit zwei Jahren spielte. Das Opfer des Anfalls hatte schon lange zuvor den Schutz der Polizei erbeten; man hatte ihm aber die ironische Antwort gegeben, daß das Gesetz nichts für ihn tun könne, wenn vorher nichts Ungehöriges vorgekommen war. Ganz in der Nähe stand ein Polizist, ein

Augenzeuge der Balgerei, welcher anstatt dazwischen zu treten, seinen Revolver zog und in die Luft feuerte und auf die Frage, warum er dies getan habe, erwiderte: „Ich tat es, um meine Kollegen herbeizurufen.“ Zweihundert oder dreihundert Meter davon entfernt gingen der Polizeimeister und ein Aufseher, sie nahmen aber keine Notiz von der Störung. Mein Zeuge eilte davon, um einen Beamten zu benachrichtigen, welcher seinerseits dem Militärgouverneur davon Meldung machte. Er befahl unverweilt, daß der Bezirksvorsteher hingehen und nachsehen sollte, was los wäre. Der letztere versicherte ihm, daß er gar keinen Zweifel daran hätte, daß es nur eine Streiterei, eine täglich vorkommende Sache sei; er ging aber doch, sah den Mörder davongehen, kam zurück und sagte: „Exzellenz, es ist ganz, wie ich dachte, ein bloßer Streit.“ Das Opfer wurde ins Spital geschafft, wo es zwei Tage später an seinen Wunden starb; sein Angreifer wurde von anderem Gesindel angefallen, erhielt fünf Wunden in den Kopf und zwanzig sonstige Verletzungen und starb im Lazarett an demselben Tage wie der andere.

Ein weiterer Kommentar zu der Schlappheit und Gleichgültigkeit der Beamten ist wohl nicht nötig. Als ich auf Sachalin war, wurde erzählt, daß die Behörden in Alexandrowsk ihr Erstaunen darüber ausdrückten, wenn zehn Tage vergingen, ohne daß jemand aus dem Gefängnis entsprang. Tatsächlich betrachteten sie die Insel als ein einziges großes Gefängnis und so war es auch; aber die Mitgefangenen auf derselben Insel mußten durch diese Schlaffheit leiden.

Als ich eines Tages mit dem Gefängnisvorsteher in Duje über diesen Gegenstand sprach, fragte ich ihn: „Werden die Wachen im Alexandrowsker Gefängnis wegen der neuerlichen Entweichungen von Gefangenen zu einem Strafregiment versetzt werden?“

„Ja,“ sagte er, „wenn sie als strafbar überwiesen worden sind.“

„Aber,“ erwiderte ich, „Sie haben selbst zugegeben, daß es auf der Insel nicht genug Wachen und Wärter gibt, wie kann man sie in diesem Falle verantwortlich machen?“

Die einzige Antwort wurde mit einem Achselzucken seinerseits gegeben.

Unter seinem Regime fing das Dujer Gefängnis an, seinen schrecklichen Ruhm zu verlieren. Er nahm Rücksichten auf seine Gefangenen und gestattete, daß sich die in den Minen arbeitenden ein kleines Taschengeld verdienten, wenn sie an Feiertagen arbeiteten.

In früheren Zeiten gab es in Duje viele Entweichungen; Gefangene schlossen sich zusammen und flohen nordwärts nach Pogobi, während andere sich an Bord von Kohlenfahrzeugen schmuggelten. Der Steuermann eines japanischen Seedampfers erzählte mir, daß sein Schiff, als er noch im Dienste des Küstenhandels nördlich von Japan stand, einmal in Duje Kohlen eingenommen und bei dieser Gelegenheit ein Verbannter den Kapitän gebeten hatte, ihn zu verbergen und mit wegzubefördern, wofür er eine beträchtliche Summe zahlen wollte. Der Kapitän sagte zu und der Verbannte wurde in eine Tonne gesteckt. Um Argwohn zu vermeiden, die russischen Beamten waren an jede Art von Trug gewöhnt, wurde die Tonne zu einem Viertel mit Wasser gefüllt und wenn die tägliche Untersuchung stattfand, machte sich der Koch an der Tonne zu schaffen und schöpfte Wasser daraus.

Heute läßt sich Duje sehr wohl mit Alexandrowsk vergleichen, wo infolge der Leitung Patrins und der schrecklichen Langeweile in dem Kandalnaja Tjurma (Kettengefängnis) die Entweichungen zahlreich und häufig sind.

Achtzehntes Kapitel.

Geschichten von Gefangenen.

Die Waffen müssen offen getragen werden. — Ein neunzehnfacher Mörder. — Ich werde gewarnt. — Schwarze Kreuze am Wege. — „Wie denken Sie über Patrin?" — Ein furchtbarer Kampf. — Ein frommer alter Gefangener. — Acht Jahre Zwangsarbeit wegen eines gestohlenen Laibes Brot. — Das „Spiel" vom Superintendenten und den Ansiedler-Verbannten.

Wenn in Regent Street (eine der ersten Straßen Londons) eine Börse fast unentbehrlich ist, ist ein Revolver auf Sachalin absolut unentbehrlich. Mein Dolmetscher, welcher bereits eine dreijährige Erfahrung auf der Insel hatte, bestand stets darauf, daß ich den Revolver einsteckte, ob ich nun in die Stadt ging oder mich nur ein paar Meter von der Türe unserer Wohnung entfernte. Nur bei einer Gelegenheit ließ ich die Knallbüchse zurück und das war, als ich dem Gouverneur meine Aufwartung machte. Es war morgens, ich steckte im Frackanzug und da englische Schneider nicht die Gewohnheit haben, solche Anzüge mit Revolvertaschen zu versehen, so erklärt sich das Fehlen des Revolvers bei dieser Gelegenheit. Mein Gefährte trug jedoch den seinigen, übrigens hatten wir nur einen kurzen Weg zu machen. Ungebleichte Baumwolle, ein Fries-Khalat (Ueberrock) und Fesseln sind für einen Sachaliner ein weit passenderes Kostüm wie ein Frackanzug, das muß ich zugeben: aber die Etikette erfordert letzteren, wenn sich ein Zivilist dem Gouverneur vorstellt, obgleich bei

einer Zusammenkunft mit seiner kaiserlichen Majestät dem Zaren ein kurzer Rock genügt.

Es schien zuerst seltsam, statt eines Gebetbuches einen Revolver mit in die Kirche zu nehmen und eine ganz unangebrachte Kinderei, mit einem solchen Gegenstand einen Nachmittagsbesuch zu machen. Bei Nacht war es wünschenswert, ihn in der Hand zu tragen, denn ein paar Sekunden Zögerung konnten verhängnisvoll sein. In den Straßen von Alexandrowsk behielten wir nach eingetretener Dunkelheit den Revolver in der Tasche; aber auf dem Wege zum Hafendamm durch eine Abteilung schäbigen Waldes war es gut, ihn schußfertig bereit zu halten und die Straße auf und nieder scharf auszuschauen.

Es wurde mir geraten, mich bei Tageszeit von niemand einholen zu lassen, ohne die Person über die Schulter hinweg zu beobachten und bei Nacht niemals den barmherzigen Samariter zu spielen, denn eine List der Mörder bestand darin, daß sie sich auf den Boden legten und sich stellten, als ob sie verwundet wären.

Einmal vor diesen vielen Kniffen gewarnt und gut bewaffnet, hatte man ja ziemlich gute Aussichten. Die Sicherheit schien darin zu liegen, daß man seine Waffen gehörig zur Schau trug und scharf Obacht gab. Vielleicht klingt es in den Ohren eines Lesers, dessen Erfahrung sich auf das westliche Europa beschränkt, gefährlich, aber man kann sich unschwer an jede Luft gewöhnen, und ich kann dem Leser versichern, daß er dies nach einigen Tagen Aufenthalt auf Sachalin auch gefunden hätte. Ich sollte meinen, nicht daß ich übertrieben, sondern daß ich ein außer allen Verhältnissen stehendes Bild dargeboten habe. Der Leser kann sich vorstellen, daß ich, vor Gefahr gewarnt und voll bewaffnet, wie ich war, vermutlich in größerer Gefahr stand, als Tausende, welche aus dem südafrikanischen Kriege ohne eine Schramme zurückkamen.

Eine polnische Frau auf Sachalin wünschte mir einmal Glück auf mit den Worten: „Möge Gott Ihnen ein langes

Leben schenken und mögen Sie lange Nägel haben, um sich Ihren Weg durchs Leben zu kratzen." Was mich betrifft, so ziehe ich es möglicherweise aus rein westlicher Gewohnheit vor, meine Nägel kurz zu halten. Ein anderes auf Sachalin geläufiges russisches Sprichwort gefiel mir besser; es lautet: „Es ist besser, einen Freund als hundert Rubel zu haben." Ich schuldete wirklich vielen Leuten für freundliche Warnungen Dank. Eines Morgens begegnete ich auf der Straße einem Mann, welcher acht Morde auf seinem Gewissen hatte; eine halbe Stunde später schlich er um unsere Hütte herum. Da ich aber gewarnt war, ihn nicht herankommen zu lassen, als er mich um Feuer bat, hob ich Revolver und Stahlstock empor und kehrte ungehindert nach der Stadt zurück.

Es mag unerklärlich scheinen, wie ein Mann soviele Morde begehen konnte und noch in Freiheit war. Ein Mörder dieses Schlages hat gewöhnlich mehr als einen begangen, wenn er zum erstenmal ergriffen wird und wenn er einmal außerhalb der Gefängnismauern in Sibirien und auf Sachalin ist, schützt ihn die Taiga vor Bestrafung für seine weiteren Taten. Die Zeit vergeht und wenn er eingefangen wird, kann man ihn entweder nicht identifizieren oder es ist unmöglich, Beweise gegen ihn herbeizuschaffen, um ihn zu überführen; außerdem würde dies nur eine Erhöhung seiner Strafe in sich schließen und die Insel ist an sich schon ein Gefängnis. Wenn die Sache nicht dazu angetan ist, daß sie die Ohren des Generalgouverneurs erreicht, macht es nicht viel aus, ob ein „Schuft" einen andern ermordet und entwischt, bis der Lärm vorüber ist. Es ist „nur einer von der viehischen Bande weniger"; ist es aber ein Beamter, welcher getötet wird, so werden sofort kräftige Maßregeln ergriffen. In Wladiwostok zeigte mir ein Anthropologe, Dr. K., die Photographie eines Sachaliner Mörders, welcher nicht weniger wie neunzehn Morde begangen hatte.

Eine andere Warnung ging mir eines Morgens zu, als ich es am wenigsten erwartete. Mein Dolmetscher kam aus der Küche, bald nach der Rückkehr aus dem Innern und sah sehr beunruhigt aus; ich fragte ihn also, was es gäbe. Er

sagte, daß er wegen eines Anschlags besorgt sei, daß man mich, als Fremden, für reich hielt und ferner, daß wir beide, er und ich, für die zwei Prospektoren angesehen worden wären, von welchen der eine einem Sträfling einen Schlag gegeben haben sollte, weil sich der Sträfling geweigert hatte, das zu tun, was ihm befohlen worden war und daß man nun auf Wiedervergeltung sann. Vieles von diesen angenehmen Nachrichten hatte er sich aus den Erzählungen des Verbrecher-Bedienten zusammengestoppelt, der kürzlich aus den Klauen Patrins entronnen war. Der Mann konnte nicht dazu gebracht werden, mehr zu sagen, denn er hatte schon genug erzählt, um sich bei seinen Gefährten verdächtig zu machen und die Bestrafung durch sein Artel (Gilde) befürchten zu müssen. Er ging sogar so weit, meinem Dolmetscher zu drohen, daß er ihn dem Gouverneur melden würde, wenn er mir gestattete, bei Tage allein in den Straßen herumzugehen, wo ich womöglich erschossen würde. Der Diener bewies seine Aufrichtigkeit dadurch, daß er darauf bestand, mich diesen Abend selbst zu Herrn A. zu begleiten und mich auch wieder von da abzuholen; mein Wirt versprach jedoch, mich nach Hause zu fahren. In der Dunkelheit — es war nicht sicher, Lichter aufzustecken — hätten wir bald einen Nachtwächter überfahren, welcher plötzlich mit seiner Knarre schnarrte und noch rasch aus dem Wege sprang. Bei der nächsten Krümmung, als wir um die Ecke bei den Baracken fuhren, stürzte sich einer aus einer Gruppe von Verbrechern auf Herrn A. Ich saß ihm zur Rechten, die Hand am Revolver, aber mein Gefährte war der Lage gewachsen. Er ist ein großer, starker Mann und schleuderte mit einem lauten „Sstupai" (weg damit!) den Mann heftig zurück, während die Prolyotka (kleiner Viktoriawagen) weitersauste. Von dieser Zeit an hielten mein Dolmetscher und ich schärferen Ausguck, aber es fiel weiter nichts vor wie der gewöhnliche Lärm.

Außerhalb der Stadt war es ratsam, neben dem Revolver auch eine Büchse zu tragen. So ausgerüstet reisten wir sogar bis nach Duje, das nur etwa vier Meilen entfernt ist, wie die Krähe fliegt, aber acht auf der Straße. Die



Der Nachtwächter von Alexandrowsk.

Straße ist alt und vielbenützt und alle Tage vermehren sich ihre melancholischen Erinnerungen. Duje selbst, als Lage der ältesten Kohlenmine, war lange Zeit die wichtigste Niederlassung auf der Insel.

Unsere Troika stieg die Hügel in einem steilen Zickzack empor. Die Fahrt gewährte uns malerische Aussichten auf das hinter Alexandrowsk gelassene Tal und auf die zwei silberigen Streifen des kleinen und großen Alexandrowskaflusses. Weiter landeinwärts lag das Dorf Korsakowsk mitten in einem Schachbrett von Gärten, die Alexandrowsk und selbst Nikolajewsk auf dem Festlande mit Gemüse versehen. Am Fuße des Hügels, den wir erkletterten, war ein Tunnel; er sah nicht größer wie ein Mausloch aus. Dies war die Kohlenmine, wo einige zwanzig Verbrecher in den Pausen ihrer Plünderungszüge am Werke waren. Wie die braunen Baumstümpfe bezeigten, war man daran, die großen Abhänge des Hügels abzuholzen; es sah aus, als ob sie mit einer riesigen Sense abgemäht worden seien. Unsere Troika nahm Hügel, die keine gewöhnliche englische Mietskutsche überwunden hätte; in der Nähe der Spitze verminderte sich die Steigung und der Weg ging in die Taiga über. Hier stießen wir am Wegrande auf ein schwarzes Kreuz, eines von den dreien, welche zum Gedächtnis an die im vorigen Jahre (1900) auf der Straße ermordeten Personen errichtet worden waren. Das erste war einem Kaufmann errichtet, welcher unter den Händen von Barrataswili und seiner Bande gefallen war. Das zweite gehörte ebenfalls einem Kaufmann, welcher von Alexandrowsk gekommen war und sich auf dem vor dem Kreuz befindlichen Sitz niedergelassen hatte, als unbemerkt Brodjagi aus der Taiga hervorbrachen und ihn, bevor er sich umdrehen konnte, niederschlugen und ermordeten. An einem anderen Kreuze kamen wir vorüber, ehe wir nach Duje gelangten; die Geschichte desselben ist mir aber nicht bekannt.

Als wir am Ausgang einer der Verbrecherkohlenminen vorüberkamen und der Karrenbahn zum Hafen folgten, kamen wir ans Ufer. Wir jagten längs desselben erst auf trockenem Sand, dann durch die steigende Flut hin und können also

sagen, daß wir den letzten Teil unserer Fahrt in einer Troika zu Lande und zu Wasser gemacht haben.

Duje mit seiner einzigen kleinen Straße in einem zum Meer auslaufenden engen Tale ist ein angenehmer Gegensatz zu Alexandrowsk. Es bietet den Anblick dörflichen Lebens. Wenn man die Straße hinfuhr, wußte man, daß in diesem Hause der Arzt, in diesem der Pope wohnte; hier war die Schule, dort wohnte der Bäcker. Es lag etwas wie das Gefühl des Familienlebens in der Luft und die Häuser, alle von verschiedener Bauart mit ihren weißgetünchten Fronten und hellen grünen Fensterläden hoben sich vorteilhaft ab von dem dunklen Braun und Grau von Alexandrowsk. Unsere Troika fuhr bei dem Hause des Herrn X. vor, einer dünnen kastenähnlichen Holzhütte, bestehend aus einem Zimmer und einem Vorzimmer als Küche. Es gehörte ihm selbst, denn er hatte Geld geborgt, um es gegen die Zeit herum, wo seine Strafe ablief, zu kaufen; andernfalls wäre er als Ansiedler-Verbannter der Gefahr ausgesetzt gewesen, nach dem Belieben des Vorstehers der Verbanntenabteilung irgendwohin verschickt zu werden. Das Eigentum an einem Hause verleiht das Recht, in der Niederlassung zu leben, in welcher es gelegen ist. Er hatte zwei Verbrecherdiener, welche wegen Unwohlseins nur halben Dienst verrichteten; sie halfen für eine kleine Vergütung Herrn X. in ihrer freien Zeit bei seinen Arbeiten. Mein Gefährte führte mich mit Stolz in seiner kleinen Höhle umher, deren Hauptschätze die Photographien seines Vaters, seiner Frau und seiner Kinder bildeten; seit vielen Jahren hatte er seine Angehörigen nicht gesehen. Wir hatten uns kaum etwas umgesehen, als ein uniformierter Bote an der Tür stand. Der Gefängnisvorsteher wollte wissen, wer der Fremde sei.

Wie ich schon erwähnt habe, genoß der Natschalnik (Vorsteher) des Dujer Gefängnisses einen guten Ruf und wir wurden von ihm und seiner lieben Frau zum Mittagessen willkommen geheißen. Das Gespräch bewegte sich in sicherer Richtung; wir, die Wirtin und ich, tauschten unsere Beobachtungen über die Koreaner aus, von welchen sie im Laufe

der Jahre, die sie in Wladiwostok verlebte, viele gesehen hatte. Als jedoch ein Napf Suppe, eine Probe der für die Gefangenen bestimmten, hereingebracht und von dem Vorsteher versucht wurde, wandte sich die Unterhaltung zu weit näher liegenden Stoffen. Wir sprachen von den letzten Gefangenenentweichungen in Alexandrowsk, welche er mit dem Mangel an Wärtern zu entschuldigen suchte, deren Stärke keineswegs die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl erreichte, da auf Sachalin viele in Wirklichkeit auf Bureaux, der Kanzlei usw. beschäftigt würden. Das Korps der Wärter ist nicht vollständig und in St. Petersburg macht man gegen größere Ausgaben Einwendungen. Die Schwierigkeiten der russischen Strafverwaltung sind größtenteils Geldfragen und doch könnte der schlimmste Teil weggefegt werden, wenn die Veruntreuung von Staatsgeldern nicht so verbreitet wäre und wenn sich die Beamten weniger auf Spielen und Trinken legen würden, dafür aber wenigstens einigermaßen menschenwürdige Zustände für die ihrer Obhut anvertrauten Verbrecher herbeizuführen suchten.

Unsere Unterhaltung hatte nicht lange gedauert, als er mir plötzlich die inhaltsschwere Frage stellte: „Wie denken Sie über Patrin? Ist er in England ebenso bekannt wie in Amerika?“ Der Ruf Patrins, des brutalen Vorstehers des Alexandrowsker Gefängnisses, ist keineswegs auf Sibirien beschränkt, denn sein Ruhm ist in San Franzisko so groß, daß er auf einem dortigen Theater als der Dämon des Gefängnisses dargestellt wurde.

Man erzählt auf Sachalin eine Geschichte von einem Verbrecher, welcher von der Insel nach Amerika entkam, dort arretiert, wegen Mordes angeklagt und ins Gefängnis gesetzt wurde. Hier besuchte ihn ein unternehmender Zeitungsberichterstatter in der Hoffnung, einige interessante und sensationelle Einzelheiten von dem Angeklagten zu erfahren. Er wurde jedoch sehr enttäuscht und konnte nur wenig aus dem Angeklagten herausbringen, da derselbe zu wenig englisch verstand; aber auf die von dem Journalisten gestellte Frage: „Würden Sie vorziehen, in Ihr Vaterland (Patria) zurückzu-

gehen?“ kam die unerwartete Antwort: „Nein, ich würde mich lieber hängen lassen, als zu Patrin zurückzugehen!“

Patrins Charakter war seinen Kollegen so gut bekannt, daß man annehmen konnte, daß sie alle an einem Strange zogen, wenn er in seiner Stellung verblieb. Es ist sogar überraschend, daß er nicht ermordet worden war. Barrataswili hatte es zwar gewollt, lebte aber nicht lange genug, um seine Absicht auszuführen. Der Vorsteher fuhr in Alexandrowsk stets rasend schnell an uns vorüber und war neben seiner Dienstpistole immer mit einem Winchestergewehr bewaffnet; im Gefängnis ging er gewöhnlich mit dem Revolver in der Hand umher, denn er gebrauchte alle Vorsicht, wenn er einen Gefangenen traf, obwohl er ein starker Mann war.

Ich möchte die Frage des Natschalniks: „Wie denken Sie über Patrin?“ durch zwei oder drei ihn betreffende Geschichten beantworten. Der Leser wird gewiß, wie ich, hoffen, daß der Tag nicht sehr fern sein wird, wo die Insassen des Alexandrowsker Gefängnisses von seiner Tyrannei befreit werden.

Nicht lange vor meiner Landung auf der Insel hatte die Geschichte von seinem verbrecherischen Angriff auf ein zehnjähriges Kind sogar ihren Weg in die Wladiwostoker Zeitungen gefunden, aber die Angelegenheit wurde mit Hilfe des allmächtigen Rubels unterdrückt. Jemand, dessen Autorität auf Sachalin unbestreitbar ist, hat gesagt: „Die Beamten begehen die Verbrechen, für welche die in ihrem Verwahr befindlichen Gefangenen bestraft werden“, und wenn irgend eine Bestätigung dafür notwendig ist, so haben wir sie in der folgenden Reutermeldung vom 16. April 1902. Der Irkutsker Gerichtshof geht nach Sachalin, um fast den ganzen Stab der Gefängnisverwaltung wegen Fälschung, Veruntreuung, Betrug und Verbrechen gegen die öffentliche Sittlichkeit vor sein Gericht zu stellen.

Ich will mich nicht über das Verhalten Patrins gegenüber den weiblichen Gefangenen auslassen. Zahlreich sind die unter den Beamten verbreiteten Geschichten über seine Grausamkeit gegen Gefangene, die von ihm angeordnete will-

türliche Einsperrung derselben in die Dunkelzellen, über die Anwendung der Plet und seine gefährlichen Angriffe auf Gefangene, als er noch Aufseher war.

Ich gebe hier zwei Geschichten von seinem Verhalten gegenüber Beamten; man möge daraus ersehen, wie er mit den Sträflingen verfahren hat und noch verfährt. Der erste Vorfall ereignete sich, als ich in Alexandrowsk war, der andere vorher, während mein Gefährte im Gefängnis saß.

Der Aufseher des Posthauses, wo wir unsere Troika erhielten, fand eines Nachmittags, daß zwei seiner Iswoschtschikki betrunken waren und sich herumbalgten. Er lief also in den Hof und trennte sie, nicht ohne daß er zuvor einen derselben prügeln mußte. Der letztere rannte sofort zu Patrin und beschwerte sich, daß der Aufseher betrunken war, eine Störung hervorgerufen hätte usw. Der Aufseher holte inzwischen seine Frau und als er zurückkam, fand er den Gefängnisvorsteher im Posthaus, welcher ihm ohne weiteres sofort einen Schlag ins Gesicht versetzte. Das Blut floß dem Postbeamten aus dem Munde und in seinem halb betäubten Zustande schien er nach dem nahe vorbei fließenden Fluß laufen zu wollen, verlor aber bald die Besinnung. Als er wieder zu sich gekommen war, ging er zum Bezirksvorsteher, stellte ihm die Sache vor und verlangte Genugtuung, da es für ihn als Beamten eine schwere Beleidigung war, wenn er wie ein Verbrecher von einem andern Beamten geschlagen wurde. Der Bezirksvorsteher bat ihn jedoch, einen Skandal zu vermeiden und die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Unter einem solchen Manne waren die politisch Verbannten im Gefängnis; und an ihn hätten sich die in Alexandrowsk lebenden wegen ihrer Rationen wenden müssen, wenn sie nicht auf ihren Anspruch verzichtet und gestrebt hätten, sich selbst Leib und Seele zusammenzuhalten. Als mein Dolmetscher zu Beginn seiner Strafzeit auf Sachalin noch im Gefängnis saß, hatte er verschiedene unangenehme Zusammenstöße mit Patrin. Seine Geschichte illustriert nicht allein das willkürliche und unkontrollierte Verhalten des Gefängnismeisters gegen Beamte, sondern auch die Klasse des wider-

spenstigen Sträflings, mit welchem man gelegentlich zu tun hat, und der in diesem Falle durch das willkürliche Verfahren des Beamten, vor welchem er zu erscheinen hat, nur noch bockbeiniger wird.

Herr X. sagte: „Ich war pünktlich zu der vom Vorsteher angesetzten Sprechstunde erschienen, um die Erlaubnis nachzusuchen, aus dem Gefängnis entlassen zu werden und außerhalb wohnen zu dürfen. Ich konnte Patrin durch den Torweg an seinem Tisch sitzen sehen und erkundigte mich im Vorzimmer bei den Aufsehern, ob er gutgelaunt wäre. Wenn dies der Fall war, so waren nämlich auch die Aufseher freundlich. Sie versicherten mir, daß es ein günstiger Augenblick sei. „Warten Sie nicht," sagten sie, „bis die Verbrecher kommen, er ist jetzt in guter Laune!" Wie es das Schicksal jedoch wollte, trat, während ich hinter einem Soldaten auf eine Unterbrechung in der Schreibarbeit des Vorstehers wartete, ein Aufseher ein und kam mit seinem Vorgesetzten in Streit. Ich hörte Patrin sagen: „Halten Sie den Mund!"

„Der Aufseher erwiderte: „Ich will den Mund nicht halten. Sie dürfen mit mir nicht so sprechen. Ich bin kein Verbrecher, ich bin gerade so gut ein Beamter wie Sie."

„Der Vorsteher fuhr nun heftig auf und schrie: „Halten Sie den Mund!" Der andere wurde nun ebenfalls aufgeregt, zog seinen Revolver, warf ihn zornig auf den Tisch und rief mit ärgerlicher Stimme: „Ich lege sofort meine Stelle nieder. Ich will nicht unter einem solchen . . . .!"

„Nun schien wenig Aussicht für mich vorhanden zu sein," fuhr mein Dolmetscher fort, „aber ich lauerte immer noch hinter dem Soldaten und ließ mehrere Verbrecher kommen und gehen in der Hoffnung, daß sich der Vorsteher wieder beruhigen würde. Aber das Schicksal war abermals gegen mich, als ein junger, schmächtiger Verbrecher, einer von den schwer zu behandelnden mit jähzorniger Veranlagung, eintrat."

„Er trat herein, ging keck auf den Vorsteher zu und sagte: „Sie mögen sagen, was Sie wollen, aber ich werde tun, was ich will."

„Der Vorsteher stand auf und fragte: „Was sagten Sie?"

„Der Verbrecher erwiderte so unverschämt wie zuvor: „Ich kann nicht arbeiten, und ich sage Ihnen, ich will nicht!"

„Bei dieser Rede schlug ihm Patrin, welcher kaum einen Schritt davonstand, mit seiner rechten Faust auf die Backe und ließ dann einen Schlag mit der linken Faust folgen. Ich prallte erschrocken zurück," sagte Herr X. „und sah dann einen außerordentlichen Auftritt. Der junge Bursche, welcher schwach gebaut und nicht groß war, ergriff den Vorsteher beim Rock und zerrte ihn zur Treppe. Für den Augenblick schien Patrin machtlos, aber er ermannte sich sofort und rief den Aufsehern, welche bewegungslos auf der Bank saßen. Sie schreckten auf, als ob sie aus tiefem Schlaf erwachten, stürzten vorwärts und warfen sich auf den Verbrecher. Eine Zeitlang konnte ich nichts weiter sehen als einen Wald von Armen, welche einen Augenblick in die Luft flogen und dann wie Dreschflegel auf den Körper des Verbrechers niedersausten, während der Vorsteher sich noch immer in der Gewalt des Sträflings befand. Es war ein schreckliches Durcheinander und die Gruppe näherte sich ganz arglos der Treppenflucht. Es war unmöglich, die sich schiebende Masse aufzuhalten, die näher und näher an die Stufen kam und schließlich kopfüber hinabstürzte. Patrin war obenauf und kam tatsächlich unverletzt davon, aber der Gefangene, welcher schon zerstoßen und zerschlagen war, hatte mehrere Rippen gebrochen." Während seiner ganzen Strafzeit war der Mann sehr widerspenstig gewesen und im Frühling 1901 ergriff er den Revolver eines auf Dienst befindlichen Soldaten und erschoß ihn. Er machte keinen Fluchtversuch, sondern blieb ganz ruhig stehen und sagte nur: „Ihn wollte ich nicht erschießen, aber Patrin." Dann hob er die Waffe nochmals und schoß sich in die Stirn.

Unter den hunderten von unzweifelhaften Schurken auf der Insel gibt es natürlich auch solche von außerordentlich widerspenstiger Veranlagung, zugleich aber auch verschiedene Gefangene, welche man in England als nicht verantwort-



Ein verwegener Charakter.

lich ansehen würde. Einer von der letzteren Klasse war ein sehr frommer alter Mann von großer Belesenheit, welcher Ansichten wie etwa Tolstoi entwickelte. Seine Heimat war Südrußland, wo er die Lehre vom passiven Widerstand verkündete. Die Behörden ergriffen ihn sofort, sperrten ihn ein, weil er einen Aufruhr verursacht haben sollte und verurteilten ihn zu acht Jahren Zwangsarbeit. So fand er sich im Gefängnis zu Alexandrowsk mit den verworfensten Verbrechern zusammen. Er war ein frommer, würdiger alter Mann, vielleicht ein wenig überspannt, und weigerte sich stets, jemand die Hand zu geben, selbst nicht einem Barün; dafür hob er mit einer freundlichen, entschuldigenden Geberde segnend seine rechte Hand empor. Einer seiner Mitgefangenen erzählte, daß der alte Mann niemals eine unrechte oder lieblose Handlung begangen hätte und doch war er von Patrin mehr wie einmal mit Ketten und Dunkelzelle bestraft worden. Das angefügte Bild stellt eine der Dunkelzellen im Alexandrowsker Gefängnis dar. Die Dunkelzelle ist, wie mir ein gelegentlicher Gast derselben erzählt hat, ohne jede Bequemlichkeit, ohne Pritsche und Parascha (Bedürfniskübel) und über alle Begriffe schmutzig und schlecht riechend.

Ich habe den Eindruck, als ob jetzt weniger solche Sektierer zu schwerer Arbeit verurteilt werden wie früher. Ich sage „Eindruck", denn ich kann mich nicht auf eine zuverlässige Statistik berufen. Auf Sachalin waren (1. Januar 1898) 67 dieser Klasse (drei davon Frauen) zu Zwangsarbeit verurteilt. Die Fälle, die mir bekannt wurden, waren schon einige Zeit alt. Ich will nur noch einen Fall anführen, welcher einen Muselmann betrifft. Er war ein reicher, frei denkender und gelehrter Mann und stammte aus Kasan. Er hatte die christliche Lehre studiert, war sehr davon eingenommen worden und versuchte nun eine Art eklektischen Islamismus und Christentums zu lehren. Die Folge davon war, daß er wegen Gründung einer neuen Sekte eingesperrt und zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit nach Sachalin geschickt wurde. Seine Feinde beschuldigten ihn des Fanatismus, aber es konnte nicht geleugnet werden, daß er trotz alledem seine Brüder



Die Dunkelzellen im Alexandrowsker Gefängnis.

fortwährend anhielt, friedlich und rechtschaffen zu leben und dafür wurde er wie ein Verbrecher schlimmster Art bestraft.

Es folgen noch zwei Fälle von Leuten, welche wegen verbrecherischer Handlungen verurteilt wurden und von welchen man schwerlich behaupten kann, daß sie ihre Bestrafung verdient haben. Mein Gewährsmann hatte Zugang zu den offiziellen Akten darüber und machte mir folgenden Auszug daraus. Der erste Fall betraf einen armen Mann in Südrußland, welcher beim Stehlen eines Laibes Brot erwischt wurde. Der Diebstahl wurde von dem Manne zugegeben, aber weil er ein Messer in der Tasche hatte (welcher Bauer trägt nicht ein Messer bei sich?), war sein Verbrechen buchstäblich ein Raub mit bewaffneter Hand und der Arme wurde zu acht Jahren Zwangsarbeit auf Sachalin verurteilt. In Wirklichkeit bedeuteten diese acht Jahre lebenslängliche Strafe, denn wie ich schon früher gesagt habe, kamen nur wenige jemals wieder von der Insel fort. Es machte nichts aus, daß der Mann durch Hunger, vielleicht wegen seiner hungernden Kinder, zu dem geringfügigen Diebstahl getrieben worden war, er mußte ihn mit lebenslänglicher Verbannung büßen. Sicherlich ist eine solche Bestrafung dem Verbrechen nicht angemessen. Der Angeklagte wird für schuldig erachtet, wenn er seine Unschuld nicht erweisen kann und die logische Folge eines solchen Systems ist dann, den Angeklagten strafbar zu machen, aber nicht, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein aus zufälligen Umständen zusammengestoppelter Beweis genügt, den Angeklagten zu überführen; die Wohltat des Zweifels ist keine russische Vorstellung. Aber die Mißgriffe der Kriminaljustiz sind nichts gegen den großen Makel des Systems, das „administrative Verfahren", nach welchem politische Missetäter ohne Verhör eingesperrt oder verbannt werden können, ein System, das offenbar wegen des Mangels an ausreichendem Beweis zur Ueberführung des Angeklagten angenommen worden ist.

Der zweite Kriminalfall war derartig, daß jeder englische Gerichtshof bei der Wahrscheinlichkeit der Unschuld des Angeklagten denselben freigesprochen hätte. Es handelte sich

um zwei Kosaken. Die Geschichte beginnt mit der Heirat eines Neffen dieser beiden Brüder. Das junge Paar war hübsch und in guten Verhältnissen und jedermann wunderte sich, daß es mit den besten Aussichten und allem, was es sich wünschen konnte, unglücklich war. Eines Tages kam der Neffe zu seinen Onkeln und beklagte sich, daß ihm das Leben verbittert sei, denn seine Frau wäre die Maitresse ihres Stiefvaters geworden. Darüber zur Rede gestellt, gab die Frau zu, daß sie sich einfach gefügt hätte, um ihre Mutter vor der schlimmen Behandlung des Stiefvaters zu retten. Bald darauf wurde der letztere ermordet aufgefunden. Die beiden Kosakenonkel wurden arretiert, verurteilt und führen nun auf Sachalin ein elendes Dasein. Auf welchen Beweis hin sie überführt wurden, ergibt sich aus dem Protokoll. In der Nähe des Ortes, wo man den Leichnam des Opfers gefunden hatte, waren Wagenradspuren zu sehen, welche mit denjenigen übereinstimmen sollten, welche die Wagenräder der Onkel verursachten. Zweifellos war es so, denn ähnliche ländliche Wagen besaßen Hunderte in der Umgegend. Außerdem wurde in der Nähe ein Stück Riemen gefunden, das zu dem Geschirr der beiden Brüder gehören sollte. Wahrscheinlich war dies der Fall, aber der ganze Riemen fehlte schon seit einigen Monaten und war vom Neffen bei einem seiner Besuche mitgenommen worden. Da der Riemen weiter keine Bedeutung hatte, wurde nicht mehr darnach gefragt.

Alles wies darauf hin, daß der Neffe der Urheber des Verbrechens war, für welches diese beiden Männer lebenslängliche Verbannung erdulden mußten; aber der erwähnte augenscheinliche Beweis genügte, die beiden Onkel wegen Mordes zu verurteilen.

Ich beabsichtige nicht, den Leser zu veranlassen, diesen Fall als typisch für die Sachaliner Verurteilten zu nehmen, denn ich glaube nicht, daß es so ist. Nicht die Mißgriffe der Justiz, sondern die mangelhafte Handhabung des Strafsystems bildet den offenkundigen Fehler auf der Insel. Hinter diese Fälle und einen noch zu erörternden, welche ein besonderes Licht auf die nach Sachalin Verbannten werfen, ist der

Forscher auf der Insel gekommen und zieht daraus die Summe des sozialen Kosmos.

Die Ironie des dritten Falles bestand darin, daß die Strafzeit des Gefangenen bei seiner Ankunft auf Sachalin abgelaufen war; als ich ihm begegnete, war er jedoch bereits drei Jahre lang auf der Insel. Als ich sein Verbrechen erfuhr, dankte ich meinen Sternen, daß ich kein russischer Untertan bin, denn ich könnte desselben Verbrechens schuldig sein oder unwissentlich vielleicht schon schuldig gewesen sein. Der Mann hatte versucht, eine falsche Dreirubelnote los zu werden. Nun gibt es in Rußland nicht wenig falsche Noten und man kann leicht damit angeführt werden. Vor allem hätte man nun nach der Absicht fragen müssen. Herr X., welcher den Verbannten sehr gut kannte, glaubte, daß er dazu nicht fähig war. Aber selbst angenommen, daß der Mann schuldig war, konnte die Bestrafung kaum dem Verbrechen angemessen sein. Mein Dolmetscher und ich fanden den Mann, einen Kaukasier, in einem kleinen hölzernen Hause mit sauberen weißgetünchten Wänden und mit durch Musselinvorhänge verdeckten Fenstern; an den Wänden waren die üblichen Bilder des Zaren und der Zariza angebracht. Wir verhandelten mit ihm wegen seines Anschlusses an den von uns ins Oberland zu den Ainu geplanten Ausflug. Er war von Odessa auf dem Jaroslaw in Ketten hierher geschickt worden; mein Dolmetscher war ebenfalls Passagier auf diesem Schiffe; als der Kaukasier auf der Seereise fieberkrank war, pflegte ihn Herr X. nach Anweisung des Arztes und trug dadurch mit bei, ihm das Leben zu retten. Er war deshalb meinem Gefährten sehr zugetan und im Laufe der Unterhaltung bot sich ihm eine merkwürdige Gelegenheit, seine Dankbarkeit zu erweisen. Ich habe schon auf die Freimaurerei hingedeutet, welche unter den Verbrechern besteht. Sie haben ihren Ehrenkodex und als z. B. dem Kaufmann Y., einem ehemaligen Verbrecher, Schmucksachen im Werte von etwa sechshundert Rubeln aus einem Schaukasten in seinem Laden gestohlen worden waren, drückten ihm mehrere der Verbrecher ihr Bedauern darüber aus, daß so etwas „einem der ihrigen“ passieren mußte. Hunderte von

Geheimnissen werden verschwiegen — wenigstens vor den Beamten — obgleich sie uns, oder vielmehr meinem Gefährten, erzählt wurden. Mein Dolmetscher erwähnte zufällig, daß ihm während seiner Schullehrerzeit im Dorfe Arkowo die meisten seiner Vermögensstücke gestohlen worden waren und daß er besonders den Verlust eines Gegenstandes, eines ihm von seiner Frau gegebenen Ringes bedauerte. Mit großer Lebhaftigkeit rief der Kaukasier aus: „Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? Ich kenne den Mann, der ihn hat. Ich würde ihn für Sie verlangt haben, wenn ich es gewußt hätte. Ich werde ihn bekommen! Sie brauchen nur ein Wort zu sagen und ich hole den Teufel für Sie aus derHölle!" Als der Mann Rußland verließ, hatte er nur noch einige Monate seiner Strafzeit abzusitzen. Diese war nach der Reise erloschen, trotzdem war er jetzt, wenn er nicht das Geld dazu auftreiben konnte, niemals imstande, nach Rußland zurück zu gehen und selbst wenn es ihm mit dem Gelde gelang, nur nach Ablauf von zwölf Jahren. Er muß seine Stationen durchmachen, sechs Jahre als Ansiedler-Verbannter auf Sachalin und weitere sechs Jahre als Bauer auf dem Festlande, wenn er dahin gehen kann. Alsdann erlaubt ihm das Gesetz, nach Europa zurückzukehren, aber weder nach St. Petersburg, noch nach Moskau, wenn er aus einer dieser Städte stammt. Der Bezirksvorsteher kann einem Gefangenen bald nach der Beendigung seiner Strafzeit die Erlaubnis geben, aufs Festland zu gehen, wenn er dort eine Beschäftigung nachweisen kann; die weiteren zwölf Jahre seiner gezwungenen Abwesenheit von Rußland werden dadurch aber nicht berührt.

Wie ich schon erwähnt habe, liegt der Grund, weshalb neunundneunzig von hundert Gefangenen niemals wieder von der Insel fortkommen und weshalb das Gesetz in dieser Hinsicht unwirksam ist, darin, daß der Gefangene niemand hat, welcher einen Kaufmann oder einen Arbeitgeber beeinflußen könnte, ihm eine Stelle anzubieten, oder daß er nicht imstande gewesen ist, genug zur Reise zu sparen, um einen zu finden oder sich in eine Gemeinde einzukaufen; das letztere allein schon kostet ihm etwa fünfzig oder sechzig Rubel. Viele haben

zu hart zu kämpfen, um überhaupt ihr Leben durchzuschlagen, nicht zu erwähnen diejenigen, welche unter ihrer Schuldenlast erliegen; und doch ist die Sehnsucht nach der Heimat tief und dauernd. Selbst wenn die Strafzeit eines Mannes gesetzlich abgelaufen ist und er genügende Mittel hat, folgt noch nicht daraus, daß er nun geradeswegs davongehen kann; das Folgende wird in einigen Fällen erklären, warum.

Auf meinem Wege zu Herrn A. mußte ich am Schulhause vorüber, das rechts die Straße weiter hinauf, gegenüber dem Gefängnis liegt. Die Schule ist eine gemischte. Ein grelles Licht auf die Behandlung der Ansiedler-Verbannten, welche nach sechsjährigem Aufenthalt auf der Insel als solche ihre Strafzeit verbracht haben, werfen die vielen Spiele, die von den Schulknaben gespielt werden. Eines derselben kann ich nicht besser beschreiben als mit den Worten der Zeitung Wladiwostok, welche in Zhooks Freirußland auszugsweise wiedergegeben sind.

Hier ist das Spiel vom „Superintendenten der Ansiedlungen" (Vorsteher der Verbanntenabteilung).

„Einer von den Knaben ahmt die Art und Weise des Superintendenten der Ansiedlungen nach, setzt sich nieder und streckt sich auf einem Stuhle aus; ein anderer kommt mit einer mündlichen Bitte und sagt:

„Ew. Gnaden, erweisen Sie uns Barmherzigkeit und setzen Sie uns auf die Bauernliste; es ist sechs Jahre her, daß ich ein Verbannter (Posselénets) bin und ich bin nicht angezeigt worden!"

„Ich will es aber nicht. Mach, daß Du fortkommst!"

„Ew. Gnaden, ich bin der Krone nichts schuldig."

„Wärter, wirf ihn hinaus!"

„Wollen Sie mir erlauben, daß ich mich an den Bezirksvorsteher wende?"

„Was! An den Bezirksvorsteher? Wärter, stecke ihn ins Loch! Ich will Dir Bauernschaft zeigen. Warte ein bißchen!" Er ruft. „Der Mann verrichtet vierzehn Tage lang schwere Arbeit!"

„Der Bittsteller tut so, als ob er heult und sagt:

„Ew. Gnaden, richten Sie mich nicht zugrunde; verzeihen Sie mir, ich will wieder heimgehen!"

Dann hört man das Klatschen eines Schlages ins Gesicht und der Befehl: „Führt ihn ab!" wird ausgestoßen; der Verbrecher wird abgeführt."

In der Hoffnungslosigkeit der Verzweiflung vertrinken einige ihre Sorgen. Einen solchen Mann traf ich in der letzten Woche meines Aufenthaltes. Ich war zu den alten Eltern unserer Wirtin gegangen, um, glaube ich, das kleine Vehikel zu bestellen, das diese vermieteten, und fand dort einen Mieter, einen Mann noch in den besten Jahren, welcher in den Augen des Gesetzes nunmehr ein Bauer war, vorher aber ein Richter in Sibirien. Es bestand kein Zweifel, daß er ein gebildeter Mann war, und ich gebe seine Geschichte, deren Wahrheit festzustellen mir nicht möglich war, so wieder, wie sie mir von einem Gewährsmann erzählt wurde, welcher sie von den Lippen des Richters selbst gehört hatte.

Es scheint, daß er und die Frau des Präsidenten des Gerichtshofes, an welchem er tätig war, sich gegenseitig in einander verliebten, und daß die Dame Ränke schmiedete, um die Versetzung ihres Mannes nach einem andern Teil Sibiriens zu erlangen, wohin ihm nicht zu folgen sie einen einigermaßen stichhaltigen Grund haben konnte. Um ihren Zweck zu erreichen, vernichtete sie verschiedene Akten über schwebende Angelegenheiten, von denen einige, wie ihr nicht bekannt war, von der größten Wichtigkeit für den Richter, ihren Liebhaber, waren. Aber nicht ihr Mann, sondern ihr Liebhaber mußte weichen und nach manchen Abenteuern und trotz der wundervollen Spioniererei der russischen Polizei gelang es dem Richter, die deutsche Grenze zu erreichen. Aber im letzten Augenblick, als er in Gesellschaft einiger Juden über die Grenze zu entwischen suchte, wurde er festgenommen, weil er keinen Paß hatte. Er verweigerte jede Auskunft über Verwandtschaft, Heimat usw. und wurde als ein Brodjaga zu anderthalb Jahren schwerer Arbeit auf Sachalin verurteilt. Er hatte seit langer Zeit seine Strafe abgemacht und versuchte nun, seinen Kummer im Trinken zu vergessen. Er begrüßte

mich mit „How d'ye do?“ und wünschte mir „good-bye“ mit einem merkwürdigen Akzent.

Zwei oder drei Tage später traf ich einen anderen Verbannten, welcher ebenfalls auf ein Haar aus seinem Lande entkommen wäre. Er fuhr mit seiner kleinen Teljäga nach Alexandrowsk, um Landesprodukte dahin zu schaffen und war keine geringere Person als Graf Marowsk, welcher in erster Linie wegen eines politischen Vergehens nach Sibirien verschickt worden war. Es war ihm gelungen, nicht nur zu entspringen, sondern auch bis nach St. Petersburg zu gelangen. Unglücklicherweise begegnete er in den Straßen dieser Stadt einem Gendarmerieoffizier, welcher ihn sofort erkannte und mit einem erstaunten: „Sie hier! Ist es möglich, wie sind Sie diese weite Strecke hierhergekommen?“

Mit all dem konzentrierten Hasse des alten Adels gegen die neuen Reichen zog der Graf rasch wie der Blitz seinen Revolver, sagte nur: „Deswegen kam ich,“ und schoß ihn nieder.

Er wurde sofort festgenommen und auf fünfzehn Jahre nach Sachalin geschickt. Er ist jetzt ein alter Mann. Seine Strafzeit ist beendet, aber er bleibt ein Ansiedler-Verbannter mit seinem eigenen kleinen Haus und einem Stück Land.

Neunzehntes Kapitel.

Geschichten von Verbrechen in Alexandrowsk.

Chinesische Gefangene. — Eine bewaffnete Eskorte. — Gottesdienst. — Eine Nacht für dunkle Taten. — Unterhöhlung der Häuser und Brandstiftung. — Ein Arbeitgeber für Mörder. — Sachalin; die Utopie, keine Steuern. — Die Macht des Rubels.

Als nach unserer Rückkehr aus dem Innern die von meinem Dolmetscher und mir innegehabten Zimmer bereits anderweitig vergeben waren, verließen wir unsern guten Wirt, den Gefängnisaufseher a. D., und zogen in das kleine Haus eines Zollbeamten in der Nähe des Pristan. Ein kleiner Wald trennte den Hafen von der Stadt, im übrigen standen nur ein paar andere Häuser in der Nähe, gegenüber lag das Lazarett und die langen Quarantäne- und Zollschuppen.

Diese letzteren hatten im vorigen Winter chinesischen Gefangenen als Heim dienen müssen. Beim Ausbruch des Boxeraufstandes hatten die Russen bei Port Arthur Hung Tung Shu gefangen genommen, einen Militär-Instrukteur, welcher in England ausgebildet worden war, samt seiner aus 138 jungen Chinesen bestehenden Artillerieschule. Diese wurden alle nach Sachalin geschickt und die Behörden machten den Versuch, sie zur Arbeit heranzuziehen — man sagte sogar, daß sie in die Kohlenminen geschickt wurden, aber für die Wahrheit der Behauptung kann ich nicht einstehen. Hung

Tung Shu war jedoch genügend mit dem Völkerrecht vertraut, um wirksame Vorstellungen dagegen zu machen und die Kriegsgefangenen wurden mit Nahrung versorgt. Man stellte ihnen sogar einen Ochsen zum Ziehen ihrer Ladungen. Wie man es erwarten konnte, wurde der Ochse von den Brodjagi bald geschlachtet oder gestohlen. Einen der Gefangenen traf ich noch in Alexandrowsk, die übrigen waren schon früher abgereist.

Unser neuer Wirt war am Tage, nur manchmal bei Nacht, im Hafen beschäftigt. Seit neunzehn Jahren stand er im Dienste der Regierung und war einen großen Teil dieser Zeit mit der Verfolgung von Verbrechern beschäftigt gewesen. Er war eine kräftige, handfeste und ziemlich feurige Person — ein Kleinrusse, die im Rufe stehen, ein rasches Temperament zu haben — und sah ganz danach aus, daß er seinen Mann stellen würde. Trotzdem er seit Jahren diesen Geächteten der Taiga gegenüber gestanden hatte, und durch die Furcht vor sofortiger Hinrichtung — dem Schicksal des Mörders eines Beamten — geschützt wurde, hatte er aber dennoch Zeiten, wo ihn seine Nerven im Stich ließen. Eines Abends ging er nach der Stadt. Er war kaum eine Viertelmeile weit gegangen, bis zu dem vereinzelt stehenden Gehölz, als er entdeckte, daß er seinen Revolver vergessen hatte. Später gestand er uns ein: „Mir wurde ganz heiß und vor Schreck kehrte ich um; dann dachte ich an all die Jahre, wo ich Brodjagi gejagt hatte, schämte mich umzukehren und setzte mich auf einen Stein." Glücklicherweise hatte seine Frau bemerkt, daß er seinen Revolver zurückgelassen hatte und schickte ihm einen der Verbrecher-Diener nach, dem sie vertrauen konnte, welcher seinen Herrn am Straßenrande sitzend antraf.

Die Unsicherheit des Lebens und Eigentums auf Sachalin bedrückt sehr hart den haushälterischen und rechtschaffenen Bauer und die Familien der Beamten. Sie können niemals ihres Lebens oder des Lebens ihrer Kinder sicher sein. Die Frau des Kleinrussen, bei welchem wir damals wohnten, war durch langen Aufenthalt am Orte kühn genug geworden, ihre Rückkehr nach Hause zuweilen bis nach eingebrochener Dunkel-

heit zu verzögern, aber sie hatte stets einen Diener oder Bekannten als Begleiter. Sehr gelegentlich nahm sie ihren Revolver und wagte es abends, zum Hafen zu gehen und ihren Mann abzuholen; aber das war nur einen Steinwurf weit und den Eingang zum Pristan bewachten bewaffnete Posten.

Den Abend zuvor, als wir zu dem Zollbeamten zogen, war sie mit knapper Not der Gefahr entgangen, angehalten zu werden. Sie war mit einer Freundin nach Alexandrowsk gefahren, um ihre Eltern zu besuchen. Es war schon dunkel, als etwa eine Viertelmeile von ihrem Hause das Pferd scheute und zur Seite sprang und gleichzeitig Kopf und Schultern eines Mannes aus dem Straßengraben auftauchten. „Wer ist da?" rief der Iswoschtschikk und der Wegelagerer, welcher in der Dunkelheit geglaubt hatte, die Frauen seien allein, schlug sich seitwärts in die Büsche.

Bei einer anderen Gelegenheit kam ein strebsamer, fleißiger ehemaliger Sträfling auf mein Verlangen zu mir, um einige Seehundsfelle zum Herrichten abzuholen. Es war der Abend des 16. Oktober und in der vorigen Nacht war ein Sturm gewesen, was ich besonders erwähnen muß, denn ein Sturm auf Sachalin bedeutet immer eine Gelegenheit zu dunklen Taten. Nach den Vorkommnissen der vorigen Nacht schien alles in Bestürzung geraten zu sein und dieser Mann machte keine Ausnahme davon; denn er weigerte sich um 6 Uhr abends trotz seiner Größe und Stärke und trotzdem er nur eine Meile (engl.) weit zu gehen hatte, die Seehundsfelle mitzunehmen, damit er nicht beraubt würde.

Unsere neue Wohnung war ein kleines viereckiges hölzernes Haus, das in vier kleine Zimmer geteilt war, die eins ins andere gingen. Unser Wirt war ganz bequem eingerichtet, aber selbst in den Augen eines englischen Hüttenbewohners würde das Innere kahl ausgesehen haben. Es gab keine Teppiche, nicht einmal eine Matte; zwei oder drei Tische und Stühle, eine Bank, zwei Schränke mit den Kleidungsstücken und andern Haushaltungsgegenständen der Familie und ein großer hölzerner Kasten machten das ganze Inventarium aus.

Der Inhalt des letztgenannten Artikels erregte meine Neugierde und auf Befragen erfuhr ich, daß er einen Zentner Stückenzucker enthielt. Vielleicht das interessanteste Zimmer von allen war die Küche, denn unsere Wirtin hielt offenes Haus. Sie hatte, wie sie uns erzählte, an einem Tage tatsächlich siebzehnmal Tee gemacht. Es war eine bequeme Herberge für Leute, welche zur See abreisten oder ankamen.

Die Insel Sachalin, sowohl die russische wie die eingeborne, hält noch an den alten Tagen der Gastfreundschaft fest, wo solche „moderne Begriffe" wie Gasthäuser oder Hotels sich noch nicht eingebürgert haben und unsere neue Wohnung erwies sich als ein sehr bequemer Platz zu Besuchen. Die freundliche Aufnahme war keineswegs nach dem ersten Glas Tee abgetan und zwar aus einem sehr guten Grunde; denn die ungewisse Ankunft von Schiffen strandete zuweilen die Passagiere, welche reisen wollten, in unserer Wohnung. Leuten gegenüber, welche ihre Zeit für wichtig hielten, und es gab eine oder zwei solche Personen auf der Insel, verhielten sich die Schiffe äußerst wankelmütig.

Eines Tages hörte ich, daß Herr Y., welcher Sendungen für mich in Empfang nahm, nach Wladiwostok fuhr und schlenderte also nach dem Ende des Hafendammes, um ihm glückliche Reise zu wünschen. Dort fand ich beinahe die ganze Beamtenwelt, einschließlich den Bezirkschef, den ersten Popen und verschiedene, deren Bekanntschaft ich gemacht hatte, eifrig mit der üblichen Begleitung von Abschieden — mit Trinken — beschäftigt. Verschiedene von der Gesellschaft reisten ab, der Rikowsker Arzt nach Wladiwostok, einige nach Japan, und andere auf das Festland, bevor die Schiffahrt aufhörte. Der Dampfer erschien am Horizont und näherte sich stetig dem Ufer. Man hörte adieu sagen, ging hinaus, schüttelte sich die Hände und als ich Herrn Y. die Hand gab und ihm „bon voyage" wünschte, drehte er sich rasch um, deutete auf das Schiff und sagte: „Mais, je ne vais pas partir, voyez vous, le vaisseau s'est tourné et retourne à De Castries!" Es war klar, daß das Schiff wegen der zu starken westlichen Brise und wegen des Mangels eines sicheren Ankergrundes nicht näher

herankommen konnte und es blieb also nichts weiter übrig, als ans Festland zurückzufahren. Das gab später einen weiteren Abschied mit dem üblichen nassen Zubehör und vielleicht sogar noch einen dritten und vierten. Eine solche herrliche Ungewißheit war zeitweilig schuld daran, daß unsere Küche von Gästen überfüllt war.

Zuweilen schlug eine ganze Familie — Vater, Mutter und Kinder — ihr Bett auf dem Flur auf, während die Verbrecher-Diener sich auf der Bank ausstreckten. Ein anderes Mal war es eine junge Frau mit drei oder vier Kindern, welche zwei oder drei Tage lang beherbergt werden mußte; sie wartete auf ihr Schiff. Aber von all der merkwürdigen Gesellschaft, welche diese Küche während meines Aufenthaltes bewirtete, war eine, die plötzlich eines Nachmittags zur Erfrischung hereinkam, die seltsamste. Wir waren den Tag vorher in Duje gewesen. Ein ehemaliger Sträfling, jetzt Kaufmann, hatte dreitausend Rubel bei sich und fürchtete, deswegen angegriffen zu werden; er sann nun darauf, wie er das Geld sicher von Duje nach Alexandrowsk bringen könne. Ich habe schon den Weg beschrieben und der Leser kann daraus ersehen, daß er gut daran tat, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Er hatte sich also als Bedeckung drei kaukasische Verbrecher herangeholt. Diese sah ich nun in der Küche versammelt; eine größere halsabschneiderische Bande mit eingesunkenen Augen und finsteren Blicken, dazu mit bedenklich aussehenden Dolchen im Gürtel, möchte ich nicht antreffen. Ich glaube, ich würde es eher mit den Brodjagi versucht haben. Der Kaufmann hatte entschieden Ursache, sich zu seinem Durchkommen Glück zu wünschen, denn sein Sohn war in derselben Woche denselben Weg gekommen und von zwei mit Gewehren bewaffneten, aus dem Walde auftauchenden Männern angegriffen worden. Glücklicherweise erkannten sie ihn, bevor sie ihn ernstlich verletzt hatten und riefen ihm mit der köstlichen Naivität und Kaltblütigkeit der Sachaliner Brodjagi zu: „Es ist gut, daß Sie es sind. Sie brauchen wir nicht, aber Ihren Vater!"

Die verhältnismäßige Straffreiheit machte die Verbrecher

keck. Eines Tages ging ich an zwei betrunkenen Männern vorüber, welche auf der Straße herumtaumelten und sich in Hörweite eines herankommenden Beamten ganz laut über eine gewisse Räuberei unterhielten; ihre Genossen waren wegen derselben eingesperrt worden und die beiden Trunkenbolde erklärten laut, daß sie dieselben herausholen wollten. Aus ihren Gesprächen merkte ich ziemlich sicher heraus, daß sie das Verbrechen begangen hatten; als ich sie später im Laden des Herrn Y. fand, machten sie ganz ungewöhnliche Einkäufe und mein Argwohn wurde noch mehr bestätigt.

Wir standen noch im Laden und erwarteten eine Antwort auf eine Anfrage bezüglich der Schiffe, als zwei ältliche Verbrecher hereinkamen. Sie sprachen miteinander und hörten in ihrer Unterhaltung nicht auf. Einer von ihnen wollte seine Hütte verkaufen und bot sie dem andern an, welcher aber wenig Lust zu haben schien. Um ihm nun einen weiteren Anreiz zu geben, sagte der erste Sträfling: „Sieh her! Ich verkaufe Dir die Hütte und das alte Weib dazu!" Zuerst glaubte ich, daß es ein bißchen Sachaliner Spaß war, aber es war grimmige Wirklichkeit.

Wenn nicht die Dampfer ihre törichten Launen hatten, kamen Logiergäste nur gelegentlich und in gewöhnlichen Zeiten schliefen die beiden Verbrecher-Diener in der Küche allein. Einem von ihnen trauten wir, aber der andere hatte unsere Wirtin bestohlen und mußte entlassen werden; von dieser Zeit an wechselten wir fortwährend. Einige der neuen Diener waren Mörder; denn unser Wirt war Unterbeamter und hatte als solcher wirklich nicht die erste Wahl unter diesen Gefängnisvögeln.

Man trat von außen durch eine Vorhalle in die Küche und konnte von hier aus durch eine Tür ohne Klinke in das Zimmer gehen, in dem ich mit Hab und Gut schlief. Von meinem Zimmer führte eine Tür mit einem Riegel ins nächste Zimmer. Wenn ich auch von den Verbrechern abgeschlossen war, so konnten letztere doch ungestört mit Freunden außerhalb in Verbindung treten; ich muß aber sagen, daß sie keinen Versuch machten, mich zu ermorden oder meine Besitz-

tümer zu rauben. Was mich selbst betrifft, so schlief ich immer mit einem geladenen Sechsläufigen unter dem Kopfkissen, aber vielleicht wußten die Verbrecher nicht, daß ich sehr fest schlief.

Der Winter beginnt auf Sachalin am 1. Oktober (14. n. St.), oder sollte es wenigstens tun und an diesem Tage werden die Vorfenster, welche doppelt gegen Kälte und Zug schützen sollen, angebracht und gut verstopft.

Wir waren hinfort bezüglich der frischen Luft auf das wenige angewiesen, was hereinstrich, wenn die äußere Tür offen war. Es ist wahr, eine kleine Scheibe in einem der Fenster wurde unter Anwendung beträchtlicher Kraft und auf mein besonderes Verlangen geöffnet und vor dem Frühstück einige Minuten halb offen gelassen. Derselbe Tag verzeichnete im Sachaliner Kalender noch zwei andere Ereignisse, nämlich die Verteilung der Winterkleidung an die Gefangenen und das Erscheinungsfest der Jungfrau Maria.

Der 1. Oktober ist deshalb ein Festtag und wir fanden in der Kirche, einem verzierten Holzbau, eine zahlreiche Gemeinde von Beamten und Verbannten. Alle standen, wie es in russischen Kirchen gebräuchlich ist, viele sprachen und schwatzten über geschäftliche Sachen oder Gefängnisneuigkeiten, bis der von 8—11 Uhr dauernde Gottesdienst begann. Hinter der Gitterwand bewegten sich drei Priester in langen, wallenden Haaren und glänzenden, hochroten und goldenen Gewändern, durch das Netzwerk von Schnitzereien kaum sichtbar, hin und her. Sie intonierten die Liturgie, während ein Chor kleiner Knaben sang. Es gab eine beträchtliche Menge von Verbeugungen und Platzänderungen mit all dem seltsamen Geräusch, das dazu gehört und sich beinahe bis zum Heulen erhob und dann wieder bis zum Grunzen senkte. Dann wurden sehr weihevoll die Türen der Gitterwand aufgemacht und der Oberpope, mit welchem ich den Amur herabgereist war, kam langsam heraus, hielt ein großes goldenes Kreuz und machte mit demselben das Zeichen des Kreuzes gegen die Gemeinde. Dann erhielten Kinder unter sechs Jahren die Kommunion, mit Wasser gemischten Wein und Brot und die

Gemeinde stand schweigend da, während die Priester den Inhalt des Löffels den sich sträubenden und kreischenden, auf dem Arm getragenen Säuglingen in den Mund gossen. Dabei guckte der Priester verstohlen oder vielmehr unehrerbietig, wie ich glaubte, aus den Augenwinkeln nach verschiedenen Richtungen. Dann folgte eine kurze Predigt, eine ganz gute Ansprache, wie mein Dolmetscher sagte und eine Kollekte. Während des Gottesdienstes verkaufte Patrin, welcher seine Umgebung meist um Haupt und Schultern überragte, geweihte Kerzen, denn er war einer der Kirchenvorsteher.

Nach der Kollekte wurde ein weiterer Abschnitt der Messe gelesen, dann ergriff einer der Priester einen Weihwedel und besprengte die Gemeinde der Reihe nach mit Weihwasser. Der erste war der Gouverneur und obwohl die Feierlichkeit des Gebrauchs mich hätte davon abhalten sollen, konnte ich doch den Gedanken nicht los werden, wie drollig es war, wenn der große Wedel mit einem Klatsch auf das kahle Haupt des Gouverneurs niedersank.

Das Klima von Sachalin hat seine Extreme, wie wir in der in Kapitel 6 gegebenen Skizze gesehen haben, aber die Kälte ist trocken. Ein Arzt versicherte mir, daß es auf der Insel keine Fälle von Schwindsucht gäbe, ausgenommen unter den Kirgisen und südasiatischen Stämmen, welche der Strenge des Winters nicht standhalten können; obwohl es sumpfige Striche gibt, haben sich Infektionskrankheiten doch noch nicht genügend festsetzen können, als daß diese Ausdünstungen gefährlich wären.

Nebel sind auf der Insel weniger vorherrschend als allgemein geglaubt worden ist; wie mir der meteorologische Beobachter bemerkte, gibt es infolge des Vorhandenseins eines Zweiges des Kuro Siwo von Japan und eines kalten Stromes vom Ochotskischen Meer lebhafte Luftströme und der Nebel kann nicht stillstehen wie in England, wo auf den dasselbe umgebenden Meeren eine tatsächlich gleichmäßige Temperatur herrscht.

Das Wetter war während der ersten Hälfte des Oktober meist kalt und klar gewesen, mit Nachtfrösten. Der Nordwind

war unserem Ostwind im März nicht unähnlich; wenn dann der Wind nach Süden umsprang, gab es einen oder zwei Tage Regenschauer, denen dann ein sonniger heller Oktobertag folgte. Kein gesunder Engländer würde daran gedacht haben, an einem solchen Tage einen Ueberrock zu tragen, obgleich die Soldaten ihre großen Khalati (Mäntel) übergeworfen hatten und bereits Schubi (Pelzkleider) in den Straßen aufzutauchen angefangen hatten. Weit im Westen war die Küste des Festlands, sechzig Meilen entfernt, deutlich sichtbar. Als ich bei Sonnenuntergang allein am Hafen umherschlenderte, konnte ich sehen, wie der große Sol die schneebedeckten Berge in seinem rosigen Licht badete, ich konnte die bleifarbigen Wellen und längs der einsamen Küste hinkriechenden Schatten beobachten und schaute zu, wie der Sonnengott in den tiefen Gewässern versank. In solchen Augenblicken kam etwas von der Einsamkeit und Abgeschlossenheit des Verbannten von der äußeren Welt über mich und ich tat einen Blick in die Bitterkeit seiner Verbannung, in das Absterben seiner langgehegten Hoffnungen, in das farblose dumpfe Leben der Verzweiflung.

Die Gipfel der Berge waren schon lange mit Schnee bedeckt gewesen, aber der weiße Mantel kroch nur langsam an ihren Abhängen hernieder. Die alten Wetterpropheten sagten, daß sie sich nicht erinnern könnten, daß der Schnee so lange ausgeblieben war. Er hätte nach ihrer Rechnung schon gut bis 26. Oktober fallen können, um bis zum folgenden April nicht wieder zu verschwinden. Sie wußten damals nicht, daß König Winter für diese kurze Verzögerung mit desto größerer Heftigkeit regierte, denn der Winter von 1901/02 war in ganz Sibirien außerordentlich streng.

Wenn Sachalin seine hellen und klaren Tage hat, so hat es auch seine Stürme, wo Männer und Frauen nachts beten, daß keine Taten der Finsternis ihr Heim gefährden möchten. Ich erinnere mich mehr wie einer solchen Sturmnacht, aber die am meisten aufregende war wohl die Nacht vom 15. zum 16. Oktober. Der Wind war aufgesprungen und hatte alle Dampfer veranlaßt, nach de Castries zu dampfen. Früh aus Osten wehend, war er zu einer steifen Südwestbrise geworden

und endete schließlich als Nordweststurm. Der Sturm heulte durch die Sparren und die wilden Wogen klatschten wütend über den Hafendamm. Die großen Leichterfahrzeuge, welche an der inneren Seite des T-förmigen Pristan festgemacht waren, drohten jeden Augenblick losgerissen zu werden, vom Sturm getriebene Seevögel schwirrten um das rauhe Vorgebirge; niemand war auswärts, wer im Hause sein konnte. Die Schildwachen am Landende des Hafendamms suchten vergeblich sich warm zu halten und hüllten sich immer wieder noch tiefer in ihre weiten Pelzmäntel. Mit erstarrten Fingern stellten sie ihre Gewehre in die Schilderhäuser und stampften auf und ab. Hinter unserer Wohnung, fünfzig Yards etwa entfernt, war ein prasselndes Feuer gerade vor einem unbekannten Gebäude, das bei dem wütenden Sturm in Gefahr war, völlig niederzubrennen. Allerlei zweifelhaftes Gesindel hauste hier, denn es war ein Zufluchtsort für die Geächteten. Es war gerade eine solche Nacht wie diejenige, in welcher die sechs Gefangenen aus dem Gefängnis in Alexandrowsk entsprangen. Die ganze Nacht hindurch heulte der Wind und wütete der Sturm; unsere Wirtin lag wach in ihrem Bett und rief von Zeit zu Zeit: „Ich höre sie! Ich höre sie ganz bestimmt! Sie graben einen Tunnel unterm Hause!" In einer solchen Nacht hätten vor ungefähr hundert Jahren die Strandräuber an der Küste von Cornwall ihre Rechnung gefunden. So ist es auf Sachalin, nur profitieren die Stranddiebe vom Lande und nicht von der See.

In der Stadt waren die Tunnelgraber und Einbrecher in Läden an der Arbeit. Von den vielen am nächsten Morgen enthüllten dunklen Taten will ich nur eine erwähnen. In einem kleinen Laden, in dem ich gekauft hatte und der nur einen Steinwurf von meiner ersten Wohnung entfernt lag, war eingebrochen und gestohlen worden. Er lag genau gegenüber den Baracken einerseits und dem Gefängnis andererseits; trotzdem und trotz der Tatsache, daß der Eigentümer und seine Familie in dem Hause schliefen, hatten einige Sträflinge in der Mitte der Nacht und unter dem Schutze des Sturmes einen Gang unter dem Hause gegraben, welcher auf der

Straße begann und auf die Hausflur führte. Hier wurde ein Loch in die Flur geschnitten und der Laden ausgeräumt.

Acht Tage später fand ein ähnliches, aber schlimmeres Ereignis statt. Am Morgen des 24. Oktober standen wir um halb fünf Uhr auf, um in der Stadt ein hell loderndes Feuer zu erblicken. Da wir von dem Brandplatze mehr wie eine Meile entfernt waren, sah es erst aus, als ob der größere Teil der Stadt in Flammen stand; als wir aber allmählich imstande waren, den Ort zu erkennen, sahen wir, daß das Feuer auf dem Basar war. Unsere Anteilnahme wurde dadurch nicht abgeschwächt, da es wahrscheinlich schien, daß das Haus einer Schwester mitbetroffen wurde, welche unter den Verbannten eine sehr segensreiche Arbeit geleistet hat; glücklicherweise erfuhren wir von Boten, daß das Feuer nicht in ihrem Hause, sondern in der Nähe war. Das brennende Haus war von einem Kaufmann, einem ehemaligen Sträfling, bewohnt worden, gegen welchen die Brandstifter einen Haß gehabt zu haben schienen. Sie gingen in ihrer üblichen Weise vor, indem sie unter dem Hause einen Gang gruben, trotzdem sich ihr Arbeitsfeld mitten auf dem öffentlichen Marktplatz befand. Sie drangen unter dem Hause bis zum Flur vor, dann in den Laden und fanden zu ihrer Enttäuschung keinen Wodki. In Ermangelung aller andern geistigen Getränke schlugen sie allen Flaschen kölnischen Wassers die Hälse ab, tranken den Inhalt aus, packten, was sie wegschaffen konnten und zündeten das Haus an. Der Eigentümer, welchem diese Erfahrung nicht neu war, wurde von dem Einbrechen zwar nicht gestört, erwachte aber durch den Rauch, ergriff seinen Revolver und rannte auf den Marktplatz, wo er mehrere Male feuerte, um die Aufmerksamkeit der Polizei zu erwecken. Auf dem Wachturm, einer gewöhnlichen Einrichtung in aus Holz erbauten Städten Neuseelands, Amerikas und Rußlands hatte der Wachmann natürlich nichts gesehen, wahrscheinlich war er eingeschlafen; aber die Schüsse oder die Polizei weckten ihn auf und er zog die Sturmglocke.

Eine Feuerspritze wurde auf die Brandstätte geschickt, aber wie es das Unglück nun einmal wollte, war kein Wasser

da, obwohl auf der Station ein Vorrat in Eimern gehalten werden soll. Es blieben also nur die Wasserkarren übrig, das sind Tonnen auf zwei Rädern. Man schaffte sie herbei, rannte damit an den Fluß und füllte sie. Es muß wirklich zugegeben werden, daß diese Löschmittel hoffnungslos und lächerlich unzulänglich waren.

Um diese Zeit war der Gouverneur auf dem Brandplatze erschienen und es war klar, daß das ganze Haus verloren war. Der alte Kaufmann sah, daß alles verbrennen mußte und bat die Zuschauer, den Löschenden beim Herbeischaffen von Wasser zu helfen, was der Gouverneur jedoch verbot. Derselbe befahl den Leuten vielmehr, zurückzutreten und ließ das Haus von Soldaten umstellen, welche solange standen, bis alles niedergebrannt war.

Obwohl, wie ich schon gesagt habe, unter den Verbrechern eine Art Freimaurerei besteht, ist das Band derselben in einer großen Ansiedlung wie Alexandrowsk doch sehr gelockert, weil die Mehrzahl der Verbrecher einander nicht kennt; daher kommen auch diese gegenseitigen Angriffe. Die unmittelbare Ursache derselben ist gewöhnlich Rache oder Haß und zuweilen Neid wegen gehabten Erfolgs oder Glücks. Die Aussicht, irgend ein Eigentum zu erlangen, und wenn es ein Paar Stiefeln wären, ist für den gewohnheitsmäßigen Verbrecher eine schwere Versuchung.

Zwei oder drei Tage nach dem Sturm kam eine arme Frau aus dem Dorfe Korsakowsk bei Alexandrowsk zu unserer Wirtin und klagte ihr unter Tränenausbrüchen ihre Geschichte. Jemand hatte ihr alles gestohlen, ein Pferd, das, wie sie sagte, 120 Rubel, und ihre Kuh, die 90 Rubel wert war. Sie hatte wahrscheinlich Geld geborgt, um das Vieh anschaffen zu können und empfand nun ihren Verlust desto härter. Wir konnten ihr nicht helfen, aber der Beamte versprach, es zu verhindern, daß die Tiere zur See nach Nikolajewsk geschickt wurden, was die Diebe wahrscheinlich versuchen würden.

Zuweilen ist es Hungersnot oder die Aussicht auf Entwischen, was einen Verbrecher zu solchen außerordentlichen

Taten treibt. Mein Dolmetscher erzählte mir, daß viele zu ihm gesagt hätten, wie er es vorbrachte: „Wir heulen, aber wir müssen töten!" was bedeuten sollte: „Wir müssen morden, obwohl wir unser Opfer beweinen!"

Der schrecklichste Fall eines jüngst vorgekommenen Mordes war der eines Mannes, welcher uns eines Tages besuchte, damit wir mit ihm seine „schlechte Behandlung durch die Beamten!" beklagen sollten. Er war Kaufmann und hatte eine junge schöne Tatarin zur Frau. Er wurde argwöhnisch und beschuldigte sie, mit andern zu tändeln, bis sie eines schönen Tages verschwand, wie man allgemein annahm, mit einem ihrer Liebhaber. Monate vergingen und die wahre Geschichte kam zum Vorschein. Es schien, daß er zu dem üblichen Preise von 25 Rubeln einen Mörder gedungen hatte, welcher sie als treuloses Weib, das nach dem Gesetze Mohammeds den Tod verdient hatte, ermordet hatte. Der gedungene Mörder vollbrachte seine gräßliche Tat, aber er geriet mit seinem Auftraggeber wegen der Bedingungen in Streit. Der Kaufmann löste die Schwierigkeit dadurch, daß er einen anderen Mörder beauftragte, den ersten zu ermorden; der zweite war aber nicht so erfolgreich, und als sein Opfer wieder etwas hergestellt war, schwirrten allerlei Geschichten umher. Dann trat kühn eine Frau auf und erzählte, daß sie von dem Kaufmann Brot geholt und gesehen hätte, wie dieser eben die Schlinge zuzog, an welcher er seine Frau aufgehängt hatte. Sie wäre im größten Schrecken aus dem Laden gelaufen und von dem Kaufmann mit dem Tode bedroht worden, wenn sie ein Wort davon sagte. Jetzt, nachdem der halbermordete Mann seine Darstellung der Geschichte gegeben hatte und es beschlossen war, den Kaufmann bei seiner Rückkehr von Nikolajewsk zu verhaften, konnte sie nicht länger schweigen.

Nachdem dies alles bekannt geworden war, begegnete ich dem Kaufmann mit seinem Fuhrwerk auf der Straße und traf ihn sogar in unserer Wohnung. Ich fragte, wie es käme, daß er noch auf freiem Fuß war.

„Oh," war die Erwiderung, „das Gericht kommt nicht vor dem nächsten Juli von Wladiwostok hierher."

„Aber ich habe doch gesehen, wie arme Männer zehn Monate lang im Gefängnis auf ihr Verhör gewartet haben, warum nicht er?"

„Oh ja, er hat ein Haus und ist Kaufmann und deshalb lassen ihn die Beamten frei. Er kann nicht entwischen und ich vermute, daß er alles mit ihnen in Ordnung gebracht hat."

Als er uns einen Tag vor meiner Abreise von der Insel besuchte, war er eingesperrt worden und mußte diesmal eine Bürgschaft von fünfhundert Rubeln bezahlen. Er erklärte offen, daß er damit sehr hart betroffen worden wäre.

Ein oder zwei Nächte vorher klopfte etwa um halbzehn Uhr der vom Kaufmann gedungene Mörder an unsere äußere Türe. Der Diener rief: „Kto tam?" (Wer ist da?), erkannte den Verbrecher an der Stimme und unterhandelte mit ihm, weigerte sich aber zu öffnen. Er wünschte ein Licht, sagte er, aber viel wahrscheinlicher war er mit seinen Spießgesellen auf meine fünfhundert Rubel versessen und hatte die Abwesenheit meiner Wirtsleute als passende Gelegenheit zur Abholung des Geldes ausersehen. Wir hielten uns zu einem Angriff durchs Fenster bereit, aber wir hatten den Vorteil, daß unsere Läden inwendig angebracht waren und der Mörder hatte zu wenig auskundschaftet, um seinen Versuch zu wagen.

Wer sich durch Steuern ausgepreßt wähnt und sich als Opfer der Forderungen der Regierung betrachtet, dem möchte ich Sachalin als das lang ersehnte Land empfehlen — wo man keine Steuern bezahlt! Nicht einmal den Hauseingang widerwilliger Steuerzahler betritt der Steuerempfänger, denn es sind keine Steuern zu bezahlen. Es ist wahr, wenn man nicht für Brunnenwasser sorgt, muß man monatlich einem Mann 6 Pence bezahlen, damit er Wasser aus dem Fluß bringt und wenn man die Dienste des Nachtwächters schätzt, daß er einen in der Nacht mit seiner Schnarre stört und die Einbrecher und Diebe von seiner Anwesenheit benachrichtigt, kann man ihm eine gleiche Summe geben. Aber streng genommen braucht man für das Vorrecht, auf Sachalin zu leben, keine Steuern und Abgaben zu bezahlen — nichts als die Unsicherheit von Leben und Eigentum.

Die Insel ist wegen ihrer Lage und ihres Klimas zuweilen mit Island verglichen worden, aber mit Bezug auf die Verbrechen könnte kein größerer Gegensatz gefunden werden. Auf Sachalin wird im Verhältnis zu seiner Bevölkerung eine größere Anzahl von Verbrechen begangen, als sonst irgendwo, während auf Island das gerade Gegenteil zutrifft. Wie man sagt, sind in tausend Jahren zwei Fälle, zwei Diebstähle, auf der Insel vorgekommen. Ein Diebstahl wurde von einem Manne begangen, welcher den Arm gebrochen hatte und deshalb nicht arbeiten konnte. Hunger trieb ihn zum Diebstahl; als man dies festgestellt hatte, wurde der Mann in ärztliche Pflege genommen und ihm wieder ermöglicht, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Den andern Diebstahl beging ein Mann, welcher keine solche Entschuldigung für sich hatte. Es wurde ihm aufgetragen, sein ganzes Eigentum zu verkaufen, den angerichteten Schaden gutzumachen und das Land zu verlassen oder hingerichtet zu werden.

Eine solche harte Bestrafung wegen Diebstahls fand auf Sachalin nicht statt und wenn ein Dieb die ausgestreckte Beamtenhand vergolden konnte, kam er sogar noch mit Ehren davon. Bei Beginn des letzten Jahres (1902) wurden aus den Regierungsmagazinen in Alexandrowsk fünfzig Paar Bauernschuhe gestohlen. Da jedoch das Paar in Alexandrowsk nur mit dreißig Kopeken bezahlt wurde, in Nikolajewsk aber einen Rubel kostete, reiste der Dieb nach letzterem Orte, um sie da zu verkaufen. Auf dem Wege dahin wurde jedoch der Dieb von einem Soldaten angehalten, seine Waren wurden untersucht und der Regierungsstempel darin gefunden. Er wurde deshalb festgenommen, nach Alexandrowsk zurückgebracht und sollte bestraft werden. Als der Gefangene, ein Kaukasier, im Wachtlokale einen Freund und Landsmann am Fenster vorübergehen sah, winkte er ihn heran und bat ihn, ihn irgendwie zu befreien. Daraufhin kam dieser Freund auf das Polizeiamt und erlangte für zehn Rubel ein Abkommen, wonach die Regierungsschuhe gegen andere umgetauscht werden durften. Dies wurde auch zur Zufriedenheit aller

beteiligten Parteien getan; der Aufseher des Isprawnik (Bezirkspolizeivorstehers) schloß die Tür auf und beaufsichtigte den Umtausch. Als das Verhör vorgenommen werden sollte, sagte der Angeklagte, daß hier ein Irrtum vorliegen müsse, die Schuhe wären keine Regierungsschuhe, sondern von den Ansiedlern angefertigt, der Beamte möge sie untersuchen. Die untergeschobenen Schuhe wurden hereingebracht und als man keinen Regierungsstempel darin fand, ersuchte der Beamte, den Dieb auch noch um Entschuldigung wegen des zu Unrecht verhängten Arrestes?

Noch ein Beispiel für die Macht des Rubels. Kurze Zeit nach dem eben erzählten Vorfall verschwanden aus den Regierungsmagazinen fünfzehn Büchsen Hammelfett, jede ein Pud schwer. Man konnte keine Spur davon entdecken und ihr Verlust verursachte insofern einige Unannehmlichkeiten, als dieses Fett auf Sachalin sehr selten und wertvoll ist. Nun befinden sich am Marktplatze verschiedene übel berüchtigte Unterschlupfe, in welchen hart bedrängte Diebe einkehren, um auf heimlichen Wegen zu verschwinden; aus irgend einem Grunde wurde ein solches Nest ausgehoben und im Keller fand man unter anderen Dingen auch drei Büchsen des gestohlenen Hammelfetts. Der Eigentümer der Hütte wurde arretiert und vor den Polizeiaufseher gebracht. Mit vielem Gewinsel und vielen Tränen bat der Angeklagte, ihm alles zu nehmen, was der Polizeibeamte von seinem Eigentum haben wollte, nur ihn nicht einzusperren. „Meine Zeit auf Sachalin wird bald zu Ende sein und wenn ich wieder bestraft werde, bekomme ich eine neue Strafe und werde niemals imstande sein, auf das Festland zurückzukommen."

„Das ist eine alte Geschichte, die verfängt nicht mehr," sagte der Beamte in strengem Ton. Aber mit verändertem Ton fügte er hinzu: „Wieviel zahlst Du, wenn ich die Sache in Ordnung bringe?"

Der Gefangene schöpfte Hoffnung und sagte: „Ich will Ihnen eine von den Büchsen und zehn Rubel geben."

„Nein, nicht genug," erwidert der Beamte.

„Fünfundzwanzig Rubel," bietet der Gefangene an.



Auf dem Marktplatz befinden sich mehrere Schlupfwinkel für Verbrecher.

„Gut, ich will sehen, was zu machen ist,“ sagt der Aufseher und wie durch Zauberei werden die Hammelfettbüchsen in ganz gewöhnliche Schweinefettbüchsen verwandelt. Beim Verhör erklärte der Aufseher, daß „hier ein Irrtum unterlaufen wäre. Ich glaubte, daß es Hammelfett sei, aber ich vermute, daß ich einen starken Schnupfen gehabt habe, als ich sie seinerzeit untersuchte!“

Zwanzigstes Kapitel.

Von Sachalin nach Wladiwostok.

Der russische Priester. — Die Hoffnung des Gefangenen. — Schwester von Mayer. — Ihre Geschichte. — Heldenmütige Anstrengungen. — Ihre Lösung der Arbeitslosenfrage. — Sachaliner Kohle. — Ein Lebewohl der Insel. — De Castries-Bai. — Ich durchquere die Mandschurei als „Buchhalter".

Das russische Strafsystem, soweit es die Verbrecher betrifft, schneidet bei einem Vergleich mit den von andern europäischen Völkern für die Bestrafung und Einsperrung von Missetätern erlassenen Vorschriften nicht ungünstig ab. Die Anordnungen, nach welchen ein Gefangener aus einer Strafklasse in eine andere vorrücken und stufenweise seine Freiheit wieder erlangen kann, sind darauf berechnet, Hoffnung zu erwecken und zur Besserung zu ermutigen. Das Beklagenswerte dabei ist aber, daß die Verwaltung offenbar unfähig ist, die Absicht des Gesetzes durchzuführen, wie auf den vorhergehenden Seiten dargelegt worden ist.

Der Leser wird fragen: Tut die Regierung etwas für den Gefangenen durch die Priester? Ein direkter Versuch zur Besserung durch die seelsorgerische Hilfeleistung von Kaplänen wie in England ist auf der Insel nicht in Betracht gezogen und die russischen Priester sind wahrscheinlich nicht geneigt, sich stören zu lassen, selbst wenn ihr Amt es erlaubte, und die Gefangenen im Gefängnis zu besuchen.

Der russische Priester kann kaum mit seinem englischen

Amtsbruder verglichen werden. Der Leser kennt wahrscheinlich die Tatsache, daß die gesellschaftliche Stellung des französischen Curé und des deutschen Pastors nicht diejenige des englischen Geistlichen ist. Nur der russische Pope ist im allgemeinen ungebildet und daher inferior und gesellschaftlich ausgeschlossen. Geschichte und Gewohnheit sind dafür verantwortlich, daß die russische Geistlichkeit eine besondere Klasse bildet. Der ländliche Priester ist durch seine Erziehung von der Gesellschaft der Gebildeten ausgeschlossen und durch seine Bildung und Familie von der Bauernklasse getrennt worden.

Seine Stellung ist noch weiter von derjenigen der englichen Geistlichkeit unterschieden und sein Amt ein schwieriges und sogar anstößiges durch die Art seiner Bezahlung. Wenige Fälle ausgenommen, ist er vollständig auf Sporteln angewiesen und daraus ergeben sich natürlich bedauernswerte Streitereien und unwürdiges Feilschen bei Konfirmationen, Hochzeiten und Begräbnissen. Skandale werden hervorgerufen und es laufen sogar Geschichten von geheimen Begräbnissen armer Bauern umher, bei welchen man der gierigen Hand des Popen entgehen wollte. Wenn ein solches System der Bezahlung in zu vielen Fällen Habgier erzeugt, verleiten gesellschaftliche Funktionen den Priester zur Trunksucht. Der Versuchungen sind viele und verfängliche. Nicht immer verlockt der Reiz eines Festmahls einen in Armut lebenden Mann zur Berauschung, wohl aber die Pflichten seiner Stellung. Man erwartet von ihm als Priester, daß er sich mit seinen Pfarrkindern bekannt macht und wenn er bei gewissen Gelegenheiten — zu Weihnachten, Ostern usw. — im Dorfe herumgeht, um jedes Haus zu weihen, würde es für die Betreffenden eine schwere Beleidigung sein, wenn er nicht ein Glas Wodki von jedem der betreffenden Besitzer annehmen würde. Er wird bei allen volkstümlichen festlichen Gelegenheiten zugezogen. Als auf Sachalin die Regierungs- oder Kronbank eröffnet wurde, war der Pope zugegen, um sie einzuweihen, eine Messe zu lesen und die Wände mit heiligem Wasser zu besprengen. Es folgte ein Festmahl und das bei den Amtshandlungen begonnene Trinken wurde fortgesetzt.

Als ich Duje besuchte, veranlaßte mich mein Dolmetscher, das kleine Schulzimmer zu besichtigen, in welchem er seine Schüler unterrichtete. Als wir dann die Straße entlang wanderten und über die Schule sprachen, klagte er über die Schwierigkeiten, die er in Ausführung seiner Instruktionen hatte, den Kindern Achtung vor ihrem Priester einzuprägen. „Wie kann ich das tun?“ sagte er, „wenn die Kinder den Priester betrunken in der Gosse liegen sehen? Ihr erster Antrieb ist es vielmehr, ihn mit Steinen zu werfen.“

Alles, was ich auf meinen Reisen antraf, sprach mit einer Verachtung von dem russischen Popen, die nicht weniger heftig war, als der Haß eines Pariser Sozialisten gegen den römischkatholischen Priester. Es bedeutet in Rußland Unglück, wenn man beim Verlassen des Hauses zuerst einem Popen begegnet; aber es ist merkwürdig, so offen die Bauern den Popen verhöhnen und verachten, in dem Augenblick, wo er seine geistlichen Gewänder angetan hat, ist ihre Stellung ihm gegenüber völlig verändert und er ist nur der verehrungswürdige Priester, der Vermittler zwischen ihnen und dem Himmel. Aber es wäre unstatthaft und unwahr, diese Aussprüche ohne weiteres anzunehmen und die ganze russische Geistlichkeit danach zu beurteilen. Es gibt viele ausgezeichnete und fromme Männer darunter und der Synod bestrebt sich jetzt, den Geistlichen bessere Disziplin und bessere Ausbildung zu verschaffen. Auch dürfen die Schwierigkeiten des ländlichen Priesters, sein gesellschaftlicher Ostrazismus, seine pekuniäre Not und die Versuchungen, welche sein Beruf darbietet, nicht übersehen werden. Sein Werk ist nicht immer leicht und zuweilen hat er mit Lebensgefahr gegen die bittere Kälte und tiefe Schneewehen zu kämpfen, um den geistlichen Bedürfnissen seiner Herde gerecht zu werden.

Auf Sachalin war nicht zu erwarten, daß die Priester ihren Amtsbrüdern in Rußland überlegen seien. Mit einer Ausnahme, in Derbensk, waren diejenigen, welchen ich begegnete und von welchen ich hörte, in bezug auf Trinken und Moralität kaum einen Grad besser als die übrigen Beamten. Ich will nicht versuchen, die Geschichten zu wieder-

holen, die ich über sie gehört habe; nur eine von Rechtlichkeit in Geldsachen handelnde Erzählung will ich hierhersetzen, die mir von einer der Hauptpersonen darin mitgeteilt wurde. Ein Gefangener von Rang, welcher 1897 auf die Insel kam, wurde von dem Popen in ...... besucht. Als Ergebnis dieser Zusammenkunft ging der Gefangene, welcher sehr zuvorkommend war und es für gut hielt, freundschaftliche Beziehungen zu pflegen, geradeswegs zu Herrn Y. und bat ihn geschäftlich um ein Darlehen von dreihundert Rubeln. Nun kannte Herr Y. die Familie des Gefangenen und war bereit, das Darlehen zu geben. Da er aber die Gefahren kannte, die damit verknüpft waren, daß sich der Gefangene so früh in Schulden stürzte, fragte er ihn höflich, ob die Summe zum eigenen Gebrauch seines Kunden bestimmt sei. Der neu Angekommene erwiderte, daß es eine Privatsache sei, war aber geneigt, zuzugestehen, daß der in Frage stehende Priester ihn um ein Darlehen ersucht hatte. Nunmehr verweigerte Herr Y. das Darlehen nicht länger, riet aber seinem Kunden, den Popen nicht verbindlich zu machen, da er sonst sein Darlehen niemals wiedersehen würde. Erklärungen folgten und die wahre Geschichte kam zum Vorschein. Der Gefangene erfuhr, daß der Priester dreihundert Rubel aus der Armenbüchse in der Kirche genommen hatte; da die jährliche Oeffnung der Büchse nahe bevorstand, so mußte er diese Summe auftreiben. Schließlich vermochte der Pope einige Beamte, daß sie ihm das Geld vorstreckten, denn sie stecken alle unter einer Decke.

Das russische Gesetz besteht darauf, daß jeder Beamter — welche keinem andern anerkannten Bekenntnisse, als der orthodoxen katholischen Kirche angehören — jährlich einmal die Kommunion empfangen soll; aber es ist nur zu gut bekannt, daß dieser Vorschrift nur dem Buchstaben, nicht dem Geiste nach gehorcht wird. Mit dem Einverständnis des Priesters genügt die Eintragung in das betreffende Register; das Abendmahl wird nicht ausgeteilt, aber der Pope erhält seine Sporteln. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies bei den meisten Verbrechern ebenso gemacht wird und die Re-

gierung bezahlt die Sporteln. Die einzige geistliche Fürsorge, welche die Insassen des Gefängnisses von den Priestern empfingen, erfolgte an einem großen Festtage, am 1. Oktober (a. St.), wo eine Prozession von der Kirche nach dem Gefängnis gemacht wurde; hier wurde ein nur wenige Minuten dauernder Gottesdienst abgehalten, worauf die Gefangenen vortraten und das von dem Priester vorgehaltene Kreuz küssen durften.

Nicht zu den Priestern, sondern zu einer gewissen Dame, welche Beschwerden und Gefahren getrotzt hatte, schauten die Gefangenen nach Hilfe aus. Mit ihr war zwei Jahre vor meinem Besuch auf der Insel eine neue Hoffnung auf Sachalin erstanden. Ich fand sie in einem hölzernen Hause lebend, das auf den nicht beneidenswerten Marktplatz hinauslief. Ich machte meinen Besuch, als es bereits dunkel war; man braucht immer einige Zeit und Geduld, wenn man nach eingetretener Dunkelheit irgendwo Einlaß erlangen will. In dem anstoßenden Hofe, in welchem ein Paar wilde Hunde herumrasten, um sich auf uns zu stürzen, wurde leise eine Tür geöffnet, nachdem einige Zeit hin und her geredet worden war. Dann erfolgte eine Absendung zu der anderen Tür und nachdem der Türhüter von unseren freundlichen Absichten überzeugt war, führte er mich und Herrn X. zu einem großen Zimmer, das mit Büchern und Zeitschriften angefüllt war, die von Verbannten ausgebessert wurden. Wir gingen hindurch in das innere Heiligtum der Schwester von Mayer. Sie war noch nicht zurückgekehrt; wir hatten Muße, uns in dem einfach ausgestatteten Zimmer umzusehen und uns einmal eines lodernden Feuers à l'anglaise zu erfreuen, anstatt des großen geschlossenen, aber wirksameren russischen Ofens. Fräulein Eugenie von Mayer ist eine junge, schwächlich gebaute, bleich aussehende Dame, aber mit einem Gesicht, das große Entschlossenheit und Begeisterung ausdrückt. Als Tochter des wohlbekannten Menschenfreundes Generals von Mayer kam sie aus einem wohlhabenden Hause, in welchem ihr das Leben jede gesellschaftliche Anziehung bot. Das Lesen von Checkows Beschreibung des Lebens der Verbrecher auf

Sachalin machte sie mit der schrecklichen Wirklichkeit jenes Lebens bekannt und flößte ihr das Sehnen ein, dahin zu gehen und zu helfen.

In England hat der Wunsch, ein wohltätiges Werk zu tun, freien Spielraum, aber in Rußland ist es keineswegs so; eine Hilfe von dieser Art grenzt gefährlich nahe an Reform und es war deshalb für Fräulein von Mayer nötig, stufenweise und vorsichtig vorzugehen. Sie hatte sich schon als Wärterin bei der Gesellschaft vom roten Kreuz bewährt, eine Befähigung, welche in einem Lande von solchen langen Entfernungen, wo die Wärterin oft die Stelle des Arztes einnehmen muß, sehr wertvoll ist; der erste Schritt, den sie unternahm, um nach Sachalin zu gelangen, war, daß sie sich einem Auswandererzuge als ärztliche Begleiterin anschloß. Wir können uns schwerlich die Verhältnisse vorstellen, in welche sie sich nun stürzte. Als Dame von Geburt und Erziehung verbrachte sie nunmehr monatelang damit, diese armen, schmutzigen Muschiki (Bauern) zu pflegen; ihr Heim war ein leerer Packwagen, welcher im Notfalle als Lazarett dienen mußte. Während sie damit beschäftigt war, wurde ihr die Stelle als Waisenmutter im Sachaliner Krankenhause angeboten und damit bot sich die Gelegenheit, auf die Insel zu kommen.

Verschiedene Jahre vorher hatten einige barmherzige Damen von St. Petersburg unter höchstem Patronat für die auf dem Wege nach Sachalin oder im Gefängnis geborenen Kinder von Verbrechern eine Zufluchts- und Heimstätte auf Sachalin errichtet. Die Führung derselben mag zuerst leidlich zufriedenstellend gewesen sein, machte dann aber bald keine Ausnahme von der übrigen Verwaltungsweise auf der Insel; der Zustand dieses Heims im Jahre 1898 würde seinen mildtätigen Gründern aufs äußerste mißfallen haben. Die sechzig Insassen beiderlei Geschlechts dieses Heims, von denen einige erwachsen waren, lebten unterschiedslos untereinander.

Fräulein von Mayers Arbeit war vollkommen freiwillig und mit ihrer unbegrenzten Begeisterung ging sie ans Werk, um die Einrichtung neuzugestalten. Die sich ihr entgegen-

stellenden Schwierigkeiten kann man kaum begreifen; es sei nur erwähnt, daß die Lehrer, welche die Kinder und ihr sittliches Verhalten beaufsichtigen sollten, ehemalige Verbrecher, einige davon Mörder, waren.

Als die Neugestaltung vollendet und das Werk wieder in Gang gebracht war, war sie imstande, nunmehr wieder ihren eigentlichen Hauptzweck zu verfolgen, nämlich den Gefangenen leibliche und geistliche Hilfe zu leisten. Deren Schicksal lag ihr schwer auf dem Herzen, sie wandte ihnen ihre Aufmerksamkeit zu und drang mit Genehmigung des Gouverneurs bis in das schlimmste Gefängnis, die Kandalnaja tjurma, das Kettengefängnis, vor. Ein solcher Erfolg muß jeden überraschen, der Sachalin und seine Beamten kennt, denn jeder neue Plan, jeder Versuch zur Besserung, und wäre er auch rein wohltätiger Art, wird scheel von der Seite angesehen. Aber hinter Fräulein von Mayer standen die kaiserliche Wohltätigkeitsgesellschaft und die Zariza selbst. An Sonntagen war ihr sogar erlaubt worden, den protestantischen Gottesdienst in der kleinen hölzernen lutherischen Kirche abzuhalten, weil der Pastor die Insel nur einmal im Jahr besucht. Der Leser, welcher die vorhergehenden Kapitel dieses Buches gelesen hat, wird sich die Gefahren, welche diese heldenmütige Dame umgaben, vorstellen können. Unter den tausenden von umherstreifenden Mördern, welche man im Wald, auf der Straße und sogar in seinem eigenen Hause antreffen kann, bewegte sich Fräulein von Mayer ganz unbehelligt und viele von den armen Geschöpfen, welchen sie beigesprungen war, waren bereit, sie selbst gegen ihre eigene Art mit ihrem Leben zu verteidigen. Ein Zwischenfall, welcher sich im Sommer 1899 ereignete, veranschaulicht dies und zeigt, aus welchem Stoffe Fräulein von Mayer gemacht ist. Eine Verbrecherabteilung von zweihundert Mann mit drei oder vier Beamten und einigen Wachen wurde nach Onor, einem Weiler im Innern, gesandt, um südwärts durch den Urwald eine Telegraphenlinie zu errichten. Im sechzehnten Kapitel sind die Schwierigkeiten und Gefahren, welche beim Wegebau nach Onor zu überwinden waren, beschrieben worden.

Trotz aller Hindernisse und Gefahren von Sümpfen und Moskitos schloß sich Fräulein von Mayer, von keiner ihres Geschlechts begleitet, diesen zweihundert Verbrechern an, pflegte die Kranken, lehrte einigen lesen und sorgte nach Möglichkeit für ihre leiblichen und geistigen Bedürfnisse. Während einer Nacht lag sie in ihrer kleinen Hütte, die aus einem bloßen Stück Segeltuch bestand und mit Birkenrinde geschlossen war, und glaubte, draußen Stimmen zu hören; sie schaute hinaus und erblickte zwei Verbrecher. Dieselben bemerkten sie und sagten beruhigend zu ihr: „Seien Sie nicht bang, gnädiges Fräulein, wir wachen nur darüber, daß Ihnen kein Leid geschieht."

So heldenmütig ihre Anstrengungen im Kettengefängnis auch waren, überzeugte sie sich doch bald, daß ihre Zeit und Tatkraft besser angebracht waren, wenn sie dazu beitrug, zu verhindern, daß die Gefängnisse mit rückfälligen Verbrechern angefüllt wurden, als daß sie nur versuchte, die schon darin befindlichen zu bessern. Ich habe mich schon des weiteren über die Schwierigkeiten der Ansiedler-Verbannten, der Männer verbreitet, welche nach Absitzen ihrer Strafzeit ihren Lebensunterhalt auf einer Insel verdienen müssen, wo die Gelegenheit zur Beschäftigung selten ist. Es ist gewiß, daß ihnen ein Jahr lang Rationen zugestanden werden, aber in Wirklichkeit erhalten sie dieselben nicht immer. Zu denen, welche den Kampf als hoffnungslos aufgeben, kommen hunderte, welche leicht ausgleiten und in ein gesetzloses, nichtsnutziges Leben verfallen. Fräulein von Mayer erkannte sofort den Hauptmangel und sah ein, daß man nur Beschäftigung schaffen mußte, um eine große Anzahl der Verbrecher zu veranlassen, die dargebotene Gelegenheit ständiger Arbeit zu benützen und gesetzte Bürger zu werden. Die offizielle Lösung des Arbeitslosenproblems war höchst einfach — man steckte die Leute eben ins Gefängnis. Die Schwester versuchte eine weit schwierigere Lösung der Frage. Ihr Haus wurde rasch in eine Fabrik umgewandelt; bei einem zweiten Besuche fand ich, daß im Hinblick auf die Errichtung eines Lesezimmers nicht nur Bücher geheftet und gebunden wurden, sondern auf der Flur hockten auch Männer, welche Besen banden und Blusen nähten.

Etwas über ein Jahr lang war die Arbeit durch eine andere, unerwartete Berufung unterbrochen worden und mußte der Anwesenheit von Fräulein von Mayer ein Jahr lang, glücklicherweise nicht auf unbestimmte Zeit, entbehren. Im Sommer 1900 waren die Augen Europas ängstlich nach Osten gerichtet; man lauerte und wartete auf Nachrichten von den in Peking belagerten Gesandtschaften. Auf Sachalin wurden die Gemüter durch die Kriegsnachrichten aufgeregt. Die Not der kranken und sterbenden Soldaten erregte Fräulein von Mayers Mitgefühl und sie allein im ganzen Reiche beschloß, freiwillig nach dem Kriegsschauplatz abzugehen und die Soldaten zu pflegen. Rußland ertönte von ihrem Lob, aber Fräulein v. Mayer war in ihrer gewohnten Bescheidenheit nur darauf bedacht, daß das von ihr erregte Aufsehen ihrem Werke auf Sachalin zugute kommen sollte. Nachdem sie zahllose Schwierigkeiten und Gefahren überwunden hatte und auf einem Artilleriewagen allein durch die östliche Mongolei gegangen war, kam sie nur nach Europa, um ihre schwere Arbeit von neuem zu beginnen, Vorträge zu halten und Gelder zur Beschäftigung der vormaligen Sträflinge zu sammeln. Von der Zariza abwärts wurde Geld und Geldeswert gespendet, aber die am meisten gewürdigte und rührende Gabe war jedenfalls die Gabe eines armen Gefangenen in Samarkand von vierzig Kopeken. Die gesammelten Gelder beliefen sich auf einige hundert Pfund Sterling, eine völlig unzureichende Summe, um nur halb das zu tun, was dringend notwendig war, und sie hatte Grund genug, sich über die rasche Abnahme des Interesses in Rußland zu beklagen. Etwa einen Monat vor meiner Ankunft auf der Insel war Fräulein von Mayer nach ihrer Aussage „mit Tonnen Goldes beladen" zurückgekehrt. Das war nicht glücklich, denn es zog die Tunichtgute an und die darauf folgende Enttäuschung, als man ihnen Arbeit, aber kein Geld anbot, war weit verbreitet. Die Ansiedler-Verbannten begannen jedoch ihrer Einladung zu entsprechen und sie mußte allmählich eine große Anzahl zurückweisen; viele kamen, um nur den notwendigsten Lebensunterhalt zu verdienen. Zu jener Zeit beschäftigte sie etwa

150 Menschen. Die Weiber flochten und färbten Matten, machten Fischernetze und nähten Blusen, die Männer machten Militärstiefel und Körbe. Raum und Mittel beschränkten die Anzahl der Beschäftigten; aber auch so entdeckte Fräulein von Mayer, daß sie der Schwierigkeit der Ueberproduktion gegenüberstand. Die örtliche Nachfrage nach ihren Erzeugnissen war bald befriedigt und so stand sie mit ihren überschüssigen Vorräten da. Auf Sachalin und dem anstoßenden Festlande lebten außer den Beamten und Sträflingen nur wenige andere Bewohner und deshalb war die fortgesetzte Beschäftigung der armen Leute ernstlich in Frage gestellt. Im letzten Jahre nahm sie deshalb die Gelegenheit, welche der Sommer mit der vermehrten Nachfrage nach Landarbeitern bot, wahr, um auf das Festland zu gehen, teilweise um einen Markt für ihre überschüssigen Vorräte zu finden, teilweise wegen eines anderen und sehr wichtigen Zweckes.

Ich habe schon erwähnt, daß es ungefähr neunundneunzig von jedem Hundert nach Sachalin geschickten Verbrechern nicht gelingt, wieder davon fortzukommen. Nach Verlauf von sechs der Beendigung seiner Strafzeit folgenden Jahren wird der Ansiedler-Verbannte ein „Bauer" mit dem Rechte, auf das Festland zu gehen. In gewissen Fällen kann ihm der Bezirksvorsteher sogar gestatten, früher wegzugehen; aber in jedem Falle muß die Schwierigkeit überwunden werden, genügende Geldmittel oder das persönliche Interesse eines sibirischen Arbeitgebers zu erlangen, welcher eine Beschäftigung ausdrücklich anbietet. Fräulein von Mayer sah, daß der Einfluß der Gefängnisinsel selbst denen verderblich war, welche das „Recht der Freizügigkeit" besaßen, und daß die Ueberführung auf das Festland neue Szenen und Umgebungen und damit neue Hoffnung bringen würde. Als sie deshalb nach Nikolajewsk reiste, war eine ihrer Absichten, dort einen Arbeitsnachweis zu errichten und sie hoffte, daß sie eine sorgfältige Auswahl von Leuten liefern und dadurch die Arbeitgeber in Ostsibirien und in der Mandschurei veranlassen könnte, diese vormaligen Verbrecher von Sachalin einzustellen. Zuerst verhielten sich die Beamten auf der

Insel gegen die Arbeiten und Pläne von Fräulein von Mayer völlig objektiv, sie halfen nicht und mischten sich nicht darein. Aber vielleicht hat der Einfluß der Zariza oder, wie wir hoffen, die wirklich erstaunliche Besserung der Verbannten, welche unter den Einfluß der Schwester kamen, eine bemerkbare Aenderung in dem Verhalten der Beamten hervorgerufen. Die Veränderung in dem Betragen dieser ehemaligen Verbrecher ist sehr bemerkenswert gewesen. Viehische Männer, welche wegen einiger Kopeken einen Mord begingen, welche nichts, nicht einmal die Peitsche, bändigen konnte, versammelten sich an Feiertagen im Zimmer der Schwester, um dem Gesang, einen Vortrag, dem Grammophon zuzuhören und den vorüberhuschenden Bildern der Laterna magica zuzuschauen, die kürzlich von russischen Freunden geschickt worden war. Die Verbrecher haben rasch das Gesetz der Güte zu achten gelernt und nun gibt es weder Ausschreitungen, noch Roheiten.

Die Gesellschaft zum Schutze der Familien der Verbrecher-Verbannten hat ihre Würdigung des Werkes von Fräulein von Mayer durch ein Darlehen und einen Beitrag zum Werke gezeigt. Eine Vergrößerung der Gebäude und eine vermehrte Zuweisung von Land ist dringend notwendig. Die Gründerin hofft, mit dem Wachsen ihrer Anstalten den Ueberschuß an Erzeugnissen in Europa absetzen zu können. Mir erschien Fräulein von Mayers Ankunft auf der Insel als das größte und hoffnungsvollste Ereignis in der Geschichte des dortigen Verbrecherlebens und es wäre ein großer Schaden, wenn ihre Anstrengungen mißlingen oder aus Mangel an Mitteln eingeschränkt werden sollten.

Ich freute mich, daß ich die Insel nicht verließ, ohne Kenntnis von diesem einen Hoffnungsstrahle für die armen Gefangenen erlangt zu haben. Meine Abreise stand nahe bevor, denn nach Empfang des verspäteten Antworttelegramms befand ich mich wieder im Besitz von Mitteln und in der Lage, zu erwägen, wie und wann ich von Sachalin weggehen wollte. Für die Schiffahrt war es schon spät an der Zeit; aber ein Postschiff mußte noch anlegen und wenn es aus irgend einem

Grunde ausbleiben sollte, verblieb mir noch immer das Verbrechertransportschiff, der Jaroslaw. Bei diesem Warten auf Fahrgelegenheiten wurde ich eines Morgens um fünf Uhr mit der Nachricht geweckt, daß ein Frachtschiff angekommen sei und nun war meine Gelegenheit da. In einer halben Stunde folgte ein zweiter Bote mit der Nachricht, daß der Zizichar nur bis zu den Kohlenminen von Wladimirsk, zwanzig Werst nördlich ging, und daß er bei dem klaren Wetter aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gezwungen war, drüben in der de Castries-Bai Zuflucht suchen zu müssen. Dies gab mir Zeit, die nötigen Anordnungen zu treffen, denn die tollen Einfälle der Schiffe an der Küste von Sachalin waren derartige, daß man gut daran tut, vorbereitet zu sein. Wirklich war abends eine leichte Brise aufgesprungen und da ich befürchtete, daß der Dampfer plötzlich nach dem Festlande abhielt, ohne in Alexandrowsk anzulaufen, ging ich an Bord eines der zwei kleinen Dampfschlepper und fuhr an der Küste entlang, um den Zizichar zu treffen.

Kohle wird an verschiedenen Orten längs der Westküste gefunden, hauptsächlich aber in Duje und Wladimirsk gefördert. Ich habe sogar eine Schicht Braunkohle gesehen, die am Tymiflusse zu Tage trat. Die geförderte Kohle ist ein guter Lignit und im ganzen als Dampfkohle der japanischen überlegen, erzielt auch einen höheren Preis. Wenn die ärmlichen Verladungsverhältnisse und die beständige Unsicherheit in der Einhaltung der Lieferungsverträge nicht wären, wäre sie bekannter und gesuchter. Ueber die Ausdehnung der Kohlenflötze sind die Schätzungen immer auseinander gegangen, aber es scheint, daß die Autoritäten etwas optimistisch sind. Vor einigen Jahren schwebte der Plan in der Luft, von der Jonquièrespitze zu den „Die drei Brüder“ genannten Felsen eine Mole zu bauen, um der Schiffahrt Schutz zu bieten und zwischen Wladimirsk, Alexandrowsk und Michailowsk eine Eisenbahn zu bauen. Der Plan wurde im letzten Jahr wieder aufgenommen, auch schloß man Verträge auf Lieferung von Bauholz ab. Durch die Ausführung des Plans würde die Verladung einfach, regelmäßig und zuverlässig.

Die gegenwärtigen Mittel zur Verladung sind im höchsten Grade unzulänglich. Die Arbeitsleistung ist lächerlich gering. In die Kohlenbunker des Zizichar wurden nur 25 Tonnen an einem Tage geschafft und dabei waren mit der Arbeit mehr Verbrecher beschäftigt, als Tonnen eingeladen wurden. Es war nur ein Lichter verfügbar, die andern waren bei schlechtem Wetter ans Ufer getrieben worden. Am wenigsten befriedigen der Unbestand des Wetters und das Mangeln eines sicheren Ankergrundes. Ein treffendes Beispiel von den Mängeln des gegenwärtigen Systems lieferte der Zizichar. Dieses Schiff gehörte zur Flotte der „Chinesischen Ost- (Mandschurischen) Eisenbahn- und Dampfschiffahrts-Gesellschaft" und hatte drei Wochen lang versucht, zweitausend Tonnen Kohlen an Bord zu bekommen; es war ihm bis jetzt gelungen, 150 Tonnen einzunehmen.

Der Abbau verursachte keine Schwierigkeiten. Die Verbrecher gehen einfach in der Ebene an die Kohle heran und treiben einen Stollen hinein. Wladimirsk gleicht deshalb einem Kaninchengehege. Sobald die Kohle an einer Stelle geringer wurde, verließ man den Stollen und wählte einen anderen. Die Kohle wird an Kaufleute mit sechs Rubeln per Tonne abgegeben und die in den Minen beschäftigten Verbrecher (nur diese) erhalten zehn Prozent des Wertes ihrer Förderung.

Als ich an Bord des Zizichar kletterte, war der Kapitän ganz erstaunt und fragte: „Sind Sie ein Passagier?" — „Ja." — „Wohin wollen Sie gehen?" — „Nach Wladiwostok." — „Ja, aber ich weiß nicht, wo ich hingehe." Auf weiteres Fragen erwiderte der Kapitän: „Ich werde nach de Castries hinüber dampfen und dort möglicherweise ein Telegramm finden, das mich nach Nagasaki, Port Arthur oder Schanghai beordert. Sie sehen, ich habe keine Ladung, ich war nicht imstande, Kohlen zu laden und deshalb habe ich keine Veranlassung, nach Wladiwostok zu gehen."

Das hatte ich nicht erwartet, aber ich entschloß mich, es darauf ankommen zu lassen. Am nächsten Morgen wurde wieder versucht, etwas Kohlen an Bord zu schaffen. Wieder

waren die schmutzigen, schlecht bekleideten Gestalten an der Arbeit; Drillichhemd, Hose und Schaftstiefeln bildeten in der kalten, rauhen Morgenluft eines Oktobertages auf See ihren ganzen Anzug und ich war neugierig, als ich sie betrachtete, ob sie nicht ihre warmen Kleider verspielt hatten. Der Wind fing an, aus Osten zu blasen, entwickelte sich, wie der Kapitän prophezeite, zu einer anständigen Südwestbrise und erreichte seinen Höhepunkt in einem starken Nordweststurm. Dem Lichter wurde die Sache bald zu stark und auch uns drohte sie gefährlich zu werden. Das Boot wurde losgemacht, ein Beamter kam heran und zählte die Verbrecher, welche sehr scharf im Auge behalten worden waren und ich sagte Sachalin Lebewohl. Wie beneidenswert war mein Los verglichen mit demjenigen der etlichen zwanzigtausend Verurteilten, deren Herzen immer sehnsüchtig ihrem Heimatlande entgegenschlugen und welche auf dieser einsamen Gefangeneninsel leben und sterben mußten. Gewiß, die Mehrzahl derselben hatte gesündigt und vor den Augen Gottes und ihrer Mitmenschen Böses getan; aber man konnte das Mitleid mit der Hoffnungslosigkeit ihrer gegenwärtigen Lage nicht unterdrücken und gegen diejenigen, deren Verfehlung leicht war, war es grausam, daß sie zu einer lebenslänglichen Verbannung in eine solche erniedrigende Atmosphäre verdammt waren.

Wie ich früher ausgeführt habe, ist die Verwaltung zum größten Teil für die schlimmen Zustände auf Sachalin verantwortlich. Das System könnte durch eine sorgfältigere Einteilung der Gefangenen gebessert werden und es ist ganz klar, daß auf Sachalin die Todesstrafe sowohl auf den Mörder eines Zivilisten, als auf den eines Beamten ausgedehnt werden muß. Nur durch dieses Mittel kann die Sicherheit des die Gesetze achtenden Einwohners gewährleistet werden. Aber der größte Fehler ist die Schwäche der Beamten, ihre Schlaffheit und Willkür, ihre offene Unmoralität und Untreue. Wenn ich auch die entwürdigende Atmosphäre der verbrecherischen Bevölkerung, zwischen welche sie ihre Pflicht gestellt hat, in Ansatz bringe, so ist doch der



Abschied von Sachalin.

von mir so armselig geschilderte Zustand der Dinge eine schreckliche Anklage.

Eingehendere und regelmäßigere Besichtigung durch höhere Regierungsstellen ist notwendig; aber vor allem ist die Ernennung eines tüchtigen, festen, aber wohlwollenden Gouverneurs wünschenswert. Er muß stark genug sein, um keine spitzfindigen Berichte seiner Untergebenen zu fürchten und Gewalt genug haben, zu entlassen und zu verbessern, ohne Rücksicht auf das ersessene Recht langdienender, nichtswürdig handelnder Beamter vom Schlage Patrins nehmen zu müssen. Es gibt einige wohlgesinnte, freundliche Männer unter den Beamten, aber sie sind nicht standhaft und es ist ihnen beinahe unmöglich, das von dem willkürlichen, treulosen und unmoralischen Typus der Beamten gewobene Netz zu zerreißen.

Am Morgen nach meiner Abreise lag der Zizichar in der de Castries-Bai. Es ist ein gut geschützter Hafen mit einer Tiefe von fünfzig Fuß (engl.) bei der Einfahrt, die sich bei der Observatoriumsinsel auf dreißig Fuß vermindert. Dieses steile Inselchen erhielt diesen Namen von La Pérouse, weil seine Offiziere nach einer langen Zwischenzeit ihre Instrumente auf der Insel aufgestellt hatten, um ihre genaue Lage zu bestimmen. Südlich davon befindet sich die kleine Austerinsel, nordöstlich die Basaltinsel. Bei der Südspitze steht auf dem Vorgebirge Kloster Kamp ein schöner Leuchtturm; die Piloten waren wegen Aufhörens der Schiffahrt im Begriff, ihn zu verlassen. Am nordwestlichen Gestade der Bai, an der Mündung des Somonflusses liegt der Alexandrowsker Posten, bestehend aus einer Telegraphenstation mit den Häusern des Vorstehers und seiner Gehilfen, einer winzigen Kirche und den Baracken für eine kleine Abteilung hier stehender Soldaten. Nach Norden und Süden erstrecken sich Wälder, die, von einigen umherstreifenden Oroktis abgesehen, unbewohnt sind. Um die Bai steigen die Hügel bis zu einer Höhe von 1100 und sogar 1540 Fuß hoch empor und sind dicht mit Bäumen bewachsen, ausgenommen da, wo die steil abfallenden, braunen Abhänge von den Waldbränden zeugten, welche die Russen

sorglos hatten aufkommen lassen. Es ist zu jeder Zeit ein einsamer Ort und besonders im Winter. Durch das Eis dann von aller Schiffahrt abgeschnitten, ist der Posten nur durch Hundeschlitten vom Amur zugänglich, welcher selbst von Pferdeschlitten von entfernten Teilen befahren wird. In einer Beziehung war der Ort damals besser daran wie Alexandrowsk; der Telegraphendraht nach Wladiwostok war in Ordnung. An diesem Orte hatte die Chinesiche Osteisenbahn- und Dampfschiffahrtsgesellschaft kürzlich einen Agenten eingesetzt. Was er im Winter tun konnte, weiß ich nicht, aber wenn er „weit von dem tollen Haufen" sein wollte, konnte er sich schwerlich einen besseren Platz ausgesucht haben. Sein Blockhaus lag auf den Klippen an der Südspitze des Flusses, etwa drei Meilen vom Posten entfernt. Unterhalb lag eine winzige Werft, wo man ein Kohlenlager für die Flotte anlegen wollte.

Zu meiner Enttäuschung war ein Telegramm eingegangen, welches dem Zizichar befahl, mit der Post nach Sachalin zurückzukehren und ich fühlte, daß wir, wenn dieses Hinundherfahren einmal losging, nicht sicher wußten, wann es aufhören würde. Ich hatte auch die amtliche Nachricht erhalten, daß die mandschurische Eisenbahn am folgenden Sonnabend eröffnet werden würde. Ich möchte hier sagen, daß dies soweit richtig war, obwohl für dieses Jahr nur Passagierverkehr angekündigt war. Da ich mich sehr danach sehnte, zu Weihnachten nach England zu kommen und die Zeit kurz war, beschloß ich, alles zu tun, was ich konnte, um die Rückkehr nach der Insel zu verhindern. Ich stellte daher dem Agenten vor, daß das veraltete Kanonenboot, der „Tunguse", welches schon so viel Zeit mit dem Versuch, das Kabel zu flicken, verschwendet hätte, im Hafen lag, und daß der Gouverneur von Sachalin selbst den Generalgouverneur gebeten hätte, ihm zu erlauben, das Fahrzeug zur Beförderung von Telegrammen zwischen dem Festland und der Insel zu verwenden, und daß es deshalb gerade so gut die Postsachen mitnehmen könnte. Unterdessen mußten sie in jedem Falle vom Ufer geholt werden. Der Kapitän blieb mit dem Agenten

zurück, um über seine Instruktionen zu sprechen und der Steuermann, die einzige andere Person, welche genug englisch sprach, um von der chinesischen Schiffsmannschaft verstanden zu werden, hatte das Kommando des Schiffes übernommen; ich war deshalb genötigt, ein Boot mit dem chinesischen Bosun und zwei Leuten von der Schiffsmannschaft mit ans Ufer zu nehmen. Wir hatten zwei oder drei Meilen zurückzulegen; alle Weisungen wegen des Landens, die ich vom Steuermann erlangen konnte, beschränkten sich darauf, daß ich am Ufer eine Treppe in den Klippen sehen würde. Es schien seltsam, daß ich, der als militärischer Spion angesehen wurde, nun ausgesandt wurde, um die russische Post zu holen. Aber meine Funktionen waren, wie ich fand, darauf beschränkt, das Boot zu steuern und als Dolmetscher zwischen dem Bosun und dem Telegraphenvorsteher zu dienen. Die Unterhaltung wurde in dem sogenannten Pidginenglisch geführt, englisch, etwas russisch, ein wenig deutsch. Zum guten Glück sah ich die rohen in die Klippen gehauenen Stufen, ließ einen Mann zur Bewachung des Bootes zurück, kletterte mit den andern auf die Klippen und gelangte an der Kirche vorbei zum Postamt. Ein wenig nordöstlich davon befindet sich ein kegelförmiger Erdhaufen, auf dem eine Kanonenkugel liegt, angeblich zur Erinnerung an den erfolglosen Angriff der Engländer und Franzosen während des Krimkrieges. Auf dem Postamt fanden wir den alten Postmeister, welchem ich unsere Mission auseinandersetzte. Wenn ich bedenke, daß wir uns so ziemlich am Ende der Welt befanden, und daß hier Briefe nicht in jeder Minute eingingen, sondern in Zwischenräumen von vielleicht mehreren Wochen herein tröpfelten, so konnte die Verzögerung bei Fertigmachung dieser Post schwerlich der Angst zugeschoben werden, auch noch die letzten Eingänge mit fortzubringen. Zwei Stunden verflossen, bis alles fertig war; während dieser Zeit wurde der alte Postmeister, welcher seit siebzehn Jahren hier lebte, ganz freundlich; Karten und Pläne wurden hervorgezogen und mögliche Veränderungen in den Konturen des Landes besprochen.

Auf meinem Rückweg zum Boot stieß ich auf einen Lavaausbruch, wie er in der Nähe der Basaltinsel wohl erwartet werden konnte; er war aber insofern interessant, als man sein Vorkommen bisher auf Sachalin nicht festgestellt hatte. Daß dies nicht ein isolierter Lavastrom ist, läßt sich aus einer Sage der Oroktis entnehmen. Sie erzählen, daß einmal zu gleicher Zeit drei Sonnen am Himmel standen. Es war damals so heiß, daß die Menschen im Wasser lebten; aber eines Tages entschloß sich ein Mann, diese Sonnen zu erschießen. Er verbarg sich in einem Loch und es gelang ihm, zwei derselben zu treffen. Sie fielen ins Wasser, zischten und polterten heraus und die Erde wurde dann kälter. Die porösen oder schwammigen Steine, die man noch findet, sind Ueberbleibsel dieser Zeiten.

Als ich an Bord des Zizichar kam, fand ich zu meiner Beruhigung, daß meine Anregung angenommen worden war, und daß die Postsachen auf den Tungusen überführt werden sollten. Die beste Neuigkeit von allen war jedoch, daß unser Schiff den Auftrag hatte, in Wladiwostok anzulaufen. Die zu durchmessende Entfernung betrug etwa 720 Knoten, den größten Teil des Weges dampften wir an der Küste entlang, von der wir nachts einen gehörigen Abstand nahmen, denn die von 1900 datierende und auf einer englischen beruhende Karte erwies sich bezüglich der Lage der Küstenlinie bis auf neun Meilen ungenau. Bis auf 120 Meilen waren teilweise die Umrisse von Sachalin im Osten sichtbar. Auf dem Festland erhoben sich steil und hoch anscheinend unbegrenzte Wälder. Auf lange Entfernungen hin ist die Küstenlinie rauh und weiß und läßt einen harten Kalkstein zutage treten, dahinter erstrecken sich tiefgefurchte, gezackte, steile Berge, die nordwestlich und südöstlich verlaufen. Es ist die Sikhota Alin-Kette. Auf der Karte sind verschiedene Niederlassungen angegeben, aber schwerlich existiert eine, außer der kleinen Ansiedlung an der Kaiserbai, einer schönen Bucht, wo die Ebene des Landes niedriger zu werden anfängt. Die Chinesen sind hier im Sommer mit Fischen, dem Einsammeln von Trepang oder

Biche de mer einer Gruppe von Holothurien, als Delikatesse geschätzt und Algen beschäftigt und sind von dem wohl 1901 erlassenen Verbot, daß nur russische Untertanen fischen dürfen, schwer betroffen worden. Unsere Reise begann bei hellem, sonnigem Wetter und in einer Breite von 51 Grad nördlich war die Mannschaft mit Deckscheuern beschäftigt, aber sechs Grade näher dem Aequator, bei 45 Grad, brauchten sie Marlpfrieme, um das Eis abzubrechen, so groß war die Wirkung eines Nordwindes in diesen Breiten. Unser Kapitän war aus den Ostseeprovinzen und wie alle aus diesem Teil Rußlands stammenden Leute, welche ich gesehen habe, scheute er sich nicht, seine Meinung über die Regierung und sonstige russische Angelegenheiten freimütig auszusprechen. Dem ersten Ingenieur konnten seine Bemerkungen kaum entgehen. „Damals konnte jeder, der einige Kenntnis von Muttern und Schrauben hatte, Schiffsingenieur werden. Was war die Folge davon? Dies war ein gutes, erst vor sechs Jahren in England gebautes Schiff und jetzt ist es schon fast zugrunde gerichtet." Ich fing an zu begreifen, daß etwas mehr wie Eifersucht in diesen Worten lag, als wir zweimal an einem Tage Pech hatten. Die Kesselpumpe versagte, Segel wurden losgemacht und wir machten uns auf eine lange Reise im Tatarischen Golf gefaßt. Wir kamen sehr langsam vorwärts, aber am Abend des sechsten Tages lief der Zizichar ins goldene Horn ein. Es war neun Uhr abends und wir näherten uns einem großen Licht an unserm Steuerbord, als eine Stimme durch die Dunkelheit schallte: „Hallo, halt! Schiff da!" Es war eine Mahnung daran, daß Schiffe zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang in den Hafen von Wladiwostok nicht einlaufen dürfen.

Nach der dem Agenten auf Sachalin gesandten Nachricht sollte die mandschurische Eisenbahn am folgenden Tage offiziell eröffnet werden. Dieser Tag war ein Sonntag und der darauffolgende Tag ein Feiertag wie viele Feiertage gibt es nicht in Rußland! Ich war eifrig bestrebt, alle Vorbereitungen zu treffen, bevor die zwei Festtage dazwischen kamen. Es war Brauch, bis zum Erscheinen der Polizei an

Bord zu warten, aber ich ließ Hab und Gut umher liegen und schlich mich ans Ufer, um den liebenswürdigen, amerikanischen Konsul, den Eisenbahnagenten und die Russisch-Chinesische Bank usw. zu besuchen. Dieselbe buntscheckige Gesellschaft von Chinesen, Japanern, Mandschu, Koreanern, Zigeunern, Golde usw. bewegte sich kaleidoskopartig auf dem Basar herum, als ich aus dem Sampan (kleine chines. Dschonke) kam. Der einzige Unterschied seit meinem letzten Besuche war, daß viele Leute Winterkleidung angelegt hatten und dick in wattierte Baumwolle gehüllt waren, während die Mandschu und die Chinesen von Tschifu kriegerisch aussehende Pelzmützen trugen, deren Zipfel mit Quasten verziert waren.

Ich wurde von meinem Wahne bezüglich der Eröffnung der Chinesischen Ostbahn oder Mandschurischen Eisenbahn bald befreit. Sie wurde weder offiziell eröffnet, noch war sie überhaupt fertig. Die Bahn hatte auf etwa zweihundert Werst eine Lücke, aber man hoffte, dieses Stück in 1 2 Tagen zu vollenden. Wie mir wohlbekannt war, wollte man alle Engländer, welche die Linie vor ihrer eigentlichen Eröffnung benützen wollten, zurückweisen. Dies geschah zwar nicht geradezu, aber mit jener höflichen, oft wiederholten Verweisung an eine andere oder höhere Instanz, woraus ein endloses Hin- und Herrennen entstand. Ich hatte schon einen englischen Obersten getroffen, welcher zurückgewiesen worden war und dessen spätere Absichten vereitelt worden waren. Ich wollte es kühl darauf ankommen lassen und fragte den Ingenieur, welcher die Erlaubniskarten zur Reise ausgab, aber er verwies mich an den Gouverneur. An einer anderen Stelle riet man mir dringend davon ab, mich an denselben zu wenden, weil er keine Erlaubnis geben konnte oder wollte. Wenn ich meine Absicht verlauten ließe, würde ich nur meinen Zweck verfehlen, wenn ich es auf eine andere Art versuchen würde.

So, wie die Dinge standen, blieb mir nur der von einem alten Reisenden angeratene Ausweg übrig. Dieser bestand darin, den Zug bis zur Grenze, zwischen Küstengebiet und Mandschurei, zu benutzen, an der Grenze auszusteigen, eine

Teljäga zu nehmen und darin über die Grenze zu fahren, wo ich dann den Zug benutzen konnte, wo ich wollte; ich mußte mich natürlich darauf verlassen, daß der Zugführer die ihm gemachten goldenen Winke verstand und mich durchließ. Im Laufe des Tages suchte ich noch immer nach Auskünften usw. und traf dabei zufällig einen Kaufmann, welcher, wie ich erfuhr, nach Charbin zu fahren beabsichtigte. Mit größter Freundlichkeit willigte er ein, alles zu tun, was er konnte, um zu erlangen, daß ich auf seinen Paß als sein Buchhalter mit vorgemerkt wurde. Durch Vermittlung eines Freundes des Ingenieurs wurde dies zustande gebracht und in drei oder vier Tagen konnte ich darauf rechnen, abzufahren. Diese Zwischenzeit verbrachte ich ganz angenehm mit Besuchen des Museums und der Museumsbeamten, von welchen wie gewöhnlich mehrere verbannt worden waren, weil man sie „beim Denken behorcht hatte".

Am 7. November stellten sich der Kaufmann, mein „Chef" und ich auf der Station ein, er um nach Charbin, 491 Meilen, zu gehen, ich nach London, über 7000 Meilen. Dazu war es nötig, daß ich das Küstengebiet, dann die Mandschurei durchquerte, hierauf die Zweiglinie der transbaikalischen Eisenbahn und später die Hauptlinie zum Baikalsee benützte. Nachdem ich den See überschritten hatte, brachte mich eine Reise von 3½ Stunden nach Irkutsk und weitere acht Reisetage nach Moskau. Von Wladiwostok nach St. Petersburg sind auf diesem Wege 5680 Meilen, man kann die Reise bis dahin jetzt in sechzehn Tagen machen. Aber im November 1901 brauchte man fast dieselbe Zeit (fünfzehn Tage), um nur durch die Mandschurei zu kommen, was nur den sechsten Teil der Reise ausmacht. Man hatte mir erzählt, daß die Mandschurei in etwa sechs Tagen durchfahren würde, aber das war nicht die einzige Ueberraschung auf der Eisenbahnfahrt, die mich erwartete.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Durch die Mandschurei.

Ein kurzer geschichtlicher Ueberblick. — Umfang und Hilfsquellen der Mandschurei. — Eisenbahnstrecke. — Landschaft. — Fahrt in einem Bauzug. — Charbin. — Schwierigkeit, den Zug zu finden. — Die Steppe. — Ankunft in Zizichar. — Ein armseliger Schienenweg.

Das Vorrücken Rußlands in der Mandschurei hat die Aufmerksamkeit der Politiker in erhöhtem Maße auf dieses Land gelenkt. Die Mandschurei ist ein Land, dessen Geschichte schwer zu schreiben ist; seine ältere Geschichte versinkt im Dunkel nicht aufgezeichneter Wanderungen wilder Stämme. Eine oder zwei zufällige Erwähnungen in den vielbändigen Annalen des chinesischen Reiches lüften den Vorhang etwas, um ihn wieder niederfallen zu lassen und uns in Finsternis zurück zu stürzen.

Das gegenwärtige Interesse an der Mandschurei und das Fehlen einer Geschichte des Landes muß mich dafür entschuldigen, daß ich an diesem Punkte meiner Reiseschilderung einhalte, um in den gröbsten Umrissen das anzudeuten, was wir von der Geschichte der Mandschurei wissen.

Es scheint kein Zweifel darüber zu bestehen, daß die gegenwärtig in China herrschende (Mandschu-) Dynastie von dem Nü-ch'ih genannten Volke abstammt. Die Nü-ch'ih (oder Nü-chen) waren ihrerseits Abkömmlinge der Suh-shen (Nü wird

für eine Modifikation von Suh gehalten), von welchen erwähnt wird, daß sie im Jahre 1103 v. Chr. „eine berühmte Art Pfeile als Tribut“ an den chinesischen Hof gebracht haben. In den nächsten zweitausend Jahren wird eine Zwischenrasse in derselben genealogischen Reihe, die Yih-lou, erwähnt. Sie werden als eine Art von Troglodyten (200 n. Chr.) beschrieben, welche ihre Körper im Winter mit Fett einschmierten und deren Wohnungen mit Grabhügeln verglichen werden. Der Zugang zu denselben erfolgte vom Gipfel aus (500 n. Chr.).*

Im elften Jahrhundert machte sich die Zivilisation des benachbarten chinesischen Reiches fühlbar und ein Teil der Nü-chen war bereits als zivilisierte Nü-chen bekannt, um sie von den wilden Nü-chen zu unterscheiden, welche sich über den Sahalienfluß (Amur) zurückgezogen hatten.

Nähere Nachbarn von demselben Tungusenstamme,** die Si-tan oder Khitan hatten in der Mitte des zehnten Jahrhunderts beträchtliche Macht erlangt und breiteten ihre Herrschaft bis über Liautung und den nördlichen Teil des jetzigen Chinas aus, einschließlich der Provinzen Tschili und Schansi. Diese Ausdehnung auf Kosten der großen südlichen Macht führte zum Krieg. Das damals von der Sungdynastie beherrschte China rief die Hilfe der Nü-chen an, welche unter dem befähigten Führer Akuta sich über die Khitan siegreich erwiesen. Dieser General nahm den Titel Kaiser der Kin-(Gold-) Tataren (1115 n. Chr.) an. Als hierauf ein Streit mit seinen Verbündeten folgte, überzog er sie mit Krieg und eroberte nicht nur die Provinzen Tschili und Schansi, sondern nahm auch für lange Zeit die Provinz Honan in Besitz. Es ist klar, daß die Nü-chen große Fortschritte in ihrer militärischen Organisation gemacht hatten; während indessen ihre Nachbarn, die Khitan, sich im zehnten Jahrhundert einer Schrift bedienten, fuhren die Führer der Nü-chen fort, ihre Befehle durch das alte Sinnbild eines Pfeils mit einem Einschnitt zu geben; dringende Angelegenheiten wurden mit drei

*) A. Wylie, Chinese Researches.

**) Transactions of the Asiatic Society of Japan, vol. 18. E. H. Parker.

Einschnitten bezeichnet. Mit der Errichtung der Kin-Dynastie wurden jedoch rasche Fortschritte gemacht; man erfand eine Schrift und während der kurzen Herrschaft dieser Dynastie lesen wir sogar von der Errichtung eines Amtes für ihre Geschichte.

Ein neuer, schrecklicher Feind erschien auf dem Schauplatz, welcher nicht allein die Mächte des Ostens, sondern auch des Westens bedrohte und in Europa einfiel. Die Mongolen unter Tschinggis Chân überschwemmten China und seine Nachbarstaaten. Der Raum gestattet nicht, näher auf die Ereignisse einzugehen, welche die Vernichtung der Nü-chen herbeiführten, aber ihre Niederlage war so vollständig, daß sie in die nördlichen Teile der Mandschurei zurückwichen und allmählich wieder in ihre alte Lebensweise versanken.

1586 schreibt ein chinesischer Autor, Wang-K'e in dem Supplement*) zu den „Antiquarischen Untersuchungen",**) daß dieses Land zu seiner Zeit von den wilden Nü-ch'ih bewohnt war, welche der Jagd oblagen, Pferde züchteten und in tragbaren Zelten lebten, ähnlich wie heute die nomadisierenden Mongolen. Einige Stämme, „3000 Li von Nuwih-kan entfernt", schmücken ihre Gesichter und binden ihre Haare in einen Knoten usw. Sie scheinen im allgemeinen den heutigen Golde vom Amur zu gleichen.

Die in ihren alten Zustand zurückgefallenen Nü-chen konnten nur durch starke militärische Maßregeln an den Grenzen niedergehalten und an ihren Raubzügen gehindert werden. „So standen die Dinge etwa 1580, als ein über den gewöhnlichen Stand ragender Mann auf dem Schauplatz erschien" in der Person von Nurhachu, späterhin als T'aitsu bekannt. Er stammte aus der gegenwärtigen, mandschurischen Provinz Fêng-t'ien aus einer obskuren Familie, vereinigte aber durch seine militärische Gewandtheit, seinen unerschrockenen Mut und seine Beharrlichkeit die Stämme südlich des Sahalienflusses. Bald entstanden Reibereien mit der

*) Das Süh-wan-tëen-t'ung-k'aou. 254 Bde. A. Wylie, op. cit.

**) Das Wan-hëen-t'ung-k'aou von Ma Twan-lin. 348 Bde. A. Wylie, op. cit.

Mingdynastie in China, 1618 machte Nurhachu seine Beschwerden gegen dieselbe öffentlich bekannt und griff sie siegreich an. Er starb 1626; sein Sohn setzte die Eroberungen seines Vaters fort und wurde zum Kaiser ausgerufen. Indessen wird sein Sohn, der Enkel von Nurhachu, welcher 1644 den Thron bestieg, als der erste Kaiser der Ts'ing- oder Mandschudynastie angesehen. Der letztere Name war derjenige des Stammes, zu welchem die Familie gehörte.

Während der Regierung der Mingdynastie (1368—1644) war der größte Teil der heute Fêng-t'ien genannten südlichen Provinz der Mandschurei unter chinesischer Herrschaft geblieben und eine große Anzahl von Chinesen hatte sich hier niedergelassen; tatsächlich sagt man, daß der größere Teil der gegenwärtigen Bevölkerung (17 Millionen) der Mandschurei Nachkommen derselben sind. Seit der Thronbesteigung der gegenwärtigen Ts'ingdynastie sind chinesische Verbrecher in die Mandschurei verschickt worden; viele sind entsprungen und haben sich dem einträglicheren Gewerbe der Straßenräuberei zugewandt. Ihnen ist die heutige russische Politik Dank schuldig; denn wenn die politischen Erwägungen tief versteckter Pläne die Zusammenziehung von Truppen erfordern, ist es nur nötig, Gerüchte vom Auftreten der Chunchusenbanden auszusprengen, um den Argwohn der anderen Mächte zu beschwichtigen. Späterhin fand eine umfangreiche Einwanderung chinesischer, landwirtschaftlicher Arbeiter statt, eine Bewegung, welche angesichts des bedrohlichen Vorrückens Rußlands von den Behörden unterstützt wurde.

Der erste entschiedene Schritt zum russischen Vormarsch in die Mandschurei wurde 1858 gemacht, als der Vertrag von Aigun Rußland das Recht der Schiffahrt auf dem Sungarifluß gab. „Wissenschaftliche" Expeditionen hatten vorher den Fluß befahren und wenn auch die Annexion des Landes vorerst nicht in Erwägung gezogen, sondern der „Zukunft und Vorsehung" überlassen wurde, so war doch der Anfang damit gemacht.

Das Uebrige gehört der jüngsten Geschichte an. Der Gedanke wurde zu einem bestimmten Plan, als 1896 das Ab-

kommen zwischen der Russisch-chinesischen Bank und der chinesischen Regierung betreffend den Bau der chinesischen Ostbahn unterzeichnet wurde.

Das Gebiet, das heute den Namen Mandschurei trägt, ist im Norden vom Amurfluß, im Westen vom Argunfluß, der Mongolei und einem Teil der Provinz Tschili, im Süden vom Petschiligolf und dem Gelben Meer, im Osten von Korea und dem Ussurifluß*) begrenzt. Die Seeküste der Mandschurei ist deshalb auf die südliche Provinz, hauptsächlich die Liautunghalbinsel beschränkt; die Ostküste zwischen dem Tjumenfluß und der Amurmündung ist 1860 an Rußland abgetreten worden.

Die nördliche Provinz heißt Ho-lung-kiang,**) die mittlere Kirin, die südliche Fûng-t'ien oder Shing-king.

Die südliche Provinz einschließlich der Liautunghalbinsel, an deren Ende Port Arthur liegt, ist die reichste, am besten entwickelte und am meisten bevölkerte der drei Provinzen. Sie bildet nur ein Sechstel des ganzen Gebietes und hat etwa denselben Quadratmeilenumfang wie England und Wales, während die mittlere und nördliche Provinz ungefähr zweimal, bezw. dreimal so groß ist.

Mineralien werden in allen drei Provinzen gefunden, die gegenwärtig in Shing-king gefundene Kohle ist sehr gesucht und derjenigen von Kirin weit überlegen. Die Goldwäschereien in Ho-lung-kiang an den Nebenflüssen des Amur sind bis jetzt am erträgnisreichsten gewesen, aber es ist möglich, daß Shing-king sie noch übertreffen wird. Die Seidenindustrie beschränkt sich auf letztere Provinz, der Fell- und Pelzhandel ist in derselben von geringerer Wichtigkeit und meist in Ho-lung-kiang zu finden.

Die Hügel und Berge sind besonders in der mittleren und nördlichen Provinz dicht mit Nutzholz bestanden und in ersterer

*) Die genauen Grenzen mit der Einteilung der Provinzen sind aus der Karte am Schlusse zu ersehen.

**) Dies ist der chinesische Name für den Amurfluß. Ho = schwarz, lung Drache, kiang Fluß; der Chinese nennt daher den schwarzen (Sahalien) Fluß der Mandschu: schwarzen Drachenfluß.

Provinz wird besonders auf dem Jalufluß beträchtlicher Handel damit getrieben.

Ackerbau wird natürlich mehr in Kirin und Shing-king betrieben, obwohl daselbst große Strecken noch nicht dafür benützt werden. In Ho-lung-kiang sind nur die reicheren Täler angebaut. Bedeutende Strecken der Provinz zeigen die Beschaffenheit der reinen Steppe, d. h. sandigen, salzhaltigen Boden, aus welchem Soda gewonnen und in Ziegelform nach dem eigentlichen China transportiert wird. Besonders der südwestliche Teil von Ho-lung-kiang ist derartig beschaffen und wird hauptsächlich von Mongolen bewohnt, deren wandernde Herden hier ihre kärgliche Weide finden.

Von den Flüssen, welche die Mandschurei begrenzen oder durchfließen, senden der Argun, der Sungari (mit dem wichtigen Nebenfluß Nonni) und der Ussuri ihre Gewässer nördlich in den Amur und schlagen also eine für den großen Handel des Südens falsche Richtung ein, während die kleineren Flüsse, der Tjumen, der Jalu und der Liau nach dieser Richtung fließen.

Der Nonnifluß entspringt auf den großen Hsingham- oder Chingham-Bergen, welche östlich von dem Teile des Argunflusses zwischen dem See Dalai-Nor und seiner Verbindung mit dem Schilkafluß liegen und fließt südlich, um sich in den aus der mittleren Provinz von Kirin kommenden Sungari zu ergießen. Nach ihrem Zusammenfluß nehmen diese beiden, nun Sungari genannten Flüsse eine nordöstliche Richtung und ergießen sich ungefähr 160 Meilen oberhalb Chabarowsk in den Amur. Der Sungari ist wie der Amur auf eine große Entfernung, selbst bis nach Kirin, wo Hosie (s. a. a. O.) Dampfboote gesehen hat, schiffbar. Bei Charbin, wo ich den Fluß überschritt, war er eine halbe Meile breit.

Der Reisende, welcher die Mandschurei von Wladiwostok aus mit der Eisenbahn durchquert, kommt nur durch die mittlere und nördliche Provinz, während die Linie von Port Arthur alle drei Provinzen durchschneidet und sich in Charbin am Sungarifluß mit der Wladiwostoker Linie verbindet. Letztere Linie geht an Mukden, der Hauptstadt von Shing-king



Einwohner von Kirin (Mandschurei).

vorüber, erstere nicht weit von Ninguta, läßt aber Kirin, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens am oberen Sungari, weit rechts liegen. Von Charbin geht die Gesamtlinie über den Sungari in die Provinz Ho-lung-kiang, geht etwa in einer Entfernung von sechzehn Meilen an der Hauptstadt Zizichar am Nonni vorüber und verläßt die Provinz einige Meilen nordwestlich vom See Dalei-Nor.

Von Wladiwostok nach der Mandschurischen Endstation in der Nähe der sibirischen Grenze ist eine Entfernung von 1071,5 Meilen. Von Port Arthur sind es 124 Meilen mehr. Die gegenwärtige chinesische Ostbahn- oder mandschurische Linie (ausschließlich der Strecke Charbin-Port Arthur) ist 943,5 Meilen lang, denn von Wladiwostok nach Grodekow, 128 Meilen, ist die Eisenbahn ein Zweig der Ussuribahn und durchschneidet russisches Gebiet.

Von der Mandschurischen Endstation aus, zwölf Meilen südlich der sibirischen Grenze, konnte man darauf rechnen, auf einer Anschlußlinie der transbaikalischen Eisenbahn, welche seit zwei Jahren im Betriebe stehen sollte, die Verbindung mit der Hauptlinie zu erreichen; auf dieser konnte der Reisende in einer bestimmten Zeit, wenn auch erst in mehreren Tagen, nach Irkutsk gelangen.

Die Dauer der Reise von Wladiwostok nach der Mandschurischen Endstation konnte nur vermutet werden, aber man versicherte mir, daß ich darauf rechnen könnte, die 1071,5 Meilen in etwa sechs Tagen zurückzulegen. Einige erklärten aber, daß nahezu zweihundert Werst der Eisenbahn überhaupt noch nicht fertig seien, wogegen andere behaupteten, daß diese Strecke bereits dem Betrieb angeschlossen war. Es wurde mir geraten, keine Lebensmittel mitzunehmen, weil man solche in Büfetten oder in Häusern an der Bahnlinie erhalten konnte. Ueber die gute Beschaffenheit der Linie lauteten die Berichte nicht so rosig; ein russischer Kommodore, mit welchem ich den Zustand der Eisenbahn die Nacht vor meiner Abreise von Wladiwostok besprach, beurteilte die Konstruktion sehr streng und erklärte, daß die Ingenieure denselben Fehler wie auf der sibirischen Eisenbahn gemacht hatten, daß sie

nämlich das Geleis in die Täler gelegt und es dadurch der Ueberschwemmung ausgesetzt hatten. Wenn irgend eine Bestätigung dieser Behauptung nötig wäre, so wird sie dadurch geliefert, daß in diesem Sommer (1903) große Teile der Linie weggeschwemmt worden sind und die Reisenden nach Peking gezwungen waren, große Umwege zu machen. Er fragte, ob ich von dem Zusammenstoß bei Charbin gehört hätte, wo drei Passagiere getötet und vierzig verletzt wurden oder von einem anderen Unfall, wo ein Zug in dem Zickzack vor der Station Duzinza herabfuhr und entgleiste, wobei zwei Passagiere getötet wurden. Wir sahen später Spuren davon in der Gestalt von zertrümmerten Wagen und einer umgestürzten Maschine, und ernteten den Nutzen dieser Unfälle insofern, als vorsichtiger gefahren wurde. Bis Nikolskoje (68 Meilen) befanden wir uns noch auf der Ussurieisenbahn; die bequeme Einrichtung war ausgezeichnet, obwohl der Zug unangenehm überfüllt war. Wegen des Aufwärtsfahrens im Tale des Saifunflusses sank die Geschwindigkeit oft auf sechs Meilen in der Stunde, aber wir legten die Entfernung in angemessener Zeit zurück. Bis Nikolskoje hatte man einen guten Ausblick auf große, wellenförmige Hügel, von Flüssen durchzogene Ebenen und stark gelichtete Wälder. Die Gegend sah jetzt sehr braun aus und erinnerte an die Umgegend von Adelaide am Ende des Sommers. In Nikolskoje ging unser Weg westlich ab, wir folgten jetzt der Zweiglinie der Ussuribahn — die Hauptlinie geht gerade nördlich bis Chabarowsk — bis Grodekow (60 Meilen), nach dem Generalgouverneur des Pri-Amursky-Oblasstj (Amurprovinz) Grodekow genannt. Von diesem Punkte aus gingen die Hügel allmählich in die großen kahlen Ebenen über; die Dunkelheit schnitt uns die Aussicht ab, ehe wir nach Grodekow kamen. Hier stiegen wir aus und sagten einer Eisenbahn mit festgesetzten Zeiten und regelmäßigen Zügen Lebewohl. Von nun an waren wir in der Gewalt unseres Maschinenführers, von Agenten, die an einsamen Stellen des Weges stationiert sind und ebenso abhängig von Kulibanden, welche die Bahnlinie vervollständigten oder ausbesserten. Eine Stunde später fuhr bei der Station

ein Zug ein, welcher aus einer Anzahl von Wagen mit Waren und Chinesen, fünf Pferdewagen und einem russischen Wagen vierter Klasse, hier als dritte Klasse bezeichnet, bestand, in welch letzteren wir uns den Weg bahnten. In einem der Pferdewagen kampierte ein Militärarzt, während andere Offiziere auf Brettern und Koffern umherlagen. Ich wollte natürlich meine Gewehre, Bogen, Pfeile und Speere, Giljaken- und Orotschonenkleider und andere Museumsartikel mit befördern. Betten hätten sich als sehr nützlich erwiesen, konnten aber aus Mangel an Raum nicht gebraucht werden. Der Wagen war etwa halb so lang wie ein gewöhnlicher englischer Wagen, in zwei Abteilungen angeordnet, aber nicht getrennt, und bot für etwa 15 Personen Sitzraum auf den kahlen Bänken. Da wir abwechselnd 18 bis 24 Passagiere waren und das Gepäck einen beträchtlichen Raum einnahm, wurden wir mit einiger Schwierigkeit untergebracht. Mein kaufmännischer Freund und ich erkämpften uns Sitze, oder vielmehr wir hockten auf unserem Gepäck auf den Sitzen, während ein Mann auf unseren Bündeln zwischen den Bänken schlief; andere lagen auf dem Boden herum. Wir versuchten vergebens zu schlafen. Es ist erstaunlich, wie unbequem es ist, unter solchen Umständen einen Kopf zu haben. Er fällt nach rechts, nach links, nach vorn, gerade wenn man eingenickt ist und zwingt einen, sich aufzuraffen und wieder zurecht zu rücken, worauf dasselbe Spiel von neuem beginnt und ein dutzendmal wiederholt wird, nicht davon zu sprechen, daß einem rechts und links Leute auf die Schultern fallen. Wenn man den Kopf abschrauben und an einen Kleiderhaken hängen könnte, wäre die Schwierigkeit sofort beseitigt. So mußte ich mich damit begnügen, neidische Blicke auf die am Boden schnarchenden Gestalten zu werfen. Die nächste Nacht verbrachten wir in ähnlicher Weise, ausgenommen daß ein Sitz freigeworden war, weil ein Passagier davongelaufen war und einen Verschlag in einem Pferdewagen einem Sitz in unserem Wagen vorgezogen hatte. Aber die Aussicht, auf unbestimmte Zeit zu einem solchen Bett verurteilt zu sein, war nicht gerade anziehend. Die Nächte waren frostig und wir wunderten uns sehr, wie

es die in offenen Güterwagen zusammengepferchten Chinesen fertig brachten, der Nachtkälte zu trotzen.

Die Gegend bot erst den Anblick einer Reihe wellenförmiger Hügel von geringer Höhe; die Abhänge derselben waren durch Feuer und Axt ihrer Wälder beraubt worden. Als wir Charbin näher kamen, wurden die Täler enger und die reißenden Ströme, welche sich ihren Weg durch Schluchten erzwungen hatten, waren unter der Gewalt des Königs Frost nunmehr schweigsam und starr. Im Anfang der Reise kamen wir an Stationen von Backstein vorüber, aber später taten einige an der Linie liegende Blockhäuser dieselben Dienste. Die Schienen lagen meistens auf der Talsohle, aber auf dieser Abteilung, welche schon beinahe ein Jahr lang im Betrieb stand, war schon ein höher liegender, dauernder Schienenweg angelegt; wenn derselbe mit den Tunneln fertig ist, wird die größte jetzt 1:57 betragende Steigung auf 1:100 vermindert sein. Zwischen Wladiwostok und Charbin war es nicht besonders schwierig, Lebensmittel zu erhalten. Wenn die vorgeschriebenen Stationsbüfette verschwanden, fand sich ein Wirt ein, welcher in sehr ursprünglicher Weise Lebensmittel in einer Hütte feilbot, welche in der Nähe des Bahnbaues nebst anderen aufgerichtet worden war. Es war allerdings richtig, daß die Hütte gefunden werden mußte und daß sie gewöhnlich eine Viertelmeile von der Station entfernt war. Auch war man stets im Zweifel, wann der Zug abfahren würde, aber im ganzen waren Mahlzeiten in verschiedenen Zwischenräumen zu haben. An den meisten der einfach an der Strecke liegenden Stationen erschienen Bauern oder Chinesen, um gekochte Eier, Schwarzbrot und Flaschen voll Milch zu verkaufen. An der Stelle, wo der größte Unfall passiert war und wo wir mehrere Zickzacke mit ihren Umkehrstationen berührten, war man im Begriff, einen Tunnel zu bauen, um den Verzögerungen und Gefahren abzuhelfen. Sie liegt gerade vor der Station Duzinza etwa auf halbem Wege nach Charbin (333 Meilen von Wladiwostok). Der Tunnel wurde von einem Ungarn, mit welchem ich zusammen fuhr, ausgeführt. Unter den Arbeitern befanden sich viele Italiener.

Die Entfernung von Wladiwostok bis Charbin beträgt 491 Meilen und wurde in siebzig Stunden zurückgelegt, also sieben Meilen in der Stunde; wir hatten jedoch in einer Nacht acht Stunden lang gewartet, weil die Strecke im dunkeln nicht sicher genug zu befahren war und wenn ich andere Aufenthalte abrechne, hatten wir einen Durchschnitt von 9,5 Meilen in der Fahrtstunde erreicht.

Am vierten Tage kamen wir sieben Uhr morgens nach Charbin. Eine Station war noch nicht gebaut und wir stiegen also da aus, wo der Zug gehalten hatte, obwohl sonst niemand denselben zu verlassen schien. Ich öffnete ein Fenster und reichte dem draußen stehenden Kaufmann das Gepäck hinaus. Dann fanden wir glücklicherweise ein paar Chinesen mit einem Gespann und beauftragten sie, unser Gepäck ins Hotel zu fahren. Das Gespann der Chinesen war entschieden neuartig; es glich gewissen Brauerwagen mit einem leiterartigen Rahmen auf zwei Rädern. In den Deichseln war ein mongolischer Pony eingespannt, vor demselben drei andere nebeneinander. Späterhin sah ich andere „Tandems" mit sieben Pferden, davon ging eines in den Deichseln, je zweimal drei vor demselben nebeneinander. Mein „Chef", welcher von mir keine anderen Dienste forderte, als mich mit ihm zu unterhalten, wußte hier Bescheid und führte mich zu einem langen, schmutzig aussehenden, hölzernen Gebäude, welches er als das Hotel bezeichnete. Nachdem wir alle möglichen Arten des Klopfens versucht hatten, um die Bewohner zu wecken, gingen wir um das Hotel herum; es gelang uns, auf den Hof zu kommen, in dessen Mitte sich ein großer Stall befand. Er diente einem an ein Seil angebundenen Bären als Aufenthalt. Weitere ruhestörende Anstrengungen unsererseits wurden durch das Erscheinen eines aus dem Schlummer aufgescheuchten Faktotums belohnt, welcher uns ankündigte, daß das „Hotel" voll war. Trotz dieser entmutigenden Erklärung gelang es ihm aber doch, für uns ein Zimmer aufzutreiben. Ich wünsche übrigens, daß ich ein derartiges Gelaß nicht wieder bewohnen muß. Es war schmutzig und bot keine weitere Bequemlichkeit wie eine Bettstelle mit einer Matratze, deren

gebrochene Federn durch den schmutzigen Ueberzug stachen und einen oder zwei Stühle. Anscheinend wurde erwartet, daß wir unser eigenes Bettzeug mitbrachten. Man erklärte uns, daß ein zweites Bett nicht zu haben war, aber noch vor abends erschien ein Sofa, das ebenfalls an „gebrochenen Rippen" litt und entweder gebettelt, geborgt oder gestohlen war. Waschen wurde als Luxus betrachtet und ein Waschbecken, oder ich sollte vielmehr sagen, das Waschbecken, das uns erst auf ausdrücklichen Befehl gebracht worden war, wurde wieder weggenommen, bevor man überhaupt mit waschen fertig war; wahrscheinlich brauchte es sonst jemand. In dem Zimmer, in welchem wir unsere Mahlzeit einnahmen, stand eines jener prunkend aussehenden automatischen Musikinstrumente — dessen Namen ich nicht kenne und auch nicht zu wissen wünsche — made in Germany. Im übrigen verdankte ich demselben den merkwürdigen Eindruck, im Herzen der Mandschurei Stücke aus dem „Mikado" und aus der „Washington Post" zu hören.

Charbin ist eine spezifisch russische Schöpfung; der ältere Ort liegt etwa 4,5 Meilen von Neucharbin entfernt am Flusse Sungari. Neucharbin, wo ich blieb, ist eine reizlose Sammlung von einstöckigen, aus Ziegeln gebauten Häusern, die mit Stroh gedeckt sind und wie Baracken aussehen. Der russische Teil von Altcharbin, welcher zwischen Neucharbin und dem Sungari liegt, ist neu gebaut. Wenn irgend jemand Zweifel über die Absichten der Russen in der Mandschurei hat, so kann er sie bei einem Besuche in Altcharbin sofort los werden. Außer in Wladiwostok trifft man in Sibirien nur ausnahmsweise viele Gebäude aus Ziegeln oder Steinen und selbst in Irkutsk, dem sogenannten Paris von Sibirien, sind sieben Achtel der Gebäude aus Holz. Diese soliden Gebäude aus roten Ziegeln in Charbin, die abgesondert stehenden Gebäude der Beamten und die vielen öffentlichen Gebäude hatten bei den oft wiederholten Versprechungen Rußlands, die Mandschurei zu räumen, eine besondere Bedeutung.

Charbin liegt in einer Ebene, aber obwohl wir erst den

10. November hatten, und in Pelze eingehüllt waren, litten wir doch sehr von der Kälte, als wir zum Sungari fuhren. Der Wind war schrecklich scharf, unser Iswoschtschikk (Droschkenkutscher) hatte den Kragen über die Ohren gezogen und saß seitwärts auf dem Bock. Im Freien stehende Kaffeehäuser, die jetzt sehr braun und mitgenommen aussahen, bezeugten aber die gleich große Sommerhitze. Sungari selbst ist ganz Geschäftsstadt. Im Sommer ist hier bedeutender Verkehr auf dem Flusse und wird auch in Zukunft hier herrschen. Die Flotte der Sungari-Dampfschiffahrtsgesellschaft hatte während des Aufstandes der Chinesen in der Mandschurei im vorigen Jahre eine große Rolle gespielt. Fürst M. Khilkow, welcher vier Jahre hier stationiert war, sagte, daß ihre Niederlassung mit knapper Not davongekommen ist. Ich gebe die Geschichte wieder, wie er sie mir erzählte. Die Berichte über den Feldzug in der Mandschurei waren so übertrieben, daß man unmöglich wissen konnte, wem man glauben sollte, aber das eine ist jedenfalls sicher, daß die Unterdrückung der Erhebung im Süden und im Zentrum nicht von den Scheußlichkeiten begleitet war, die im Norden begangen wurden.

Nach dem ersten Alarm flohen die russischen Ansiedler, Eisenbahnarbeiter und ihre Familien usw. nach allen Richtungen, hauptsächlich aber nach Charbin, wo sie an Bord der Sungaridampfer genommen und nach Chabarowsk geschafft wurden. Am 2. Juli 1900 erschienen die chinesischen Truppen vor Charbin. Zum Glück für dessen Verteidiger hatte es während der letzten zwei oder drei Tage geregnet und die Chinesen hatten deshalb ihre Geschütze zurückgelassen. Bis zum Heranschaffen derselben vergingen zwei oder drei Tage, dann erwies sich das Omen zum Angriff ungünstig und abermals verflossen einige Tage, bis der günstige Tag herankam. Die Verzögerung war für die Russen sehr wertvoll; sie hatten am 2. Juli nur sechzig Gewehre und konnten am 13. Juli, als der Angriff begann, auf nicht weniger als sechstausend rechnen. Man machte einen Ausfall, bei welchem den Chinesen drei Kruppsche Kanonen abgenommen und auf sie gerichtet wurden; damit hatte man eine unmittelbare Gefahr abge-

wendet, obwohl 25 Tage vergingen, bis wieder die Verbindung mit der Außenwelt hergestellt war.

Ich war zu dem Fürsten Khilkow, welcher der Neffe des Ministers der öffentlichen Arbeiten und der Eisenbahnen ist, gegangen und hatte ihn offen um einen Paß gebeten. Mein Kaufmann und „Chef" reiste nicht weiter und da ich beinahe durch die halbe Mandschurei gekommen war, vermutete ich, daß es den Behörden ziemlich gleichgültig sein konnte, ob sie mich nach vorwärts oder rückwärts schickten, zumal die Tatsache, daß ich die Grenze schon überschritten hatte, sie von vieler Verantwortlichkeit befreite. Vielleicht traf es sich glücklich, daß Oberst Ugowitsch, der die Aufsicht führende Ingenieur, welchen man auch „König der Mandschurei" nannte, mit dem Generalgouverneur damit beschäftigt war, das Land zu besichtigen. Auf jeden Fall händigte er mir nach einigem Zögern und nach drei Unterredungen mit dem Fürsten, welcher Sekretär des Obersten Ugowitsch war, höflich einen Paß aus, schrieb auf denselben das übliche freundliche Ersuchen an die Beamten, mir Beistand zu leisten und gab mir einen Brief an den Vorstand der Sungaristation mit. 36 Stunden nach unserer Ankunft in Charbin war ich bereit, meine Reise durch den übrigen Teil der Mandschurei, eine Entfernung von 580,5 Meilen, anzutreten.

Ich nahm bedauernd von meinem kaufmännischen Freunde Abschied. Er war nichts weniger als wohlauf; wir hatten uns beide vor der Abreise von Wladiwostok stark erkältet; ihn hatte die Kälte, das Wetter, der mangelnde Schlaf und unsichere Mahlzeiten so angegriffen, daß er nach Wladiwostok zurückgehen mußte und zwei oder drei Monate an sein Zimmer gefesselt war.

Soweit war alles gut; ich hatte nur nicht genügend die noch zu überwindenden Schwierigkeiten gewürdigt, obwohl ich nicht erwartete, einfach eine Droschke zu nehmen, nach der Station zu fahren, ein Billett zu lösen und mich in ein bequemes Coupé zu setzen. Das erste Problem war, die Station oder die Lage der Hauptstation zu finden. Wie man mir mitgeteilt hatte, fuhr der Zug nicht an der Stelle ab, wo ich aus-

gestiegen war, sondern an einer etwa sechs oder sieben Meilen weiter auf der andern Seite des Sungariflusses gelegenen Stelle. Er sollte ungefähr neun Uhr abends abgehen. Als ich schließlich zum Zug kam, erfuhr ich, daß es derselbe Zug war, mit dem ich gekommen war, dem man einen anderen aus Port Arthur angehängt hatte und der zufälligerweise, aber nicht absichtlicherweise auf meine Abreise gewartet hatte. Ich hatte mir zwei Iswoschtschikki genommen, die erste Prolyotka enthielt mein Gepäck, die zweite meine eigene Person. Ich hatte den Kutschern genau auseinandergesetzt, wohin ich fahren wollte und sie hatten mir überströmende Versicherungen gegeben, daß sie die Lage erfaßt hatten. Aber ich hätte gern wissen mögen, was nun kommen würde, denn man macht im Osten seine Erfahrungen. Wir waren dreiviertel des Weges über eine weite, leere Ebene gefahren, als sie anhielten. Da meine Kutscher ehemalige Sträflinge waren, mußte ich kräftig auftreten. Ich schalt sie also, daß sie mir erklärt hatten, genau zu wissen, wo ich hin wollte und daß sie nun, wo wir so weit gefahren waren, fragten: „Wohin wünscht der Barün (Herr) zu fahren?“ Ich wiederholte, daß ich auf die Sungari-Eisenbahnstation auf der andern Seite des Flusses müßte, wo ich Herrn Swollensky, den Natschalnik, sprechen wollte. Sie schüttelten ihre Köpfe, sprachen zusammen und fuhren weiter, wohin wußte ich nicht, ausgenommen, daß es nach einer falschen Richtung war. Zu meiner Beruhigung fuhren wir jedoch durch die Stadt Sungari (Altcharbin) und ich fühlte, daß wenigstens etwas geschehen würde, wenn ich auch etwas ängstlich wegen der Zeit war. Plötzlich lenkten die Iswoschtschikki in eine Gasse ein, die zum Fluß führte und hielten vor einem großen hölzernen Gebäude, das in einem unregelmäßigen Haufen von Bäumen stand.

Auf der Straße ging ein Mann vorüber und da ich hoffte, daß er intelligenter wie meine Kutscher wäre, redete ich ihn an und setzte ihm die Lage auseinander. Er entlastete sie von der ihnen zugeschobenen Schuld, indem er erklärte, daß die Brücke noch keinen Wagenverkehr gestattete und die Wagen also nicht auf die andere Seite des Flusses

fahren konnten. Für den Augenblick war ich verblüfft. Meine Kutscher wollten mich irgend wohin fahren — wohin, wußte ich nicht — vor mir stand ein Gebäude, welches das Bureau der Sungari-Dampfschiffahrtsgesellschaft sein sollte: ich wagte es also, mich hier zu befragen. Bei meinem Eintritt fand ich zu meinem Erstaunen ein elektrisch beleuchtetes Kontor und wenigstens ein halbes Dutzend Leute emsig über ihren Büchern sitzen. Ich wandte mich an einen der älteren Herren und fragte ihn russisch: „Ist hier jemand, der französisch, deutsch oder englisch spricht?“ Da die Antwort verneinend ausfiel, so mußte ich mich mit dem Russisch behelfen, das mir zu Gebot stand. In diesem Augenblick trat ein freundlich blickender, jedenfalls höherer Beamter ein und ich sagte ihm, daß ich nach der Mandschurischen Station wollte. Er unterbrach mich: „Ich gehe auch dahin, nach St. Petersburg. Meine Droschke steht schon draußen. Ich werde gleich weggehen.“ Das war ein Glück für mich, denn ohne seine Führung hätten die Schwierigkeiten dieses Abends für mich erst angefangen. Wir fuhren 1—2 Meilen am Fluß entlang, kletterten über steile Dämme, auf welchen unsere Pferde dahin stiegen wie Fliegen auf einer Mauer und schlugen dann die Richtung nach dem Flußrand am Fuß eines noch höheren Dammes ein. Der Sungari ist hier 400 Sascheni (2800 Fuß engl.) oder mehr wie eine halbe Meile breit. Da die Brücke für Züge noch nicht sicher war, mußten die Passagiere über das Eis gehen. Eine Gruppe von schnatternden chinesischen Kulis sammelte sich um uns, mein neuer Bekannter beauftragte sie mit dem Tragen seines Gepäcks und verließ mich mit dem Versprechen, zurückzukommen. Es war seit zwei oder drei Stunden dunkel, ich war allein gelassen und meine Iswoschtschikki hielten es für eine ausgezeichnete Gelegenheit, mich jetzt ungestüm zur Zahlung zu mahnen. Ich war aber nicht zur Zahlung zu bewegen und sagte ihnen, daß ich sie später ablohnen würde. Auf alle Fälle gab ich ihnen die Hälfte ihres Fahrgeldes, aber damit waren sie nicht zufrieden; einer faßte mich sogar an der Schulter. Ich zog meinen Revolver und winkte ihm, zurückzutreten. Was wir tun, oder wohin wir gehen würden,

wußte ich nicht. Ich war in den Händen meines neuen Gefährten und mußte ihm überlassen, mich herauszureißen.

Ich trampelte den Kulis nach und sah mich endlich auf der Höhe eines Dammes vor einer Gruppe von Soldaten. Es war bitterkalt, die Sterne schienen klar und unten lag schweigsam der gefrorene Fluß. Wir hüllten uns in unsere Pelze und stampften mit den Füßen, bis nach zwanzig Minuten die Erlaubnis zum Vorwärtsgehen gegeben wurde. Es schien, daß man uns erlaubt hatte, über die Brücke zu defilieren, da mein Gefährte offenbar genügenden Einfluß hatte, die Wachen zu veranlassen, uns unangefochten durchzulassen. Es war eine lange Kavalkade im Einzelmarsch, alle Kulis mit inbegriffen. Einmal kam eine Maschine und wir drückten uns gegen das Geländer. Wir marschierten zwei Meilen weit, über Steine und Schwellen stolpernd, wobei der Führer unseres Zuges fortwährend „Skoro“ („schnell“) rief, um die Kulis anzutreiben. Zuletzt kamen wir an einen langen Güterzug, welcher, wie es im Dunkeln schien, auf einem Nebengeleise stand, mit zwei oder drei Gepäckwagen, einem Wagen dritter Klasse und einem Dienstwagen, alle besetzt. Herr Swollensky war nicht da und es verging eine halbe Stunde, bevor ich einen Platz fand; endlich wurde ich in den Wagen dritter Klasse gedrängt. Es war ein unangenehmer Augenblick. Ich war unter den Russen völlig fremd, sie waren über mein Eindringen ungehalten und schauten natürlich mit Mißvergnügen auf mein Gepäck, das jetzt den Weg versperrte und verhinderte, daß man die Tür zumachen konnte. Glücklicherweise befanden sich unter den Insassen des Wagens zwei Matrosen und das sind, gleichviel von welcher Nationalität, immer lustige, gutmütige Kerle. Einige meiner Gepäckstücke wurden unter dem Sitz verstaut, die andern kamen später den Leuten zustatten, welche sich auf den Boden schlafen legten. Ich träumte mir nicht, daß dieser Wagen für nahezu vierzehn Tage mein Heim sein sollte. Die erste Nacht wurde wie gewöhnlich verbracht; man saß auf einer kahlen Bank, versuchte zu schlafen und war so weit wie jemals von der Lösung des Problems entfernt, was man mit seinem Kopfe anfangen

sollte. In dem Wagen waren drei oder vier Weiber, deren Zorn ich unwissentlich auf mich lud. In der Zeit zwischen dem Schließen und Oeffnen der Tür hatte nämlich ein Passagier neben mir die Unbequemlichkeiten eines Sitzes auf der Bank mit den Annehmlichkeiten eines Ausstreckens auf dem Boden verglichen und ich hatte die günstige Gelegenheit seiner zeitweiligen Entfernung von der Bank benützt, um meine Füße darauf zu stellen und mich halb anzulehnen. Ich wurde bald durch die Rufe: „Engländer! Engländer! Sie nehmen ja den ganzen Raum weg!" von den Frauen aufgestört, welche quer über die Bank und auf Koffern davor lagen. Mein Nachbar brauchte jedoch nicht lange, um sich für die höheren Vorzüge der Bank zu entscheiden, wo er wenigstens ungestört war. Zwei Beamte zogen es vor, in den Kleiderrechen zu schlafen, welche sie so bequem fanden, daß sie dieselben bis zum Ende unserer Reise mit Beschlag belegten; wenn man aber den überfüllten Zustand des Wagens bedenkt, in dem wir Tag und Nacht lebten, daß keine Durchlüftung möglich war, höchstens, daß gelegentlich die Tür geöffnet wurde, so kann ich mich nur wundern, daß sie nicht erstickten. Vier kleine Doppelfenster, welche wie bei einem Zigeunerwagen zusammengefügt und verkittet waren, gaben uns Licht; außerdem schätzten wir uns glücklich im Besitze eines winzig kleinen Ofens in der entfernten Ecke des Wagens. Wenn man auf dem Ofen auch nichts kochen konnte, so schützte er einen doch vor der äußersten Kälte.

Von Charbin nach Zizichar, eine Entfernung von 168 Meilen, geht die Linie über die Steppe und streift an die nordöstliche Mongolei. Sie überschreitet die Grenze zweimal auf etwa fünf Meilen.*)

*) Hosie sagt, daß die westliche Grenze von Holungkiang, wo dasselbe an die Mongolei stößt, dem rechten Ufer des Nonniflußes folgt und zwar von seiner Vereinigung mit dem Chol an bis zu seinem Zusammenfluß mit dem Sungari. Wenn dem so ist, so würde sich die Linie auf die Mandschurei beschränken. Ich möchte nur ungern von der Meinung einer Autorität wie Hosie abweichen, aber die von mir im Text geäußerte Ansicht stützt sich auf verschiedene neuere russische Karten. Ich bezweifle nicht, daß die Russen die

Wie vermöchte ich die endlose Steppe, ihre ununterbrochene Ebene, ihre baumlose Oede, ihren sandigen Boden, auf dem sich nur selten zerstreute Stellen mit grobem Graswuchs befinden, angemessen zu schildern? Meilenweit, auf 50, 100, ja auf 150 Meilen bietet sich immer dasselbe eintönige Bild.

Wie wird das Auge des Reisenden von irgend einem sich bewegenden Gegenstand angezogen und welche Abwechslung bietet derselbe gegenüber der trostlosen Leere der Ebene! Es mag eine Herde langhaariger, baktrischer Kamele, oder ein hoch auf seinem kleinen Pony sitzender Mongole sein, wenn sein Tier mit flatternder Mähne und wehendem Schweife wie der Wind dahersaust, oder es ist auch eine Karawane von kleinen verdeckten, federlosen Wagen, deren feste Räder mit Nägeln beschlagen sind, ein den Bewohnern von Peking so vertrauter Anblick.

Aber wie trocken und klar war die Luft; welche wundervollen Sonnenuntergänge und sternenhelle Nächte mögen den Blick des Zeltbewohners dieser Regionen auf sich ziehen!

Der Zug glitt leicht über die große Steppe, so daß wir die 168 Meilen von Charbin nach Zizichar mit einer Geschwindigkeit von sechs Meilen in der Stunde, oder die Anhalte abgerechnet, mit acht Meilen in der Stunde zurücklegten. Es war, als ob wir uns auf einem ruhigen tropischen Meer befanden, nur daß der Horizont ganz nahe schien, da wir ganz tief in der Ebene fuhren. Bei Zizichar sah ich zum erstenmal drei Bäume und nach einiger Zeit erhielt die Ebene ein wellenförmiges Aussehen mit etwa zwanzig Fuß hohen Erhebungen. Als ich mir diese Hügel näher betrachtete, fand ich winzige gefrorne Teiche an ihrer Grundfläche. An einer Stelle, etwa acht Meilen östlich vom Nonnifluß und sechzehn Meilen von Zizichar — denn so weit ist die umwallte Man-

---

Grenze gern soweit südlich bis zum Nonnifluß ausdehnen würden, wenn nicht ihre Stellung in der Mongolei bereits tatsächlich derjenigen in der Mandschurei vor fünf Jahren ähnlich wäre, in welchem Falle sie gegen die Einzelheiten einer Grenze, welche mit der Zeit eine Provinzgrenze wird, ganz gleichgültig sind.

dschustadt und Hauptstadt von Holungkiang von der Bahn abgelegen — war eine typische Station, d. h. es war ein Ort, wo Feuerungsmaterial aufgeschichtet war und wo ein Wasserturm stand. Es war Mitternacht, der Zug hielt, obwohl es ganz klar war, daß der Maschinenführer nur anhielt, weil es ihm so paßte, und ich machte mich auf, um nach etwas Eßbarem zu suchen. Ich hüllte mich in meinen Pelz, kletterte auf die Strecke, stolperte über Drähte und Schwellen und ging auf eine trüb erleuchtete Hütte zu, welche 3—400 Yards von der Eisenbahn entfernt war. Einige Bretter, die als Sitze dienten, ein mit einer Schuba (Pelzrock) bedecktes Lager auf Kästen, ein roher Ladentisch mit einem kleinen Vorrat an Eßwaren, Wodki usw. bildeten die ganze Einrichtung der Hütte. Die übliche Schtschi (Kohlsuppe) und der willkommene Teetopf kamen zum Vorschein. Wir verzehrten eilig unsere Mahlzeit und behielten scharf den Zug im Auge, damit er nicht ohne uns abdampfte; aber wir hätten uns jede Besorgnis in dieser Hinsicht ersparen können, wenn wir gewußt hätten, daß der Zug einen so langen Aufenthalt machte. Der Stationsmeister, einige Kosaken und Chinesen halfen Holz und Wintervorräte abladen und am nächsten Morgen um acht Uhr kamen eilig zwei Offiziere von Zizichar angeritten, um noch den Zug zu erreichen; sie kamen gerade zu rechter Zeit, denn er fuhr in den nächsten 24 Stunden noch nicht ab.

Dieser lange Aufenthalt bot uns Gelegenheit, in der Nähe der Bahnstrecke umher zu wandern, obwohl es geraten war, sich nicht zu weit davon zu entfernen, damit der Zug nicht plötzlich abfuhr. Auf der Westseite fand ich zwei Forts mit der russischen Fahne. Sie waren mit Wällen umgeben, hatten an jeder Ecke eine rohe Bastion und eines derselben umschloß ein bescheidenes Gymnasium. Die Besatzung bildeten einige Kosaken.

Der Boden ist nicht, wie man erwarten möchte, loser Sand, sondern ein sehr zerbröcklicher Sandstein, welcher bei einem kräftigen Fußtritt in Stücke zerfällt. Er ist sehr salzhaltig und wird zur Herstellung von Soda verwendet, die

in Ziegelform gebracht und nach China geschickt wird. Der halbsandige Untergrund wurde von einer Abteilung im Dienste der Eisenbahn stehender chinesischer Kulis ausgehoben und zu leicht gebrannten Backsteinen für die Stationsgebäude verarbeitet. Es war die Stunde des Mittagessens, die Kulis kauerten in Gruppen um das willkommene Feuer; einige schmorten Zwiebeln, andere rührten mit den schmutzigsten Händen Teig an.

Die Eisenbahn ist mit größter Uebereilung angelegt worden. Dies ist auch die einzige Entschuldigung, welche man für die verantwortlichen Stellen vorbringen kann. Sie wurde unglaublich schlecht ausgeführt, wie nach den unerhörten Unterschlagungen in Verbindung mit der schlechten Konstruktion der Eisenbahn nicht anders zu erwarten war. Man glaubt wirklich, daß die sogenannte chinesische Gefahr im Jahre 1900 zum größten Teil in Szene gesetzt worden war, um eine aus den höheren Stellen ernannte Untersuchungskommission an ihrer Untersuchung zu hindern. An vielen Stellen ist die Bahnlinie auf Talsohlen gelegt worden und muß nunmehr auf eine sichere Höhe über das Ueberschwemmungsgebiet umgelegt werden. Beschütterung gab es selbstverständlich nicht; die Schwellen bestanden meist aus Teilen von Fichtenstämmen, waren meist rund und noch mit der Rinde versehen; anstatt, daß sie gleichlaufend zueinander lagen, strebten sie nach allen Richtungen auseinander. Ich machte einen Beamten darauf aufmerksam, aber er zuckte mit den Schultern und erwiderte: „Was macht es aus?"

Wenn ich bei vielen Gelegenheiten auf den Schwellen ging, fand ich, daß die Zwischenräume höchst unregelmäßig waren. Einem Abstand von vier Fuß folgte ein solcher von sechs Zoll und ich wunderte mich nach solchen Zuständen nicht mehr über die Stöße, die wir beim Fahren empfanden.

Die leichten Schienen wurden einfach auf die Schwellen gebolzt, welche ihrerseits nicht unterlegt oder befestigt wurden, denn ich fand, daß sie buchstäblich unter meinen Füßen schwankten, wenn ich darüber ging. Die Wirkung einer schweren, siebzig bis achtzig Tonnen wiegenden Baldwin-

lokomotive, wenn sie über Schienen ging, die auf den Fuß nur zwanzig Pfund wogen, kann man sich einbilden. Unter einer solchen Belastung bogen sie sich ohne Uebertreibung wie Bänder sowohl senkrecht als wagrecht. War es deshalb ein Wunder, daß unser Geschwindigkeitsdurchschnitt ein so niedriger war? Unfälle kamen häufig vor und wir hatten es nur einem vorsichtigen Maschinenführer zu verdanken, daß uns nichts Schlimmeres passierte, wie Entgleisung. Selbst auf dem am besten gelegten Teil der Bahnlinie, zwischen Wladiwostok und Charbin, hatte das Schwanken und Rütteln der Wagen unsere Schlummerversuche gestört und das war nichts im Vergleich zu meinen Erfahrungen zwischen Charbin und der sibirischen Grenze.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Aus der Mandschurei nach Tschita.

Der Ronnifluß. — Einholen des Zuges. — Ein chinesisches Dorf. — Das Chingangebirge. — Ein Aufenthalt von $2^1/_2$ Tagen. — Sechstausend Meilen Schnee. — Sonderbare Wohnungen. — Die Mandschurische Station. — Schwierig zu erlangende Billette. — Kampf am Büffet. — Tschita.

Am nächsten Morgen machte ich von der Station bei Zizichar aus einen Ausflug nach dem großen, etwa acht Meilen entfernten Ronnifluß. Hie und da standen einige einsame Bäume und ließen die Eintönigkeit der Steppe nur um so schärfer hervortreten, aber jenseits des Flusses mußte sich die Szenerie ändern, wenn man dem großen Chingan- oder Hsinghangebirge näherkam. Der Ronni ist ein Nebenfluß des Sungari und der einzige große Fluß, welcher seinen Lauf durch die Provinz Ho-lung-kiang nimmt. Er ist bis Zizichar schiffbar, für leichte Dschonken sogar bis Mergen. An der Stelle, wo ihn die Bahn überschreitet, ist er genau eine halbe Meile breit. Die große eiserne Brücke, welche in Rußland entworfen und in Amerika ausgeführt wurde, war damals im Bau begriffen und da die gegenwärtige Holzkonstruktion unserer Maschine nicht gestattete, darüber zu fahren, mußten die Wagen von einer großen Anzahl chinesischer Arbeiter über die Brücke geschoben werden. Während dieses mehrere Stunden dauernden Geschäfts überschritten



Der Verfasser.

wir die Brücke zu Fuß nach dem westlichen Flußufer, wo das russische Neuzizichar erwächst. Nachdem ich in einem gewöhnlichen Restaurant ein Mittagessen eingenommen hatte, fand ich am westlichen Ende der Brücke einige Beamte mit ihren Weibern und andere Passagiere versammelt. Hier warteten wir zwei oder drei Stunden auf die Ankunft des von seinen menschlichen Motoren herübergeschobenen Zuges. Es war bitterkalt; der große Fluß war zugefroren. Mehrere Bauern bewegten sich auf dem Eise; einer schleppte Holz, eine einzelne Frau hatte ein Loch ins Eis gemacht und wusch Kleider, ein schrecklich kaltes Geschäft, denn die Kleider waren gefroren, als sie dieselben auf die Schulter nahm. Ein kleiner Haufen chinesischer Kulis, welche in wattierten Baumwollkleidern steckten, sammelte sich um mich und einige begannen, mit kindischer Neugierde meinen Pelzmantel zu befühlen. Sie hatten vorher niemals etwas dergleichen gesehen und fragten mich: „Schto eto takoy?“ („Was ist das?“). „Malenki aleni“ („Junges [Renn-] Tier [-fell]“), antwortete ich. Dann fragten sie ohne die geringste Bedenklichkeit — die Chinesen und selbst die Russen stellen die offensten Fragen —: „Skolko stóit?“ („Wieviel kostet es?“). Ich nannte ihnen einen mäßigen Betrag, aber sie glaubten mir nicht und hielten es für einen Scherz meinerseits.

Spät am Nachmittag ging die Fahrt wieder los, aber nur einige Werst weit, dann hielt der Zug. Seine Bewegungen waren so unregelmäßig, daß wir nur Vermutungen darüber anstellen konnten, was sich in nächster Zeit ereignen würde; zuweilen ging es auf beträchtliche Entfernungen rückwärts, aber im ganzen überwog die Vorwärtsbewegung und schließlich gelangten wir an unsere 580,5 Meilen von Charbin entfernte Bestimmung in 10¼ Tagen. Von nun an wurde es schwierig, Speisen und Getränke zu erlangen. Da uns an diesem Ort die Ueberführung auf ein anderes Geleis augenscheinlich etwas aufzuhalten schien, wenigstens für ein paar Minuten, rannte ich nach einer entfernten Hütte, um Schwarzbrot und einen Kessel Wasser zu erlangen. Im Hinterraum der Hütte stand ein Ofen und ich durfte mir also die Ge-

legenheit nicht entgehen lassen, kochendes Wasser zu bekommen. Unterdessen mußte ich scharf ausschauen, daß der Zug nicht abfuhr und ich war kaum aus der Hütte herausgetreten, als mir das Rasseln der Wagen die Abfahrt des Zuges ankündigte. Glücklicherweise war die Fahrgeschwindigkeit zu keiner Zeit sehr groß und ich rannte also mit dem Laib Brot in einer Hand, den Kessel in der andern, nach und holte den Zug auch ein; eine freundliche Hand griff nach dem Kessel, der Laib wurde an Bord geschleudert und ich sprang ohne Unfall auf.

Unter den Passagieren im Wagen befanden sich ein Hauptmann und ein Militärarzt; der erstere hatte einen Kosaken als Bedienten. Letzterer saß mir gegenüber und erwies sich mir nützlich, da er besser als ich furagieren konnte und mich für ein gelegentliches Trinkgeld vom Aufwaschen nach den primitiven Mahlzeiten im Wagen befreite. Als wir Zizichar verließen, fehlte er; zwei oder drei Stunden waren vergangen und wir dachten schon, daß er zurückgelassen worden wäre, als er plötzlich betrunken auftauchte. Er erzählte eine unzusammenhängende Geschichte, zog ein Taschenbuch heraus, prahlte mit einem Paket Rubelnoten und rief: „Slawa Bogu! Slawa Bogu!“ („Gott sei Dank!“) Dadurch bekam die Sache ein anderes Gesicht; der Hauptmann, welchem bekannt war, daß der Kosak eine solche Summe vorher nicht besessen hatte, wandte sich an mich, weil ich demselben gegenüber saß, und fragte mich, ob ich etwa bestohlen worden sei. Die Schwierigkeit, in Sibirien Geld zu bekommen, hatte mich gezwungen, mehr Geld bei mir zu führen, als ich für diese Reise vorgesehen hatte und ich hatte also etwa 650 Rubel in meine Brieftasche gesteckt; als ich nachzählte, war das ganze Geld vorhanden. Der Hauptmann schalt den Kosaken gehörig aus und der große schwerfällige Bursche fiel in der verächtlichsten Weise auf die Knie, weinte reichlich und schrie: „Paschal'sta! Paschal'sta!“ („Bitte!“). Trotz seiner Bitten um Verzeihung wurde er in den Pferdewagen verbannt und wir waren nunmehr ohne seine Dienstleistungen. An diesem Abend legte der Zug die ganz außerordentliche Ent-

fernung von 35 Meilen zurück und unterbrach dann seine Fahrt für diese Nacht.

Wir hatten schon einen Blick auf niedrige Hügel am Horizont, die Ausläufer der großen Chinghankette, werfen können. Die Landschaft war eine andere; die Steppe mit ihrem spärlichen groben Gras, wo die Mongolen Weideplätze für ihre Ponys und Schafherden finden, hatte weiten offenen, von Hügeln geschützten Tälern Platz gemacht. Der Boden ist in diesen Tälern verhältnismäßig reich und in den letzten Jahren sind zahlreiche Einwanderer gekommen, um diese Täler zu bebauen. Die am meisten gezogenen Getreidearten sind Hirse (Sorghum vulgare), auch Hafer, Weizen, Gerste und Buchweizen (Polygonum fagopyrum) werden gebaut, alle werden im Frühjahr gesät. Der Winter ist äußerst streng, aber der Sommer zwar kurz, aber heiß und reift die Saaten schnell. Sehr selten sah ich längs des Schienenweges ein Zeichen des Anbaus und selbst bevor wir die schneebedeckten Regionen erreichten, war das rauhe, nachlässig gepflügte Land kaum von dem jungfräulichen Boden zu unterscheiden.

Der nächste Morgen sah uns in einem dieser offenen Täler. Die Hügel waren mit Lärchen, Fichten und Birken bedeckt, die jedoch zu Eisenbahnzwecken für Schwellen und Feuerung etwas gelichtet waren; ich machte einen kleinen Aufstieg, um einen Ausblick in diesen Zugang zum Chingangebirge zu erhalten und sah bei dieser Gelegenheit einige Haselhühner (Tetrao bonasia).

Nach einem neunzehnstündigen Aufenthalt wurde uns angekündigt, daß wir weitere 24 Stunden liegen bleiben würden; ich legte mir das so aus, daß ich mich mit Sicherheit zwei Stunden lang vom Zug entfernen konnte und wagte eine Körperbewegung. Zuerst ging ich zu einer kleinen Kolonie russischer Blockhäuser, wo ich mir ein Mittagsmahl verschaffte und schlenderte dann in südlicher Richtung zu einem mandschurischen oder vielmehr chinesischem Dorf. Auf der breiten Straße standen Gruppen chinesischer Bauern, welche bei meinem Herankommen einige Unruhe zeigten, aber sofort

von einem Chinesen beschwichtigt wurden, welcher in prächtigem Anzuge mit blauen wattierten Hosen und langen schwarzsamtenen Stiefeln auf einem kräftigen mongolischen Pony einherritt. Auf Ständen war ein Gemisch von allerlei Waren aufgestellt; u. a. befanden sich darunter mit Pelz besetzte Mandschuhüte, Handschuhe, Stiefel, wattierte Kleider, Ziegeltee und die Lieblingsdelikatesse: gebratenes Schweinefleisch. Die strohgedeckten Lehmhäuser hatten Kamine am Boden, welche durch Rauchfänge verbunden waren und sahen äußerlich viel sauberer aus als die russischen Wohnungen. Jedes Haus stand in seinem Hof und war mit einem Zaun von langen Aesten umgeben. Dicht an der Straße stand ein winziger chinesischer Tempel, welcher sich seiner Vollendung näherte. Ich war überrascht von der Geschicklichkeit, welche sowohl beim Aufbau des Tempels, als bei der richtigen Verwendung der zu seiner Ausschmückung verwendeten Farben entwickelt worden war. Was mich sehr belustigte und vielleicht die kriecherische Stellung der hiesigen Chinesen gegenüber den Russen wiederspiegelte, waren zwei kleine Gemälde am Giebel. Sie stellten eine Straße in einer russischen Stadt dar. Die parallelen Häuserreihen näherten sich in der Entfernung mit übertriebener Perspektive. Jedes Haus war anders angestrichen, weiß, blau, rot, grün; wenn sie auf Rädern gestanden hätten, hätte man die zwei Häuserreihen für Züge halten können, welche erste, zweite, dritte und vierte Klasse führten, noch dazu weil ein Haus im Vordergrund eine schnurrige eiserne Esse hatte, womit man offenbar ein Ofenrohr andeuten wollte. Zwischen den Häuserreihen erstreckte sich die breite, schneebedeckte Straße, auf welcher eine Troika zu sehen war; aber am bedeutsamsten erschien an einem chinesischen Tempel das Gemälde einer russischen Kirche mit ihrem unverkennbaren Zwiebelturm.

Bei meiner Rückkehr drückten meine Mitpassagiere laut ihr Erstaunen darüber aus, daß ich mich allein in das chinesische Dorf gewagt hatte und wünschten mir Glück, daß ich lebend zurückgekommen war. Solche Vorstellungen machte sich der mit offiziellen Berichten gefütterte russische „Mann

von der Straße" über die kriegerische Haltung der Chinesen in der Mandschurei.

Unsere Angst, daß der Zug abging, ohne uns ein Zeichen zu geben und uns in diesem unwirtlichen Lande ließ, war nicht immer unbegründet. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß der Zug am nächsten Tage bestimmt mittags abfahren würde. Hauptmann und Doktor stiegen also aus, um die Genüsse eines „Abends an Land" auszukosten, aber am nächsten Morgen Punkt 7 Uhr ging der Zug ab und ließ sie zurück. Bei unserem nächsten Halteplatz luden wir ihr Gepäck aus und verließen uns darauf, daß sie dasselbe bei ihrer Ankunft wieder einfordern würden. Die Bahnlinie schob sich nun weiter in das Chingangebirge vor, aber der Schienenweg erforderte keine sehr schwierigen Ingenieurarbeiten, da er den Flußläufen folgte und nur hier und da ein unbedeutender Hügelabhang durchschnitten werden mußte. Die Berge oder vielmehr Hügel, denn sie überschritten nicht die Höhe von zweitausend Fuß, waren abgerundet, dünn bewaldet und durch weite Täler getrennt. Die Landschaft erinnerte mich an wildere Teile des nördlichen Neuseeland. In weiterer Entfernung von der Bahnlinie sind die Höhen dicht bewaldet und sehr wildreich; das Chingangebirge gilt als das beste Jagdrevier in der Mandschurei und ist bekannt als Aufenthaltsort des Tigers, Wildschweins, Bären, Luchses usw. und einer stattlichen Anzahl von Gattungen gefiederten Wildes.

Eine beschädigte Abteilung des Schienenstranges hielt uns einige Stunden auf und vor eintretender Dunkelheit konnten nur noch wenige Werst zurückgelegt werden. Der Maschinenführer benützte die Nacht zum schlafen und stand am nächsten Morgen, einem Sonntag, spät auf. Das Leben im Eisenbahnwagen ist an einem Tage wie an dem andern und wir waren ganz überrascht, als jemand entdeckte, daß Sonntag war. Ich weiß nicht, wie viele hundert Meilen die nächste Kirche entfernt war; jedenfalls blieb der Zug nicht stehen und meine Mitreisenden konnten den Tag nicht auf ihre rechtgläubige Weise feiern. Sie gerieten also auf den Plan, ihre Stiefeln

zu wichsen; woher die Wichse kam, weiß ich nicht. Wir lebten schon mehr wie die Ferkel zusammen, schliefen in unsern Kleidern, wickelten uns in Pelze oder Schaffelle und konnten nur mit der größten Schwierigkeit einen oder zwei Kessel Wasser erlangen, mit dem sich die ganze Gesellschaft waschen mußte. Der kleine Ofen mußte fleißig mit Stücken und Enden von Telegraphenstangen und Schwellen gefüttert werden, welche wir auf dem Wege auflasen. Diese Holzstücke wurden mit dem Säbel der Kosaken, welcher seit der Zeit, wo wir seinen Hauptmann zurückgelassen hatten, wieder bei uns eingetroffen war, gehackt, bis das Schlachtschwert endlich zerbrach. Das Wärmen am Ofen erfolgte der Reihe nach. Den höchsten Punkt der mandschurischen Eisenbahn erreichten wir am zehnten Tage mittags, nachdem wir Wladiwostok verlassen hatten. Die Bahnlinie steigt in Schlangenlinien zu der (gegenwärtigen) passend „Chingan" genannten Station zu einer Höhe von 1930 Fuß überm Meer empor. Diese Schlangenlinie soll durch zwei Tunnel, von denen jeder über eine halbe Meile (3150 und 3010 Fuß) lang ist, ersetzt werden.

Von diesem Punkte an begann der schlimmste Teil der Reise; lange Verzögerungen, anhaltende Kälte und der Mangel aller Veranstaltungen zur Beschaffung von Lebensmitteln verursachten den Passagieren viele Leiden. Vom Gipfel herab fuhr man erst eine halbe Stunde und hielt dann ebenso lang, dann ging es wieder los, dann wurden 2¼ Stunden gehalten und so fort; schließlich stand die Maschine mit dem Zug neun Uhr nachts in einem offenen Tale in den Bergen in einem Schneesturm und heulenden Wind still. Man sagt, daß die Chinganberge den nicht beneidenswerten Ruf haben, die kälteste Gegend in ihrer Breite zu sein. Ich kann es wohl glauben, denn obwohl wir erst den 19. November hatten, zeigte das Thermometer 63 Grad Kälte (Fahr.). Ein ruhiger, klarer, kalter Tag in Sibirien ist recht genießbar, aber wenn zu der außerordentlichen Kälte noch ein scharfer Wind und Schnee kommt, der so trocken wie feines Pulver ist und wie mit Nadeln ins Gesicht sticht, so wird man sich nicht wundern, daß wir gegen unsern Maschinenführer eiferten, daß er gerade

diesen Platz ausgesucht hatte, wo wir 2½ Tage Aufenthalt machen sollten. Die Station besaß einen Namen, Mendukhey, aber sonst nichts weiter. Sie wurde würdig durch eine im Bau begriffene Blockhütte repräsentiert, wo der Eisenbahnagent „lebte", wie man uns erzählte. Die zwei Soldaten schliefen bei dieser schrecklichen Kälte außen in einem Verschlag.

Zu noch größerem Elend war unser Holzvorrat ausgegangen und am Morgen hatten wir zwar einen Ofen, aber kein Feuer, während der feine Schnee durch alle Ritzen des Wagens drang. Einige abgehärtete Leute wuschen ihre Hände aus Mangel an Wasser mit Schnee. Obwohl es gerüchtweise hieß, daß hier nichts zu haben sei, gelang es doch glücklicherweise, wenn man Hungersnotpreise bezahlte, ein wenig Brot und Wasser zu erlangen. Dies war der Anfang einer Strecke schneebedeckten Landes, die sich in einer Entfernung von mehr als sechstausend Meilen bis nach Berlin ausdehnte.

Der erste Tag verging und unsere Erwartungen, daß nun abgefahren würde, blieben unerfüllt; am nächsten Tag durften wir nicht auf die Abreise hoffen. Als wir erfuhren, daß in der Hütte des Agenten heißes Wasser gekauft werden konnte, rannte ich mit dem Kessel in der Hand hinüber, um diese ausnahmsweise Gelegenheit zu benützen. Eine Frau verkaufte heißes Wasser, aber weil man dem Samowar zusah, brauchte er natürlich erst recht lang zum Kochen. Da ich auch eine Rangierbewegung vom Zug her hörte, fragte ich endlich einen Beamten, ob der Zug abginge. Er antwortete: „Sseitschass" („Sofort!"). Ohne heißes Wasser, mit Pelz, den Kessel in der Hand, rannte ich nach dem Zug, welcher sich soeben in Bewegung gesetzt hatte. Einige der Pferdewagen waren hinten mit einer Plattform versehen, ich kletterte auf eine solche und nahm meinen Stand ein. Ich wünschte mir Glück, daß ich nicht zurückgelassen worden war und tröstete mich damit, daß ich bei einer späteren Gelegenheit wieder in meinen Wagen kommen würde. Der Zug war jedoch nur eine kurze Strecke weit gefahren, als ich sah, daß er in zwei Teile geteilt und der Wagen mit meinen Mitpassagieren zurückgelassen worden war. Ich kletterte deshalb eilig herunter und sprang ab, glücklicher-

weise kein schwieriges Wagstück bei der Geschwindigkeit, mit welcher wir fuhren.

Am nächsten Morgen früh ging unsere Zughälfte ab. Es war eine Erleichterung, als wir nach einem Stillstand von 2½ Tagen wieder in Bewegung kamen, selbst wenn es nur mit einer Geschwindigkeit von vier bis sechs Meilen in der Stunde geschah! Die Nacht war mit vergeblichen Bemühungen verbracht worden, sich warm zu halten, obwohl wir in Pelzen und langen Filzstiefeln zu schlafen versucht hatten. Innen drang der Schnee durch alle Ritzen, außen pfiff der Wind unerbittlich und trieb den Schnee in wirbelnden Wolken vor sich her, was ganz den Eindruck eines wallenden Nebels machte.

Nach einigen Werst stand die Maschine, um für sich Wasser einzunehmen, aber nicht auch für die Reisenden. Zwei oder drei Gestalten in Pelzen tauchten bei der grimmigen Kälte auf der Strecke auf, um Holz zum Wärmen des Wagens zu suchen. Wir fuhren fort, häufige Halte zu machen und standen bis Mittag auf einer andern Station, Yashi mit Namen, wo es kein Büfett gab.

Einige von den Pferdewagen hatten keinen Ofen, andere wegen Mangel an Heizungsmaterial kein Feuer. Frauen weinten vor Kälte und verlangten nach Hause. Die Zukunft sah sehr schwarz aus. Eine vier Tage alte Rinde Schwarzbrot und eine sorgfältig in die Länge gezogene Lammszunge war alles, was mir geblieben war. An der Bahnstrecke lagen die Wohnungen einiger russischer Schienenleger, zu ihnen lenkte ich meine Schritte bei der Suche nach Brot. Diese Höhlen erinnerten mich an den Troglodyten Suh-shen, welcher hier vor dreitausend Jahren gewohnt hatte. Ich mußte in „die Eingeweide der Erde" hinuntersteigen, um die Höhlenbewohner zu finden. Der Boden war bis zu einer Tiefe von sechs bis zehn Fuß ausgehöhlt, das Dach war von Holzstämmen und mit Erde, Schnee usw. bedeckt; das gab Schutz und hielt warm. Auf alle meine Fragen wurde dieselbe Antwort gegeben; sie hätten kein Brot übrig. Die Sache wurde immer schlimmer, denn sogar Wasser mußte der Lokomotive abge-

zapft werden, wenn es der Maschinenführer nicht sehen konnte. Das Glück lächelte uns jedoch wieder, denn es gelang dem Zug, diesen Abend noch die Station Chailar zu erreichen, wo wir uns den Luxus einer guten Mahlzeit am Büfett gestatteten.

Etwa eine Meile von der Station liegt die chinesische Stadt, welche von den Russen während ihres mandschurischen Feldzuges eingenommen wurde; die nebenstehende Illustration stellt die chinesischen Generale dar, wie sie den Generalgouverneur Grodekow empfangen. Von hier an war der Schienenweg in einer weit besseren Verfassung, denn er gehörte zu einer der zuerst gebauten Strecken; am nächsten Morgen kamen wir nach Ongun, vierzig Meilen entfernt. Hier befanden wir uns auf geringerer Höhe, der Wind hatte nachgelassen, der Schneesturm aufgehört und die Sonne schien mittags mit beträchtlicher Kraft. Zahlreiche Elstern hüpften im Schnee herum; ich zählte an einer Stelle 24 dieser Winterbesucher der Poststraßen Sibiriens.

Der bessere Zustand der Strecke war früher zu Ende, als wir erwartet hatten; während der letzten wenigen Stunden hatten wir nur einige Aufenthalte, die zum Auflesen von Holz von Telegraphenpfählen usw. benützt wurden. Die großen Erhebungen lagen hinter uns, die Landschaft bot jetzt den Anblick einer Reihe von niedrigen, unterbrochenen Hügeln, die spärlich mit Fichten bestanden waren. Der Zug fuhr die Nacht durch bis drei Uhr früh. Ich wurde plötzlich aufgeweckt und benachrichtigt, daß wir an der Mandschurischen Endstation der chinesischen Osteisenbahnkompanie angekommen waren. So lange war dieser Wagen meine Wohnung gewesen — dies war der elfte Tag und der fünfzehnte meiner Verbindung mit diesem Zug — daß ich mich fast ein wenig heimatlos fühlte, als ich ihm Adieu sagte und in eine weite, unbekannte Schnee-Ebene hinausschritt.

Bis wir die sibirische Grenze überschritten, mußte noch ein Dutzend Meilen zurückgelegt werden, was auch diesen Abend noch geschah. Zusammen hatten wir genau 15 Tage gebraucht, um die Mandschurei zu durchqueren, eine Ent-



Der chinesische General in Zizichar empfängt den russischen General-Gouverneur Grodekow.

fernung von 943,5 Meilen bei einer durchschnittlichen Schnelligkeit von 63 Meilen täglich. Diejenigen unserer Mitreisenden, welche von Port Arthur gekommen waren, hatten nicht weniger wie drei Wochen im Zug zugebracht. Aber ich muß schleunigst erklären, daß diese Zustände sich heute vollständig geändert haben und daß der Reisende diesen Teil der Fahrt in weniger als vier Tagen in einem bequemen Abteil erster Klasse zurücklegen kann und keine Schwierigkeiten wegen Verpflegung oder Heizung mehr hat.

Der Schienenstrang selbst läßt mit seiner sorglosen Anlage und mit seinen leichten Schienen viel zu wünschen übrig, aber die ausgezeichneten Federn der Wagen schützen den Reisenden vor dem Stoßen und Stöhnen der Bänke und Abteile, wie ich es empfinden mußte. Ich hatte keine Ursache, zu murren. Wahrscheinlich habe ich mit den übrigen Reisenden der Eisenbahnverwaltung während des vollständigen Ausbaues der Linie Schaden gebracht. Ich bezahlte für meine Reise auf der Chinesischen Osteisenbahn nichts, denn bis zur tatsächlichen Eröffnung brauchte kein Fahrgeld bezahlt zu werden und ich bezeige hierdurch den Eisenbahnbehörden meinen Dank für das genossene Vorrecht.

Es war eine strenge Nacht, als ich vor dem Wagen stand und mir vorstellte, daß ich den Faden meiner Reise nun nochmals aufnehmen mußte. Vor allen Dingen mußte ich aber erst das eine Viertelmeile entfernte Büfett auskundschaften. In dem großen äußeren Raum drängten sich etwa zweihundert Muschiki (Muschik, Bauern) und Reisende dritter Klasse herum, durch welche ich mir einen Weg in das mit erster Klasse bezeichnete Wartezimmer bahnte. Dasselbe enthielt ein Büfett und einen langen Speisetisch; bei dem Lichte dreier Kerzen konnte ich sehen, daß der Boden mit Gepäck und schlafenden Gestalten bedeckt war. Die Stühle waren ebenfalls von Leuten in unbequemer ruhender Lage besetzt; auf einem saß ein Mann mit dem Kopf in den Händen, auf einem andern seine Frau mit dem Kopf auf den Knien. Ein halbes Dutzend Menschen waren wach, ich schaute mich um und fragte: „Ist hier ein Portier?“ Eine hübsche ältere Frau, welche an der Tür saß,

belustigte sich über eine solche Frage und sagte: „Nein". Die nützliche Einrichtung eines Portiers schien der Zukunft vorbehalten zu sein. Ich wandte mich an einen Nebenstehenden um Auskunft, aber ohne Erfolg. So ging ich also in das Wartezimmer dritter Klasse und bot irgend einem Mann einen Rubel, wenn er mein Gepäck herbeischaffe. Diesmal hatte ich Glück; meine verschiedenen Habseligkeiten wurden vor dem Büfett auf einen Haufen zusammen geworfen, ich kletterte darauf und versuchte vergebens einzuschlafen.

Zu früher Stunde, denn alle hatten von dem Nachtwachen genug, wurde der Bahnhofswirt dazu veranlaßt, den Samowar herzurichten und Tee zu kochen. Draußen war es noch dunkel. Die auf Matratzen und Decken auf dem kahlen Fußboden Liegenden standen allmählich auf. Sie mußten zurzeit schon an ihre Lage gewöhnt sein, denn sie warteten seit vier Tagen auf einen nach dem Westen gehenden Zug. Es war heftiger Schneefall gewesen und der Lokomotivführer hatte deshalb seine Tätigkeit einstellen müssen. Wir Neuangekommenen hatten mehr Glück, denn es wurde bekannt gegeben, daß der Zug 5 Uhr 15 Min. nachmittags, nur fünfzehn Stunden nach unserer Ankunft, abfahren würde.

Nur einige Tage später wurde in einer Irkutsker Zeitung ein Telegramm veröffentlicht, das besagte, daß diese Strecke durch Schneewehen gesperrt war und daß sechshundert Mann vierzehn Tage lang arbeiten müßten, um sie wieder frei zu machen. Ich wünschte mir Glück, daß ich der Aussicht entgangen war, mich vierzehn Tage lang auf dem Fußboden vor dem Büfett der mandschurischen Station herumtreiben zu müssen, obwohl ich der Nachricht ganz bedeutend mißtraute. Die Nachricht gab wahrscheinlich den Ueberschlag des Beamten wieder, welcher für die Freilegung der Strecke verantwortlich und nicht abgeneigt war, den Lohn für sechshundert chinesische Kuli auf vierzehn Tage einzustecken, während höchstens der vierte Teil dieser Anzahl für die halbe Zeit gebraucht wurde!

Draußen lag alles unter dem Schnee begraben, ein heftiger Wind sauste über die Ebene. Einige Blockhäuser, die

Wohnungen von Beamten, waren im Bau begriffen; den bevölkerten Teil dieser neuen Ansiedlung bildete das mongolische Viertel. Schneebedeckte Hügel entpuppten sich bei genauerer Besichtigung als menschliche Wohnungen. Um dieselben herum wurden durch Schneemauern kleine Höfe gebildet, in welchen zottige Ponys ihre Unterkunft fanden. Eine Tonne auf Rädern, welche von einem dieser Rosse gezogen und von einem düsteren Mongolen in Filzstiefeln und in langer Dokha (innen und außen mit Schaffell gefütterter Rock) begleitet wurde, fuhr ab und zu. Der Mongole schleppte in derselben Wasser herbei. Dasselbe wurde am Gefrieren nur durch die Stöße der Tonne verhindert, die außen ganz beeist und mit Eiszapfen wie mit Stalaktiten behängt war. Viele meiner Mitreisenden hatten schlimme Erfahrungen gemacht und waren entschlossen, sich nicht wieder vom Schlummer übermannen zu lassen. Sie umdrängten die ungefügen kleinen Läden und kauften sich einen Vorrat von Konserven, Roggenbrot usw. Wir Reisenden, welche soeben aus einem Zuge gestiegen waren, der fünf Stunden vor, oder zwei Tage nach der angegebenen Zeit abgefahren war, schauten mit beträchtlichem Skeptizismus auf eine Tafel, welche anzeigte, daß der Zug nach dem Baikalsee 5 Uhr 15 Min. abends abgehen würde. In erster Linie war es notwendig, sich zu vergewissern, welche Zeit hier eigentlich Eisenbahnzeit war, ob Wladiwostoker, Ortszeit, Irkutsker oder St. Petersburger Zeit, denn zwischen der ersten und letzten Zeit ist ein Unterschied von sechs Stunden und 46 Minuten. Wenn man diesen Punkt erledigt hatte, mußte man die Fahrscheinausgabe ausfindig machen. Jemand sagte, daß sie die Straße hinab lag, aber schließlich wurde sie in einem Hinterraum entdeckt, der hinter dem Wartezimmer dritter Klasse lag.

Das nächste Geschäft — die Ausgabe des Fahrscheins — war sowohl für den Fahrscheinausgeber als für den Reisenden ein sehr schwieriges Geschäft. Ich hatte festgestellt, daß in dem nach dem Baikalsee abgehenden Zuge nur zwölf Sitze erster Klasse vorhanden waren und erfaßte daher vollkommen, wie wichtig es war, sich frühzeitig eines Platzes zu versichern.

Es wurde gesagt, daß der Schalter vier Uhr nachmittags geöffnet würde. Um ein Uhr wiederholte ich meine Nachforschungen und wurde benachrichtigt, daß es höchste Zeit sei. Ich fand den äußeren Raum mit einer Masse von drängenden und streitenden Passagieren dritter Klasse angefüllt, welche vergebens versuchten, an die winzige Schalteröffnung zu kommen. Zwei oder drei besser gekleidete Personen, welche Billette zweiter oder erster Klasse haben wollten, versuchten durch eine Seitentür in den Schalter zu gelangen; ich folgte ihnen, aber wir wurden sämtlich entrüstet und ärgerlich zurückgewiesen. Dann bot mir ein Mitreisender, welcher mit mir durch die Mandschurei gefahren war, höflich an, mein Billett mit zu besorgen. Ich dankte ihm; als ich sah, daß man nach dem Wagen erster Klasse lief, gab ich einem Diener ein Trinkgeld, ließ mein Gepäck an die Schienen schaffen und pflanzte es vor dem Wagen auf. Dann suchte ich den Kondukteur festzuhalten, damit er mir einen Sitz anweise; aber der arme Mann wurde von allen Seiten bestürmt und war nahezu außer sich. Da ich von einem Abteil, das als belegt bezeichnet wurde, zurückgewiesen wurde, wandte ich mich zum nächsten; aber ein russischer Beamter faßte mit einer Heftigkeit und Ungeschliffenheit, welche der Fremde nur empfindet, wenn der Samthandschuh unabsichtlich abgezogen wird, die Tür und rief, daß „dieser und jener und der nächste Abteil schon belegt seien". Unter diesen bedenklichen Umständen wandte ich mich an den Stationsmeister, welcher mich in das Fahrscheinamt führte. Hier sah ich nun, was hinter den Kulissen vorging und warum die Austeilung der Billette ein so langwieriges Geschäft war. Der Preis jedes einzelnen Billetts mußte erst durch vieles Nachschlagen und Berechnen festgestellt werden und erst nach vielen Schreibereien und Kontrollen konnte ein Billett ausgegeben werden. Während dieser Zeit drängte und stritt sich die Menge vor dem kleinen Schalter. Vier Stunden lang mußten sich einzelne Leute herumschieben und drängen, bevor sie ihre Billette erhielten. Zu meiner Ueberraschung ließ sich der Stationsmeister vor dem Schalterbeamten herab, für mich, den Fremden, ein Billet zu

erbitten; es dauerte zehn Minuten, bevor der Billetteur die Bitte des Stationsmeisters in Erwägung zog und auch dann erst nach der Ueberzeugung, daß das richtige Geld vor ihm lag. Die erste Klasse war besetzt, ich mußte mich also mit einem Billett zweiter Klasse begnügen, aber eine andere Sache war es, auch einen Platz zu bekommen.

Bis zum Baikalsee erforderte die Reise vier Nächte und drei Tage; aber ich hatte die Absicht, in Tschita zu halten und dadurch die Aussicht, nur zwei Nächte und einen Tag in diesem überfüllten Zug verbringen zu müssen und für die übrige Reise einen weniger vollen Zug benützen zu können.

Die zweite Klasse war ebenfalls voll; es gab eine Auseinandersetzung zwischen dem Stationsmeister und einigen Offizieren, aber an der Tatsache ließ sich nichts ändern, man mußte sich in die Lage schicken und Raum für alle schaffen. Die Nacht brachte die Schwierigkeit, es sich bequem zu machen, aber sie wurde dadurch gelöst, daß einer der Mitreisenden, ein gefälliger, derber, kleiner sibirischer Geschäftsmann, welcher mir späterhin einen großen Teil seiner Lebensgeschichte erzählte, sich in die Garderobe zurückzog, während ein großer Beamter sich auf die Kisten und Kasten zwischen den Sitzen hinstreckte.

Die Grenze wurde nach Verlauf einer Stunde überschritten, dann kamen wir in eine Gegend niedriger wellenförmiger Hügel und zugefrorener Flüsse. Das Land war weder bewaldet, noch angebaut, sondern Weideland und wenn der Zug in Tälern fuhr, konnten wir burätische Reiter sehen, wie sie ihre Schafe und Kamele vor sich her trieben. Ein Junge machte ein Loch in das Eis eines Flusses, um Wasser zu bekommen und trug es nach den Wohnungen — kleine schwarze Löcher — am Hügelabhang, welche einem Kaninchengehege nicht unähnlich sahen. Die Schneedecke war am Rande der Steppenregion dünn, die Herden konnten ihr Futter nur erlangen, wenn sie das Gras hervorscharrten. Als wir wieder in die bergigen Gegenden kamen, wo der Schneefall stärker ist, war die Bahnlinie völlig von Schnee eingeschlossen. In den Einschnitten konnte man sonderbare Spielereien des Windes



Ein Burüte.

mit dem Schnee beobachten, überhängende Vorsprünge, Spiralen und sonstige merkwürdige Gebilde. König Frost hatte sie festgebannt und hielt diese phantastischen Formen monatelang fest, denn kein Tau würde sie bis dahin auflösen.

Welches wohlige Gefühl ist es, in einem Zuge zu sitzen, welcher sich fortwährend vorwärts bewegt und nur an bestimmten Punkten einige Minuten anhält. Wir fuhren mit einer ganz leidlichen Schnelligkeit, etwa 8½ Meilen, oder die Halte abgerechnet, elf Meilen in der Stunde. Die Entfernung von der mandschurischen Station nach der Kitajesky Raijesd (chinesischen Vereinigung) beträgt 340 Werst oder 226 Meilen (engl.). Hier stießen wir auf die Hauptlinie der transbaikalischen Bahn, welche von Strjetensk nach dem Baikalsee geht. Es war übrigens noch nicht gar zu leicht, sich eine zusagende Mahlzeit zu verschaffen, denn der Zug war überfüllt und der Vorrat an Lebensmitteln ungenügend, obwohl sich Büfette an gewissen Stationen befanden. Bei solchen Gelegenheiten geht die übertünchte russische Höflichkeit in die Brüche und der gewöhnliche englische Reisende, welcher bei seinem Besuche in Rußland einen sehr guten Eindruck von der ihm entgegengebrachten Höflichkeit und Aufmerksamkeit empfängt, würde von einer Szene am Büfett höchlich überrascht sein. Es war ein wirklicher Kampf um eine Mahlzeit — Offiziere, Beamte, Kaufleute, Matrosen, alle stürmten an das Büfett erster Klasse und verlangten zu gleicher Zeit befriedigt zu werden. Wenn man ein Ssaka'nn tscha'i (Glas Tee) bestellt hatte und es glücklich vorgesetzt erhielt, legte es irgend jemand mit Beschlag und packte es. Die Saku'sska (Hors-d'oeuvre) und Piraschki (eine Teigpastete mit gehacktem Fleisch) verschwanden rasch vom Büfett; man konnte sehen, wie sich ein uniformierter Beamter hinter das Büfett und in die Küche schlich, um sich die Pasteten direkt von der Bratpfanne wegzuholen. Unter solchen Umständen wurde der Fremde, welcher noch dazu erst die eigentümliche Form der in diesem Teil Sibiriens zum Kauf angebotenen Eßwaren kennen lernen mußte, arg in den Hintergrund gedrängt. Der Zug ging ab, ehe nur die Hälfte der Reisenden sich etwas zu essen verschafft

hatte. Die Lektion war jedoch rasch begriffen und in Zukunft wußte ich, wie ich mich zu verhalten hatte. Wenn der Zug an eine Station kam, schlüpfte ich in meinen Pelz, stellte mich auf den Fußtritt, und rannte, sowie der Zug hielt, ans Büfett, wo ich laut Piraschki und Tscha'i forderte. Auf zwei oder drei Stationen hätte man bei einem Aufenthalt von zwanzig Minuten oder einer halben Stunde, wie in Indien, Zeit genug gehabt, rasch eine Mahlzeit einzunehmen, wenn die Bedienung und Einrichtung nicht gar so hoffnungslos mangelhaft gewesen wäre. Hier mußte also ein neuer Plan zur Anwendung gebracht werden. Ich stürzte also in die Küche, beruhigte die aufgeschreckten, geplagten Weiber, setzte mich zwischen die Töpfe und Pfannen, schmutzigen Teller und Messer, löffelte rasch einen Napf Suppe aus und rannte dann zum Zug zurück.

Hinter der Station Aga, etwa drei Viertel des Weges der Verbindungslinie von der Grenze, wanden wir uns zwischen niedrigen Bergen hin, deren Hänge mit einzelnen Birken und Föhren bedeckt waren. Verschiedene Flüsse — der Turga, Onon, Aga und Jngoda — alle Nebenflüsse des Schilka, wurden überschritten, bevor wir die Hauptlinie erreichten. Beim Knotenpunkt kamen wir mit drei bis vier Stunden Verspätung an, fuhren dann nach Karimskaya und mußten hier sechs Stunden auf einen Zug aus Strjetensk warten, welcher einige Reisende und leere Aresstanti- (Gefangenen-) Wagen mitbrachte.

Hier war es noch nicht so kalt wie im Chingangebirge. Jede Station rühmte sich eines Thermometers, ich las um 7 Uhr 20 Min. vormittags den hiesigen ab und fand — 19° (Réaum.) oder 43° Kälte (Fahr.). Die Sonne schien glänzend, aber von Tauen war keine Spur zu sehen. Jn dem hellen Sonnenschein und klaren Mondlicht hatte man auf die endlosen, von keines Menschen Fuß befleckten Schneeflächen einen herrlichen Rundblick.

Wir kamen noch an demselben Morgen nach Tschita, wo ich ausstieg, um das Museum zu besichtigen. Die Stadt liegt malerisch in der Nähe zweier Nebenflüsse des Jngoda; der

Tschita und Kaidalowka fließen hier zusammen. Rings herum erheben sich ganz anständige Hügel. Die Stadt hat eine Bevölkerung von etwa 12000 Menschen und verdankt ihre Entwicklung den Dekabristen, Verbannten aus hohem russischen Adel, welche am 14. Dezember (Deka'brr) 1825 gefänglich eingezogen und hierher verbannt wurden.

Ein paar Schlitten transportierten mich und mein Gepäck zu einem Gasthaus, das „möblierte Zimmer" angekündigt hatte. Ich lernte wieder die Wollust kennen, mich einmal ordentlich zu waschen und meine Kleider zu wechseln. Selbst der Anblick des dampfenden Samowars war nicht mit dem Vergnügen zu vergleichen, seit vierzehn Tagen zum erstenmal die Kleider wechseln zu können. Auf den Fremden machte die Stadt einen gedrückten, kalten Eindruck. Keine Seele am Ort sprach englisch, aber der Direktor des Museums leistete mir zuvorkommend allen möglichen Beistand bei der Besichtigung der ausgezeichneten ethnologischen und naturwissenschaftlichen Sammlung.

Ich war oft erstaunt über den Mangel an Beobachtungsgabe und an verständnisvollem Interesse, den der russische Beamte hinsichtlich der ihn umgebenden Dinge entwickelt. Fragen über Ackerbau, Industrie, Entfernungen, Höhe usw. wurden entweder mit: „Ne snaja" („Ich weiß nicht") oder mit einer lächerlich falschen Aussage beantwortet. Die verhältnismäßig junge Entwicklung der Städte in Rußland und die seltene Gelegenheit, welche der russische Beamte hat, im Verkehr mit anderen Leuten geistige Anregung zu erlangen, scheinen wohl teilweise mit daran schuld zu sein, daß er seinem deutschen und englischen Kollegen nicht ebenbürtig ist. Wenn ich es aufgab, Auskünfte solcher Art zu erwarten, so hoffte ich wenigstens, von den Beamten etwas über Angelegenheiten zu erfahren, deren Vertretung dem Publikum gegenüber doch eigentlich ihre Pflicht gewesen wäre. Ich besuchte bei dieser Gelegenheit die Russisch-Chinesische Bank, um einige Erkundigungen einzuziehen und man bot mir hier höflich an, zu telephonieren, um mir eine Fahrt nach der Station zu ersparen. Seit mehr als einem Jahre hatte ich Europa ver-

lassen und war im Orient und auf der südlichen Erdhälfte herumgewandert und hatte deshalb jetzt nicht mehr die neuesten Auskünfte darüber, wann und an welchen Tagen der Luxuszug von Irkutsk nach Moskau fuhr. Dies war nämlich der Gegenstand der Frage, welche an den Stationsmeister gerichtet wurde. „Ne snaja" war die Antwort. Ich ließ anfragen, ob er mir nicht einen Fahrplan verkaufen könne, oder ob er sonst eine zuverlässige Uebersicht der Züge hätte. „Njätt" („Nein"). Es war nichts weiter dabei zu tun, als sofort weiterzufahren, damit ich nicht den Expreßzug verfehlte, welcher, wie ich glaubte, dreimal in der Woche ging. Aber es kam mir gerade so vor, als ob der Stationsvorstand in Inverneß nicht wüßte oder keinen Fahrplan hätte, um daraus zu ersehen, wann der schottische Expreßzug von Edinburgh nach London abgeht.

Von Tschita aus setzte ich meine Reise nach dem Baikalsee nach den vorhergegangenen nötigen Erkundigungen, zu welcher Zeit der Zug 9 Uhr 13 Min. Vorm. abfahren würde, fort. Der Zug beförderte keine mandschurische Abteilung, sondern nur Reisende aus Strjetensk und den Zwischenplätzen. Die Bestellungen an den Stationsbüfetten wurden daher mit größerem Erfolg ausgeführt und der Reisende hatte mehr Bequemlichkeit. Der Abteil erster Klasse, welchen ich mit einem Kaufmann einnahm, war ganz bequem, aber in der Dämmerung erinnerte mich ein Vorfall bei der Beleuchtung des Coupés an frühere Erfahrungen. Der Kondukteur kam herbei und steckte in ein gläsernes Gestell, das sowohl auf den Korridor als in unser Coupé hereinging, ein Stück Talglicht, zündete es an und schloß dann ab, damit das Licht nicht gestohlen wurde! Die Leuchtkraft dieses Talglichtes war natürlich ebenso gering, als die elektrische Beleuchtung des Luxuszuges von Irkutsk gut ist.

Die Gegend zwischen Tschita und dem Baikalsee ist außerordentlich gebirgig, die Bahnlinie streckte sich in bogenförmigen und zickzackförmigen Windungen dahin und hielt sich in Flußtälern. Hier wird auch das berühmte Jablonoj-Gebirge (Apfelbaumgebirge) überschritten, welches sich in

nordöstlicher Richtung von der Mongolei nach dem Irkutsker Oblasstj (Provinz) erstreckt. Der höchste Punkt der Eisenbahn (3137 Fuß engl.) wird bei der Jablonowaja-Station, etwa fünfzig Meilen von Tschita, erreicht. Die Bahnlinie folgt dann 200 Meilen weit in westsüdwestlicher Richtung dem Chilokfluß, wendet sich dann auf nahezu siebzig Meilen nordwestlich und kehrt dann nach Westsüdwest zurück (21 Meilen), um Werchne-Udinsk zu erreichen. Die gebirgige Natur Transbaikaliens hat diesen gewundenen Lauf nötig gemacht.

In Werchne-Udinsk wird der Reisende aussteigen, wenn er sich für die Buräten interessiert und das sehr interessante mongolische Volk und sein Hauptkloster besuchen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Von Transbaikalien nach Moskau.

Die Buräten. — Nomaden. — Lamas. — Gelung Nor Lamaserai. — Ein „lebender Gott". — Mysterienspiel. — Englische Missionare. — Baikalsee. — Irkutsk. — Bilder vom Wege. — Grenze zweier Erdteile. — Das Uralgebirge. Einsame Dörfer.

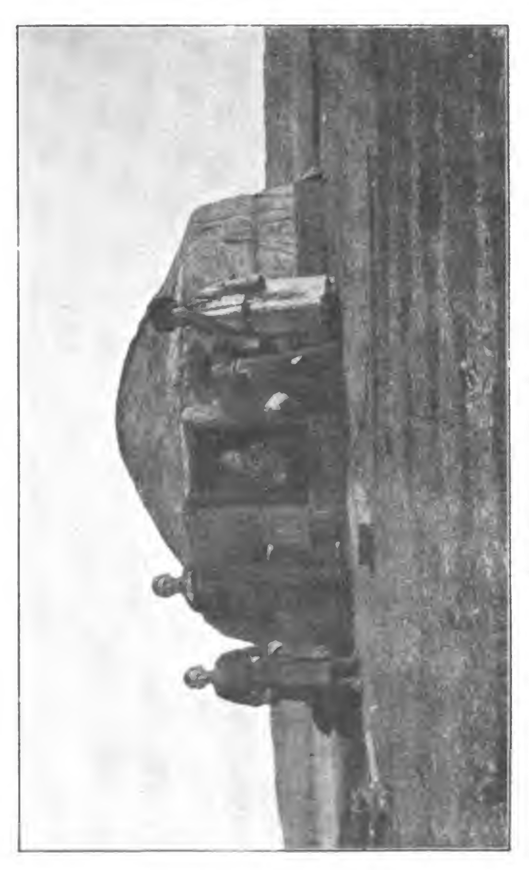
Gelegentlich hatte ich bei einem Wirtshaus an der Straße einige Angehörige des Burätenstammes getroffen und beobachtet, wie der russische Soldat oder Bauer dieselben als rechtmäßige Gegenstände seiner Neugier oder als Zielscheibe seiner Späße ansieht, wie es unwissende Leute eben gelegentlich überall machen. Als ich jedoch an dem Büfett der Mandschurischen Station bei meinem Gepäck stand, öffnete sich die Tür und eine schöne große Gestalt in einem hübschen, hellroten, pelzbesetzten langen Rock mit Gürtel und einem hochroten, seidenen, gut passenden, chinesischen Hut mit langer scharlachroter, seidener Trobbel auf dem Kopfe schritt herein. Ich fragte mich: „Soll das wirklich ein Buräte sein?" Er schien hier unter uns von der Reise bestaubten Leuten nicht an seinem Platze zu sein. Das Haus der Lords, am Tage der Eröffnung des Parlaments durch den König selbst, war der geeignete Platz für ihn. Daß er ein Mitglied eines nomadischen Stammes sein sollte, schien kaum glaublich. Dennoch war es so und es gibt viele Buräten, die ebenso große Herden hatten wie dieser.

Dieser Stamm, dessen Stärke man auf wenigstens 200 000 geschätzt hat, hat seine Wohnsitze südöstlich vom Baikalsee, hauptsächlich um Selenginsk, ist aber östlich bis Nertschinsk und nördlich bis Bargusin umhergestreut. Sie züchten Pferde, obgleich ihre Herden von Kamelen, Rindvieh und Schafen keineswegs unbedeutend sind. Sie leben in tragbaren Filzzelten oder Jurten, wie sie von den Russen genannt werden, sind immer auf der Wanderung und streifen mit ihren Herden weit in der ungeheuren Steppe umher.

Im Winter, wenn es schrecklich kalt ist, wenn rauhe Winde über die Steppe fegen und der kärgliche Pflanzenwuchs vertrocknet ist, wird Zuflucht in den nahen Hügeln genommen. Dann wandern sie nur widerstrebend in die Abgeschlossenheit dieser Täler, wo sie von den Hügeln eingeschlossen sind. Aber mit der Rückkehr des Frühlings kommt auch die Erfüllung der Sehnsucht nach der Freiheit der weitreichenden Steppe und die Lust, durch den endlosen Raum zu rennen. Wo sonst, als in dieser trockenen, klaren Luft der fast regenlosen Steppe kann man, an der Zelttüre sitzend, solche wundervolle Sonnenuntergänge sehen oder die hellleuchtenden Sterne beobachten, wie sie, einer nach dem andern, aufgehen und gewissermaßen in der Luft hängen und nicht wie in einer undurchsichtigen Hemisphäre wie bloße Oeffnungen am Himmelsgewölbe aussehen?

Wie bei vielen anderen mongolischen Stämmen, ist uns auch die frühere Geschichte der Buräten jetzt unbekannt. Daß sie Schamanisten waren und an Hexerei und Zauberei glaubten, steht fest; wir wissen auch, daß buddhistische Missionare 1676 mit einem erfolgreichen Bekehrungswerk bei ihnen begannen. Nur einige wenige tausend hängen noch am alten Aberglauben, obwohl der Lamaismus, zu welchem sich die Mehrzahl bekennt, sich eine Anzahl der abergläubischen Gebräuche der älteren Religion einverleibt und nur mit einem andern Namen bezeichnet hat.

Die Illustration zeigt ein Burätenzelt. Eine solche Wohnung ist gewöhnlich zehn Fuß hoch, mißt fünfzehn im Durchmesser und besteht aus Latten, welche ein Gitterwerk



Eine Burätenfamilie in ihrer Jurte.

bilden und mit dicken Filzen belegt werden, zu denen die Herden der Buräten das Material an Haaren, Wolle usw. liefern. Wenn der Besucher durch die drei Fuß hohe Tür eintritt, findet er Filzstreifen oder, wenn der Besitzer wohlhabend ist, reiche Matten auf dem Boden ausgebreitet und an den Wänden hängen. Eine große, hübsch mit Arabesken verzierte Truhe, welche die Festkleider der Familie, den Silberschmuck, die Zauberkästchen usw. enthält, steht an der Wand. Daneben befindet sich der Altar mit den Burkhan oder Statuetten buddhistischer Heiliger, Gebeträdern, Altarvasen und Glocke.

In dieser holzlosen Gegend wird das Feuer, wie in einzelnen Teilen Indiens, mit dem Mist von Tieren (Argols) unterhalten. Ueber dem Feuer hängt der Topf kochenden Wassers, in welchen für die Mahlzeit Ziegeltee, Hammelfett, Salz, Hirse und Milch getan wird. Die Zeltbesitzer tragen zu ihren alltäglichen Beschäftigungen grobe Kleidung. Die Männer tragen lange, weite Ulster von Tapu (chinesischem Tuch), welche von einem Gürtel, an welchem Tabaksbeutel, Pfeife und Feuerzeug hängen, zusammengehalten werden, und lange chinesische Stiefel. Bei festlichen Gelegenheiten kleiden sich die Wohlhabenden in reichgemusterte, mit Samt eingefaßte Seidenstoffe. Die Frauen tragen gewöhnlich eine kurze Jacke über einer Tunika von grobem Stoff, aber an wichtigen Tagen und Festtagen werden diese Kleider mit solchen aus lebhaften, farbigen und schön gestickten Stoffen vertauscht. Die Frauen schmücken sich dann, wie aus der Illustration ersichtlich, mit Armbändern, silbernen Amuletten, Ohrringen und Perlen, welche in die beiden Zöpfe geflochten werden.

Die Knaben werden von den Lamas unterrichtet; auch die Buräteneltern haben den Ehrgeiz, ihren Sohn einen Lama werden zu lassen, damit er in die Reihen der gebildeten und herrschenden Klasse aufrückt; geradeso, wie eine schottische Mutter wünscht, daß ihr Sohn ein Geistlicher wird. Dieses Bestreben ist in einer solchen Ausdehnung vorhanden, daß sich die russische Regierung veranlaßt gesehen hat, dagegen einzuschreiten und das übertriebene Anwachsen dieser Priester-



Burätenweib und Mädchen im Festgewand.

klasse zu verhindern, welche tatsächlich unproduktiv ist und die Hilfsquellen der Laienbevölkerung abzuziehen droht. Die Bezeichnung „Lamaismus" ist jener ritualistischen Form des Buddhismus gegeben worden, welche in Tibet, Mongolei und China vorherrscht, während die reinere Form nur in Barma und Siam gefunden wird. Die Studien eines Burätenknaben bei den Lamas beginnen sehr früh, eigentlich schon mit dem Alter von acht Jahren und dauern zehn bis zwölf Jahre. Der Knabe beginnt mit dem tibetanischen Alphabet, lernt dann Sprüchwörter und weise Aussprüche auswendig und wird allmählich in die tibetanische Theologie, mongolische Literatur, tibetanische Medizin, Astronomie, Astrologie und buddhistische Philosophie eingeführt. Wenn ein solcher Kandidat seine Prüfungen und Disputationen erfolgreich besteht, kann er ja wohl auch seinen Lizentiaten oder Doktor machen, oder die entsprechenden Titel der burätischen geistlichen Hierarchie erwerben. Indessen ist die größere Masse der Lamas ungebildet und ihre Kenntnisse sehr oberflächlich. Es gibt natürlich hervorragende Ausnahmen von dieser Regel, wie z. B. der jüngst verstorbene K'an-po oder Khamba Lama, oder Großlama der Buräten am Gelung Nor Datsan, dessen Photographie ich wiedergebe, ein sehr gebildeter und belesener Mann war. Der Gelung Nor (Priestersee) oder Gussjinoje Osero d. i. Gänsesee, wie ihn die Russen nennen, ist eine etwa vierzehn Meilen lange Wasserfläche, welche von dem südöstlichen Ende des Baikalsees durch das Chamar-Daban-Gebirge getrennt ist. (Daban ist ein mongolisches Wort und bedeutet Gebirgspaß.)

Hier ist das Haupt-Datsan, Lamaserai oder Kloster der Buräten. Der Reisende auf der Transbaikalischen Eisenbahn steigt bei Werchne-Udinsk aus und fährt volle hundert Meilen durch den Winterschnee nach Nowi (Neu-) Selenginsk. Von hier aus kommt er nach sechzehn weiteren Meilen auf einem zwischen niedrigen Hügeln westlich laufenden Wege an den See. Am südlichen Ende desselben erhebt sich ein sonderbarer weißer, von Blockhütten umgebener Tempel. Die Abhänge der Hügel zeigen auffallend wenig Bäume; dahinter erscheinen



Der verstorbene Kan-po oder Großlama der Burjäten.

die blauen Berge des Chamar Daban, welche vor den Baikalsee gelagert sind.

Der dreistöckige Tempel der Lamaserai ragt hoch über die umgebenden Gebäude hervor. Er ist in chinesischem Stil erbaut; seine weißen Mauern stechen scharf von dem reich bemalten, verschiedenfarbigen Holzwerk der mit vergoldeten Platten verzierten Galerien ab. Kleinere einstöckige, Sume genannte, von einem geschweiften Dach überhöhte Tempel beherbergen je einen heiligen Burkhan (Statue eines Buddhaheiligen). Die Lamas sind entrüstet darüber, wenn diese als Götzenbilder angesehen werden und weisen jeden Gedanken an eine Verehrung dieser Statuen zurück, welche sie nur als eine körperliche Versinnbildlichung der Heiligen betrachten. Um die Sume drängt sich eine ganze kleine Stadt, welche die Wohnungen der Lamas und der Khouwarsk oder Seminaristen umfaßt.

Das Haupt der geistlichen Hierarchie der Buräten ist ein Abt oder Kan-po (auch Khamba genannt) Lama, welchem man gewöhnlich den Titel Dalai oder Groß-Lama der Buräten gibt. Dieser höchste Titel eines Dalai (mongolisch Meer) gebührt eigentlich nur dem „Papst“ von Tibet. Diesem folgt im Range der Pan-tsch'en-Rin-po-tsch'e in Tibet, welcher größeres geistliches Ansehen genießt, aber weniger politischen Einfluß als der Dalai-Lama besitzt. Auf diese beiden Würdenträger der Lamas folgen zwei Lamas, deren Sprengel an den Grenzen Tibets liegen; die Mongolen halten jedoch den Chutuktu oder Kan-po-Lama von Urga als den nächsten nach dem Dalai-Lama von Tibet. In vielen Lamaserai leben auch „Khubilgan“ oder Wiedergeburten tibetanischer Heiliger; dieselben genießen große Verehrung und haben sogar den Vorrang vor dem Abt, wenn dieser nicht selbst ebenfalls darauf Anspruch erheben kann, als eine Wiedergeburt Buddhas zu gelten.

Nebenstehende Illustration zeigt einen dieser fleischgewordenen Buddha oder „lebenden Götter“, wie sie zuweilen genannt werden. Schon bald nach der Geburt wird ein Kind als das Gefäß des wiedergebornen Heiligen ausgewählt und unter Aufsicht der Lamas aufgezogen. Der Khubilgan wird



Taranatha, ein burätischer „Khubilgan“ oder „lebender Buddha“.

für sündenlos gehalten, muß aber für diesen Ruf teuer bezahlen. Er führt ein armseliges Dasein, sein abgesondertes Leben hindert seine Entwicklung und macht ihn zu einem untergeordneten Werkzeug der Lamas.

Mit einem dieser wiedergebornen Heiligen hatte mein Freund, Herr Labbé, eine Unterredung. Der Tag war schon weit vorgeschritten, als der Reisende ankam und im Dorf Unterkunft fand. Am nächsten Morgen wurde Monsieur Labbé nach gebührender Feierlichkeit dem Khubilgan oder Sündlosen, in diesem Falle Taranatha mit Namen, vorgestellt. Der Sündlose war prächtig in Seidenstoffe gekleidet und ein Jüngling von angenehmer Erscheinung. Das nun folgende Zwiegespräch war sowohl für den buddhistischen Heiligen als für den Franzosen ungemein bezeichnend. Der eine war eitel Würde und Herablassung, der andere lauter Freundlichkeit und Höflichkeit. Der Heilige drückte die Hoffnung aus, daß der ausgezeichnete Reisende aus einem so fernen Lande die ihm zusagende Bequemlichkeit im Dorfe gefunden haben möge. Herr Labbé dankte in förmlicher Weise, konnte sich aber nicht enthalten zu erwähnen, daß er sehr von der Zudringlichkeit der Flöhe gelitten hatte. Er setzte hinzu: „Ich habe aber einige dreißig davon getötet.“ „Das bedaure ich,“ sagte der Jüngling ernst. „Es war eine Sünde, das zu tun. Wie können Sie wissen, daß Sie im nächsten Leben nicht selbst ein Floh werden?“ „Dann,“ erwiderte Labbé mit echt französischer Höflichkeit, „würde ich niemals Ew. Ehrwürden zu belästigen wagen!“

Der Lamaismus hat sich viele Verkörperungen heidnischer Gottheiten und Gebräuche einverleibt. Andere nicht burätische Stämme wurden früh in den Schoß der Kirche aufgenommen. Um nun ihren Uebertritt zu erleichtern, wurden einfach ihre Götter und Gebräuche unter neuen Namen oder mit unbedeutenden Abänderungen beibehalten.

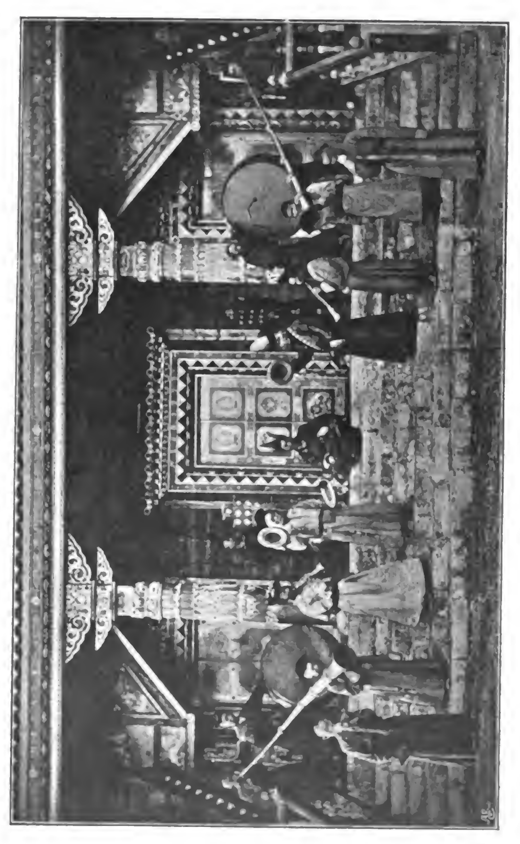
Ein solcher merkwürdiger religiöser Brauch ist das Mysterienspiel. In Tibet wird es der Tanz des roten Tigerteufels genannt und soll nach Waddell (The Buddishm of Tibet or Lamaism) aus den schamanistischen



Lamas als Schauspieler im Mysterienspiel.

Beschwörungen böser Geister hervorgegangen sein, wie ich sie schon bei den Orotschonen geschildert habe, wozu nichtgeistliche, vielleicht kannibalische Gebräuche früherer Zeiten kamen. Der heutige Beweggrund des Mysteriums ist die meuchlerische Ermordung des „Julians des Lamaismus durch einen als Lama verkleideten schamanistischen Tänzer". Die Buräten legen aber ihrem Mysterienspiel oder Tsam, wie sie es nennen, eine viel einfachere Bedeutung unter, nämlich den Triumph der guten über die bösen Geister.

Auf dem abgegrenzten Raum vor dem Tempel sieht man eine große Menschenmenge. Tausende von Buräten sind aus großen Entfernungen herbei gekommen, um Zeugen des Schauspiels zu sein. Während die Zuschauer erwartungsvoll dastehen, ertönt der Lärm vieler musikalischen Instrumente. Große Trommeln erdröhnen, acht Fuß lange Trompeten schmettern, Muscheltrompeten tuten, Zimbeln klirren und Triangeln werden mißtönend angeschlagen, als plötzlich verschiedene wilde Gestalten in den seltsamsten Masken auf die Bühne stürzen. Einige tragen Totenkopfmasken oder eine Maske, welche den Knecht Ruprecht und Neptun zugleich vorstellen soll, andere einen Hirschkopf mit Geweih, wieder andere gehörnte und ungehörnte Tierhäupter, sodaß sogar dem Präsidenten der Zoologischen Gesellschaft angst und bange dabei werden könnte. Zähnefletschende Dämonen mischen sich unter das Gewühl der scheußlichen Fratzen, einer trägt eine große Teufelsmaske mit weit aufgesperrtem Rachen und kleinen flatternden Fahnen, während andere unmaskierte Schauspieler große Hüte mit vergoldeter Filigranarbeit auf dem Kopfe haben. Es ist ein sonderbarer, aber glänzender Aufzug. Das Blitzen von Juwelen, das schnelle Durcheinander von Brokatstoffen, scharlachroten Seidenstoffen, purpurnem Samt, von Bändern und Quasten in allen Farbenabstufungen rufen eine wundervolle, kaleidoskopische Wirkung hervor. Der durch den Glanz dieses Auftritts geblendete und durch das Getöse der Musikinstrumente ganz betäubte Zuschauer bekommt endlich heraus, daß die unmaskierten und mit Dolchen bewaffneten Lamas, welche die guten Geister



Aufforderung zum Tempeldienst.

darzustellen scheinen, die Totenköpfe und die verschiedenen bösen Dämonen und Ungeheuer überwältigt und das Schlachtfeld als Sieger behauptet haben.

Die bei dem Tsam verwendeten Musikinstrumente werden regelmäßig dazu gebraucht, zum täglichen Gottesdienst im Tempel aufzufordern. Die älteren Lamas und höchsten Würdenträger behalten ihre Instrumente in der Zurückgezogenheit ihres eigenen Heims und bedienen sich ihrer nur bei hohen festlichen Veranlassungen. Beim dritten Trompetenstoß müssen alle Lamas auf ihren Plätzen stehen, der Kanpo nimmt den Ehrenplatz am äußeren Ende rechts vom mittleren Durchgang ein. Der Gottesdienst besteht aus dem Singen oder Summen von Gebeten und dauert gewöhnlich über eine Viertelstunde. In seinem Werke: „Vom Japanischen Meer zum Ural" gibt Graf Keyserling eine Uebersetzung des merkwürdigen Glaubensbekenntnisses, welches etwa folgendermaßen lautet: „Ich glaube an den (heiligen) Lehrer, an das Dasein aller wohltätigen Buddhas — gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen — ich glaube auch an die Lamas und ihre Schüler. Ich glaube an (Gaudama) Buddha, seine heilige Lehre, die Geistlichkeit, unsere fromme Versammlung in diesem Tempel und an die schützenden Geister des Glaubens. Ich glaube an Buddha, an den Hohepriester und an die Heiligen. Ich bereue alle Sünden, die ich begangen habe, im allgemeinen und im besonderen. Ich diene der Wohlfahrt aller geschaffenen Dinge und freue mich darüber und trage Buddha und alle in meinem Herzen."

Es ist ein eindringliches Glaubensbekenntnis und eine prächtige Verwerfung der bösen Mächte; aber man kann von den Bekennern desselben, wie von manchen zivilisierten Völkern kaum sagen, daß sie danach leben. Wie ich schon gesagt habe, spielt der verhüllte Schamanismus immer noch seine Rolle und der Reisende kann an gewisse, ausgewählte Stellen kommen, wo der Geist des Waldes oder der Hügel durch das Aufhängen von im Winde flatternden Lumpen geneigt gemacht werden soll. Selbst das buddhistische und schintoistische Japan mit all seinem modernen Aufputz kann viele ähnliche Beispiele

liefern. Ich erinnere mich, daß ich auf meinen Wanderungen in jenem Lande an einen winzigen Altar kam, welcher der Gottheit des Waldes in der Tiefe eines Gehölzes errichtet worden war. Er enthielt Opfer von zwei oder drei Sen (etwa 3 Pfennige) und wir überließen sie dem Stellvertreter der Gottheit, einem armen Landpriester, welcher über die Berge her dazukam.

Die örtlichen Gottheiten dürfen wirklich kaum aufgegeben werden. Man weiß nicht, was sie einem aus Rache antun können und „es geschieht ja nichts Böses, wenn man ein Hufeisen irgendwo aufhängt, selbst wenn es kein Glück bringt."

Einer meiner Freunde, ein Engländer, machte eine Forschungsreise in das Land der Sojoten, eines wenig bekannten mongolischen Stammes, dessen Wohnsitze 500 Meilen westlich von den Buräten (etwa bei Minussinsk) liegen. Er begab sich von Sibirien aus nach dem Kobdogebiet und überschritt das Sajanische und das Tan-nu-Ola-Gebirge. Fortwährend mußte er zu Pferde Flüsse durchschwimmen. Eines Tages kam er an einen Fluß, der breiter wie die bisherigen und stark angeschwollen war. Die Strömung war ganz beunruhigend heftig und es war eine sehr gewagte Sache, hier durchkommen zu wollen. Der mongolische Führer meines Freundes fing an, seine Gebete zu murmeln; als sie in die Mitte des Stromes kamen, wurden seine flehentlichen Anrufungen des Flußgottes immer lauter und lauter, seine freie Hand wurde um Erhörung höher und höher emporgestreckt, bis die Stimme des Mongolen sich schließlich zu einem gellenden Schreien erhob. Zum Glück für meinen Freund war der Genius des Flusses günstig gestimmt und sie kamen zwar halb ertrunken, aber noch lebendig und heil ans andere Ufer. Mein Freund wandte sich an seinen Führer, welcher so etwas wie ein Diakon an seinem Dorftempel war und fragte ihn: „Aber ich habe ja geglaubt, daß Du ein Buddhist wärest?" „Ja, Herr," antwortete er, „aber es ist immer gut, wenn man mit dem Ortsgotte auf gutem Fuß steht."

Im vorigen Jahrhundert wurden mit Genehmigung Alexanders I. drei englische Missionare von der Londoner

Missionsgesellschaft zu den Buräten geschickt. Der Missionar Stallybraß kam mit seiner Frau nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt in Irkutsk im Oktober 1819 nach Selenginsk. Kurz darauf folgten ihm die Missionare Swan und Yuille, letzterer mit Frau. 22 Jahre lang betrieben sie ihr Bekehrungswerk und reisten 1825 zweihundert Meilen weiter in den Mittelpunkt ihres Wirkungsfeldes. Die nomadischen Gewohnheiten des Stammes machten ihr Werk schwierig und ungewiß. Um die Kinder der Buräten in die Hände zu bekommen und zu erziehen, mußte man sie vollständig in eigene Pflege nehmen, nähren, behausen usw., aber selbst dagegen sträubten sich die Eltern. Die Missionare mühten sich hartnäckig ab und nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit waren endlich einige Anzeichen dafür vorhanden, daß einigen Schäflein ihrer Herde das Licht der Wahrheit leuchtete. Da entstand aber eine neue Schwierigkeit. Die zu Hoffnungen berechtigenden Schüler waren zur Taufe bereit, aber den englischen Missionaren war vom russischen Synod das Versprechen abgewonnen worden, daß keine Bekehrten getauft werden sollten. Das Versprechen wurde streng gehalten. Die russische Kirche hatte nichts dagegen, die Bekehrten in ihren Schoß aufzunehmen, aber es entsprach schwerlich dem Vorhaben der Londoner Gesellschaft, für die russische orthodoxe Kirche Konvertiten zu gewinnen. Dazu wurde das freie Vorgehen Alexanders I. nunmehr durch einen Ukas Nikolaus I. unwirksam gemacht, indem man erklärte, daß der Synod in Zukunft alle Missionsarbeit von seinen Geistlichen selbst verrichten lassen würde. 1840 wurde deshalb die englische Mission aufgegeben; drei Gräber bezeichnen die Stelle, wo diese freiwillig Verbannten ihre Kraft verbraucht haben. Die Missionäre haben ein großes Zeugnis von sich hinterlassen, nämlich eine ausgezeichnete Uebersetzung der Bibel aus dem Hebräischen und Griechischen in die burätische Mundart, oder vielmehr in die mongolische geschriebene Sprache, welche von den Buräten gebraucht wird; diese Uebertragung verwendeten die russischen Priester als Unterlage für die ihrige.

Die russische orthodoxe Kirche hat bei den Buräten nicht

sehr große Fortschritte gemacht und von den 200 000 Buräten sollen nur 14 000 Christen sein. Graf Keyserling sagt: „Sie (die russischen Priester) stehen einem Glauben gegenüber, welcher im Volke tiefe Wurzeln gefaßt hat und in seinen sittlichen Grundsätzen außer allem Zweifel steht. Sie haben mit einer Kirche zu tun, welche fester organisiert ist wie ihre eigene und finden in den Lamas Gegner, welche in vieler Beziehung intelligenter — und leider muß hinzugefügt werden — und moralischer sind wie sie."

Der russische Einfluß fängt an, auf das nomadische Leben der Buräten einzuwirken und die Vorteile des Ackerbaues, sowie die Notwendigkeit einer Niederlassung, um einen Eigentumsanspruch gegenüber dem russischen Einwanderer geltend machen zu können, bestimmen nach und nach die Buräten, ein seßhafteres Leben ins Auge zu fassen. Schon bauen sie hölzerne Hütten, in welchen sie für eine kurze Weile leben. Gelegentlich findet auch eine Zwischenheirat zwischen einem russischen Bauern und einer Burätin statt; tatsächlich ist der Buräte bei den Russen örtlich unter dem Namen Bratsski (Brüderchen, von Bratt = Bruder) bekannt. In einigen Fällen werden burätische Kinder sogar auf russische Schulen geschickt; in Moskau wohnt ein Halbblutburäte, welchen ich dort beim Diner in meinem Hotel sah; er ist Arzt und hat eine große Praxis.

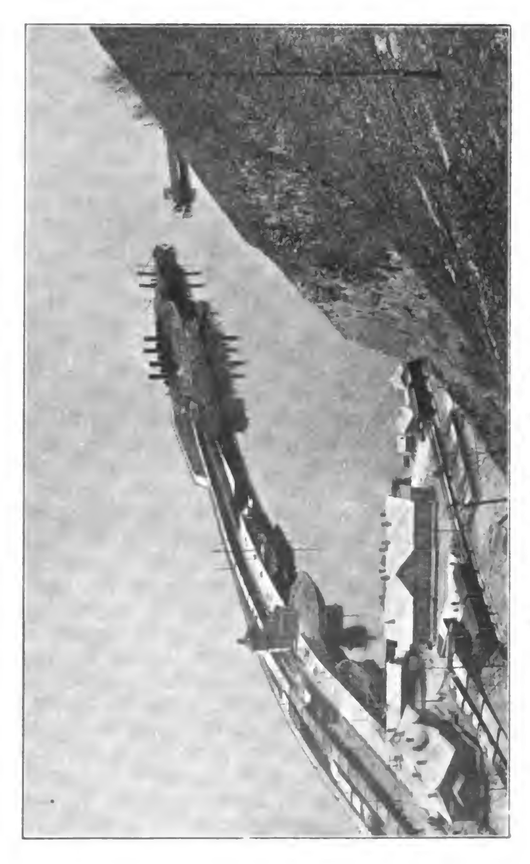
Ich muß aber der Versuchung widerstehen, noch länger bei den Sitten und Gebräuchen eines Stammes zu verweilen, welchem bisher von den Gelehrten so wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

Wenn man sich dem Baikalsee von Werchne-Udinsk aus nähert, wendet sich die transbaikalische Eisenbahnlinie auf 24 Meilen direkt nördlich, folgt dem Selengafluß und vermeidet das Chamar-Daban-Gebirge, welches bis zu 6000 Fuß (engl.) Höhe aufsteigt. Dann nimmt die Linie schließlich eine westsüdwestliche Richtung auf den See zu bis Myssowskaya. Die Reise auf der transsibirischen Eisenbahn ist wiederholt beschrieben worden, und ich will den Leser weder mit einer Wiederholung ermüden, noch ihn mit Aufstellungen über Kon-

struktion und Herstellung der Linie langweilen. Aber einige Eindrücke will ich festhalten. Meine Reise erfolgte von nun an mit größerer — sibirischer — Geschwindigkeit, weil ich England noch vor Weihnachten erreichen wollte. Dies erreichte ich auch mit einem Spielraum von vier Tagen, wobei ich mir noch einige Ruhetage in Moskau und St. Petersburg leistete, um mich etwas von den Anstrengungen der Reise durch die Mandschurei zu erholen.

Der einzige Gegensatz, welchen dieser Teil meines Abstechers zu den von anderen Leuten auf derselben Route unternommenen Reisen bildet, liegt in der Jahreszeit. Die meisten haben die Reise auf der transsibirischen Eisenbahn im Sommer gemacht.

Fünftausend Meilen Schnee vom Chingan-Gebirge bis St. Petersburg — nicht bloße Schneewehen, sondern eine ungeheure, dicke, weiße Schneedecke überall — sind ein so gewaltiger Eindruck, daß meine Worte ihn nicht zu beschreiben vermögen. Tag um Tag, Woche für Woche dasselbe weiße Leichentuch, das ungeheure Land im Schlaf, die Wälder von keinem flüsternden Winde aufgestört, die Bäume mit ihrer sechsmonatlichen Schneebürde belastet, die Hütten tief begraben und nur ein dünner Faden blauen Rauchs, der sich langsam gen Himmel ringelte, oder eine über den Hof schreitende eingehüllte Gestalt zeigten von Leben in diesem Bilde. Freunde fragen: „War es nicht eintönig?" Nein, gar nicht. Der großartigen Bergszenerie Transbaikaliens mit ihren tiefen, fichtenbestandenen Tälern folgte der Baikalsee, diese riesige Wasserfläche, welche von einem großartigen, vom Gipfel bis zum Fuße mit Schnee bedeckten Gebirgszuge umgeben ist. „Aber war die Ebene — die 2000 Meilen lange Ebene zwischen Irkutsk und dem Ural nicht tödlich langweilig?" Wieder nein. Diesen Tag fuhren wir durch einen hundert Meilen langen Wald und schauten so in die geheimnisvollen Tiefen der Taiga (es war, als wenn man auf einem schmalen Fahrweg in einem unbekannten Wald fuhr) und am andern Tag befanden wir uns auf einem niedrigen Plateau und beobachteten die Karawanen auf einem zugefrornen Fluß



Station Baikal am Baikalsee mit zwei Eisbrechern.

oder das kleine, aus Blockhütten bestehende Dorf in einer entfernten Bodensenkung.

Der Baikalsee, welcher die Scheidung zwischen Ostsibirien und Westsibirien andeutet, ist in mehr wie einer Beziehung eine außerordentliche Wasserfläche. Er ist nicht allein der größte, sondern auch der tiefste Süßwassersee auf der östlichen Erdhälfte. An einer Stelle berührt das Blei den Boden erst in einer Tiefe von 3185 Fuß. Die Oberfläche des Sees liegt 1561 Fuß über dem Meer. Das Wasser ist von wundervoller Klarheit und hat zu vielen örtlichen Sagen Veranlassung gegeben. Der Baikal wird mongolisch Dalai-nor (das heilige Meer), tatarisch Bai-kul (der reiche See) genannt. Seine Länge beträgt 400 Meilen, seine Breite an der Stelle, wo die großen Fährboote von Myssowskaya bis zu der Baikal genannten Landungsstation überfahren, 38½ Meilen.

Zwei von Armstrong & Co. gebaute Eisbrecher, der Baikal und der kleinere Angara, fahren regelmäßig über den See; der erstere soll die Eisenbahnzüge über den See bringen, tut es aber nur bei besonderen Gelegenheiten, wenn z. B. ein hoher Beamter reist. Die Oberfläche des Sees ist plötzlichen und heftigen Stürmen ausgesetzt und die Ueberfahrt ebenso gefürchtet und ebenso lang dauernd wie die von Dover nach Ostende. Ich machte die Ueberfahrt auf dem Angara bei günstigem Wind; derselbe war jedoch so stark, daß der Angara bei dem Versuche, nach Myssowskaya zurückzukehren, zurückgetrieben wurde und nach einem einstündigen Kampf die Rückkehr aufgeben mußte. Im Osten fällt das Gebirge am See zu niedrigen Hügeln ab, im Westen erheben sich große, mit Lärchen bewachsene Klippen aus dem Wasser, nach Süden hat man im Winter eine wirklich großartige Aussicht. Eine große zackige Mauer von Gebirgen, welche wie ein Streifen vom Gipfel der Pyrenäen mitten im Winter vom Fuß bis zur Spitze mit Schnee bedeckt sind, drängt sich bis ans Ufer und hat dadurch den Bahnbau außerordentlich schwierig gemacht.

Die Kraft des Windes ist so stark, daß der See noch nicht zugefroren war, obwohl wir Ende November hatten und Eis

das Dock ausgefüllt und die Ufer eingesäumt hatte. Erst spät im Dezember traten die Eisquetscher mit ihren drei Schrauben (eine vorn, zwei hinten) in Tätigkeit, werden vorwärts getrieben, brechen das Eis mit ihrem Gewicht und werden abermals weiter gezwungen, bis sie an das Ufer kommen. Meine Mitreisenden nannten die Eisbrecher mutwilligerweise Baikal wodokol (Wasserbrecher) statt Lyodokol (Eisbrecher), weil sie manchmal nicht weiter können. Ich wurde jedoch dahin aufgeklärt, daß die Behörden ein Fahrzeug bestellt hatten, das 2½ Fuß Eis brechen sollte, während der Baikal so gebaut war, daß er seinen Weg durch vier Fuß erzwingen konnte. Zuweilen ist jedoch das Eis sieben Fuß dick. Den Winter über fahren auch Schlitten in unglaublich kurzer Zeit über den See. Kapitän Cochrane sagt in der Beschreibung seiner wundervollen Fußreise durch Rußland und die sibirische Tatarei 1820: „Wir fuhren in 2½ Stunden über den See. Die Geschwindigkeit, mit welcher drei nebeneinander vor einen Schlitten gespannte Pferde den See überqueren, ist so groß, daß z. B. der frühere Gouverneur von Irkutsk gewöhnlich nur zwei Stunden brauchte.“ Unter solchen Umständen ist es unbedingt gefährlich, auf dem See die Pferde anhalten zu wollen; zuweilen saust der Schlitten rascher vorwärts wie die Hengste, überholt sie und schlägt um. Die zugefrorne Oberfläche des Baikalsees bietet wegen der Löcher und schwachen Stellen manche Gefahren, besonders bei Beginn und gegen Ende der Schlittenzeit. Zu diesen Zeitpunkten wird die Fahrt nur mit beträchtlicher Gefahr unternommen, und die Fahrpreise steigen im Verhältnis zum Wagnis, wie man mir erzählte, bis auf vierhundert Rubel. Jeden Winter gehen viele Menschenleben verloren. Zwei Tage später wurde ich selbst ins Wasser geworfen, als ich über einen etwa eine Viertelmeile breiten Fluß fuhr — Schlitten, Pferd, Kutscher, alle plumpsten hinein; glücklicherweise befanden wir uns an einer verhältnismäßig seichten Stelle und konnten uns wieder heraushelfen und das erschreckte Pferd festhalten. Es war übrigens so kalt, daß das an uns haftende Wasser sofort zu Eis gefror.

Eine vierzig Meilen lange Reise auf einer schlecht angelegten und Erdstürzen ausgesetzten Strecke bringt den Reisenden vom See nach Irkutsk. Irkutsk ist eine Stadt von nahezu 60 000 Einwohnern mit einigen ansehnlichen Gebäuden aus Stein und Ziegeln, z. B. Kathedrale, Museum, Theater, die zwei Gouverneurshäuser, Schulen usw. Im übrigen bietet Irkutsk das übliche Durcheinander, und die unregelmäßige Beschaffenheit der sibirischen Stadt mit drei oder vier „erstklassigen Hotels", welche zwar elektrisch beleuchtet sind, aber durchaus nicht eine wirklich anständige Bequemlichkeit bieten; Straße an Straße besteht aus hölzernen Gebäuden, von den mehr als eines das Heim eines Millionärs birgt; eine Hauptverkehrsstraße mit schönen Läden und stolzen Gebäuden stößt an hölzerne Baue oder leere Plätze.

Nur eine erwähnenswerte Sache machte in Irkutsk Eindruck auf mich, nämlich seine großen und stattlichen Schulen. Augenscheinlich ist Irkutsk ein ganz bedeutender Mittelpunkt des Erziehungswesens. Ueberall begegnete man Schülern, ebensoviel Mädchen wie Knaben, welche mit Büchern unter den Armen einherkamen. Viele dieser Anstalten verdanken ihr Bestehen privater Wohltätigkeit und der Anwesenheit einer großen Anzahl gebildeter Verbannter. Man sagte mir, daß wenigstens fünfhundert Mädchen das Gymnasium und andere höhere Bildungsanstalten besuchten. Sie kamen aus allen Teilen Sibiriens; viele von ihnen waren in Familien untergebracht und gingen von hier aus an die Universität Tomsk.

Am Abend des zweiten Tages meiner Ankunft wurde das Jubiläum der Gründung des Museums gefeiert, und ein Professor aus Tomsk hielt eine biologische Vorlesung. Ich war in hohem Grade erstaunt, den großen Vorlesungssaal voll von enthusiastischen Studenten männlichen und weiblichen Geschlechts zu finden. Ich fühlte mich für den Augenblick in einen Ferienkursus an einer deutschen Universität versetzt. Der Gegensatz zu all diesem kam jedoch, als wir hinausgingen. Ich war mit einer Dame zugegen gewesen, welcher ich Briefe von dem Sohn eines Verbannten aus Sachalin

mitgebracht hatte und ich bot ihr natürlich an, sie nach Hause zu fahren, aber sie antwortete lachend: „Ach nein, ich danke Ihnen; ich bin eine „neue Frau", sehen Sie und außerdem habe ich meinen Revolver!" Selbst in meinen Ohren klang dies seltsam in einer großen bevölkerten Stadt, noch dazu, wo ich wußte, daß sie nur durch Hauptstraßen zu gehen brauchte. Auf Sachalin war das so üblich, daß man kein Wort darüber verlor, aber hier war es eine andere Sache.

In der Stadt, besonders im Reiche der Erziehung schien ein gewisser Geist der Freiheit zu herrschen. Es lag ein Zug und eine Freimütigkeit darüber, die man in Moskau, Kiew oder St. Petersburg nicht gestattet haben würde, und ich war versucht zu fragen: „Was würde wohl geschehen, wenn die Regierung ihre Hand darauf legen, eure Bestrebungen einschränken und euren Studiengang so einengen würde wie im Westen? Würdet ihr aufstehen? Seid ihr stark genug dazu?" Die Antwort war ein Lächeln und ein Zucken mit den Schultern.

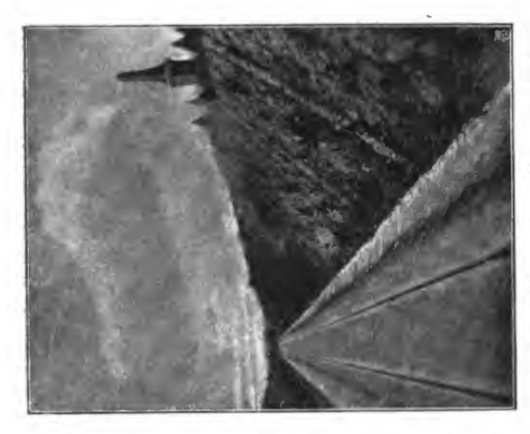
Nachdem ich zwei Tage auf den Luxuszug gewartet hatte, setzte ich meine Reise von Irkutsk aus fort. Nach Moskau beträgt die Entfernung 3390 Meilen, die wir in acht Tagen zurücklegen sollten. Der Weg liegt auf einem niedrigen Plateau und folgt gelegentlich einem breiten Flußtal. Bis Nischne-Udinsk sind die Wälder sehr gelichtet, aber dann tauchte die Bahnlinie plötzlich hundert Meilen weit in die Taiga. Nachdem wir Krasnojarsk und die Zweigbahn nach Tomsk passiert hatten, kamen wir in die niedrige Ebene der Barabinschen Steppe, welche sich bis zum Uralgebirge hin erstreckt.

Die Wagen waren ausgezeichnet eingerichtet und luxuriöser, weil geräumiger wie die europäischen. Wir fuhren anfänglich mit einer Geschwindigkeit von vierzehn Meilen in der Stunde, die sich auf zwanzig Meilen steigerte, als wir an den Ural kamen. Eine weiße Schneedecke hatte alles eingehüllt, aber manches Bild oder kleine Drama an der Straße ist mir in Erinnerung geblieben. Einmal fuhren wir bei Sonnenaufgang durch die Taiga; der kaum erwachte große

Sol schimmerte durch die Lichtungen, beleuchtete die bereiften, silberglänzenden Birken, bis sie zauberhaft glitzerten, oder er warf blitzende Flecke wie Lichtkronen auf den Schneeteppich. An anderer Stelle war das große Gestirn auf seinem westlichen Tageslaufe begriffen und verweilte noch kurz, um die entfernten Berghöhen rosenrot anzumalen und die rotstämmigen Fichten zu lebendiger Glut zu entflammen. Für die an ein feuchteres Klima Gewöhnten ist dieses Spiel des Lichts in einer völlig klaren Luft und der glänzende Sonnenschein ohne eine Spur von Tau eine neue Quelle der Freude. Noch ein anderes Bild steht mir vor Augen. Draußen zeigte das Thermometer 37 Grad Kälte (Fahr.), der Himmel zeigte ein klares, kaltes, grünliches Blau. Die Bahnlinie erstreckte sich einen Bergrücken entlang, von welchem aus wir auf eine ziemliche Entfernung hin nach beiden Seiten sehen konnten. Die Sonne ging unter, und durch das spitzenähnliche Geäst der mit Eisdiamanten bedeckten zierlichen Birken war ein Blick auf eine himmlische Stadt gestattet, welche in weiter, weiter Ferne aus einer reinen, weißen, schneeigen Ebene emporstieg — oder sollten es nur die glänzenden Kuppeln und ragenden Türme einer sibirischen Stadt gewesen sein?

Häufige Halte zur Einnahme von Feuerung ließen manchen malerischen Ausblick auf die Gegend zu. Hier war es eine Bauernfrau in der bis an die Knie reichenden Schuba (Fellkleid) und in langen Filzstiefeln, welche Tannenzapfensamen, Butter, Eier, Milch usw. verkaufte, letztere sorgfältig eingepackt, um sie vor dem Gefrieren zu schützen. Dort war es ein Zug mit Heu beladener Schlitten, welche einen Fluß entlang schlichen und von der Schneewüste kaum zu unterscheiden waren. In Petropaulowsk standen Karawanen von Schlitten ziehenden Kamelen zur Abreise nach dem fernen Taschkend in Turkestan bereit.

Der Frost hat seine Vorteile wie Nachteile. Er ist die Verkehrszeit par excellence. Es ist wahr, daß das Wasser für die Oefen und den Zug im allgemeinen heiß herbeigeschafft werden mußte, damit es nicht unterwegs gefror und daß auf den Stationen Leute die langen Eiszapfen vom Zuge



Ein Obelisk an der Grenze Europa-Asien mit der Inschrift „Europa“ auf der einen und „Asien“ auf der anderen Seite.



An einer Station der transsibirischen Eisenbahn.

abhauen mußten, aber andrerseits wurden auch ganze geschlachtete Ochsen direkt aus dem Schlachthause auf Schlitten an die Station geschafft und ohne weiteres in die Wagen geladen, um nach dem Osten zu gehen. Kühlwagen oder Kühlgefäße waren durchaus nicht notwendig.

Omsk ist derjenige Ort, von welchem aus die Verteilung des Ueberflusses an Naturprodukten nach Osten und Westen erfolgt. Die östlich von Omsk gelegenen Orte schaffen Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Fleisch, Felle, sogar Milchprodukte ostwärts, um die neueren und weniger vorgeschrittenen Niederlassungen damit zu versorgen; aber von Omsk aus gehen diese Erzeugnisse westwärts bis St. Petersburg und Moskau, nordwärts auf den Flüssen zu den arktischen Posten, südwärts nach Odessa und durch Karawanen nach Zentralasien.

Etwa zwanzig Meilen westlich von Kurgan gelangt die Bahnlinie auf das Gebiet des europäischen Rußlands, d. h. administrativ gesprochen, denn die alte Grenzlinie zwischen Europa und Asien ist 250 Meilen weiter westlich. Hoch oben auf dem Ural, östlich von Slatoust erhebt sich ein Obelisk, welcher auf der einen Seite die Inschrift Asien, auf der andern Europa trägt. Das Original steht auf der alten Poststraße und würde, wenn es reden könnte, von manchem herzzerreißenden Trauerspiel erzählen können. Wie viele Verbannte haben hier ihren letzten langen Blick auf ihr Heimatland geworfen, wie viele Freunde und Verwandte sind hier mit Angst und Sorge von den Verbannten geschieden, deren Antlitz sie niemals wiedersehen sollten?

Welche Veränderung, seit wir uns wieder im Gebirge befanden, vor allem, daß die Linie vom Chamar-Daban-Gebirge an der südöstlichen Seite des Baikalsees bis hierher 2400 Meilen anzeigte! Nachdem wir die große weiße nur hie und da von einem gelichteten Birken- oder Tannenwald unterbrochene Ebene hinter uns gelassen hatten, tauchte der Zug in das Uralgebirge ein. Wenn dasselbe auch keine bedeutenden Höhen (bis zu 1600 m) aufweist, so macht es doch durch seine Länge Eindruck; aber das Vergnügen, wieder zwischen Felsen und waldigen Höhen zu sein, wurde dadurch nicht vermindert. Die

Bäume werden nicht mehr durch heftige Winde verkrüppelt oder gekrümmt, sondern wachsen gerade und frei in die Höhe wie in einem Park. Im Jablonojgebirge des Amur-Oblast waren die Täler breit und wir machten große Kurven, aber hier umringten uns Hügel und schienen uns zu bedrohen. In diesem Augenblick drang der Zug in einen engen Ausschnitt ein, im nächsten durchschnitt er einen Damm und gewährte Ausblicke auf weiße Plateaus und auf unzählige, mit Schnee und Wald und Gestrüpp bedeckte Höhenzüge. Der Schnee war tief, weich und flockig und nicht wie der brüchige, harte, glasartige Schnee, den wir auf der andern Seite von Omsk gelassen hatten.

Die zahlreichen Blockhütten der Schneekehrer sahen behaglich aus, sie standen in geschützten Ecken unter Bäumen und hochragenden Felsen. Wie unwirtlich schienen dagegen die Dörfer auf den nackten, dem Wind und Wetter ausgesetzten Ebenen. Schwerlich würde aber wohl der Kirgise und Buräte mit einem solchen Heim in den Bergen zufrieden sein. Wie dumpfig und atembehemmend würden sie es, in einem Tal eingeschlossen, finden? Wie hindernd würden sie es empfinden, wenn ihr Blick durch Berg und Hügel eingeschränkt wird? Welches Heimweh würden sie empfinden nach dem weit ausgespannten Himmelsbogen und nach dem Sonnenuntergang auf der Steppe?

Auf der Höhe des Urals drohte uns ein Schneesturm den Weg zu versperren, aber der nachlassende Wind verschonte uns mit unpassierbaren Schneewehen. Auf der westlichen Seite ging das Gebirge allmählich in die große Ebene des europäischen Rußlands über. Es war, als ob wir uns auf den sanften, mit schlanken Tannen und Fichten bestandenen Abhängen eines englischen Parkes befanden. Die Schneedecke lag tief und weich und milderte, alle Dinge verschönernd, alle rauhen Erscheinungen. Die Bäume trugen ihr warmes Winterkleid von flockigem Weiß und die Haselbüsche mit ihren wirklichen Schneeblüten sahen aus wie ein Baumwollenfeld im Herbst.

Wieder verging ein Tag, und ich befand mich auf der

großen Ebene bei Samara und fuhr auf der schönen Brücke bei Syſran über die zugefrorene Wolga. Von Syſran aus brachte mich eine Reiſe von kaum zwei Tagen nach Moskau, wo wir auf die Minute genau eintrafen. Die Wege, die Flüſſe, jede andere phyſiſche Grenze waren nicht zu unterſcheiden, längs der Wege hatte man Tannenzweige aufgeſteckt, um unbekannten Reiſenden den Weg zu zeigen. Zäune, welche ſich im Winde bogen, ſäumten die Bahnlinie an ausgeſetzten Stellen ein, um Schneewehen abzuhalten. Das Land war, ſoweit man ſehen konnte, beim Betreten Europas auffallend wenig von dem ſeitherigen verſchieden. Dieſelbe große ſchneeige Ebene ging an dem nicht bemerkbaren Horizont in den Luftraum über und das Land war ebenſo dünn bewohnt wie bisher.

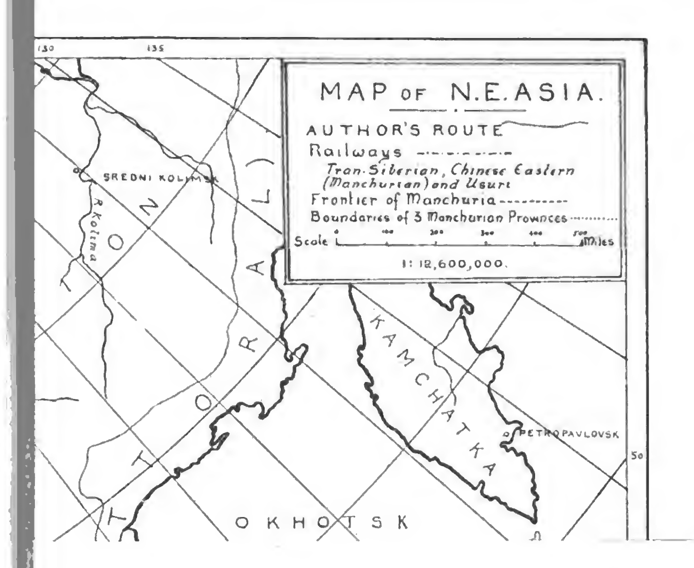
Meilen über Meilen lagen zwiſchen den kleinen Dörfern, deren Hundehütten ähnlichen Hütten in dem tiefen Schnee kaum zu erkennen waren; nur die Kirche mit ihrem weißen Abputz und grünem Dach und dem von einer Kuppel bekrönten Turm ragte wie Gulliver über die Liliputaner über die Häuschen der Bauern empor. Wie ſtumpf, wie abgeſchnitten von der Welt muß das Leben ſolcher Dörfer ſein, welche zwanzig Meilen von ihren nächſten Nachbarn getrennt ſind?

Nachdem der ruſſiſche Bauer jahrhundertelang auf ungeheuren Ebenen in abgeſchiedenen Dörfern mit geringer, oder keiner Verbindung mit der Außenwelt gelebt und keine Renaiſſance, Reformation oder Revolution gehabt hat, hat er zuletzt ſeine Entdeckung einer neuen Welt gemacht, mit einigen der Hoffnungen und Erwartungen der Einbildungskraft, welche uns dieſe Ereigniſſe in Weſteuropa gebracht haben.

Es iſt für uns ſchwer, das fataliſtiſche Element in der Natur des Muſchik (Bauern) zu begreifen und geiſtig mitzuempfinden — des Bauern, welcher jahrhundertelang ſein abgeſchloſſenes Leben geführt und nicht mit der Tatkraft der Hoffnung, ſondern vielmehr der Verzweiflung gegen die harten Umſtände der Kälte und des Mangels gekämpft hat. Dann überraſchten ihn plötzlich die großen, durch die Emanzipation erweckten Erwartungen, welche ſich in ſo vielen Fällen

als trügerisch erwiesen. Nun kommt diese Erschließung eines neuen Landes von fabelhaften Hilfsquellen, mit Gold und Silber, Kupfer, Kohlen, Eisen, mit Ackerbau, Viehzucht und Milchwirtschaft — alles dies ist wie die Entdeckung einer neuen Welt gekommen und man fühlt es in der Luft. Selbst wenn man mit den Leuten spricht und sich über ihre Naivität und Leichtgläubigkeit belustigt, merkt man, daß das Gefühl da ist.

Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35.


MAP OF N.E. ASIA.
AUTHOR'S ROUTE
Railways
Tran-Siberian, Chinese Eastern (Manchurian) and Usuri
Frontier of Manchuria
Boundaries of 3 Manchurian Provinces
Scale
Miles
1: 12,600,000.
SREDNI KOLIMSK
R. Kolima
KAMCHATKA
PETROPAVLOVSK
OKHOTSK
130
135
50

